
DER MARSCH DES
FASCISMUS


KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0852 5237

AdL

Der Titel der Originalausgabe ist „Goliath. Der Marsch des Fascismus." Ins Deutsche übertragen von Georg Rahn.

Für William Allan Neilson

DER MARSCH DES FASCISMUS

von

G. A. BORGESE

1938

VERLAG ALLERT DE LANGE
AMSTERDAM



Gedruckt bei L. E. Bosch & Zn. Utrecht (Holland)
Printed in Holland.

INHALT

IV. MARSCH AUF ROM

V. DIE GESICHTER DER TYRANNIS

VI. MARSCH IN DIE WELT

VORWORT

DIESEM Buch liegt weder die Überzeugung zugrunde, dass wir bereits alles wissen, und dass jedes menschliche Ereignis der Vergangenheit und Zukunft als das vorbestimmte Resultat des wirtschaftlichen Ablaufs erklärt werden kann und muss, noch die Annahme, dass die menschliche Natur eine stabile Grösse ist, und dass menschliche Wesen sich wie Automaten benehmen, aus deren Reaktionen sich Gesetze ableiten lassen, so unfehlbar, wie die Gesetze der Mechanik sein wollen. Die Überzeugung dieses Buches hat schon lange vorher Leibniz ausgedrückt, als er sagte, dass die Menschen sich mehr von Leidenschaften als von Interessen leiten liessen. Hier sollen die Charaktere einiger Persönlichkeiten und die Kurven einiger Leidenschaften nachgezeichnet werden, die uns dahin gebracht haben, wo wir uns befinden.

* * *

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts brachte die Grosse, die Französische Revolution. Unsre Zeit erlebte und erlebt noch immer die Grosse Involution: den Fascismus mit seinen totalen Staaten und seiner Stammesmystik.

Die Grosse Involution begann in Italien, zwischen 1922 und 1925. Der Versuch, sie als ein blosses Zwischenspiel der italienischen Geschichte zu deuten, erwies sich als unzulänglich. In ihren Auswirkungen wurde sie, zumindest für die Gegenwart, ein ebensolches Weltereignis wie die Französische Revolution. 1933 eroberte der Fascismus ein noch grösseres Volk, Deutschland; zwei und drei Jahre später forderte er, mit dem abessinischen Krieg, den Völkerbund, und mit der Einmischung in Spanien, die Welt heraus. Inzwischen bedrohte er ganz Westeuropa; in Japan hatte er leichtes Spiel, und seine Wellenbrecher reichten bis ins ferne Louisiana in den Vereinigten Staaten.

Ein Amerikaner schrieb „Das ist bei uns nicht möglich". Wie und warum wurde es in Italien möglich? Wer die Gegenwart begreifen will und sich über die politischen und sozialen Aufgaben der nahen Zukunft klar zu werden wünscht, muss das Wesen und den Ursprung des Fascismus in seiner Heimat, Italien, studieren.

Es gibt keine Vergleichsmassstäbe für Fascismus und Kommunismus. Der Kommunismus, man mag ihn lieben oder hassen, bewegt sich in der Richtung, die durch Ideen der letzten Jahrhunderte gewiesen war; er ist ein Kind der englischen, amerikanischen und französischen Revolutionen. Der Fascismus ist etwas Neues. Man kann Mussolini nur zustimmen, wenn er sich rühmt, sein Fascismus sei das Charakteristikum des zwanzigsten Jahrhunderts, oder, wie er es nennt, eine neue Zivilisation.

Doch es wäre verkehrt, den Fascismus als die Schöpfung eines einzelnen Mannes, Mussolini, und einer Gruppe von Anhängern zu begreifen. Kein Mann ist stark genug, die Erde zu erschüttern. Mussolini handelte aus italienischem Geist und eroberte ihn; dann, durch die Eroberung geschwellt, versuchte er, die Welt zu gewinnen. Ein kurzer Abriss der italienischen Geistesgeschichte vor Anbruch des Fascismus ist die unerlässliche Voraussetzung, wenn man Geburt und Wachstum dieser Bewegung begreifen will.

I. DER ITALIENISCHE HINTERGRUND

DANTE

Es gibt keine italienische Rasse. Vielerlei Blut hat sich in der Bevölkerung gemischt, die dicht gedrängt zwischen dem Kamm der Alpen und der Strasse von Sizilien sitzt. Selbst der geographische Begriff Italien ist verhältnismässig jung. Es gibt eine italienische Nation; das heisst: eine Gemeinschaft mit einer gemeinsamen Literatursprache und einem einheitlichen System der psychologischen und geistigen Haltung. Im übrigen gibt es nur eine einzige stichhaltige Definition des Begriffes Nation: eine durch das Band gemeinsamer Erziehung verbundene Gruppe von Menschen, die gross genug ist, um einen Gemeinschaftswillen zu entwickeln.

Die italienische Nation entstand, wie alle anderen europäischen, gegen Ende des Mittelalters; aber ihre Geburt vollzog sich anders. Italien war nicht die Schöpfung von Königen und Kriegern; sie war das Geschöpf eines Dichters, Dante.

Der Ausländer, der Italien mit Dante identifiziert, hat im wesentlichen recht. Dantes Charakter und Lebenswerk übten einen entscheidenden Einfluss aus, der mit den Jahrhunderten wuchs, bis er die italienische Oberschicht ganz erfüllte. Man übertreibt kaum, wenn man sagt, dass Dante für Italien war, was Moses für Israel gewesen sein mag.

Seine Biographie gliedert sich, wie die so vieler Religions- und Staatengründer, mit dem Zusammenbruch seiner ursprünglichen Laufbahn und dem Beginn seiner Wanderjahre in zwei scharf getrennte Teile. Er wurde 1302 verbannt, als Siebenunddreissigjähriger. Das war seine Hegira.

Seine erste Jugend war im ganzen mittelmässig gewesen; die eines armen Adligen von nicht sehr grossem Namen und mit so gut wie gar keinem Grundbesitz. Seine Eltern waren tot und hatten ihn als kränkliches Kind in dem gefährlichen Klima des mittelalterlichen Florenz zurückgelassen. Körperlich war er schlecht ausgestattet, und sein Äusseres ohne Anmut. Selbst über seine Moral waren ehrenrührige Gerüchte im Umlauf; ihm wurde, zumindest von witzigen „Freunden", Unsauberkeit in Gelddingen und Mangel an Mut gegen Beleidiger seiner Person und seiner Familienehre vorgeworfen.

Allzu frühreif oder vielleicht pathologisch verliebte er sich als Junge von neun Jahren in ein ungefähr gleichaltriges Kind, das

Bice oder Beatrice hiess. Doch es ist zweifelhaft, ob das Mädchen die Flamme je erkannte, die sie in der Seele des Knaben entzündet hatte. Sie heiratete später einen Florentiner Bankier und scheint, obwohl sie sehr jung starb, ganz normal gewesen zu sein, mit einem Sinn für Humor und nicht ohne einen Zug von Koketterie und weiblicher Grausamkeit.

Als Beatrice starb, verfasste Dante das kleine Gedenkbuch, betitelt „Vita Nuova", das Neue Leben. In ihm erhob er die Dame seiner Einbildung, deren Finger er nie berührt hatte, auf einen Platz im Paradies gleich hinter der Gebenedeiten Jungfrau und schloss mit dem Versprechen, die gleiche Dame noch in einem grösseren Werk zu feiern, mehr noch: nur noch im Lichte ihrer Glorie leben und sterben zu wollen. Immerhin machte er, nach dieser Flucht aus jugendlicher Enttäuschung in die Mystik, die einzige wirkliche Lebenserfahrung seiner ganzen Laufbahn. Von 1295 bis 1301 nahm er am politischen Leben seiner Vaterstadt teil; er wurde mehrfach mit öffentlichen Ämtern und Gesandtschaften betraut; er hatte sogar ein Heim, mit Frau und Kindern.

Dann plötzlich schwand diese kleine Oase in der Wüste seines Lebens dahin. Er hatte sich auf eine politische Karriere, für die keiner weniger geeignet schien als grade der Verfasser der „Vita Nuova", mit der gleichen Vehemenz der Einbildungskraft und mit dem gleichen Mangel an Wirklichkeitssinn geworfen wie in die Leere seines Liebesabenteuers. Er verkannte seine Zeit, verpasste seine Gelegenheit und sah auch die Zukunft falsch. Auf der Rückkehr von einer Gesandtschaft nach Rom, irgendwo in der Toskana rastend, fand er sich über Nacht verbannt, während seiner Abwesenheit von den Florentinern verurteilt, zuerst zu einer schweren Geldbusse und noch irgend einer Strafe, dann, ein paar Wochen später, zum Tod auf dem Scheiterhaufen, wenn er je in ihre Hände fiele.

Seine Frau teilte sein Exil nicht.

Unglück und Ruin verfolgten ihn nun durch sein ganzes Leben. Nicht einmal seine Ehre rettete er, da die öffentliche Anklage auf Ämterschacher gelautet hatte; und mochte das auch nur Verleumdung sein, so erschien sie doch vielen durch seine beständige Geldverlegenheit und das schlechte Renommée, das die Satiren seiner „Freunde" ihm verschafft hatten, als durchaus glaubhaft.

Sein Zusammenbruch war die Folge eines Temperaments, in dem Gefühl und Phantasie so hochgespannt waren, wie die organische Widerstandskraft schwach schien. Des Seufzens, Zitterns und

In-Ohnmacht-Fallens ist in seinem Liebesroman kein Ende, und selbst dann, wenn Liebe nicht im Spiel war, fiel er der Melancholie und Furcht sehr rasch zum Opfer. Mochte auch die Geschichte, dass er „der Freund des Mannes wurde, der ihn verprügelt hatte", eine Lügenmär sein, sie hätte nicht erfunden werden können, wenn Jung-Dantes Name von jener Aura des Mutes und Stolzes umgeben gewesen wäre, die man später dantesk nennen sollte. Auf jeden Fall war er seiner Geistes- und Gemütsverfassung nach ein autoritätsgläubiger Mensch; was immer Tradition und Gesetz vorschrieben, er hiess es willig gut; und wenn er seine politische Existenz einbüsste, so war das nicht die Strafe für ein revolutionäres Verbrechen, sondern, ganz im Gegenteil, nur die Auswirkung eines missverstandenen Konservativismus, der ihn zu einem Eiferer für die florentinische Unabhängigkeit und zu einem Widersacher jedweden Wechsels in der Innen- und Aussenpolitik seiner Vaterstadt machte.

Wenn einerseits seine Empfindlichkeit krankhaft war und sein Verstand vor jedem neuen, rebellischen Gedanken zurückschreckte, so lag, andererseits, der grösste Aktivposten seiner Persönlichkeit in dem Gefühl für die absoluten Proportionen von Verstand und Schönheit, in seiner Liebe für Symmetrie und Einheit; mit anderen Worten, in seiner Genialität als klassischer Meisterarchitekt. Nun, da er alles verloren, was er in den fünf, sechs Jahren wirklichen Lebens besessen hatte, war er gezwungen, tief in sein Inneres zu tauchen und die körperlose Substanz seines Genies zu packen, wenn er dem Verderben entrinnen wollte.

Kein moderner Emigrant kann die Seelenqualen eines mittelalterlichen Exilierten ermessen. Die mittelalterliche Stadt, laut und geschäftig wie ein Bienenstock, hatte in dem engen Getriebe ihrer Geschäfte und Leidenschaften ein System seelischer Selbstgenügsamkeit entwickelt, das fast die Vollkommenheit des tierischen Instinkts erreichte. Der Bienenstock stellt, bei all seiner Grausamkeit, die einzige Lebensmöglichkeit für die Einzelbiene dar; die gleiche Bedeutung hatte eine mittelalterliche Gesellschaft wie die italienische Stadtgemeinde für ihre Kinder. Verbannung war ein Fluch. Verbannung war der Tod.

In den ersten Jahren seines Exils durfte Dante noch hoffen, die Vaterstadt wiederzugewinnen, sei es durch eine glückliche Wendung im Innern, sei es durch Waffengewalt von aussen her. Später schwand auch diese Hoffnung, und Dante blieb mit seinem Werk allein.

Er hatte als Ersatz für Beatrice jenen Altar der „Vita Nuova" errichtet, eine Spielzeug-Kathedrale, und das tote Mädchen in den Glanz seines privaten Paradieses versetzt. Nun, da zur Gefühlskatastrophe sich die politische und soziale Schande gesellte, traten andere Figuren, in einem neuen Bezirke seiner Phantasie, auf den Plan, in einer Art von negativer Steigerung. Das waren die schlimmen Florentiner und die schlechten Päpste. Er erinnerte sich an das am Schluss der „Vita Nuova" gegebene Versprechen und begann einen grösseren Bau, den denkbar grössten, zu errichten: ein Paradies für seine Liebe, eine Hölle für seine Feinde und ein Fegefeuer für sich selbst, aus dem er, nach Kampf und Sieg, zuletzt aufsteigen sollte.

Doch der Stoff, aus dem er die „Vita Nuova" erbaut hatte, war für die Zwecke dieses neuen Unternehmens zu zart. Die ersten sieben Gesänge des „Inferno" enthielten, trotz mancher Ansätze zu einer kraftvolleren Musik, noch immer eine Fülle von morbiden Klängen: Ohnmächte und Tränen, Angst und verzweifelte Leidenschaft. Es scheint ziemlich sicher, dass er seine Arbeit unterbrach und erst nach einer langen Pause wieder aufnahm. Er war nun ein andrer Mann, vollendet in sich selbst; was von den Elementen seiner Jugend, an Morbidezza und Schwäche, noch vorhanden war, erschien jetzt durch die neu hinzutretenden Eigenschaften: Zorn, Hass, Stolz und Rachsucht mehr als ausgeglichen; lauter Elemente, deren Auftauchen kein Leser der „Vita Nuova" je bei dem gleichen Mann vermutet hätte. So bereichert, wurde Dante ein Held und konnte eine Welt erschaffen.

Es ist eine Welt der Vollkommenheit und Einheit. Was in den Plan nicht passt, wird einfach fortgelassen. Das trifft für die „Divina Comedia" ebenso zu wie für die philosophischen, ästhetischen und politischen Nebenwerke, welche die „Comedia" wie Aussenpfeiler stützen.

Symmetrie ist Dantes Leitstern. In der Harmonie der Teile mit dem absoluten und ewigen Ganzen findet er Entschädigung für das Elend seines unbehausten Lebens.

Die Kraft, die er nun erworben hatte, kann als Triumph seines Willens über die ursprünglichen Neigungen seiner Seele angesehen werden. Oder, noch wahrscheinlicher, ist es ein Heimfinden zu den wirklichen, tief verborgenen Kräften seiner Seele: als hätte er das Eis seiner unfreien Kindheit und Jugend gebrochen und plötzlich die Flut seiner Schöpfermacht aufschiessen sehen. Hätte er hemmungslos dem Antrieb dieser eingeborenen oder erworbenen

Wildheit nachgegeben, so wäre aus ihm ein Ketzer und Rebell geworden, ein erklärter Feind alles Bestehenden, ein Kämpfer gegen Staat und Kirche. Seine wirkliche Bestimmung, wäre er ein Mann der Tat gewesen, hätte ihn zum Gründer einer neuen Sekte, einer freien Gemeinschaft gemacht oder etwa in die Arme der Apostolischen Brüder und ihres Führers Fra Dolcino geführt, der in Norditalien einen radikalen evangelischen Kommunismus predigte und praktizierte, weit revolutionärer als alle Sekten, die in den Jahrhunderten nach ihm noch kommen sollten.

Aber Dante schloss sich ihnen nicht an. Im Gegenteil, er bereitete dem Fra Dolcino einen äusserst unbequemen Platz in der Tiefe seiner Phantasiehölle, wohin die Seele des grossmütigen Mönchs übersiedeln musste, nachdem sein Leib auf dem Scheiterhaufen zu Vercelli den Flammentod gestorben war. Hingegen wurde Dante weder von den Florentinern noch vom Papst verbrannt. Wie er bei einer anderen Gelegenheit selbstzufrieden feststellt, trug er ungefährdet allezeit die Körperhülle, die Gott ihm gegeben hatte, und starb zu Ravenna in seinem Bett, versehen mit den Tröstungen seiner angestammten Religion und beweint von seinen Kindern und den edeln Wirten.

Doch war er weder feige noch ein Heuchler. Rechtsgläubigkeit und Autoritätsglaube, diese ursprünglichen Gefährten seines intellektuellen Ichs, begleiteten ihn ins Exil, und er entliess sie nie; doch jetzt hatten sie eine andere, tiefere Bedeutung. Nun, da er ganz verlassen war, konnte er die einzige Hoffnung auf Erlösung, die ihm noch geblieben war, nicht preisgeben. Das war sein Sinn für Symmetrie, die Festigkeit seines Innenlebens. Hätte er sich zu der Ketzerei des Fra Dolcino oder irgend eines andern Reformators bekehrt, er wäre in sich selbst zerbrochen. Häresie, Schisma heisst wörtlich Trennung; er brauchte Einheit, Einmütigkeit.

Irgendwo im „Inferno" hat er überraschenderweise die modernste aller Mythen geschaffen: die des alten Odysseus, der aus purer Lust am geistigen Abenteuer, aus Wissensdurst, seine Handvoll bejahrter, müder Gefährten zu einer verzweifelten Fahrt ins Unbekannte überredet. Mit dem Schlag ihrer Ruder bezwingen sie die Säulen des Herkules, jene furchtbare, verbotene Pforte des Geheimnisses; und nachdem sie fünf Monate übers öde Meer gen Westen gerudert sind, verschlingt alle eine Flutwelle, die von einem unerwartet gesichteten neuen Lande aufspringt; und es scheint, dass alle Flammen der Hölle nicht so heiss sind wie das Glück, das sie bei der ewigwährenden Erinnerung an ihre grosse Fahrt verspüren.

Dante konnte diesen Mythus erfinden. Er konnte in seinem „Inferno" auch ein halbes Dutzend Heroen auftreten lassen, die unter Folterqualen Himmel und Hölle verachten, ihre Häupter recken und die Fäuste ballen gegen die verborgne Allmacht; eine Drohung gegen die sonst anerkannte Gesetzmässigkeit des Weltalls. Aber er erlag solchen Versuchungen nicht; er wollte nicht so leben und so sterben wie sein Titan Odysseus. Die Wut seiner angeschmiedeten Riesen ist nur ein schwaches Donnergrollen aus den Eingeweiden der Erde, nicht wahrhaft gefährlich. Dante kann solche Anfechtungen am Ende vergessen und unbeirrt in seinem Luftschloss weiter wohnen, das er sich zwischen Himmel und Erde erbaut.

Dies Schloss ist von demantner Härte. Es ruht auf vier Säulen, mächtiger noch als die Säulen des Herkules.

Die eine heisst Liebe. Die zweite Vernunft. Die dritte Autorität. Die vierte Glauben.

Dantes Leben und Persönlichkeit ist eine einzige Flucht, unerreicht an Gradheit und Entschlossenheit, von restloser Enttäuschung in der Wirklichkeit zu restloser Erfüllung in einem Traum.

DIE MYTHEN VON ROM

Ein Träumer, ein Poet, ein Mann, der im Leben völligen Schiffbruch erlitten hatte, war der Begründer der italienischen Nation. Die Mitgift, mit der er die Tochter seines Geistes ausstattete, war vierfältig, so wie das Gefüge seines Geistes. Er schenkte ihr eine monumentale Dichtung, eine religiöse Mythologie, eine politische Prophezeiung und eine gemeinsame Sprache.

Das dichterische Monument, die „Divina Comedia", hatte unübertreffliche Majestät und Grösse. Es beherrschte seit seinem Erscheinen den Horizont: als ein Zeichen der Ehrfurcht und Scheu für alle kommenden Generationen. Die Masse, die Erhabenheit dieses Denkmals zu übertrumpfen oder auch nur zu erreichen, schien unmöglich. Sein Zauber wuchs, wie der eines einsamen Berges, mit der Entfernung, er nahm von Jahrhundert zu Jahrhundert zu. Es war oft schwierig für die Italiener, zwischen dem ästhetischen Wert der „Divina Comedia" und ihrer theoretischen und praktischen Autorität den Trennungsstrich zu ziehen. Weil Dantes Werk so schön war, neigten viele zu der Meinung, die

darin vertretnen Anschauungen müssten auch wahr und gut sein. Seine dichterische Kraft kam seiner religiösen und politischen Tendenz zu Hilfe.

Seine Religion war ein mit logischer und mythologischer Vollendung ausgebautes Christentum. Die Elemente der Demut, Barmherzigkeit, Liebe und ekstatischer Inspiration stehen Dantes Wesen nicht grade am nächsten, seine ganze Welt gehorcht, selbst in den Augenblicken mystischer Begeisterung, den Befehlen von Verstand und Vernunft. Die Mythologie, besonders im architektonischen Aufbau von Hölle, Fegefeuer und Paradies, und die Behandlung von Geschichte, Legende und Prophetie sind von einer Geschlossenheit, die keinen Raum für anderes mehr lässt. Eine fugendichte, absolute Religion, jedem Wechsel oder Fortschritt unzugänglich.

Die gleiche Absolutheit und Vollkommenheit verlangte Dante auch für das politische Gebäude seiner Welt. Er hatte versucht, ein Florentiner zu sein, ein Mitglied der natürlichen Gemeinschaft, in die er hineingeboren war. Es war ihm nicht gelungen. Er hatte auch nicht die Wahl, Bürger eines der Städtchen oder Fürstentümer zu werden, in denen er ein Gast und Emigrant war. Noch konnte er, aus privaten und allgemeinen Gründen, die theokratischen Ansprüche des Papstes billigen, den er aus nächster Nähe gekannt hatte und als seinen persönlichen Feind hassen lernte, nachdem er ihn vorher als Gegenspieler seiner Vaterstadt gehasst hatte. Der Zusammenbruch seiner eigentlichen Laufbahn drängte ihn also auch in dieser Hinsicht zu einem universalen Schema, in dem alle seine zunichte gewordenen Hoffnungen volle Befriedigung finden sollten. Unterdrückter Geschlechtstrieb und enttäuschter Familienehrgeiz hatten ihre Verklärung im Phantom der himmlischen Beatrice gefunden. Genau so mussten ihn sein ausgehungerter politischer Instinkt und sein besiegtes Streben nach der Harmonie und Fülle des Gemeinschaftslebens gegen ein Ziel schnellen, das so fern, so rein — und so gewiss — war wie der Himmel. Das Römische Reich erfüllte diesen Anspruch.

Dante, ein homerischer Bettler, ging mit mehr Gründlichkeit und Bewusstheit als Karl der Grosse an die Wiederaufrichtung des Römerreichs. Es war ein Schatten der Vergangenheit und eine Luftspiegelung des Nordens. Dreizehnhundert Jahre vorher hatten sich die Römer zur Monarchie zusammengeschlossen und damit zugleich die ganze damals bekannte Welt unter ihrer Herrschaft vereinigt. Neunhundert Jahre vor Dante war dieses Gebilde zu-

sammengebrochen; dann waren nördliche Eroberer gekommen, hatten versucht, den Leichnam auszugraben und zu neuem Leben zu erwecken und das alte Kaiserreich als christliche Universalmonarchie wiederherzustellen. Der Versuch war gescheitert. Zur Zeit Dantes bot das mittelalterliche Römerreich bereits den Anblick einer kläglichen Ruine, in deren Trümmern neue Gebilde, Nationalstaaten und freie Städte, spontan heranwuchsen. Dante scherte sich nicht drum. Die nördliche Fata morgana war für ihn greifbarste Wirklichkeit. Die Vergangenheit war seine Zukunft. Er schrieb eine Abhandlung: ,,De Monarchia."

Er durchwirkte das Phantasiegewebe der ,,Comedia" mit den Grundsätzen politischer und geschichtlicher Weisheit, wie er sie in diesem Traktat entwickelt hatte. Gewiss, das Römische Reich war sowohl die abschliessende Leistung wie die endgültige Bankerotterklärung der antiken Zivilisation gewesen, der provisorische Aufschub eines unvermeidlichen Zusammenbruchs. Doch diese Wahrheit, so augenfällig sie erscheinen mag, ist Dante niemals in den Sinn gekommen. Es ist auch nicht zu leugnen, dass die namhaftesten Schriftsteller Roms während des ersten kaiserlichen Jahrhunderts den Verlust der republikanischen Freiheiten beweint und die Kaiser als Verbrecher und Jämmerlinge geschildert haben. Aber Dante verschloss vor allen solchen Stimmen, soweit sie zu ihm drangen, seine Ohren und blieb Virgil treu, den er als den einzig zuverlässigen Gewährsmann der gesamten Antike verehrte; und Virgil hatte schwelgerisch Augustus als Reichsgründer, als Boten eines neuen Goldenen Zeitalters gepriesen. Und was die Freiheit betraf, so stand es für ihn fest, dass Freiheit da sein müsse, wo Frieden und Gerechtigkeit herrschten; daher seine Annahme, dass die Bürger des Kaiserreichs zu Frieden und Gerechtigkeit auch Freiheit hatten. Im übrigen ist, was e i n Mann tun kann, besser von einem getan als von vielen. Das gleiche Streben nach Einheit, der gleiche Abscheu vor der Vielheit, die sich, auf einer anderen Ebene, zum Symbol der Beatrice verdichtet hatten, machten ihn nun auch zum Götzendiener eines absoluten Weltmonarchen.

Das Römische Reich war eine heidnische Institution gewesen, aber späterhin ging es die Ehe mit dem Christentum ein und erlangte dadurch geistige Vollkommenheit. Allerdings, die Römer hatten die Welt durch Gewalt und Krieg erobert, doch in diesem besonderen Fall und nach so überwältigenden und erstaunlichen Beweisen von Erfolg fand Dante keine Schwierig-

keit, die Triumphe auf dem Schlachtfeld als ein Gottesurteil zu erklären und die Meinung zu verfechten, dass Rom die Welt durch das Schwert und auch zu Recht erobert habe. Es hätte nicht so viele Feinde und Mitbewerber besiegt, wäre es nicht „die edelste Nation auf Erden" und von Gottes Willen offensichtlich unterstützt gewesen. Von diesem Seinem Willen gab Gott mehr als nur zufälligen Beweis. Er liess Seinen göttlichen Sohn Jesus Christus kurz nach der Begründung des Kaisertums innerhalb der Reichsgrenzen zur Welt und durch kaiserliche Gerichtsbarkeit zu Tod kommen. Da Christus zur Welt kam, um alle Menschen durch sein Blutopfer von ihren Sünden zu erlösen, musste die universale Gültigkeit des Opfers auch gesichert sein. Solche Sicherungen konnten nur von einer mit universaler und gottgesandter Legitimität ausgestatteten sozialen Macht gegeben werden. Gott Selbst hat, indem er das Römische Reich zum Henker Seines Sohnes erwählte, das göttliche Recht des römischen Weltreichs als der einzigen gesetzlichen Autorität auf Erden anerkannt. Rom seinerseits bestätigte mit seinem Siegel die Gültigkeit des göttlichen Opfers.

Dante seinerseits war von der Richtigkeit dieser haarsträubenden Sophistik überzeugt und fuhr fort, sein sakrosanktes Kaiserreich aufzurichten oder wiederaufzurichten. Das auserwählte Volk von Rom, gebadet in dem Blut der unterworfnen Völker und dazu getauft mit dem Blut des Göttlichen Lammes, war der Statthalter der göttlichen Autorität auf Erden; aber der Römische Kaiser brauchte von Geburt und Rasse kein Römer zu sein, da solches auch die alten Römer nicht für notwendig gehalten hatten und die Legitimität zu Dantes Zeiten bei den deutschen Heeresfürsten lag. Die schlimmen Florentiner und einen unheiligen Pontifex hatte er gekannt; die struppigen, in Eisen und Pelze gekleideten Barbaren kannte er nicht und konnte sie daher lieben, so wie er Dinge und Wesen liebte, die jenseits seiner persönlichen Erfahrung lagen. Er erinnerte sich nicht daran, wenn er es je gewusst hatte, dass der eindrucksvollste dieser Barbaren, Friedrich Barbarossa, nur ein Jahrhundert vor Dantes Geburt von einem italienischen Städtebund besiegt worden und aus den Ebenen der Lombardei über den Alpenkamm zurückgetrieben worden war. Dieser Vorgang, in dem das wirkliche Italien der Neuzeit seine erstaunliche Bereitschaft für ein spontanes und schöpferisches Leben gezeigt hatte, fand keinen Platz in Dantes Geist; er hätte ihn allenfalls missbilligt. Stattdessen erinnerte er sich mit Ver-

gnügen daran, dass Barbarossa das rebellische Mailand gezüchtigt und geschleift hatte; Mailands Auferstehung und die Schlacht von Legnano überging er. Je mehr die kaiserliche Autorität sich verflüchtigte, um so entschlossener nahm er für sie Partei, ein im Dickicht der Vergangenheit befangener Reaktionär. Ein deutscher Kaiser, Heinrich VII., kam während Dantes Exil nach Italien, um den Widerstand gegen die Reichsgewalt zu unterdrücken und die Universalität seiner Macht aufzurichten. Er war in der langen Reihe der Kaiser einer der besten und einer der schwächsten. Dante kündete sehr laut seinen Ruhm und seine Rechtschaffenheit; er vollbrachte auch die überspannteste von seinen Taten, als er die ,,höchst verruchten Florentiner" in einem Brief aufforderte, ihre Stadttore dem legitimen Herrn der Welt zu öffnen. Sie öffneten die Tore nicht. Die Republik Florenz bestand weiter fort, und der Deutsch-Römische Kaiser starb irgendwo in der Toskana auf geheimnisvolle Art. Er fand ein ehrenvolles Begräbnis im ghibellinischen Pisa und einen bevorzugten Platz in Dantes Paradies.

Obwohl um seine unmittelbare Hoffnung betrogen, gab Dante seine Überzeugung doch nicht preis. Er nutzte die Gelegenheit unfreiwilliger politischer Musse, um an der ,,Divina Comedia" weiterzuarbeiten, mit der es bisher nur langsam vorangegangen war; bei seinem Tod hatte er sie im grossen Ganzen vollendet. Sein politisches System wurde, wenn möglich, noch unerschütterlicher. Er war nun den ganzen Weg vom ererbten und herkömmlichen Guelfentum seiner Familie und Stadt, das aus ihm einen Parteigänger des Heiligen Stuhls hätte machen sollen, zu einem radikalen Ghibellinentum gegangen, das auf sein Panier die absolute kaiserliche Autorität geschrieben hatte, ungehindert und uneingeschränkt von irgend einer anderen irdischen Instanz und direkt inspiriert von Gott. Die allerletzten Grundsätze, auf denen sein System der Monarchie beruht, haben, selbst für unsre Zeit noch, ebensoviel Gültigkeit, wie die meisten Folgerungen, die er aus ihnen zog, grobe Irrtümer sind. Nichts ist gegen Dantes oberstes Prinzip einzuwenden: nämlich, dass die menschliche Zivilisation ein einheitliches Ziel hat, und dass dieses Ziel die Vervollkommnung des menschlichen Geistes ist, im Wissen wie im Handeln. Auch der zweite Grundsatz bietet keine Schwierigkeit: dieses einheitliche Ziel setzt allgemeinen Frieden voraus, und dieser Weltfriede ist unmöglich ohne den Weltstaat. Doch es war purer Aberglaube, anzunehmen, dieser Universalstaat müsse das Römische Reich sein, möglichst in der Person eines deutschen Herrschers verkörpert,

eines aufgeklärten Despoten, der auf wunderbare Art der ganzen Welt Freiheit, Heiligkeit und alle möglichen Segnungen beschert; Aberglaube, dass es möglich und notwendig sei, widerspenstige Städte und Nationen, Florenz, Frankreich, England wie Unkraut auszujäten. Es ist ein entschieden moderner Zug in Dante, wenn er fordert, dass die Gesellschaft politisch und sozial selbständig funktionieren soll, unabhängig von der Zustimmung der Kirche; aber da er es nicht über sich bringen konnte, ein Ketzer zu werden, wagte er sich nie soweit vor, religiöse Freiheit und Duldsamkeit zu proklamieren. Die Römische Kirche war für ihn noch immer die Hüterin der ewigen Wahrheit und die Spenderin der ewigen Seligkeit. Wenn nun ein Streit entstand zwischen den Forderungen der ewigen Seligkeit, in denen die Kirche unfehlbar war, und jenen irdischer Wohlfahrt und Gerechtigkeit, wo die Unfehlbarkeit beim Reich lag — welche der beiden Mächte sollte den Vorrang haben? Mit andern Worten, welches war die letztlich unfehlbare Unfehlbarkeit? Dante weiss darauf keine Antwort. Bei ihm zollt der Kaiser, mag er auch kerzengrade seinen eignen Weg gehen, dem Heiligen Vater die gebührende Verehrung, so wie der Sohn sie seinem irdischen Vater schuldet. Diese Art von Huldigung mag in der Praxis wenig mehr als Lippendienst sein. Im übrigen sieht Dante beide Mächte, die weltliche und die geistliche, als zwei Parallelen, die sich niemals schneiden, aber sich auch niemals voneinander trennen; beide sind Emanationen e i n e r Quelle: Gott. Wenn aber doch eine von den beiden von ihrer Bahn abwiche, sich verirrte — wer wüsste dann den rechten Weg zurück zu weisen? Niemand ausser Gott und Dante. Weil Gott Gott ist und Dante Sein Prophet. Die objektive Welteinheit, nach der er sich so leidenschaftlich sehnte, war, wenn man es ganz zu Ende dachte, nur in der Selbstherrlichkeit seines Geistes vorhanden.

Nun war der endgültige Dante geboren: der Mann, dem kein andrer mehr an Sicherheit des Wissens und in der Entschiedenheit der Zielsetzung vergleichbar war. Der Ausgestossene war ein Hohepriester geworden; der homerische Bettler zum reichsten aller Könige.

Daher stammt die erstaunliche Dichtheit der „Divina Comedia". Sie war ein Bollwerk, grösser und massiver als alle labyrinthischen Paläste. Es beherbergte in seinem Innern nicht nur einen Minotaurus, sondern deren zwei: den Zwillingsaberglauben des Römischen Reiches und einer katholischen Mythologie.

ITALIEN

Wenn Rom der Mittelpunkt seiner ganzen Phantasie und Spekulation war — warum schrieb Dante die „Divina Comedia" dann nicht in der Sprache Roms, in dem Latein, das Reichs- und Kirchensprache war? Wenn seine Träume und Gedanken auf Universalität gingen, warum wählte er dann nicht die Universalsprache Latein?

Er schrieb lateinisch die Abhandlung über die Monarchie, eine Reihe von politischen Briefen und eine geringere Anzahl von Dichtungen in Vers und Prosa. Er begann auch in lateinischer Sprache eine gelehrte Arbeit, die beweisen sollte, wie und warum die Volkssprache dem Latein überlegen war, und warum er sie infolgedessen für seine Komödie verwendet habe. Er beendete die Arbeit nicht. Vermutlich lähmte ihn bei all seinem Mut das dumpfe Bewusstsein, dass seine Gründe nur Ausflüchte waren. Er war so weit gegangen, sich einzubilden — und diese Einbildung als wissenschaftliche Wahrheit aufzutischen — dass die Volksdialekte vor dem Latein existiert hätten, das eine künstliche, erst sehr viel später geschaffene Sprache wäre. Gleichzeitig unterstellte er, mit seinem gewöhnlichen Stolz, dass die Sprache seiner Dichtung keineswegs florentinisch sei, die Sprache eines einzelnen Gemeinwesens, das er mehr als alle andern hasste — nein, seine Sprache war eine sublime und fast überirdische Verschmelzung der besten Elemente aller italienischen Dialekte.

Warum nur von Italien? Warum versuchte er nicht alle Elemente, die geeignet schienen, zu vereinen, ganz gleich, welcher Sprache, ganz gleich, wo man sie sprach?

Auf diese Fragen gibt es keine Antwort. Eine logische oder philologische Lösung des Problems, wie Dante zum Italienischen in seiner Dichtung kam, ist nicht möglich. Die einzig gültige Antwort ist psychologischer Natur und enthält noch ein andres Paradoxon der Danteschen Biographie.

Nach einhelliger Meinung, die von Dante begeistert geteilt wurde, war Virgil der grösste aller lateinischen Dichter und deshalb der grösste Dichter überhaupt, ohne jede Einschränkung. Ein neues Gedicht in der Sprache Virgils zu schreiben, hätte Rivalität mit Virgil bedeutet. Furcht, ein Überbleibsel jugendlicher Morbidezza und Verehrung liessen Dante vor solcher Vermessenheit zurückschrecken. Doch unbezwinglicher Stolz forderte von ihm, dass er sich eine erste Stelle schuf. Eine neue, von Dichtern ersten Ranges noch

nicht benutzte Sprache genügte beiden Forderungen: seiner Schüchternheit und seiner Ruhmsucht. Dann erst rationalisierte er die Wahl seines Instinkts. Die Sprache, für die er sich entschied, war natürlich die florentinische, die er auf dem Schoss seiner Mutter gestammelt hatte; was er an fremden Elementen im Exil, auf seiner Wanderung durch verschiedene Gegenden Mittel- und Norditaliens, oder als lateinischer Gelehrter hinzufügte, genügte nicht, um seinen Anspruch zu rechtfertigen, er habe eine eigene Himmelssprache geformt oder gar erfunden. Das gleiche gilt von den gewaltsamen Verrenkungen, denen er, seinen rebellischen Launen folgend und auf der Jagd nach dem Ausdruck des Unaussprechlichen, die Grammatik der florentinischen Umgangssprache unterwarf. Sie diente nur dazu, diejenige moderne Literatursprache zu formen, die am allerwiderspenstigsten gegen die Bedürfnisse der Wissenschaft, des Realismus und der Prosa ist und unerbittlich der Erhabenheit der Melodie und der Deklamation verschrieben.

Nun erfüllte Dantes Pyramide den ganzen Horizont. Sie übte auf die Dinge und Geister im Umkreis eine stetig wachsende Anziehung aus.

Die Wirkung war erstaunlich. Die „Divina Comedia" schuf eine Nation.

Dante hatte solches nie im Sinn gehabt. Sein Leben hatte sich zwischen einem negativen und einem positiven Pol bewegt: Hass für die mauerumgürtete Stadt Florenz, Liebe für das grenzenlose Weltreich der gesamten Menschheit. Was dazwischen stand, Königreiche wie Frankreich und England, Nationen oder Fürstentümer, verfluchte er entweder oder nahm sie nicht zur Kenntnis. Doch während sein Sinn auf das Absolute zielte, blieb der Pfeil seines Wunsches irgendwo auf halbem Wege stecken, im Relativen. Die Impulse der Geschichte trieben die Welt in jenen Jahrhunderten dem Nationalstaat zu; der Pfeil Dantes fiel, gegen seinen Willen, nieder, wo diese weltbeherrschenden Impulse seine Bahn ablenkten. Macht und Gewicht seines Wunsches zogen die geistigen Kräfte an, die ringsum schon, wenn auch verworren erst, am Werk waren. So wurde Italien geboren: als Kompromiss zwischen dem Unendlichen und einer Stadt, zwischen Ewigkeit und neuem Tag.

Vor Dante hatte es Italien nicht gegeben. Die italienischen Forscher, die sich, besonders unter dem Fascismus, um den Nachweis bemühten, es habe bereits zur Zeit des Römischen Reiches

einen vollentwickelten nationalen Organismus Italien gegeben, sind bessere Patrioten als Historiker. Einige römische Institutionen haben sich allmählich in dem Gebiet zwischen den Alpen und der Strasse von Messina ausgebreitet, einige Zeit, bevor sie sich über die ganze damalige Welt verbreiteten; doch das reicht noch nicht aus, um die Substanz eines nationalen Lebens aufzubauen. Die römische Sprache eroberte, mehr oder weniger vollständig, die ganze Halbinsel; doch sie eroberte, annähernd zur gleichen Zeit, andere Länder in Europa und Afrika. Sobald — und es geschah sehr bald — die römischen Kaiser nicht mehr notwendig auch Römer zu sein brauchten, wurde die höchste Macht unterschiedslos Spaniern und anderen Fremden eingeräumt. Eine italienische Mittelstufe zwischen der stadtrömischen Epoche und dem Weltreich hat es nicht gegeben. Der Name Italien selbst, der in grauem Altertum nur die Bezeichnung für einen schmalen Streifen Landes längs der Küste des Jonischen Meeres gewesen war, hatte sich später ziemlich regellos auf andere Gebiete ausgebreitet, bis er zuletzt die ganze Halbinsel vom Gebirgswall bis zur Strasse von Messina umfasste; doch er hatte nie, vor Dante, auch Sizilien und die anderen grossen Inseln im westlichen Mittelmeer einbegriffen.

Nicht alle historischen Ereignisse haben ihre klare, logische Erklärung. Sowohl in der menschlichen wie in der Naturgeschichte gibt es Ausnahmen und Zufälle. Nach dem Zusammenbruch des Römischen Weltreichs zwang ein biologisches Gesetz, dessen Wirksamkeit noch heute dramatisch deutlich ist, seine verstreuten Elemente zu Teilverbindungen zusammen, die sich zu den Nationalstaaten unserer Zeit entwickeln sollten. Dieser Prozess hatte sich in der antiken Mittelmeerwelt nirgends voll verwirklicht, trotz mancher Ansätze in Ägypten, Griechenland und, ganz besonders, in Palästina. Sechs Jahrhunderte nach dem Sturze Roms war diese mittelalterliche Tendenz zum modernen Nationalstaat an mehreren Stellen Europas im wesentlichen zur Reife gediehen. Man kann sie der Bildung eines Kreises neuer Himmelskörper aus einer in Auflösung begriffenen Sonne vergleichen. Es war ein Versuch der Natur, menschliche Gesellschaften aufzubauen, die über die Enge der Stammes- oder Stadtgemeinschaft hinauswachsen, andrerseits auf das Endziel eines Weltstaats Verzicht leisten sollten, das die Katastrophe des Römischen Reichs bis auf weiteres als unerreichbar erwiesen hatte.

Es ist kein Grund vorhanden, warum dieser Prozess in dem Land,

das wir Italien nennen, verkümmern musste, oder es gibt zu viele Gründe. Man kann den Vergleich weiter fortführen und sagen, dass die Fragmente der geborstenen Sonne, die in der unmittelbaren Nachbarschaft des übriggebliebnen Sonnenkerns kreisten, so starken Energieströmen, sowohl zentripetaler wie zentrifugaler Art, ausgesetzt waren, dass sie nicht zu neuen Teilgebilden erstarren konnten und dazu verdammt blieben, in weissglühendem und nahezu chaotischem Zustand weiter um Rom zu kreisen. Die Ewige oder Heilige Stadt Rom, die niemals ganz zerstört worden war, lag im Mittelpunkt der Halbinsel; die Christliche Kirche, die an die Stelle des alten Reichs trat, war scheinbar nur eine geistige Institution, doch wurde sie beständig von dem gierigen Verlangen nach universaler politischer Macht erschüttert, das nie befriedigt wurde, aber auch durch keinen Fehlschlag je entmutigt werden konnte; andererseits war die alte Reichsidee nicht ganz tot, und das Land, ein dramatischer Friedhof, wurde von diesen beiden vertrauten Gespenstern heimgesucht. Übrigens waren Norden und Süden der Halbinsel niemals ganz miteinander verschmolzen, nicht einmal unter römischer Herrschaft. Ihre wirtschaftliche und geistige Verschiedenheit traten während der Trennung im Mittelalter deutlicher hervor; und während Neapel die Hauptstadt eines südlichen Staates wurde, der sich in der gleichen Richtung entwickelte, die sich in Frankreich und England bewährt hatte, war Süditalien dennoch allzusehr zurückgeblieben im Vergleich zu nördlichen Städten wie Florenz und Venedig, sodass sein Ehrgeiz, die Halbinsel zu einen, von vornherein zu einer glatten Niederlage verurteilt war. Die nördlichen Königreiche, diese von Goten, Langobarden und anderen Barbaren holterdipolter aufgeführten Bauten, waren frühzeitig wieder zusammengebrochen; die winzigen Gebilde, Städte und Fürstentümer, die aus dieser zweiten Auflösung entsprungen waren, bewiesen eine heftige und scheinbar unbezwingliche Lebenskraft. Manche erlagen der Macht eines stärkeren Nachbarn; keins wurde so stark, dass es alle anderen hätte schlucken können. Jede Bewegung zu einer Einigung Mittel- und Norditaliens wurde von den widerstrebenden Energien der Bestandteile durchkreuzt.

Wir sind nicht der Meinung einer von ein paar selbstzufriedenen Professoren gelehrten Geschichtsphilosophie, dass alles, was in der Geschichte sich ereignet, auch gut und notwendig sein muss. Man kann sich sehr wohl eine Geschichte des modernen Italien vorstellen, die von dem tatsächlichen Verlauf sehr verschieden

und dabei genau so denkbar wäre. Ein Bestandteil dieser möglichen Entwicklung wäre, wie es auch in Wirklichkeit war, das vereinigte Königreich von Süditalien und Sizilien gewesen; der zweite ein kleiner Kirchenstaat um Rom herum; der dritte und bedeutendste ein Bund der nord- und mittelitalienischen Städte und Signorien, von Venedig bis Genua sich erstreckend, von Mailand bis Florenz und noch weiter südlich, mit den dazugehörenden überseeischen Besitzungen und Reichen. Dieser Staatenbund wäre stark genug gewesen, um die Habsucht Frankreichs und Spaniens in Schach zu halten, Unabhängigkeit und Wohlstand ganz Italiens zu sichern, wie die Flamen und Niederländer es in ihrem Land vermocht hatten, und das Genie ihrer Weltentdecker wenigstens zum Teil für Italien nutzbar zu machen. Die geistige und künstlerische Produktivität des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts wäre nicht minder erstaunlich gewesen; im Gegenteil, die politische und soziale Blüte hätte die kulturelle noch erhöht und ihren Niedergang verzögert, da der Glaube, oder Aberglaube, grundlos ist, dass es beim Einzelnen wie bei Nationen keine grosse Geistesleistung ohne Elend und Verzweiflung gibt. Die Zivilisation Norditaliens hätte den Süden erobert und so das ganze Land durch ein Band der Solidarität verbunden, die für beide Teile vorteilhaft gewesen wäre, ohne sie zu einer unnatürlichen Einheit zu pressen. Der Kirchenstaat wäre so etwas wie das Mekka einer volkstümlichen Religion der nord- und süditalienischen Massen geworden, während die Oberschicht, wenigstens im Norden, wo sie kulturell viel weiter fortgeschritten war als Adel und Bürgertum im ganzen übrigen Europa, eine freie, philosophische Religiosität entwickelt hätte, jenseits von Katholizismus und Protestantismus.

Diese durchaus vernünftige Utopie hätte sich mit Leichtigkeit verwirklichen können, wäre nicht die natürliche Entwicklung der italienischen Zivilisation durch eine andere und durchaus unvernünftige Utopie gehemmt worden: die Auferstehung der alten Zeiten und die Wiederbelebung des Römischen Reichs. Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt hat die sichtbare und unsichtbare Gegenwart des römischen Universalgedankens nur die Entwicklung Italiens zu einer modernen geeinten Nation beeinträchtigt; sie hatte die negative Wirkung eines Hindernisses, ohne dem italienischen Volk auf dem abweichenden und mindestens so natürlichen Weg, den es eingeschlagen hatte, schaden zu können. Von einem bestimmten Augenblick an wurden die römische Univer-

salidee und die Klage über die verblichene Herrlichkeit zum tatsächlichen Antrieb der Oberschicht. Dante hauchte sie der italienischen Seele ein. Bei all seiner Grösse und durch seine Grösse verzerrte er den Geist seines Volkes, brachte es dazu, alles, was es hatte oder haben konnte, zu verschmähen und für ein Ziel zu schwärmen, das Natur und Geschichte missbilligten.

Schon in früheren Zeiten hatte eine riesige Persönlichkeit gelegentlich das Schicksal eines ganzen Volkes entschieden. Aber Moses, Cyrus, Solon und alle anderen waren Gesetzgeber und Krieger gewesen, selbst Luther und Calvin wirkten keineswegs nur als Theologen und Kanzelredner, und die strenge Probe, der sie ihre Doktrinen bei der Verwaltung einer Stadt oder im Kampf mit den Mächten der Erde aussetzten, zwang sie, ihr Lehrgebäude innerhalb der Grenzen und Sicherungen des praktischen Lebens aufzuführen. Dante war weder Eroberer noch Gesetzgeber; keine wirkliche Verantwortung der Tat hemmte den Flug seiner Phantasie oder dämmte die Absolutheit seiner Symmetrien ein. Was ihm geschah, geschah in der unbeschränkten Erhabenheit und Freiheit seines Geistes. Dort wurde die italienische Nation geboren: als Phantom.

Unbefähigt zu einem Leben aus eigener Kraft, war das Phantom immerhin mächtig genug, um von nun an den Weg zu einem lebendigen Italien von heute zu versperren. Es besass, was Phantome besitzen können und Dichter zu geben haben: eine Sprache und einen Mythos. Sein Wesen war ein Streben nach dem Absoluten in einem politisch und sozial luftleeren Raum, ein unvermeidliches, tragisches Schicksal.

COLA DI RIENZO

Auf die Tragödie Dantes folgte die tragische Farce des Cola di Rienzo, gespielt in Rom von 1347 bis 1354, rund eine Generation nach Dante.

Der Held war ein römischer Bürger, Nikolaus, des Gastwirts Lorenzo Sohn. Er lernte Latein; er wurde Notar und Verfasser beredter Episteln, ein hinreissender Redner, ein Rebellenführer; und nachdem er in der heiligen Stadt, aus der die Päpste freiwillig nach Frankreich in die Verbannung gegangen waren, zweimal zur Macht gekommen war, wurde er vom aufrührerischen Pöbel ermordet. Sein Leichnam wurde gehenkt und verbrannt.

Seine Geschichte hat in neuerer Zeit Gabriele d'Annunzio erzählt, dessen Biographie des Cola di Rienzo kurz, doch keineswegs konzis, kurz vor 1910 erschien. Es gehört in Italien zu den am wenigsten gelesenen Büchern d'Annunzios und blieb im Ausland wegen des gänzlichen Mangels an neuen geschichtlichen Entdeckungen und um seines heftig manirierten Stiles willen vollständig unbeachtet. Doch von einem anderen Gesichtspunkt aus ist es ein unheimlich fesselndes Buch.

Es scheint, als hätte d'Annunzio, in einem Augenblick der Enttäuschung und Ermüdung, ohne zu ahnen, dass der Weltkrieg bevorstand und mit ihm sehr bald Gelegenheit für die Befriedigung seiner Abenteurerlust und Machtgier sich bieten sollte, seinen eitlen Traum von römischer Glorie ausgraben und in alle vier Winde verstreuen wollen. Cola di Rienzo, der visionäre Plebejer, hatte gefühlt wie er und war in Blut und Schande untergegangen. In dem kleinen Buch nimmt d'Annunzio Rache an der Nichtigkeit seiner eignen Träume.

Gelegentlich weist er auf die Vergeblichkeit hin, Dinge, die für ewig tot sind, wieder auszugraben; es scheint, ihm war jetzt, wenn auch nur dunkel, bewusst, dass die römische Herrlichkeit unwiderruflich der Vergangenheit angehörte. Mit grausamer Beharrlichkeit behauptet er, selbst wenn die Wiederbelebung Roms theoretisch möglich gewesen wäre, so hätte sie doch niemals die Tat eines solchen Helden wie Cola sein können, den er als Wollüstling, Vielfrass und Feigling schildert, als den schäbigsten von allen Heroen.

Aber Cola war besser, als sein Porträtist ihn malte; und was seine politischen Ideale und Methoden betrifft, war er besser als der Porträtist selbst. Freilich war er auch wieder nicht so gut, wie Konrad Burdach und andere phantasievolle Gelehrte ihn neuerdings geschildert haben; aber er hat in manchen Augenblicken seines Lebens — und es waren lange, entscheidende Augenblicke — an die Dinge, die er sagte, ehrlich geglaubt. Er starb für sie, und keine Farce, die in Blut und Feuer endet, ist gänzlich eine Farce.

Die Idee menschlicher und politischer Vollkommenheit, wie Dante sie endgültig formuliert hatte, war nun rasch in verschiedene Schichten der gebildeten Gesellschaft eingedrungen. Die Renaissance, diese seltsamste Art menschlicher Mystik, war schon mehr als herangebrochen. Petrarca, der neue grosse Dichter, war das Sprachrohr für Dantes Ideen geworden, denen er einen

Anstrich von weltlicher Eleganz gab, von gefälligem Essayismus, ja, von journalistischer Reklame, die für den Durchschnittsverstand die Idee leichter zugänglich machte. Er übersetzte eine strenge Religion in die Sprache der Konversation und Deklamation und dämpfte ihre heroische Verzweiflung zu einer sanften Melancholie, schmackhaft für alle und nicht einmal im Widerspruch zu den Einflüsterungen einer träumerischen Trägheit. Er wanderte unter den moos- und grasbewachsenen Ruinen des antiken Rom herum, zwischen denen Ziegen weideten, und seufzte hie und da: „O, mein Italien, wenngleich es eitel ist, davon zu sprechen . . ."

Es gibt Religionsstifter, wie Dante; und es gibt Stifter von Moden, wie Petrarca. Diese sind die mächtigeren, besonders wenn sie so konsequent und gleichzeitig so gutartig sind wie Petrarca. Er war, von einem literarischen Gesichtspunkt aus betrachtet, sogar konsequenter als Dante, in dessen Sprache und Haltung er etwas linkisches fand; er beherrschte das Latein viel besser als sein Vorgänger und schrieb in dieser Sprache sein grosses Epos „Afrika", das den Sieg Roms über Karthago feiert, durch den im Grunde die römische Herrschaft über die ganze bekannte Welt entschieden wurde. Er entwickelte auch, folgerichtiger als Dante, aus dessen Idee ein Dogma nationaler Auserwähltheit. Wenn Rom und Italien die Quintessenz der Welt waren, warum mussten dann Erlöser und Kaiser aus barbarischen Landen kommen? Ein stolzer und verliebter Nationalismus wurde sehr früh sein Glaubensbekenntnis und blieb das einzig Beständige in seiner Seele, die mit ihrer gütigen Musikalität und gänzlichem Mangel an Zorn und Hass, mit ihrer unerschöpflichen Fähigkeit, die Unvollkommenheit des Willens in vollkommene Lieder zu verwandeln, ihn in die Lage versetzte, alle Enttäuschungen verhältnismässig reibungslos zu überstehen und das Idol einer neugeborenen Nation zu werden, die zu dem Schicksal ausersehen schien, eine unheilbare Unrast mit der Schönheit künstlerischer Formen zu besänftigen.

So lange, wie es möglich war, nahm Petrarca Cola di Rienzo sehr ernst und unterstützte ihn mit seiner wortgewaltigen Sprache. Der römische Schreiber, immerhin ein lateinischer Gelehrter, und sein Kollege, war für ihn, was der gekrönte Kaiser und der allegorische Hund für Dante gewesen waren. Seine Briefe an ihn und an das römische Volk sind beschwörend. „Dieser Mann, glaubt mir, war euch Römern vom Himmel zugesandt. Ihr müsst ihn als die

kostbarste Gottesgabe ehren; ich flehe euch an, euer Leben für seine Sicherheit zu opfern." Oder an Cola selbst: „In der Welt Mitten, auf dem Gipfel eines steilen Berges dünkte mich, dass ich dich sah, so riesenhaft, dass du schier bis zum Himmel ragtest. Verglichen mit der Höhe dieses Berges kamen alle andern, von denen ich weiss oder gehört habe, mir so flach vor wie das tiefste Tal . . . Du warst von einer Schar von tapferen Männern umgeben, unter denen du, auf einem leuchtenden Felsen sitzend in deiner übermenschlichen Schönheit, so strahlend und erhaben schienest, dass die Sonne selber dich beneidete . . ." Und noch einmal: „Wenn ich der ernsten und heiligen Dinge gedenke, die du vor zwei Tagen zu mir sprachst, auf der Schwelle jener alten Kirche, dann ist mir, als hätte ich einem heiligen Orakel gelauscht, einem Gott, nicht einem Menschen . . ."

Der Held und der Dichter hatten sich über den Verfall und Untergang der römischen Republik unterhalten und Pläne für die Zukunft gemacht. „O, wenn dies zu meinen Lebzeiten noch wahr würde! O, könnte ich teilhaben an einem so grossen Unternehmen, an solchem Ruhm!" Sie beide ersehnten mit vereinten Seelen die Auferstehung Roms und hielten sie für möglich; und während sie den magischen Vorgang vorwegnahmen, träumten sie davon, dass die wiedererstandene Stadt grösser und schöner sein müsse und könne, als sie je in ihrem ersten Leben gewesen sei. Rom, die heilige und ewige Stadt, musste die Quelle nicht nur der irdischen Macht, sondern auch der ewigen Wahrheit werden, der Sitz des Weltkaisers und des Weltpapstes, Stadt der Menschheit und Stadt Gottes. Das römische Volk, mit einer mystischen Mission betraut, für die noch keine rassische Begründung geliefert wurde, bewahrte in dem Schrein seines theologischen und historischen Instinktes das Geheimnis der ursprünglichen und künftigen Einheit auf.

Selbst wenn wir nichts über Colas religiöse Einstellung wüssten, könnten wir mit Leichtigkeit erraten, dass er von einer Lehre angezogen war, die an Ketzerei grenzte. Diese Doktrin, der auch Dante gehuldigt hatte, war mehr als vorgeahnt worden von einem Süditaliener des zwölften Jahrhunderts, dem kalabrischen Abt Joachim von Floris. Er hatte ein drittes und abschliessendes Zeitalter der Geschichte prophezeit, nach der Epoche des Vaters und der des Sohnes. Die dritte sollte im Zeichen des Heiligen Geistes stehen und würde die Erfüllung bringen. Cola di Rienzo versenkte sich in der Zeit, die er in religiöser Zurückgezogenheit ver-

brachte, in diese Prophezeiung und durchtränkte sich mit ihrem Geist; sein politisches Verhalten war von der doppelten Vision einer neuen Erde und eines neuen Himmels bestimmt, einer kaiserlichen und göttlichen Vollendung im Geiste Dantes.

Er war im Jahr 1347 der Tribun von Rom, „Nicolaus der Gestrenge und Milde, durch Huld Unseres höchst gnädigen Herrn Jesus Christus Tribun von Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit, Befreier der Heiligen Römischen Republik." Er herrschte von Volkes Gnaden und für das Volk, demütigte die Barone und Grossgrundbesitzer und erfüllte die Massen mit dem Gefühl ihrer kollektiven Hoheit und Verantwortung. Es gelang ihm nicht, die vereinigten Oppositionsparteien zu bezwingen, und nur mit knapper Not konnte er sein Leben durch die Flucht retten. Aber er ergab sich nicht und kam nach Jahren des Herumziehens und einsamer Meditation erfolgreich wieder: ein Auferstandener. Der Triumph war so erstaunlich — und so hohl — wie beim ersten Mal; aber der zweite Sturz war tödlich. Und nicht nur das, das Ende war auch kläglich. Bevor er ergriffen und niedergemacht wurde, war es ihm gelungen, sich als Bauer zu verkleiden und sich unter den wütenden Pöbel zu mischen, wo er mit den andern schrie: „Nieder mit dem Verräter!" Erniedrigung und Widerruf gingen dem Opfertod voraus, der, zumindest in Kostüm und Haltung, die Läuterung tragischer Grösse vermissen liess.

Das Possenhafte dieses Endes liegt in dem Missverhältnis zwischen dem Format des Mannes und der Riesengrösse seines Ziels. Es hat unbedingt Don Quixotesche Züge. So wie der Spanier das Leben so haben wollte, wie es in seinen Ritterromanen abgeschildert war, so wollte auch Cola di Rienzo, unfähig, den Trennungsstrich zwischen Traum und Tag zu ziehen, die Architektur der „Divina Comedia" und die Musik von Petrarcas Versen in Fleisch und Blut verwandeln.

Wenn Don Quixote (wie Dante) in seinem Bett starb, während Cola durch kalten Stahl und heisse Flamme umkam, so ist das nur ein zufälliger Unterschied. Dante entschied sich zu seinem Glück zuletzt für den Beruf des Schriftstellers und ging allen Gefahren aus dem Wege, die ihn vielleicht in die Hände der Florentiner gebracht hätten. Und wäre Don Quixote wirklich ein fahrender Ritter im Spanien König Philipps gewesen anstatt nur eine imaginäre Puppe von Dichters Gnaden, er hätte leicht einen dramatischeren Tod gefunden.

MACHIAVELLI

Ein andrer Cola oder Nikolaus, Niccolò Machiavelli, hätte vielleicht einen politischen Don Quixote schreiben können, ein paar Jahrhunderte nach Cola di Rienzo und rund hundert Jahre vor Cervantes, wenn auch nicht mit dessen friedlichem und lässigem Humor.

Er war ein Florentiner, vom geistigen Schlage Dantes, der grösste Schriftsteller nach ihm, gleich beharrlich in seinen Gedanken, ebenso nüchtern und entschieden im Ausdruck. Jedoch er war der Anti-Dante. Alles was für Dante Poesie gewesen war, war für ihn Prosa. Alles was er schrieb, war Prosa, selbst wenn es gelegentlich metrische Form annahm.

Ehrgeiz und Verbitterung waren die Kräfte, die ihn beherrschten, so wie Dante. Politischer Misserfolg war auch in seinem Fall der unwillkommne Anlass zur schriftstellerischen Entfaltung. Auch in seinem Leben waren Liebe und Hoffnung zuerst gewesen, und dann erst kamen Misserfolg, Zorn und intellektuelle Rache, doch seine Liebe unterschied sich von der Dantes: sie schwang sich nicht geschwind ins Himmlische und Absolute auf, sondern langte mit festem Griff nach den Gaben dieses Lebens, so lange, wie sie vorhielten. Übrigens war er zu männlich, um die Frau als Botin und Bild Gottes zu idealisieren; sie spielte in seinem Geist eine sehr irdische und untergeordnete Rolle.

Er glaubte an keinen Gott. Es war seine ehrliche Überzeugung, dass er nur an Dinge glaubte, welche er sah und berührte, wenn er auch von Wundern und Vorzeichen sehr viel hielt, weil auch die alten Römer viel davon gehalten hatten. Zu den Dingen, die er sah und berührte und am meisten liebte, gehörte seine Heimatstadt Florenz und sein Heimatland Italien, seine angebetete Erde. Doch er glaubte auch an Dinge, die niemand je sah und berührte, auch er hatte eine Religion. Sie speiste sich aus der spontanen Reaktion seiner Begeisterung für die Grösse der menschlichen Natur, für den mutigen Kämpfer, ganz gleich, wofür er kämpfte; dies war jene Manneseigenschaft, die er „virtù" nannte. Seine Bewunderung für sie verleiht, zusammen mit der Selbsttäuschung, ein konsequenter Tatsachenmensch zu sein, der Prosa dieses idealistischen Atheisten eine rasende, fast unerträgliche Schwingung, die selbst bei der ruhigen Darlegung einfacher Zusammenhänge nicht aussetzt.

Von wo hatte er seinen verzweifelten Heroenkult? Seine Helden

sind Michelangelos Gefangenen verwandt, doch sie gemahnen uns auch an Dantes Titanen, deren Charakterfestigkeit selbst höllischer Verzweiflung trotzt.

Eine Legende, mehr echt als wahr, berichtet, dass Machiavelli vor seinem Tod (am 22. Juni 1527) einen Traum hatte, in dem er sich entschied, lieber in die Hölle zu kommen und dort die Gesellschaft von Philosophen und Heroen zu geniessen, als die langweilige Gesellschaft im Himmel zu besuchen.

Paradies und Fegefeuer waren für ihn Nebel aus dem finsteren Mittelalter. Die Wahrheit war in der flammenden Klarheit der Hölle, und die Erde selbst, nicht nur ihr verborgner Kern, war Hölle. Sein Lieblingsbuch hätte die Ilias sein müssen, zumindest wie sie von hastigen Lesern interpretiert worden ist.

Die vollkommenen und stabilen politischen Gebäude, die Dante und andere mittelalterliche Lehrer errichtet hatten, waren gleichfalls nichtig. Diese Leute waren mit einem himmlischen Paradies nicht zufrieden; sie träumten auch von Frieden und Gerechtigkeit auf Erden; sie forderten zwei Paradiese, wo es überhaupt keins gibt.

Doch einer von Machiavellis Hauptwidersprüchen lag in seiner Unfähigkeit, sich mit der Rolle eines unbeteiligten, gleichmütigen Betrachters menschlicher Begebenheiten abzufinden. Sein eiskalter Zynismus löschte seine Liebe für Vaterland und Ruhm nicht aus.

Ungeachtet aller Verzweiflung hatte er einen Plan und ein Ziel. Es war nicht länger Dantes ewige Universalmonarchie. Dantes Hoffnungen waren nun zu Staub und weniger geworden. Das Reich war nur noch ein leeres Wort, die Römische Kirche von aussen her durch Ketzerei geschwächt, von innen her durch Skepsis und Korruption, und kein kultivierter Geist konnte, es sei denn aus Furcht oder Gewohnheit, ihren Dogmen und Riten noch irgendwelche Achtung zollen.

Die Wirklichkeit war: der Aufstieg und Kampf der Nationen, die Dante übersehen oder verdammt hatte. Nicht die Weltkaiser mit ihren Weltpriestern, sondern die Könige mit ihren Reitern hatten die Erde erobert. Unter diesen Königen, gegen diese Könige stand kein König von Italien; Italiens Platz unter den Nationen blieb leer.

Der König von Frankreich hatte Italien mit Kreide erobert, ohne einen Schuss. Auf den Stationen des unglaublichen Spaziergangs hatten seine Offiziere mit Kreide die Türen der Quartiere

bezeichnet, die sie für die Truppe bestimmt hatten. Dann kam die Reihe an Spanien. Franzosen, Spanier, Schweizer schlugen sich um die Beute; die Italiener lieferten ein paar bravouröse Scharmützel, vollbrachten einzelne Heldentaten, aber ihre Freiheit ging verloren, ohne dass die Ehre durch eine Schlacht wie die von Chäronäa gerettet worden wäre, wo das republikanische Griechenland dem makedonischen Löwen erlegen war. So wenig sah Machiavelli die Ereignisse.

Gab es doch noch ein Heilmittel? In dieser Düsternis schrieb er „Il Principe", das Buch vom Fürsten.

Viele halten es für ungerecht, Machiavelli ausschliesslich nach dem „Fürsten" zu beurteilen. Aber dieses kleine Buch ist seine Unsterblichkeit. Was er sonst noch geschrieben hat, würde ihm einen Platz unter der ersten Garnitur italienischer Autoren und Historiker anweisen; es hätte ihn nicht in die Reihe jener wenigen repräsentativen Geister erhoben, die Weltwerte geschaffen oder zerstört haben.

Seine Entdeckung — verheerend, wenn sie wahr wäre — lautet: das politische Handeln hat nichts mit Moral und Religion zu schaffen. Dantes Einheit ist zerbrochen. Gewalt und List, die eine Seite der Gewalt darstellt, regieren die Welt. Die Erde ist des Teufels.

So entschieden hatte das Prinzip noch keiner ausgesprochen. Selbst in der Ilias ist Achill der Zärtlichkeit und Reue fähig, die Könige sprechen von Weisheit, der Dichter weiss von Sünde und Strafe; er unterstellt die widerstreitenden Leidenschaften seiner Heldinnen und Helden einer unentrinnbaren höheren Gerechtigkeit. Verrat, Wortbruch, Unbarmherzigkeit gegen den Schutzlosen und Heimatlosen galten bereits auf einer sehr frühen Stufe unsrer Zivilisation als ebenso unmenschlich wie nach dem Heraufkommen des Christentums, und die Unverletzlichkeit von Gesandten und Verträgen wies auf ein allgemein gültiges Gesetz hin, welches keinesfalls das Gesetz des Dschungels war. Die griechischen Philosophen, und nicht nur Plato allein, stellten konsequent platonische Betrachtungen über eine ideale Republik an, in der die ethische und religiöse Forderung Gestalt annehmen sollte. Die Propheten Israels erschauten ein Weltende der Gerechtigkeit und des Friedens, das Gottesreich auf Erden; und selbst Rom warf bei allem Rauben und Erobern, die Grundgedanken der antiken Zivilisation, deren legitimer Erbe es war, nie ganz über Bord.

Nun verengerte Machiavell den Horizont. Nicht der Himmel,

sondern die Erde war für ihn die Grenze. Höchst wahrscheinlich ist er auch verantwortlich zu machen für die Einführung des Wortes „Staat" in seiner modernen Bedeutung, an Stelle der früher gebrauchten Bezeichnungen Stadt, Republik oder Monarchie; Staat: ein hartes, kaltes Wort mit seinem schrecklichen Beigeschmack von nacktem Besitz und Macht. An der Spitze des Staats steht der Fürst, noch so ein kaltes Wort, das nichts als Vorherrschaft und Macht bedeutet ohne jeden Einschlag von Mission und Liebe.

Der Widerspruch gegen Christus und Dante besteht nicht nur stillschweigend. „Unbewaffnete Propheten", schreibt er mit einem Grinsen, „unterliegen, und bewaffnete Propheten triumphieren." Die Tiere, die in der mittelalterlichen Symbolik die menschlichen Laster und Verbrechen dargestellt hatten, werden nun als heraldische Zeichen der höchsten politischen Tugenden verherrlicht. Machiavellis Fürst muss ein Löwe und zugleich ein Fuchs sein.

Nahezu im untersten Pfuhl der Hölle, Inferno XXVII, hatte Dante die dramatische Kurzgeschichte des Guido von Montefeltro angesiedelt. Dieser Verdammte war einst ein Kriegsmann gewesen, aber darüber hinaus auch ein Politiker. „Als ich noch in der Gestalt aus Bein und Mark war, welche meine Mutter mir gab, waren meine Taten nicht jene des Löwen, sondern die des Fuchses." Dann bereute er, und als er in das Alter kam, „in dem ein Jeder die Segel einziehn und die Taue bergen sollte", wurde er ein Mönch, und ihm wäre geholfen gewesen. Doch Papst Bonifaz VIII., der sich im Krieg mit der Familie Colonna befand und ihre Feste Palästrina erobern wollte, erinnerte sich daran, dass der fromme Franziskaner ein Fachmann in allen Listen und Schlichen gewesen war. Er liess ihn holen und bat ihn um seinen Rat, wobei er ihm im vornhinein Absolution für die Sünde versprach, die Guidos Vorschlag möglicherweise zur Folge haben konnte. Der Rat des Mönchs war von elementar machiavellistischer Art; er schlug dem Papst vor, dem Colonna eine Amnestie zu versprechen, dies Versprechen aber nicht zu halten. In der Tat, als die Colonnesen sich unter dieser Bedingung ergaben, wurde ihr Waffenplatz dem Erdboden gleichgemacht.

„Sankt Franziskus kam nachher, um mich zu holen; aber einer von den schwarzen Cherubim sprach zu ihm: ‚Lass ihn mir, schädige mich nicht. Er muss hinab zu meinen Knechten; denn er gab den trügerischen Rat, seit dem ich ihn fest beim Schopfe halte; denn

wer nicht bereut, kann nicht Absolution erlangen; noch ist es möglich, ein Ding zu bereuen und gleichzeitig zu wollen; der Widerspruch verbietet das.' Wehe mir Elendem! Wie ich erschrak, als er mich packte und sprach: ‚Das hast du nicht gedacht, dass ich ein Logiker bin!"

In dem besonderen Fall ist es zu schade, dass der Teufel ein Professor der Logik war, während Sankt Franziskus, demütig und mild, wie es sich für ihn gehört, nicht einmal ein Student in dieser streitsüchtigen Wissenschaft war. Ein jesuitischer Kasuist hätte gewiss ein raffiniertes Gegenargument gefunden, um Guido den Klauen Satans zu entreissen: abgesehen davon, dass der Sünder schlau genug war, nicht eher zu sterben, bis er seine Rechnung mit dem Paradies bereinigt hatte.

Ein Nachhall der gleichen Danteschen Stimmung findet sich im folgenden Gesang, wo der Höllenpilger die verdammte Seele des Mosca de' Lamberti trifft, des Verschwörers, der mit seinem Rat zur Ermordung des Buondelmonte die florentinischen Bürgerkriege entfesselte. „So wirst du dich des Mosca auch erinnern, wehe mir! der sprach: ‚Ei, was getan ist, ist getan!' das war die Saat des Bösen im Toskanervolk."

Diese beiden Ratschläge zu unbarmherzigem Betrug und unbarmherziger Gewalt sind berühmt in der fast magischen Eindringlichkeit ihres geheimnisvollen Wortlauts: „Versprechen gross, Erfüllung klein" — „Was getan ist, ist getan!" Doch Machiavelli hätte gegen sie nichts einzuwenden; und, bewusst oder unbewusst, hat er die Grundmauern seiner irdischen Stadt in Dantes Inferno errichtet. Guido von Montefeltro und Mosca de' Lamberti waren, nach seiner Theorie der Staatskunst, gute Fürsten und Staatsmänner; offenbar hielt er die Idee, dass Moral und Religion etwas mit dem praktischen Leben zu tun haben könnten, für mittelalterlichen Aberglauben; für ihn gibt es nur eine Hölle: die der Niederlage und Knechtschaft.

Ihm kam es, wie er sprichwörtlich sagte, mehr auf die tatsächliche Realität der Dinge als auf ihren Sinn an; der Staatsmann, so behauptet er, „der sich darum Sorgen macht, wie die Dinge sein sollten, als wie sie wirklich sind, wird verderben, er wird sich nicht retten können; da ein Mann, der in allem und jedem gut zu sein wünscht, unter den vielen, die nicht gut sind, zwangsläufig zugrunde gehen muss." Er packt in Kapitel XVIII des „Principe" das Problem an, ob und wie der Fürst die Treue halten soll. Die Antwort ist klar. Es wäre wünschenswert, treu und an-

ständig zu sein; den Kampf nach den Regeln zu führen, ist menschlich; nur Gewalt und List zu brauchen, tierisch. Aber da der erste Weg oft nicht zum Ziel führt, bleibt nichts anderes übrig, als auch den zweiten zu gehen. „Folglich muss ein Fürst für die Gewinnung und Behauptung eines Staates geeignete Massnahmen ergreifen; die hierbei verwandten Mittel werden stets als ehrbar gelten, jeder soll sie loben; denn der Pöbel muss mit handgreiflichen Mitteln überzeugt werden, und da ist nichts wie Pöbel in der Welt." „Es gibt einen Fürsten, unsren Zeitgenossen", fährt er fort, „den ich nicht nennen will, und welcher nichts als Frieden und Ehre predigt, obwohl er ein erklärter Feind von Frieden und Ehre ist, die, hätte er sie je beobachtet, ihn mehr als einmal um Ansehen und Staat gebracht hätten." Der ungenannte Fürst war der spanische Herrscher Ferdinand. Von nun an ist der Vorwurf der Heuchelei immer wieder gegen jeden, Frankreich oder England, Heilige Allianz und Völkerbund, erhoben worden, der sich angemasst hat, die nackte Realität des Lebens mit dem Flitter ewiger Prinzipien zu bedecken.

Diese metaphysische Verzweiflung füllt den „Fürsten" Machiavellis, sein Anti-Evangelium, seine Böse Botschaft, von der ersten bis zur letzten Seite. „Darum soll man festhalten, dass die Menschen entweder geliebkost oder getötet werden müssen, da sie leichte Unbill rächen; aber gegen schwere sind sie machtlos; sodass, was man einem Manne Schlimmes antut, solcher Art sein muss, dass keine Furcht vor Rache mehr zurückbleibt." „Den Krieg kann man nicht abschaffen, nur aufschieben, doch den Vorteil davon hat der Feind." „Es ist nur ein zu natürlich und gewöhnlich Ding um die Sucht nach Besitz; und die, welche diese Lust verspüren und die Macht besitzen, um sie zu befriedigen, werden immer gepriesen und nicht getadelt werden; nur wenn die Sucht ohne Macht ist, dann spricht man von Schuld und Fehle." „Kränkungen sollten alle auf einmal zugefügt werden, sodass, da weniger Zeit bleibt, sie zu verspüren, sie weniger verletzen möchten; umgekehrt müssen Wohltaten nach und nach erwiesen werden, damit mehr Zeit bleibt, sie zu würdigen." „Am besten wäre es, könnte sich der Fürst zugleich geliebt und gefürchtet machen; doch wenn von beidem nur das eine möglich ist, dann soll er die Furcht vorziehen."

Eroberung und Erfolg sind die einzigen Masstäbe des politischen Lebens. Ariosto, der sanfte Poet, echote mit den beiden floskelhaften Zeilen: „Ob einer ihn durch Schläue oder Glück er-

ringt, ein Sieg war stets ein hochgepriesnes Ding." Kalt oder leidenschaftlich stimmte ein Schwarm anderer Schriftsteller in Prosa oder Versen in den Chor ein.

Die ideale Gestalt des Fürsten war in Machiavells Geist vollständig ausgebildet. Sein Kopf besass eine kalte und entschlossene Intelligenz, sein Arm unbarmherzige Kraft. Der Arm war die Armee. Dies ist ein immer wiederkehrendes Motiv in Machiavells Untersuchung und Lehre: nämlich, dass die italienischen Städte und Signorien durch die Verwendung besoldeter Berufssoldaten ruiniert worden seien. All seine Hoffnung für die Zukunft setzte er auf das stehende Heer, das unmittelbar dem Fürsten gehörte und nicht einem Condottiere, dessen Dienste ein jeder mieten konnte und dem alles daran liegen musste, seine lebende Ware ungemindert und ungefährdet zu erhalten und nicht heroisch aufzuopfern.

Seine Beweisführung, dass Berufssoldaten sich nicht so gut schlagen konnten wie ein nationales Volksheer, leuchtet theoretisch vollkommen ein; doch in der Praxis waren alle europäischen Armeen bis zur französischen Revolution mehr oder weniger Söldnerheere, und die machiavellistische Idee eines stehenden Heeres war, weit entfernt, etwas Neues zu sein, eine abstrakte, neo-klassische Folgerung aus der Militärgeschichte des alten Rom, wie er sie, höchst anfechtbar, verstand. Die Beweisführung hatte überdies eine verhängnisvolle Wirkung. Sie trug dazu bei, die Condottieri und ihre italienischen Truppen herabzusetzen. Er schrieb im „Fürsten", dass sie „jede Art Erfindung benutzten, um sich Mühe und Gefahren zu ersparen, und einander im Kampf nicht erschlugen, sondern wechselseitig zu Gefangnen machten und nicht einmal Lösegeld nahmen." In einem anderen Werk, in der „Geschichte von Florenz", finden sich farbenprächtige Schilderungen einiger typischer Renaissance-Schlachten, die in der ganzen Welt berühmt wurden. Die eine handelt von der Schlacht von Molinella, 1467: „Die Feldhauptleute der Florentiner stürmten näher gegen den Feind vor, sodass es zu einem regelrechten Treffen kam, das einen halben Tag währte, ohne dass eine der Parteien wich. Dennoch fiel niemand; nur ein paar Pferde wurden verwundet und ein paar Gefangene gemacht." Oder die Schlacht von Zagonara, 1424: „Bei einer so grossen Niederlage, von der in ganz Italien viel Aufhebens gemacht ward, kam nur der einzige Lodovico degli Obizi um, samt zweien seiner Leute, die, vom Pferd gefallen, im Morast versanken." Beide Berichte sind falsch, leidenschaftliche

Lügen Machiavells. In der Schlacht von Molinella allein, von der sich, wollte man die Karikatur Machiavells zugrunde legen, sagen liesse, dass kein Mann getötet, wohl aber einer geboren wurde — in dieser Schlacht kämpften beide Teile, glaubwürdigeren Zeugen zufolge, mit unübertrefflichem Mut und Ungestüm; es war eines der blutigsten Treffen der Zeit; mindestens dreihundert Mann — andere sagen achthundert, noch andere gar tausend — und vierhundert Pferde wurden getötet.

Nicht die zwei Mann des Lodovico degli Obizi versanken im Morast der wirklichen Schlacht von Zagonara; die militärische Ehre Italiens kam im Morast von Machiavells Phantasieschlachten um. Denn Jahrhunderte danach, bis zum heutigen Tage, haben die Italiener sich bitter über ihren Ruf im Ausland beklagt; ein Gefühl von Demütigung und Empörung gegen die Schmach eines solchen Rufs ist eins der Geheimnisse, das vieles in der nationalen und internationalen italienischen Geschichte der Neuzeit erklärt. Ein stereotypes Bild des Durchschnittsitalieners war, mindestens vierhundert Jahre lang, unter dem ausländischen Pöbel im Umlauf; es wurde auch von einigen wenigen zweitklassigen Historikern, Romanschreibern und Lyrikern übernommen. Der typische Italiener war demnach ein guter Künstler, Sänger, Tänzer und Liebhaber; eine Stufe höher von funkelnder Intelligenz und blühender Phantasie, ein Mann der scharfsinnigen Beweisführung und hinreissenden Beredsamkeit; im übrigen ein Mensch ohne jeden Charakter, ohne Stolz und Gesetz, ohne moralische Treue und körperlichen Mut.

Doch, ist es zulässig, mehr: ist es möglich, Ausländern diese Verleumdung in die Schuhe zu schieben, die das italienische Volk beleidigt und nicht minder den Geist der Brüderlichkeit und des Verstehens zwischen den Völkern? Im Gegenteil, fast alles, was zum Preise des italienischen Charakters gesagt worden ist, rührt von ausländischen Dichtern und Reisenden her; die Italiener selbst machten aus der Selbsterniedrigung eine Wissenschaft; und es ist kein grosses Wunder, wenn viele Fremde sich von diesen unablässigen Ausbrüchen der Selbstverachtung am Ende in ihrem Urteil beeinflussen liessen.

Der als erster die Italiener mit ihrem Minderwertigkeitskomplex beschenkte, war kein Franzose oder Brite, sondern ihr grösster Dichter, Dante. Kein Spanier oder Deutscher führte Dantes Werk fort; das tat ihr grösster Prosaschriftsteller, Machiavelli. Gewiss, Italien im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war kein

Paradies; aber es gibt ein altes Sprichwort, das lautet: selbst der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird. Wäre das Leben in der italienischen Stadt des Mittelalters wirklich so abscheulich, moralisch so verächtlich gewesen, wie Dante es schildert, wie lässt sich dann die ästhetische und mystische Schönheit erklären, die aus diesem angeblichen Elend blühte? Italien als Symbol war Dante heilig, aber die Italiener waren Anathema für ihn. Siena, Lucca, Arezzo, alle toskanischen Städte, von seinem eigenen verfluchten Florenz zu schweigen, Blasen der Hölle auf der Erdoberfläche; und was Pisa betraf, so war es ein wirkliches Unglück — so dachte Dante — dass die Inseln des Tyrrhenischen Meers sich nicht zur Küste bewegten und die Mündung des Arno verstopften, damit die Überschwemmung die Pisaner alle miteinander ertränkte. Nicht einmal die Süsse der toskanischen Landschaft entlockt ihm süsse Worte; nur das Murmeln einiger Gebirgsbäche spricht gelegentlich zu seinem brennenden Durst, sonst erinnert er sich nur an Eisen, Flammen, Flüche.

Gewiss, Machiavell ist auch bewusst und vorsätzlich ein Anti-Dante. Doch zu viele Elemente des danteschen Wesens gingen in ihn über. Nicht nur Heroismus, Grösse im Denken und Wollen, seine männliche Zuversicht bei aller Verzweiflung und jenen unnachgiebigen, fast religiösen Glauben an den höchsten Wert von Form und Ausdruck übernahm er, sondern auch, von ihm und denen, die ihm gefolgt waren, jene verderbliche Erbschaft der römischen — oder allgemeiner, der klassischen — politischen Mythologie. Die Gegenwart war für ihn, wenn nicht die Hölle, dann doch, wie für Dante, ein Friedhof, ein Vakuum mit einem Hoffnungsschimmer von Auferstehung. Nichts wahrhaft Schönes und Grosses hatte sich seit Niedergang und Fall der antiken Zivilisation ereignet. Die Quintessenz der Weltgeschichte, die ein späterer Dichter in seiner Tragödie der wiedererstandenen Antike sprechen liess, hätte ähnlich auch bei ihm stehen können: „Alles was geschieht im Heute — klingt nur wie ein trauriges Echo — aus den grösseren Tagen der Väter." Auch er hätte zu der Volksmasse gehören können, die — Burckhardt erzählt die Geschichte — wie wahnsinnig zu dem Ort hinstürzte, wo man unter Ruinen plötzlich auf den Leichnam einer jungen Römerin, durch die Jahrhunderte wunderbar erhalten, beim Graben gestossen war; und alle glaubten, eine Frau jener herrlichen Zeiten müsste weit lieblicher sein als jede Lebende, denn nur in den Tagen der Väter war die Schönheit gottgleich gewesen.

Die lebenden Italiener waren an die toten gekettet, und ihre Seelen atmeten Staub. Auch Machiavelli verkannte, bei all seinem Realismus, im wesentlichsten doch die Wirklichkeit; und sein Heimweh, ohne Dantes christliche Religiosität und ohne dessen Glauben an eine gesetzmässige und planvolle Weltordnung, war noch viel trostloser als Alighieris Gram. Die Vorstellung, er hätte je eine Art von „Don-Quixote" schreiben können, ist nur die Täuschung eines Augenblicks; allenfalls wäre es eine tragische Selbstbiographie geworden. Er beginnt als Anti-Dante, ist ehrlich überzeugt, die mystische, mittelalterliche, sentimentale Betrachtungsweise überwunden zu haben. Doch am Ende ist er noch viel weniger Realist als Dante. Denn wenn Dantes Mythologie nichts taugte, seine Religion war ausgezeichnet; wenn sein Glaube an das Römische Reich und an seine Auferstehung ein Irrtum war, so hatte er doch von den moralischen Kräften, die die Welt regieren, einen vollkommen richtigen Begriff. Sein Grundsatz, Sinn und Ziel der Geschichte sei die Vervollkommung des menschlichen Geistes und Willens, ist eine fundamentale Forderung der menschlichen Vernunft; die Schlussfolgerungen in Bezug auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in einer sozial geeinten Menschheit sind zwingend. Da er um diese Wahrheiten wusste, kannte er einen Teil der Wirklichkeit und war insoweit ein Realist. Dass er eine Utopie mit einem Schatten der Vergangenheit und einer Luftspiegelung vom Norden schuf, an deren Ufer er in seinen Träumen glücklich landete — darin lag sein Irrtum; ein kleiner Irrtum immerhin, verglichen mit dem Machiavellis. Dieser verwarf mit Dantes Mythologie des Heiligen Reiches auch seine Religion und behielt nur eine Begeisterung für Ruhm und „Virtù" übrig; ferner behielt er einen Teil, und grade den schlechtesten, der römischen Mythologie bei und neigte zu einer Deutung der Geschichte, in der elementare und oft rohe Gewalten herrschen. Doch eine Utopie ist ein in die Zukunft projiziertes Nirgendwo; es mag zuguterletzt sich als ein Irgendwann und Irgendwo erweisen; während ein reaktionäres Heimweh wie das Machiavellis unvermeidlich ein Nirgendwo und Niemals bleiben muss.

Da er das richtige Rezept für seinen Fürsten nun besass, ging er eifrig daran, es aus der Theorie in die Praxis zu überführen. Er hatte die chemische, oder alchimistische, Formel für das politische Leben der Nation gefunden. Es musste ein Leichtes sein, aus der Formel der Wirklichkeit die Wirklichkeit selbst zu gewinnen.

In dieses Werk vertieft, gleicht er Fausts Famulus, der, im

Besitz aller Kenntnisse über die Natur des Menschen, emsig versucht, ihn in der Hitze seines Tiegels zu erschaffen, im Hohlraum seiner Phiole: den Homunculus.

Der Mensch Machiavellis war der wissenschaftliche Staatsmann oder Fürst: homunculus politicus. Wie sollte er geboren werden? Wenn Machiavellis Annahme zutraf, dass über den Wert einer politischen Lehre und einer politischen Leistung einzig Erfolg oder Misserfolg entscheiden, dann mussten auch seine Lehre und Leistung diese Probe bestehen.

Sie bestanden nicht.

Zum Fürsten und König von Italien hätte er mit Wonne selbst den Teufel gemacht. Er wählte den zweitteuflischsten Mann, den die geschichtliche Wirklichkeit für sein Experiment zur Verfügung stellte: Cesare Borgia, nicht einmal ein Italiener, ein Abenteurer spanischer Abstammung, der Bastard eines Papstes, ein Halbgenie, ein Halbheld, ein Liliput-Alexander oder -Napoleon, aber ein ganzer Verräter, Meuchelmörder, Brandstifter, ein gotteslästerliches und blutschänderisches Ungeheuer. Unterstützt von den Verbrechen und Morden seines Vaters, des Papstes Alexander VI. — mit dem verglichen selbst Dantes verfluchter Bonifaz VIII. als ein lässlicher Sünder erscheint — und von den Heeren Frankreichs eroberte Cesare Borgia, nachdem er auf seinen blutroten Kardinalshut verzichtet hatte, viele Städte und Kastelle Mittelitaliens. Dann, nach dem plötzlichen Tod seines heiligen Vaters, brach er plötzlich zusammen, um im Andenken einer schaudernden Nachwelt als der Blitz eines verheerenden Meteors weiterzuleben, als Bild des Antichrist. Darum schätzte Machiavelli ihn so sehr: wegen seiner gänzlichen Gottlosigkeit. Wahrlich, es war der Gipfel des Anti-Dantismus, der Anti-Mittelalterlichkeit und der Realpolitik, für den satanischen Sohn eines ruchlosen Pontifex Partei zu nehmen!

Cesare Borgia verschwand 1507. Machiavelli begann den „Fürsten" sechs Jahre später zu schreiben. Zeit genug, um die Gründe für den Misserfolg des Borgia zu erkennen. Es war vollkommen klar, dass keine grosse Idee und keine nationale Absicht die Seele des Eroberers geleitet hatte; Selbstsucht, Vergnügungssucht und Machtgier waren seine einzigen Leitsterne gewesen; das Beispiel der italienischen Renaissancetyrannen, die oft gottlos, aber oft auch zumindest geistig bedeutend gewesen waren wie Kunstwerke, hatte Cesare in den Stil der zügellosen spanischen Phantasie übersetzt. Verglichen mit dem Fanatiker der Dantezeit, Cola di

Rienzo, bleibt der Borgia nicht nur tief unter dem moralischen Niveau des Tribunen, dem die Gerechtigkeit nicht eine gewisse grossmütige Naivität absprechen wird, sondern auch als Politiker wirkt der Papstsohn zwergenhafter, missratener als der unglückliche römische Schreiber. Der Traum von einer neuen römischen Welteinheit begründet das römische Stadtvolk des ausgehenden Mittelalters und auch die Autorität eines ins Latein verliebten Kleinbürgers war absurd gewesen; doch der Gedanke einer italienischen Monarchie auf der Grundlage einer Art erblichen Papstgewalt war schlechthin schwachsinnig.

All das war vollkommen klar, nur nicht für Machiavelli. Er liess sich durch Misserfolg und Tod nicht entmutigen; er wurde nicht müde, das Idol seiner Phantasie weiter leidenschaftlich zu lieben. Man liest mit einer gewissen Rührung im „Fürsten", dass Cesare Borgia fast alles erreicht hatte, was zur dauernden Sicherung seiner Macht notwendig war, als ihn unerwartet Unglück traf. Sein Vater starb zu früh; und er selbst erkrankte schwer. „Er sagte mir nachher", so vertraut uns der Historiker an, „dass er alles bedacht habe für den Fall, dass sein Vater stürbe, nur nicht die Möglichkeit, dass, während sein Vater im Sterben lag, er selbst dem Tode nah sein könnte". Keine Spur von metaphysischer Ironie oder die Art demütiger Scheu, die einen Shakespeare ergriffen hätte, spricht aus diesem erstaunlichen Bericht. Nicht einen einzigen Augenblick kam Machiavelli der Gedanke, ob sich in dem „unerwarteten Unglück" nicht vielleicht eine immanente Gerechtigkeit manifestiert hatte, die Rache der wirklichen Realität an dem Politiker, der sich, höchst unrealistisch, einbildete, es käme in der Politik und in der Kriegführung nur auf List und Gewalt an; das Urteil dessen, was ist, über die Möchtegerns des Lebens, über Homunculus. Es gibt die volkstümliche Geschichte von dem Bauern, der erzählt, wie sein Esel grade gelernt habe, ohne Futter auszukommen, als er unglücklicherweise und ganz unerwartet eingegangen sei. So ähnlich ist auch Machiavellis Haltung gegenüber Cesares Glück und Ende. Dann fährt er fort, devot zu seiner Göttin „Virtù" — seines Caesars „Wildheit und Vortrefflichkeit" — zu beten, und noch zu einer andren Göttin, Fortuna: diesen abergläubischen Spitznamen hat er der unbekannten Macht verliehen, die andre Leute Gott zu nennen pflegen. Doch ein paar Seiten weiter versichert er, mit einem Pathos, das der unfreiwilligen Komik nicht entbehrt: „Ich werde niemals

aufhören, als nachahmungswürdige Beispiele Cesare Borgia und seine Taten anzuführen."

Immerhin, nun, da der Borgia Staub und Nichts war, musste Machiavelli sich nach jemand anderem umsehen, in dessen Fleisch und Blut der Geist des Fürsten sich verkörpern könnte.

Warum nicht in Machiavelli selbst? Er traute sich nicht. Entmutigt, schon ganz in der Stimmung des untertänigen Bürgers, rechnete er sich zum Stand der „Popolari", fähig wohl, die Fürsten zu verstehen, aber nicht, ihre Rolle zu spielen.

Er richtete den Blick auf seine Heimatstadt Florenz und auf die Familie Medici. Das Buch wurde dem „Magnifico Lorenzo di Piero de' Medici" gewidmet, einem hoffnungslos mittelmässigen Mann. Warum sollte nicht ein Florentiner Fürst —ebendieser mittelmässige Magnifico — der Fürst und König seiner Träume werden, Einiger Italiens und Zuchtrute der Barbaren, die den heiligen Boden verunreinigten?

Auch das war auf die Spitze getriebener Anti-Dante. Dante hatte die Einheit der Welt gegen den Willen von Florenz erwünscht; Machiavelli, der Realist, prophezeite die italienische Einheit geführt von Florenz. Aber beide Prophezeiungen wurden von der Geschichte nicht bestätigt.

Der Römische Kaiser war begraben worden. Der Fürst der Renaissance hatte ein Begräbnis nicht einmal nötig: er, dessen Geburt schon eine Absurdidät war.

Und doch verdiente Machiavell-Pygmalion, der weder in der Kunst noch in der Wirklichkeit seiner unvollendeten Titanenstatue ein Leben einzuhauchen vermochte, für seinen Heroismus irgend eine Belohnung. Ein gütiges Schicksal liess ihn drei Jahre vor dem endgültigen Zusammenbruch von Florenz, mit dem der Zusammenbruch der italienischen Zivilisation gekommen schien, sterben.

Er hatte den grossen Psalm von Gewalt und Verrat gesungen. Die Inbrunst seines patriotischen und plutarchischen Glaubens und der Pessimismus, den die Katastrophe in ihm erweckte, können seine Verirrung erklären, nicht entschuldigen.

Der Psalm hätte besser geklungen, wenn ihn die Eroberer Italiens gesungen hätten. Es ist peinlich, das Lamm im Rachen des Wolfs noch einen Hymnus auf Verrat und Grausamkeit blöken zu hören.

UNTERBRECHUNG

,,Die Gräber nehmen die Lebenden leichter auf, als sie die Toten hergeben." In diesen wenigen Worten liegt das ganze Schicksal der italienischen Renaissance. Indem die geistige Elite der Oberschicht den Blick nach rückwärts wandte, versäumte sie, und durch sie das italienische Volk, die Möglichkeiten der Gegenwart. Die alte Fabel von Orpheus lehrt dieselbe Wahrheit: der Dichter, der den Kopf nach seiner schweigend folgenden Gefährtin (der Erinnerung an das Gewesene) wandte und mit ihr auch s e i n Leben verlor.

An Erklärungen für die italienische Katastrophe ist kein Mangel; aber nur diese eine ist überzeugend und schliesst das Gran Wahrheit, das in den andern steckt, in sich ein. Die Christen in den Fusstapfen des Fra Girolamo Savonarola nahmen an, Italien sei für seine Gottlosigkeit und Weltlichkeit bestraft worden, für all die Wollust seiner Kunst (als ob die französischen und spanischen Soldaten Heilige gewesen wären). Während umgekehrt die Heiden wie Machiavelli den katholischen Priestern zum Vorwurf machten, sie hätten die Italiener ,,gottlos und böse" gemacht, und fest überzeugt waren, die Nation sei allerdings gezüchtigt worden, weil sie gefrevelt hatte, aber nicht gegen die Gebote Christi und der Kirche, sondern gegen das eine Gebot des klassischen Patriotismus und Heroismus; weil sie gegen die Stimme taub geblieben war, die aus den Gräbern sprach.

Gewiss, die Italiener haben sich im grossen Ganzen für die Freiheit Italiens nicht sehr stürmisch geschlagen. Daran war aber nicht die angebliche italienische Feigheit schuld, für die sich übrigens in keiner Zeit ein triftiger Beweis erbringen lässt. Nein, die Italiener schlugen sich nicht, weil es kein Italien und keine Freiheit gab, für die der Kampf sich verlohnte. Zu sterben und, was noch schwerer ist, den Feind zu töten, vermag der Soldat nur, wenn er von einem Gefühl der Liebe oder des Hasses, überhaupt von irgend einer Leidenschaft erfüllt ist. Machiavellis erbitterte Kritik am Söldnersystem hätte letzten Endes genau so gegen ein stehendes Volksheer recht behalten, wenn während der italienischen Renaissance solch ein Paradoxon überhaupt möglich gewesen wäre: eine Nationalarmee ohne Nation.

Der Bauer sorgte sich um sein Stück Land, der Kaufmann um den Laden, der Seemann um sein Schiff. Die Idee der Nation war viel zu entlegen für sie, genau wie das noch bis in die jüngste

Zeit hinein für die breiten Volksschichten in aller Welt galt. Die Elite, die erlesene Schar, hatte ihr eigenes Vaterland; doch bis auf verschwindende Ausnahmen hiess dieses Vaterland nicht Italien. Die Idee der Nation war zu eng für sie; ihr Vaterland war der Ruhm der Vorfahren, die Fülle der antiken Universalkultur und Schönheit. Zwischen der grenzenlosen Weite dieser Konzeption und der brüchigen Wirklichkeit des Alltags lag Italien, weniger als ein Schemen, nicht einmal ein Kompromiss. Wer sollte dafür kämpfen? Wer sollte die Kämpfer führen?

Später haben die protestantischen Historiker und von ihnen beeinflusste italienische Gelehrte die Meinung verfochten, Italien sei an seinem religiösen Konservatismus zugrunde gegangen. Hätte es sich der protestantischen Reformation angeschlossen, dann wäre es am Leben geblieben. Aber Deutschland, das überwiegend protestantisch geworden war, geht es mindestens zweihundert Jahre lang nicht sehr viel besser als Italien. Abgesehen davon war kein Grund vorhanden, warum die italienischen Bauern, Händler und Seeleute mit ihren Frauen den Katholizismus mit seiner üppigen, zu Marmor und Farbe gewordenen Mythologie und seinem Angebot von Hoffnung und Verzeihung aufgeben sollten, für eine Religion, die ihnen mit ihren kahlen Gotteshäusern und ihrem schmerzverzerrten Gottesbild als ein düsteres Sektierertum erscheinen musste. Die Elite hatte den katholischen Glauben aufgegeben, aber ihrer philosophischen Überzeugung, ihrer radikalen Skepsis kamen die theologischen Dispute der nördlichen Konfessionen abgeschmackt vor, das alles dünkte sie sehr mittelalterlich und barbarisch. Sie hielten sich vom Protestantismus fern, nicht weil er über ihren Verstand ging, sondern weil *ihr* Verstand breiter war. Wenn sie die grosse Kirche verlassen hatten, dann nicht, um eines Tages bei einer engen Sekte unterzukriechen.

Eins ist sicher: So wie die italienische Katastrophe letzten Endes auf einen geistigen Irrtum der herrschenden Klasse zurückging, so dieser wieder auf einen moralisch religiösen. Selbstsucht, Eitelkeit lautet der Name der Sünde. Der Stolz auf die Einzigartigkeit des römischen Bluts und der Anspruch auf die seinen Nachfahren anvertraute Mission der Weltherrschaft. Es ist vergebene Liebesmüh, dieser Sünde ein Mäntelchen umzuhängen und sie mit dem Heiligenschein uneigennütziger Leidenschaft zu krönen. Sie war in erster Linie doch die Lust am Herrschen, gegründet auf das Gefühl eines überlegenen gemeinschaftlichen Erbteils: das Ich fühl-

te sich durch das Ansehen der vorangegangnen Generationen in seinem Werte vervielfacht. Hier liegt mehr als sonstwo der Keim des Nationalismus und Rassenwahns; Dichter und Literaten, besonders empfindlich für den Stachel des Ehrgeizes und der Eitelkeit, waren oft dafür verantwortlich, dass diese Giftsaat üppig aufging, und was in Italien während der Früh- und Hochrenaissance geschah, war zum grössten Teil solch ein psychologischer Vorgang. Wären die Männer der geistigen Elite von menschlich bescheidenen, brüderlichen Gefühlen gegen Vergangenheit und Gegenwart, gegen Römer und sogenannte Barbaren beseelt gewesen, sie hätten dann sicher ihr Volk in eine bessere Zukunft führen können. Aber das Volk war ihnen vollkommen gleichgültig; sie starrten gebannt mit einer Art erhabener Idiotie auf Säulen, Triumphbögen, Hallen und Statuen einiger stierköpfiger und fettbrüstiger Imperatoren von einst; pflichtvergessne Hirten waren sie, die nicht bemerkten, dass die Herde ihres Volkes in den Abgrund stürzte.

Es war ein Abgrund. Wäre die geistige Elite in dem Zeitraum zwischen Dante und Machiavelli einen anderen Weg gegangen, es hätte eine nationale, italienische Geschichte gegeben: einen Bund der nord- und mittelitalienischen Fürstentümer und Städte, ein Defensivbündnis mit dem Süden, eine Einheitsfront gegen den beutelüsternen spanischen und transalpinen Militarismus, die Erhaltung des grossen zivilisatorischen Erbes in einer neuen Form des sozialen Lebens. Nun war es zu spät. Strafe und Erniedrigung waren unvermeidlich.

Die Tragödie des italienischen Volkes lässt sich nur noch mit der Zerstreuung und Knechtschaft des Volkes Israel vergleichen. Der Sargdeckel schloss sich und erstickte langsam das Land, das hatte das Land der Renaissance, der Auferstehung sein wollen. In einem zusammenhängenden Gebiet ist politische Einheit für das Leben eines Volkes nicht unbedingt erforderlich; Unfreiheit ist tödlich. Wenn das Volk sich erst an die Vorstellung gewöhnt, dass es sich nicht selbst regieren darf, sondern dass Fremde ihm Gesetze und Ordnung geben müssen, dann bildet sich in den Massen und in den Einzelnen ein Gefühl der Minderwertigkeit und Scham heraus. Die Unternehmungslust verkrüppelt; Mut und Ehrgefühl des Individuums werden allmählich erstickt und gedemütigt. Die Italiener, die aus Heimweh nach ihrer unvergesslichen Vorherrschaft über die Barbaren die Republiken des Mittelalters verwünscht und verachtet hatten als zu klein für ihren

Ehrgeiz, waren nun die Sklaven der Barbaren. Es war das Delirium einer eingebildeten Unterlegenheit gewesen; nun war tatsächlich Unterlegenheit daraus geworden.

Unter solchen Umständen erlahmt selbst jeder wirtschaftliche Wettbewerb. Alle Impulse der Freude und Schöpferlust erschlaffen. Armut und Sorglosigkeit werden zu moralischen Tugenden erhoben. Eine blinde Resignation ist die beste Gewähr einer himmlischen Belohnung.

Die Masse und ein Teil der Oberschicht hatte ihre Religion, den Katholizismus. Die Sitten des päpstlichen Hofes hatten sich geläutert, und Päpste wie Bonifaz VIII. und Alexander VI. waren nun unmöglich. Andrerseits machte der dogmatische Erstarrungs- und Verästelungsprozess immer weitere Fortschritte; eine unerträgliche Herausforderung für die Würde menschlicher Vernunft. Die christliche Mythologie, ein schönes, festgefügtes Kunstwerk, an dessen Erschaffung der italienische Genius einen hervorragenden Anteil hatte, schwoll zu der erdrückenden Grossartigkeit, mit seinen Heerscharen ekstatischer Märtyrer und trompetender Engel. Die Moral, nun durch und durch formalistisch, bestand in einer pyramidischen Anhäufung von Geboten und Verboten, gemildert durch die Laxheit periodischer Absolutionen, mit deren Hilfe der Priester und Beichtvater unermüdlich den weichen Ton der ihm anvertrauten Seelen modelte.

Neben und innerhalb der Religion stand die Familie. Da sie keine nationale Gemeinschaft hatten und entweder Untertanen einer fremden Macht oder eines winzigen Vasallenstaates einer fremden Macht waren, zogen sich die Italiener in die kleinste und elementarste Gemeinschaft, in die Urzelle der menschlichen Organisation, nämlich in die Familie zurück, wo Geister, die in der Atomisierung der Gesellschaft sonst zu Schaden gekommen wären, sich verhältnismässig zufrieden und behaglich fühlten. Die Familie war keine Heldentat der Moral, kein Meisterwerk des Gefühle, wie oft angenommen wurde; obwohl wirkliche Liebe, Opferwille und schlichter Heroismus in vielen Fällen innerhalb der eignen vier Wände lebendig waren; in vielen anderen Fällen übertünchte ein dünner Firnis von Zärtlichkeit ein Gefängnis; und in allzuvielen Fällen war das italienische Familienleben grundverschieden von der idealen Häuslichkeit, wie englische Romanschriftsteller und Dichter sie schilderten, mit jenem zarten Kontrapunkt, der ihr Innenleben mit der Aussenwelt verband. Weil sie nichts besseres besassen, widmeten die Italiener ihre Liebe nur

noch der Familie und wiesen ihr in ihrer Phantasie einen Platz an, den sie in den schöpferischen Zeiten der italienischen Literatur und Kunst keineswegs eingenommen hatte, als Dante und Petrarca ihr Leben Frauen geweiht hatten, die nicht die ihren waren, und als Kinder und Schosstiere nur selten die Hauptrolle in Erzählungen und Bildern spielten. Selbst die christliche Mythologie der Italiener verlegte ihren Schwerpunkt immer mehr von Christus zur Heiligen Jungfrau, wurde immer mehr die Religion einer weiblichen Gottheit; Christus vertauschte das Kreuz mit der Krippe, und die Mutter Gottes stieg von ihrem Sternenthron ins Wochenbett herab und in den Sessel, auf dem sie ewig einen ewigen Säugling stillte. Das Hauptgewicht lag auf der Mutterschaft; und die Heilige Familie, mit einem ziemlich überflüssigen Ehemann, einem heiligen Grossmütterchen und Johannes, dem kleinen Freund des lockenköpfigen Jesusknäbleins, wurde für die Italiener zum Olymp und Paradies, zum Ausdruck irdischen Glücks und himmlischer Seligkeit, zum Symbol für die Myriaden kleinster Republiken oder Fürstentümer, in die ihre Gesellschaft sich aufgelöst hatte. Diese Familien waren mehr Fürstentümer als Republiken, wenn auch freilich von recht sonderbarer Art. Der Mann und Vater hätte der Fürst sein sollen; er war auch der Verdiener, der vor keiner Plackerei zurückschreckte, um den Lebensunterhalt zu sichern, mehr für seine Lieben als für sich selbst. Seine Moral, in gewisser Hinsicht durchaus unschuldig, war die Moral des Nests. Wenn die Schwierigkeit, Leib und Seele zusammenzuhalten, die Stimme der Versuchung, unterstützt von einem Versagen seiner Willensbremsen, ihn dazu verführt hatte, die sozialen Schranken zu überschreiten, dann mochten Gesetz und Gericht ihn wohl verurteilen, die Kirche war wohlwollend, und die Gesellschaft fand im grossen Ganzen Worte herzlichen Mitleids für den Unglückseligen. Da letztes Ziel und Mass des sozialen Lebens die Familie war, galt, was um der Familie willen gesündigt wurde, letztlich nicht als Sünde. Der Mann und Vater, der dem Gesetz gegenüber die ganze Last der wirtschaftlichen Verpflichtung und Verantwortung trug, nahm infolgedessen das Recht für sich in Anspruch, die Familie mit despotischer Gewalt zu beherrschen. Hier war er ein Fürst; in der Scheu des Herrn sank die Frau zur Arbeitssklavin herab; sie hielt ihm eisern die Treue: Gattenmord, im Fall, dass die Frau die Ehe brach, war, weit entfernt davon, ein Verbrechen zu sein, eine soziale Einrichtung, die von den Richtern, wenn schon nicht vom geschriebenen Gesetz, anerkannt

wurde. Der Vater tyrannisierte auch die Kinder, die er zärtlich liebte, „zu ihrem eigenen Besten". Aber die Tyrannei, die er unverhüllt durch seine Kraft ausübte, in Gestalt eines zwergenhaften, machiavellischen Löwen, wurde geheimnisvoll ausgeglichen durch die Tyrannei der Frau, in der Gestalt des machiavellischen Fuchses. Dieser war beharrlicher und, auf die Dauer, siegreich. Andere Kräfte, sichtbare und unsichtbare, komplizierten noch das Spiel wechselseitiger Tyrannei, aus dem das durchschnittliche italienische Familienleben bestand. Die Kinder beuteten so lang wie möglich, ohne zu erröten, ihren Vater aus; bis wiederum er, wenn ihn die rechte Zeit gekommen dünkte, bereitwillig zusammenbrach und das Brot seiner Kinder annahm. Es war ein Unglück und fast eine Schande, wenn ein Sohn auszog, um allein zu wohnen; die Mädchen wurden verheiratet oder, ganz gleich ob mit oder ohne religiöse Berufung, in einem Kloster lebendig begraben (wo sie Pasteten buken); oder sie wurden im Haushalt verheirateter Brüder Dienstmädchen. Oft scharten sich noch Grosseltern, Schwiegereltern, Junggesellen und alte Jungfern unter dem gleichen Dach um den Kern der heiligen Familie; sie nahmen die Mahlzeiten gemeinsam ein, fünfzehn bis zwanzig Personen an einem Tisch; das Essen war würzig, schwer, es machte träge und dick. Dies war das hochgepriesene patriarchalische System; in Wirklichkeit war es rückschrittlich und primitiv. Es konnte nicht auf eine sanfte Art von Sklaverei verzichten: die Dienstboten oder die einzelne Dienstmagd gehörten zur Familie; körperliche Züchtigung aus pädagogischen Gründen war nichts seltnes; von persönlicher Freiheit war keine Rede, ihr Lohn lächerlich; dafür war ihnen andrerseits gestattet, ja, sie wurden sogar dazu genötigt, an den Geschäften und Aufregungen der Familie teilzunehmen; der Klassenunterschied löste sich in einer verworrenen Intimität auf.

Dieses düstere Gemälde berücksichtigt nicht gebührend die edleren Züge der Zärtlichkeit, Reinheit und Grossmut im Organismus der italienischen Familie zur Zeit der Dekadenz. Immerhin entspricht es einigermassen diesem Organismus in seiner schlimmsten Gestalt, die keineswegs ihre seltenste war, und lässt die sozial zersetzenden Kräfte erkennen, die an ihr nagten. Was Balzac über das Familienleben der französischen Provinz berichtet oder was wir bei Hebbel über das deutsche Kleinbürgertum lesen, ist nicht viel besser; auch was wir aus Amerika über Babbitts Häuslichkeit erfahren, klingt nicht sehr erhebend

Die Italiener hatten immerhin wenige oder gar keine andere Betätigungsfelder für ihre Aktivität, weder in der Politik noch im Krieg, noch in kühnen, geschäftlichen Unternehmungen oder im Sport; die Frauen gaben ihren Energie-Überschuss gewöhnlich im Klatsch und Gebet aus, was sie dann befähigte, die Vermittlung zwischen ihren kirchenscheuen Ehemännern und der göttlichen Gnade zu übernehmen; während derselbe Überschuss und mehr von den Männern in Liebesabenteuern oder in der Sehnsucht danach verpuffte. Ehebruch, selbst von Seiten der Frauen, solange sie den Schein vor der Familie wahrten, wurde auf jeden Fall der Trennung und offnen Unordnung vorgezogen. Von Scheidung ganz zu schweigen, die das Gesetz nicht kannte und auch heute noch nicht kennt; Ausschweifung, selbst Prostitution versperrten, wenn der Beichtvater die Absolution erteilt hatte, den Weg zum Paradiese nicht; dagegen fand die bewusste und offene Verletzung des Ehesakraments keinen Pardon. Die unerreichte und endgültige künstlerische Gestaltung dieser Gesellschaft findet sich bei Stendhal, besonders seine „Kartause von Parma" atmet aufs stärkste die Atmosphäre dieses Drucks, mit all den Seufzern der vergeblichen Revolten. Stendhal liebte selbst dieses Italien, in dessen Verfall er eine ungebrochene, stets wache Energie verspürte, die auf irgend eine neue Möglichkeit des Ausdrucks wartete. Hier und da erhob sich ein machtvoller Ausnahmemensch mit eigner Kraft aus dem Schlamm; in andern Ländern wäre er zu einem Diener der Gemeinschaft und zu harmonischer Grösse herangewachsen; hier, wo ihm die Unterstützung einer natürlichen und nationalen Gesellschaft fehlte, wuchs das Bedeutende sehr oft ins Krankhafte und blieb so primitiv anarchisch, wie der Kreis der Familie in primitiver Isolierung verharrte. Geborene Helden wurden so zu titanischen Verbrechern. Casanova und Buonaparte, die Bezwinger der Frauen und der Männer, stammten vom gleichen Geschlecht.

Dies war Italiens Reichtum: seine gemeinsame Religion — und daneben die malerische Buntheit seines volkstümlichen Aberglaubens — das Heiligtum der Familie und, auf dem Grunde seines Herzens, ein schwelender aber niemals verlöschender Hass gegen alles Mittelmässige, und Liebe für Majestät und Grösse.

Italien hatte auch seine herrliche Natur: seinen Himmel, der so schön ist, wenn das Wetter schön ist — wie einer seiner Schriftsteller mit ergebner Melancholie feststellte.

Mehr als alles andere hatte Italien seine schöne Kunst, seine ästhetische Mission in der Welt.

Es fiel Ausländern nicht schwer, dies anzuerkennen. Es war, wie wenn Italien sich, als Nation, auf dem Altar der Schönheit selbst geopfert hätte. Seine Vorherrschaft auf diesem Feld menschlicher Leistung war so gut wie unumstritten.

Es gibt keine italienische Rasse; noch gibt es irgend eine gottverliehene Vorherrschaft auf irgend einem Gebiet. Aber die Umstände, unter denen die italienische Bevölkerung gewachsen war, besonders zwischen Alpen und Toskana, und die Anregungen, die aus Vererbung und Erziehung kamen, hatten eine phantasievolle und schöpferische Gemeinschaft geschaffen, mit einer Fülle von Leistungen, nur noch mit denen des antiken Griechenland vergleichbar.

Die künstlerischen Lorbeeren und die Dankbarkeit der Andern für die ästhetische Leistung Italiens konnten freilich den Hunger der italienischen Seele nicht stillen. Nichts, nicht einmal die Kunst, ist ein Ersatz für ein soziales Leben.

Es war auch nicht zu erwarten, dass die Zweige weiterhin in Schönheit blühen konnten, wenn die Lebenswurzel faulig war.

Langsam verdorrte ein Zweig nach dem andern. Die Dichtung, von allen Künsten am engsten der Ausdrucks- und Gedankenfreiheit verknüpft, geriet zuerst in Verfall. Nach dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach Tasso, gab es keinen italienischen Dichter von wahrhaft europäischer Bedeutung mehr. Die bildenden Künste siechten noch zwei Jahrhunderte länger dahin. Nur die Musik, das atmende Gefühl des Volkes, schien unvergänglich.

Die Unterbrechung währte drei Jahrhunderte.

RISORGIMENTO

Der Name für die neue Ära, Risorgimento, war schlecht gewählt; eine neue Variante von Renaissance, ein neuer Schrei nach Auferstehung der Toten.

Der Dichter einer volkstümlichen Hymne forderte, dass die Gräber sich öffnen und die Heroen und Märtyrer früherer Zeiten wieder erwachen sollten. Ein anderer erblickte auf Italias Haupt den Helm des Scipio, des römischen Feldherrn, der Karthago besiegt hatte, der Hauptgestalt in Petrarcas lateinischem Epos.

Aber solche Anspielungen auf die Vergangenheit waren verhältnismässig unwichtig. So anfechtbar der Name Risorgimento war, die Sache selbst war gut und neu.

Italien wurde im neunzehnten Jahrhundert eine moderne Nation, mit Leib und Seele, mit einem einheitlichen Territorium und einem gemeinsamen Gesetz.

Im Hintergrund des Umschwungs wirkten eine neue Wissenschaft und Philosophie, mehr: eine neue Religion, an der die Italiener ihren Anteil hatten. Es war der Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts; ein Klassizismus ohne Götzenglaube, ein Christentum ohne Mythologie, die höchste Stufe, die der Menschengeist bisher erreicht hatte. Eine neue Wissenschaft, die Nationalökonomie, suchte in Regeln des praktischen und kohärenten Verhaltens die Lehren der Nächstenliebe und des Eigennutzes zu vereinen. Eine grossmütige und zweckmässige Natur nahm den Platz der rachsüchtigen Götter ein; das irdische Paradies und die Glorie der Vollendung wurden als letzte Ziele menschlichen Fortschritts proklamiert und aus der Vergangenheit entfernt, in die ein unfruchtbares Verlangen sie verwiesen hatte. Die englischen Revolutionen, und in ihrem Gefolge die amerikanische und französische, schienen jeder Art von Machiavellismus einen tödlichen Schlag versetzt zu haben. Nicht dass alle Menschen und Staatsmänner nun Lämmer und Engel wurden, aber die Theorie von der Löwen- und Fuchs-Politik wurde fast allgemein aufgegeben; man war der Ansicht, was für den einzelnen gut oder böse sei, das sei gut oder böse auch für die Gesellschaft; das Individuum und der verantwortliche Staatsmann sollten sich in ethischer und religiöser Hinsicht voneinander nicht mehr unterscheiden.

Das italienische Risorgimento reifte als ein unabhängiges Ereignis unter dem Einfluss eines Achtgestirns heran, das aus fünf Dichtern und drei Helden bestand. Die Dichter waren Alfieri, Parini, Foscolo, Manzoni, Leopardi. Die Helden waren: Mazzini, Garibaldi, Cavour.

Nicht alle diese Dichter gewannen Weltberühmtheit. Sie standen den Meistern der deutschen und westlichen Literaturen nicht nach; sie hatten auch den Vergleich mit Schriftstellern wie Lermontow, Puschkin und Gogol nicht zu fürchten. Aber diese letzten Drei verdankten ihre Weltgeltung der Verbreitung, den später so unwiderstehliche und in der ganzen Welt volkstümliche Autoren wie Dostojewsky und Tolstoi der gesamten russi-

schen Literatur verliehen, sie, mit deren unmittelbarer, grenzenloser Wirkung sich kein italienischer Roman der zweiten Jahrhunderthälfte messen kann. Während die europäischen Romantiker, selbst wenn sie eine schwierige und aristokratische Sprache sprachen, durch das geistige Glück und die politische Macht ihrer Länder begünstigt wurden, als die Italiener noch immer unter der Verfinsterung des Literaturhimmels litten, die über zwei Jahrhunderte gedauert hatte und sich auch als Hindernis gegen die Durchsetzung des Italienischen als Umgangssprache der europäischen Intelligenz erwies. Ausserdem lebten die italienischen Dichter des ausgehenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts inmitten der Wehen einer italienischen Geburt oder Wiedergeburt, die alles für sie war, dem ausländischen Leser aber sehr viel weniger bedeutete. Das überschwenglich nationale Pathos ihrer Poesie und Prosa erschwerte ihnen den Zugang zur übrigen Welt.

Foscolo, Byron-ähnlich in einigen Zügen seiner Laufbahn, aber Shelley verwandt in der Glut seiner poetischen Beredsamkeit, Sohn eines venezianischen Vaters und einer griechischen Mutter, war der klassischste, dem römisch-griechischen Ideal und dem Traum von der Vergangenheit am tiefsten verbundene von ihnen allen. Doch für ihn war Fleisch und Blut, was für die meisten Literaten von Petrarca an nur Papier und Tinte gewesen war. Nach einem kurzen Frühling seiner Hoffnung, in dem er ehrlich geglaubt hatte, Napoleon Bonaparte würde ein freies und geeintes Italien schaffen, führte seine Enttäuschung ihn auf die alten Pfade zurück. Er wanderte zwischen Gräbern herum und dachte und sang, nur Schönheit und Ruhm machten das Leben lebenswert und den Tod sterbenswert, die Geschichte habe keinen Sinn und kein Ziel, und das einzig dauerhafte Ergebnis des Trojanischen Krieges seien, wie bei allen anderen Kriegen, das Mitleid und das Grauen, mit dem ein Dichter, ein Homer, ihn betrachten kann. Daher seine Neigung zu einem unerschütterlichen Pessimismus oder zu einer Art von verzweifeltem Patriotismus, der bis zu einem gewissen Grade eine Nachernte des Machiavellismus war. Aber Foscolo fand in einer zynischen oder rein literarischen Haltung kein Genügen. Das Leben ist Hoffnung — oder enttäuschte Hoffnung und Wille; es ergriff von ihm Besitz. Als die österreichischen Heere nach Italien zurückkamen, beschloss er, nach einigem Zögern, der Knechtschaft und der Schande zu entgehen. Er wanderte nach der Schweiz, dann nach England aus, wo er starb,

nachdem er in die italienische Literatur wieder den traurigen Ruhm des Exils eingeführt hatte, das nun zu einer festen politischen Institution Italiens wurde, so charakteristisch für den italienischen Individualismus, wie es die Massenauswanderung für Israel ist.

Alfieri, ein piemontesischer Adliger, wurde das Verbindungsglied zwischen seiner kleinen Heimat und seinem grösseren Vaterland Italien. Ein von der Dynastie Savoyen beherrschtes Fürstentum hatte sich in langsamem aber beharrlichem Wachstum an der nordwestlichen Ecke der Halbinsel ausgedehnt. Sein Ursprung lag auf der französischen Seite der Alpen; doch dort war, ebenso wie am Ufer des Genfersees, sein Landhunger auf Hindernisse gestossen, und so wandten sich die Grafen und späteren Herzöge von Savoyen und Könige von Sardinien, nachdem sie auf dem östlichen Abhang der Alpen festen Fuss gefasst hatten, mehr und mehr der Poebene und dem Tyrrhenischen Meer zu; Genua und Mailand reizten sie. Der Staat — ein Bastard — halb französisch nach Gebiet und Sprache, und viele Jahrhunderte lang mehr französisch als italienisch in seinem sozialen Gepräge und in seiner Kultur, soweit sie vorhanden war, hatte sich ganz selbständig in einer Richtung entwickelt, die dem Typus der europäischen Militär-Monarchie weit näher stand als dem der italienischen Republiken und Fürstentümer. Machiavelli wäre bei dem Gedanken erstaunt gewesen, dass der italienische Fürst aus diesem halb fremden Staat kommen und seine Wiege in Turin haben könnte anstatt in Florenz oder in der Romagna. Aber Graf Alfieri, geboren in Asti bei Turin, verwünschte die Stadt und den Hof, wo „alle dem Einen dienten"; er verachtete diesen Einen, den nicht sehr aufgeklärten Despoten; auch er wählte das Exil, ein freiwilliges und recht wunderliches Exil, das ihn durch ganz Europa und zuletzt nach Florenz führte, wo er, vollkommen losgelöst von den sozialen und politischen Verpflichtungen der Gegenwart, sich endgültig in den traditionellen Geist italienischer Dichtung und in das Problem des politischen Schicksals Italiens, in Vergangenheit und Zukunft, versenkte. Er schrieb Tragödien in grosser Zahl, die vom Ruf der Freiheit und vom Tyrannenmord erfüllt waren; und das Rom, in dem seine Phantasie lebte, war nicht die Hauptstadt der Cäsaren, sondern die Vaterstadt der bürgerlichen Freiheiten. Seine Ruhelosigkeit war überzeugender als die Foscolos; sein Pessimismus niemals getrübt von irgend einer konstruktiven Absicht. Die französische Revolution begeisterte ihn zuerst, nicht viel anders als Goethe; später hasste er die Gemeinheit des Pöbels

und die Greuel ihrer Massaker. Die amerikanische Revolution — wie er vermutete, gleichfalls mehr aus wirtschaftlichen als aus ideellen Ursachen ausgebrochen — hatte ihn nach einem ersten Ausbruch vertrauensvoller Begeisterung enttäuscht. Im allgemeinen gab er einem gemischten System aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie den Vorzug, das am meisten Ähnlichkeit noch mit der britischen Verfassung hatte.

Parini, ein bescheidener lombardischer Lehrer, vertrat in seinen Grundsätzen wie in der keuschen Klarheit ihres dichterischen Ausdrucks am reinsten das italienische Humanitätsideal des achtzehnten Jahrhunderts, das er mit einem Katholizismus zu versöhnen trachtete, dessen Schwerpunkt weit mehr auf Moral und Barmherzigkeit als auf dem Dogma und der Mythologie lag. Romschwärmerei, Pantheon und heroischer Totenkult fanden keinen Platz in seinem Geist, der sich in vollkommenem Einklang mit seinem vollkommenen Herzen befand.

Manzoni, auf der Spur Parinis, warf bald über Bord, was im Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts frech und dünkelhaft erscheinen mochte, aber seinem Geist der Toleranz und Humanität blieb er stets treu. Er war der italienischste Geist des neuen Zeitalters, daher vergötterten ihn viele Italiener und stellten ihn gar neben Dante. Seine Persönlichkeit war nicht so gewaltig. Immerhin hat er als erster und einziger, weit entfernt, Dante gleichen oder nacheifern zu wollen, systematisch grade seine wirksamsten Einflüsse bekämpft. Er tat dies auf seine bescheidene und vorsichtige Art; er vermied sorgfältigst, wenn nur irgend möglich, den Namen Dante auch nur zu erwähnen; und er hätte sich geschämt, als sein Gegenspieler zu posieren. Aber ganz bewusst lehnte er jederlei Titanismus und plutarchischen Heroismus ab; er verwarf auch stillschweigend die Dantesche Theorie und Praxis einer aristokratischen und erhabenen Dichtersprache und beschenkte sein erwachendes Volk mit der wertvollsten all seiner Gaben: einer einfachen, klaren Sprache, geschaffen für Prosa, Wissenschaft und Konversation.

Wenn einiges bei Dante, besonders die Willkür seines Ehrgeizes, Manzoni fremd anmutete — der Machiavellismus mit seiner „Staatsraison" musste ihm, trotz aller mildernden Umstände, als Gotteslästerung erscheinen. Die Einzelseele war ihm etwas Heiliges, das seine Weihe von der menschlichen Gemeinschaft empfing. Sein letztes Werk war ein schmales Bändchen, betitelt „Geschichte der Schandsäule", ein leidenschaftlicher

Prozessbericht aus dem Mailand des siebzehnten Jahrhunderts, als während einer Pest ein paar arme Wichte durch Folterung zum Geständnis gebracht wurden, dass sie mit Hilfe einiger Salben die schwarze Seuche verbreitet hätten; woraufhin sie auf legalem Weg ermordet wurden. Das Büchlein enthält mehr als die Episode einer Stadtchronik: es war ein bewusstes „J'accuse!" gegen alle Staatsvergötterung, eine mit bebender Seele ausgesprochene Verurteilung aller irdischen Richter, die nach dem Beispiel jenes Einen handeln, der vor der Kreuzigung Christi erklärte, es sei Recht, dass einer für das Volk sterbe.

Manzonis Werk hat keinen grossen Umfang. Er schrieb zwei Tragödien, einige lyrische Gedichte und einen meisterhaften historischen Roman. Eine mehr von Mitleid als von Schrecken erfüllte Geschichtsbetrachtung scheint durch alle seine Stoffe. Eins seiner kurzen Gedichte, das er in der Erschütterung unmittelbar nach dem Tod Napoleons schrieb, deckt den Leichenwagen des gefallenen Titanen mit der Hülle christlichen Mitleids zu; doch waren da auch Reste einer weltlichen Bewunderung für Napoleons grosse Gestalt: er bereute sie später. Grosse Männer, Titanen, sogenannte Genies waren in seinen Augen Feinde Gottes und Geisseln der Menschheit.

Er war, oder wurde, ein Katholik. Doch, obwohl von untadeliger Rechtgläubigkeit, machte er sich nicht besonders viel aus Mythologie und Dogma. Seine Religiosität betonte mehr das Christliche als das Katholische; und beim Katholischen mehr den Universalgedanken als das Römische. Barmherzigkeit und Frömmigkeit waren für ihn die Hauptsache. Sein Kirchenglaube kam eher aus Demut und Frömmigkeit als aus dem Fanatismus des Eiferers. Es war nicht leicht, die ewigen Werte des Christentums vom Aberglauben und der politischen Niedrigkeit der römischen Kirche zu trennen; der schlichte Manzoni konnte als einzelner keinen Erfolg haben, wo selbst eine grosse religiöse Revolution vermutlich gescheitert wäre. Es gelang ihm, irgendwo in der Verborgenheit seines fein ausgeglichenen Gewissens. Ein Einschlag von protestantischem Rationalismus und Laien-Humanismus verschwand aus seiner Geisteshaltung nie.

Als italienischer Patriot wünschte er die Unabhängigkeit und Einheit seines Landes, ganz gleich, ob die Einheit durch ein festes politisches Band, das alle Gebiete von den Alpen bis Sizilien umschlang, erlangt wurde oder nicht. Der Nachdruck lag mehr auf der Unabhängigkeit als auf der Einheit. Misstrauisch ging er weit-

reichenden politischen Plänen aus dem Wege und, nachdem er sich ohne Schwierigkeit von der ererbten Vorstellung des römischen Weltreichs befreit hatte, hielt er andrerseits auch die Errichtung eines modernen Welt-Staatenbundes nicht für seine Sache; aber seine Neigung war sowohl auf die Vereinigung aller italienischen Stämme als auch auf die Zusammenarbeit aller Weltnationen gerichtet. Seine politischen Grundsätze sind so schlicht und rein, dass sie allen einleuchten mussten; gemeinsam ist ihnen der Abscheu gegen die Auffassung der Politik als einer Kunst, die mit Ethik nichts zu tun hat und nur auf die Eroberung der Macht zielt. „Gott verwirft die Gewalt des Eroberers; alle Völker müssen frei sein; das Willkürrecht des Schwertes muss verschwinden; nicht nur die Besiegten haben ihre Schwierigkeiten; es gibt eine Nemesis auch für die Sieger; zu den Unterdrückten zu gehören wie die Italiener kann sogar läuternd wirken. Sie fühlen keinen Hass gegen ihre Bedrücker; sobald sie das Land geräumt haben, sind sie wieder unsre Brüder."

Leopardi war der Dichter und Denker, der am sinnfälligsten die beiden Gegensätze, die der politischen Sehnsucht Italiens das Gepräge gaben, in seiner kurzen und unglücklichen Laufbahn vereinte. Er begann durch und durch als Klassizist. Schönheit, Vollkommenheit und Ruhm gab es nur in der Vergangenheit. Er identifizierte sein persönliches Unglück mit der Katastrophe Roms und des antiken Italiens; er wiederholte die übliche Klage über den Stolz der Weltherrscherin. Obwohl körperlich verkrüppelt, träumte er doch von Kampf und blutigen Lorbeeren: „Eine Rüstung für mich; einsam will ich fechten, einsam sterben"; sein imaginärer Kampf und Tod waren Opfer, jenem italienischen Moloch dargebracht, dem klassischen Gespenst. Keine religiöse Überzeugung wie die Manzonis linderte seine Verzweiflung; die Natur allein hätte ihm heilig sein können; aber auch die Natur war, nach dem primitiven Goldenen Zeitalter unschuldiger Freiheit und Liebe, an das er sich zu glauben zwang, zur Stiefmutter der Menschheit geworden. Dann, kurz vor seinem Ende, erlebte er seine Umkehr. Er ging nicht zur Mutter Kirche zurück; noch liess die Heftigkeit seiner Anklagen gegen Geschichte und Leben nach. Doch er kam zu dem Schluss, dass sich alle Menschen gegen die Natur und ihre unbezähmbaren Kräfte als gegen ihren wahren Feind zur gemeinsamen Abwehr verbinden sollten. Der Mittelpunkt von Leopardis Gedankensystem ist plötzlich von der unwiderruflichen Vergangenheit in eine vernünftige Zukunft ver-

legt. Die Idee eines friedlichen, fortschrittlich gesonnenen Weltbundes, über einen italienischen Sonder-Patriotismus weit hinausgewachsen und nun vollkommen befreit von dem römischen „Komplex", blickt deutlich durch das letzte und längste seiner Gedichte durch.

Es scheint möglich, dass Leopardi, in diesem letzten Augenblick, direkt oder indirekt den Einfluss des jungen Mazzini erfuhr.

Alle fünf Dichter des Risorgimento waren Norditaliener, bis auf den einen Leopardi, einen Mittelitaliener, geboren in der Stadt des Kirchenstaates unweit von dessen Nordgrenze. Alle drei Helden waren Bürger des Königreichs Savoyen — Mazzini und Garibaldi beide aus Ligurien, Cavour aus Piemont. Diese geographische Verteilung, bei der Süditalien durch keine einzige führende Gestalt vertreten war, sollte in der Zukunft ihre Wirkung haben.

Die Ideen und Taten der drei Männer der Aktion sind der Welt wohlbekannt. Kein Wilson und kein Völkerbund ohne Mazzini. Er war das Verbindungsglied zwischen den Helden der Feder und der Tat, zwischen dem literarischen Ideal und der Wirklichkeit des Risorgimento sowohl, als auch zwischen Vergangenheit und Zukunft, Nation und Menschheit.

Als Schriftsteller überschritt er, wenn man den künstlerischen Masstab anlegt, selten das Mittelmass; seine Prosa ist emphatisch überladen und voll hämmernder Wiederholungen. Formeln wie „Gott und das Volk" kehren mit quälender Regelmässigkeit immer wieder, Humor und Anmut fehlen völlig.

Als ein Mann der Tat hat er versagt, wenn man zum Masstab das Verhältnis zwischen Aufwand und erzieltem Resultat nimmt. Seine Wünsche erfüllten sich nicht. Daneben klafft eine Lücke, ja ein schreiender Widerspruch zwischen seiner Theorie der unverbrüchlichen Wahrheit und religiösen Inbrunst einerseits und seiner Praxis der Verschwörungen und Intrigen.

In seiner äusseren Erscheinung drückte sich die krasseste Romantik aus: die riesige, kahle Stirn, der starre Blick, blasse asketische Hautfarbe, ein schlanker schmächtiger Körper, immer in einem schwarzen Samtrock und mit einer grossen, gleichfalls schwarzen Krawatte. Er spielte auch die Guitarre und sang dazu.

Alle Züge seiner physischen und geistigen Persönlichkeit, selbst die unsympathischen, werden durch den nimmermüden Ernst

seiner Zielsetzung, durch die priesterliche Strenge seiner Überzeugung zur Bedeutung erhoben. Er hatte den Charakter eines Hohepriesters und Propheten. Die italienische Institution des Exils wurde für ihn, nach einer kurzen Lehrzeit in den piemontesischen Gefängnissen, das subjektive mehr noch als das objektive Schicksal seines Lebens. Als zuletzt dem alten, müden Mazzini gestattet wurde, nach Italien zurückzukehren — das nun geeint und unabhängig war, allerdings unter einer Monarchie, die er ablehnte — musste er beinah verborgen, unter einem angenommenen Namen, leben und sterben. Er starb, obwohl in seinem Vaterland, als Emigrant.

Er hatte nicht das Schicksal eines Washington oder Masaryk; er war nicht Vater und Präsident seiner erträumten, von Gott gewollten Republik Italien. Doch wenn man die Frage Monarchie oder Republik ausser acht lässt, dann war sein Anteil an den tatsächlichen Erfolgen des italienischen Risorgimento unvergleichlich. Freiheit und Unabhängigkeit von fremden und einheimischen Tyrannen waren die Parolen einer jahrhundertelangen literarischen Tradition gewesen; Einheit, straffe politische Einheit von den Alpen bis zu den Inseln, mit der Hauptstadt Rom — das war Mazzinis Leistung. Sein Prinzip, das er den Zeitgenossen mit der Hartnäckigkeit einer monomanischen Propaganda einhämmerte, nahm unwiderstehlich vom Geist der erfolgreichen Staatsmänner Besitz, die Italien schufen.

Man kann darüber streiten, ob die straffe politische Einheit und die Verlegung der Hauptstadt nach Rom für die neue Nation das Richtige waren. Wäre Mazzini nichts weiter als der Urheber dieser Punkte des nationalen Programms gewesen, er hätte sich innerhalb der Landesgrenzen einen Ruf als Prophet gemacht, hier höher und dort weniger hoch eingeschätzt. Aber seine Bedeutung ist viel grösser, sie hat Weltformat.

Höchster Glanz und allumfassende Geistesgegenwart sind nicht immer die Merkmale eines wirklichen Genies. Manchmal ist das Genie nur eine einzige fixe Idee — mag sie auch gradezu absurd erscheinen — in einem verstockten Willen. So war Columbus, der Ligurer; und so auch dieser andere Ligurer, Mazzini.

Er war ein Entdecker von Einheiten, ein Erforscher tiefer Gewässer zwischen voneinander weit entfernten Kontinenten. Er baute eine scheinbar absurde Brücke zwischen der antiken und der neuen Zivilisation und zwischen mittelalterlicher Theologie und modernem Humanismus. Die Brücke war so schmal und

kühn, dass sie unbenutzbar schien, aber sie hat sich als sicher erwiesen; vermutlich die einzige, die heute noch für diese unsre Menschheit sicher zu begehen ist.

Er war bei alledem ein hochgebildeter Mann; wie alle andern, grossgeworden in der schmerzlichen Erinnerung an die entschwundene Glorie Roms. Er war auch ein Verehrer Dantes, bei dem er die Idee von der Einheit aller Menschen und von der göttlich geoffenbarten menschlichen Gesellschaft fand. Er nahm die doppelte Erbschaft an, doch nicht ohne Vorbehalt und Änderungen. Er übernahm vom alten Rom das Weltgesetz und die Weltorganisation; er verwarf das Recht des Schwerts. Er bejahte die mittelalterliche Auffassung vom Ziel der menschlichen Geschichte; nicht anders als Dante sah er dieses Ziel in der Vervollkommnung des Menschen in Geist und Tat und in der Verwirklichung des göttlichen Plans. Aber er löste seine Religion von der katholischen Lehre und Mythologie.

Zweifellos lassen sich in seinem System noch gewisse Reste von Aberglauben erkennen. Besonders zwei von ihnen sind bemerkenswert. In der Religion konnte er nicht auf einen Gott verzichten, der zu Beginn und am Ende der Welt da ist und dessen Absichten der Menschengeist nur widerspiegelt und verwirklicht. Wäre es ihm gelungen, eine neue Kirche zu stiften und ihr Oberhaupt zu werden, dann hätte diese statische Gottesidee ihn unweigerlich zu einer neuen und erdrückenden Dogmatik geführt. Ihm blieb die Vorstellung einer Menschheit unerreichbar, die im Verein mit, und wenn es nötig war, im Gegensatz zu der Natur, einer dynamischen Gottesidee nachstrebte, die von oben her inspiriert, aber ursprünglich schöpferisch ist, die Chronik dieses Strebens nennen wir Geschichte. Der reaktionäre Einschlag in Mazzinis Religion ist für seine mangelhafte Theorie der Freiheit verantwortlich. Er fordert Freiheit mit grösster Entschiedenheit; und doch kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass er innerlich vielmehr der Idee befohlener Pflicht als der des schöpferischen Rechts anhängt. Sein Misserfolg sparte ihm die Probe einer praktischen gesetzgeberischen Tätigkeit inmitten einer Masse theoretisch freier Bürger. Man darf ruhig annehmen, dass eine von Mazzini geleitete Republik Italien, beaufsichtigt von seinem persönlichen und statischen Gott, Freiheit nur im Sinne Spartas oder eines puritanischen Staats gekannt hätte.

Einen ähnlichen Defekt, der auf den gleichen Ursprung zurückgeht, weist seine Wirtschaftslehre auf, die ziemlich oberflächlich

ist. Er lehnte Kommunismus und Sozialismus ab, gelegentlich sogar sehr scharf, weil sie das Hauptgewicht auf die materielle oder, wie er sagte, auf die materialistische Seite des Lebens legten. Insofern hatte er gewiss recht. Es ist ein Aberglaube, anzunehmen, dass eine Revolution in der Wirtschaftsordnung der Erde ganz von selbst die Wunden und Schmerzen der menschlichen Gesellschaft heilen kann. Doch es ist kein geringerer Aberglaube, zu erwarten, dass Erneuerung und irdische Glückseligkeit, mehr noch, soziale Heiligung, ohne einen Wirtschaftsplan möglich sind. Mazzini besass keinen Plan.

In der Politik, besonders in dem Teil seines Systems, das sich mit den internationalen Beziehungen der Völker befasst, vertrat er mit Nachdruck den Anspruch, dass er sein Vaterland liebe, weil er alle Vaterländer liebe. Des ungeachtet machte er zu viele und zu weitgehende Konzessionen an den Nationalismus. Er drang nicht bis zur Hypothese vor, die uns die Wahrheit dünkt: dass Nationen historische und biologische Gebilde eines bestimmten Zeitalters sind und so, wie sie einen Anfang hatten, auch ein Ende haben werden. Er sah sie als ewige Wesen, gradezu als platonische Ideen an. Nach ihm ist jede mit einer „Mission" betraut, die gleichfalls ewig und von Gott verliehen ist. Alle ihre Grenzen, die geographischen wie die moralischen, sind geheiligt. Um einige Beispiele zu erwähnen — die nicht einmal den Reiz der Tiefe und Neuheit besitzen — so behauptete er, die Mission Englands seien Handel und Kolonisation, während Russland die Aufgabe habe, Asien zu zivilisieren. Italiens Mission war die uneigennützigste und höchste von allen. Es war ein Priestervolk — oder sollte es wenigstens sein, so wie Israel. Seine Aufgabe war die geistige Einigung der Welt. Irgendwann einmal in der Zukunft wird eine Religion der Liebe, Tugend und des Fortschritts die ganze Menschheit erobert haben. An diesem Tage werden das politische und das religiöse Gefüge der Staaten identisch sein. Die Hauptstadt Europas und des Planeten wird dann Rom sein, wo ein grosses Konzil der Menschheit sitzen und in harmonischer Zusammenarbeit mit aller Welt herrschen wird.

Mazzinis Deismus, Nationalismus und römischen Zukunftstraum kann man beiseite lassen, auf einen Haufen mit seiner inhaltslosen Wirtschaftslehre und seinen literarischen und musikalischen Prophezeiungen werfen, wie etwa, dass auch die Weltliteratur ihren Hauptsitz und Ausgangspunkt in Rom haben und dass die italienische Oper, Mazzinis Zielen entsprechend reformiert,

die singende Stimme der Erde werden wird. Das waren freilich nur die Schlacken, nicht die Kernstücke seines Systems. Wir verübeln auch Columbus weder seine Fehlberechnungen noch die sonderbaren Vorstellungen über sein Ziel; wir halten uns an die Unbeugsamkeit seines Willens und an die Wirklichkeit der Küste, an der er landete. Auch Mazzini, der angebliche Utopist, landete an einer wirklichen Küste. All die glorreichen politischen Systeme, gegründet auf die sogenannte „gesunde Realpolitik", sind nun Staub und Asche, während Mazzinis Entwurf sich mit jedem Tage mehr zum schöpferischen Programm des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelt. Ihm schwebte die friedliche, doch leidenschaftliche Zusammenarbeit aller Menschen vor, das Ziel hiess menschliche Vollkommenheit und ihre Religion Vernunft, befreit von allem mythologischen Aberglauben. Dies ist auch unser Ziel. Er setzt die Vereinigung, die Republik der Menschheit — eine Möglichkeit, nein, eine Notwendigkeit — an Stelle des Gottesreichs und des Imperium Romanum, von denen jenes nur ein Traum und dieses ein Albtraum war. Er verband die Freiheit des Individuums mit der kollektiven Leistung der Gemeinschaft. Endlich hat er die Kontinuität der menschlichen Geschichte entdeckt, indem er Rom und das Christentum als legitime Vorgänger der Neuzeit auffasste und so seinen revolutionären Gedanken und Absichten die Weihe der Tradition mit auf den Weg gab.

Leopardi war an derselben Küste gelandet, um dort zu sterben. Seine Dichtergefährten hatten sie, mehr oder weniger deutlich, ebenfalls gesichtet. Garibaldi war der Mann, der es unternahm, die geistige Vision in Fleisch und Blut zu verwandeln. Obwohl er dem Kleinbürgertum entstammte, seinem Beruf nach ein Seemann, konnte er doch Foscolos klassizistische Gedichte auswendig und wusste gut über Leonidas Bescheid, der mit einer Handvoll bewaffneter Bürger die Tore des freien Griechenland gegen die Heerscharen des persischen Reichs verteidigt hatte; er wusste von den römischen Heroen, die ihr Leben für die Republik geopfert hatten. Er scherte sich weder um Reich noch um Kirche. Sein Gott war der Gott Mazzinis, sein Italien Mazzinis Italien. Noch überzeugender als dieser hätte Garibaldi von sich sagen können, er liebe sein Vaterland, weil er alle Vaterländer liebe. Denn überall, wo es Gelegenheit gab, sich für die Freiheit zu schlagen, kämpfte er — nicht mit Verschwörung: in offener Feldschlacht. Sein strategisches Talent, seine Begabung für abenteuerliche militärische Unternehmungen und den Guerillakrieg, das un-

glaubliche Glück, das seine unglaubliche Kühnheit belohnte, erglänzten in einer Kette von Unternehmungen, von Süditalien bis Rom, von den Alpen bis Sizilien und zuletzt sogar bei Dijon während des deutsch-französischen Krieges. Er war einer aus der Rasse der italienischen Condottieri und Abenteurer, ein Mann aus dem Geschlechte der Titanen; wäre sein Land frei und mächtig gewesen, hätte es ihm Heere stellen können, wie Napoleon sie in Frankreich und dessen Vasallenstaaten gefunden hat, dann wäre Garibaldis Ehrgeiz vielleicht gewesen, der Napoleon der Gerechtigkeit zu werden, der Befreier aller Völker und Begründer von Mazzinis Weltbund. Doch seine Persönlichkeit und die Verhältnisse, unter denen er wirkte, blieben hinter der Grösse seiner Hoffnungen recht weit zurück, auch gab es in seinem Privatleben Elemente der Unordnung, die seinen Feinden billigen Stoff zum Tadel lieferten; und seine persönliche Erscheinung wie die Inszenierung seiner Unternehmungen zeigten manche opernhaften Züge, obwohl nur eine kindliche Phantasie und nicht schauspielerische Eitelkeit die Ursache war. Wie auch immer, die folgenden Generationen haben in der Hauptsache das Urteil Victor Hugos und anderer führender Geister Westeuropas über Garibaldi bestätigt. Er allein hat wirklich unter Einsatz seines Lebens einen internationalen Patriotismus bewiesen; er war der Held — mag dieses Lob auch Manchem lächerlich erscheinen — der Krieg führen wollte und tatsächlich führte, einzig um „der Welt die Demokratie und den Frieden zu sichern".

Keine Vermutung über den möglichen Verlauf der Geschichte ist ganz absurd oder ganz glaubhaft, da ihnen die Bestätigung durch die vollendete Tatsache fehlt. Immerhin scheint die Vermutung, Mazzinis Verschwörungen und Garibaldis abenteuerliche Züge hätten jemals die Hoffnungen der italienischen Dichter erfüllen können, ziemlich absurd zu sein. Beide waren waffenlose, oder doch nur schlecht bewaffnete Propheten. Es war nur ein Wunschtraum, wenn Mazzini von einem Heer von vier Millionen Insurgenten sprach; die Freiwilligen Garibaldis zählten nach Tausenden und nach Hunderten.

Die Führung wurde von Piemont übernommen, das immerhin ein wirklich vorhandener, wenn auch kleiner Staat war, mit einem stehenden Heer und einer tüchtigen Diplomatie. Der Mann am Ruder war Cavour.

Viele Historiker halten ihn für den grössten Staatsmann der modernen Zeit. Eine Seite dieser Überlegenheit, wenn man davon

sprechen kann, ist das erstaunliche Missverhältnis zwischen seinen Mitteln und seinen Erfolgen. Bismarck schuf ein paar Jahre später einen anderen Nationalstaat, Deutschland, aber er hatte einen grossen Militärstaat, Preussen, hinter sich und nicht das kleine Piemont.

Cavours Erfolge übertrafen seine Hoffnungen bei weitem. Sein Ziel war ein Königreich Norditalien unter der Dynastie Savoyen und ein Bund mit den anderen Staaten eines von innerer und äusserer Knechtschaft befreiten Italien gewesen. Doch während er sein Schiff noch diesem Ziel zusteuerte, war es, wie wenn die Segel hinter ihm sich plötzlich mit Wind füllten, dem Winde der Inspiration, die von Mazzini und Garibaldi kam. Sie steigerten die Geschwindigkeit und änderten die Richtung, die nun auf die völlige politische Einheit der ganzen Halbinsel und der beiden Inseln ging. Der Mann am Steuer bemerkte die Veränderung, behielt das Ruder aber in der Hand. Dieser plötzliche Umsturz, diese Peripetie, gab den entscheidenden Monaten seiner Laufbahn das faszinierende Gepräge einer artistischen Leitung.

Dann kam der Tod, auch ein Siegel der Grösse; ein heftiger, fast plötzlicher Tod, unmittelbar nach dem Sieg und unmittelbar, bevor die schwierige Nachernte begann.

Der hervorragendste Zug in dieser Persönlichkeit ist die tiefe Reinheit seines Herzens und Willens, die in der Politik der Neuzeit nicht ihresgleichen hat, einige nordamerikanische Staatsmänner vielleicht ausgenommen. Gewiss, er war weder Dichter noch Prophet; unter den acht grossen Persönlichkeiten des Risorgimento war er am wenigsten mit klassischer und mittelalterlicher Tradition gesättigt; er war, zu seinem Glück, jeder Art politischen Romkults abhold und machte sich aus Rom selbst auch nicht viel; er drückte sich auf französisch besser aus als italienisch. Seine Religiosität, ein liberaler, allzu liberaler Katholizismus, hatte keinerlei Beziehungen zur universalistischen Gottesstaatsidee des Mittelalters; ebenso fremd waren ihm andrerseits die mystischen Menschheits-Apotheosen eines Mazzini. Sein Geist hatte die Bildung eines modernen europäischen Volkswirtschaftlers, Landwirts und Diplomaten und verstieg sich nicht zu danteschen Höhen. In seiner diplomatischen Technik war er durchaus vorurteilslos, gelegentlich sogar skrupellos; er verschmähte Schliche, ja selbst Fallen nicht, wenn sie ihm für eine gerechte Sache dienlich und notwendig schienen. Ein berühmter Trick, zugleich der notwendigste und peinlichste von allen, war die Intrige, durch die er seinen Feind Österreich dazu

brachte, einen Krieg zu erklären, den er und nicht Österreich wünschte; ein gerissener Kunstgriff, der ihm die militärische Unterstützung Frankreichs verschaffte, die ihm sonst verweigert worden wäre. Gewiss hätte Machiavelli ihn dafür gesegnet, so wie er auch seine Freude an den geschmeidigen, aalglatten Bewegungen gehabt hätte, mit denen Cavour Garibaldi umgarnte und seinen Zwecken dienstbar machte. Aber Cavour war kein Cesare Borgia; Zynismus, so bedauerlich er sein mag, war nur eine zufällige Begleiterscheinung seiner Methode, kein Bestandteil seiner Seele. Er trug ein Ideal der Selbstlosigkeit und der Verantwortung in sich; Macht war für ihn nur ein Werkzeug, nicht der Sinn politischer Betätigung, die er sich durchaus nicht losgelöst von moralischen und religiösen Kräften dachte. Mazzini und Garibaldi mochten ihn hassen, und er hat ihre Abneigung kräftig erwidert, aber alle drei waren einig in der Liebe für Italien und in ihrer Hoffnung auf einen freien und gerechten Weltstaat. Die drei Lichter, von weither gesehen, stehen in dem gleichen Sternbild.

Alfieri war 1749 zur Welt gekommen, Cavour starb 1861, als es schon ein vereinigtes Königreich Italien von den Alpen bis Sizilien gab; nur noch Venedig und Rom fehlten.

Das Gespenst hatte, nach mehr denn fünf Jahrhunderten, endlich Gestalt gewonnen.

FRAGE

Die politischen und religiösen Ideale des Risorgimento waren nicht ausschliesslich italienisch. Wer die italienischen Dichter nicht liest, kann ihr Gedankengut auch bei Hugo und Heine, bei Shelley und Whitman finden. Das System war gemeinsamer Besitz des neunzehnten Jahrhunderts.

Aber nur in Italien waren diese Ideale fest mit den Überlieferungen der Vergangenheit verbunden und trugen dadurch die Gewähr einer harmonischen Fortdauer in sich. Und das politische Ergebnis des Risorgimento war in der Tat einzigartig. Eine Nation erstand, nicht als das natürliche Ergebnis sozialer Kämpfe und des ökonomischen Determinismus, sondern als Verkörperung von geistigen Prinzipien.

Die Vereinigten Staaten von Amerika durften für sich beanspruchen, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in politische Form gebracht zu haben. Italien, als Name und Phantom, war die Tochter Dantes gewesen; als historische Realität war sie

die Tochter der Philosophie und Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie war die jüngstgeborene unter den Nationen, der Benjamin Europas. Und doch hatte sie eine Art von Vorrangstellung, die einzig wünschenswerte. Keine andere Nation, weder Frankreich noch England, konnte sich mit Italien in der Spontanität und Geistigkeit ihrer Entstehung vergleichen. Italien war eine Spätgeburt, doch es kam schon als Erwachsener zur Welt, als eine Pallas unter den Nationen: mit Selbstkenntnis und Zielbewusstsein.

Es war kein Grund, auch keine Möglichkeit vorhanden, dass Italien zum Mittelpunkt der Welt wurde, wie Mazzinis zärtlicher Ehrgeiz es erträumt hatte. Doch es hätte ein Leuchtturm für alle werden können, etwas Köstliches.

Warum kam es anders?

Warum war Italien so kurzlebig?

Ein Zeitraum von fünfzig Jahren ist weniger, als die Natur dem Einzelnen gewöhnlich zubilligt.

Das Italien des Risorgimento lebte nicht sehr viel länger als ein halbes Jahrhundert.

1922 kam der Fascismus.

die Technik, der Philosophie und Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie war die Jüngstgeborene unter den Nationen, der Benjamin Europas. Und doch hatte sie eine Art von Vorausgestaltung, die wenig wünschenswert. Keine andere Nation, weder Frankreich noch England, konnte sich mit Italien in der Spontaneität und Leichtigkeit ihrer Entstehung vergleichen. Italien war eine Spätgeburt, doch es kam schon als Erwachsene zur Welt, als eine Pallas unter den Nationen mit Selbstbewußtsein und [illegible].

Es war kein Grund, auch keine Möglichkeit vorhanden, daß Italien zum Mittelpunkt der Welt würde, wie Mazzini einstmals für [illegible] erträumt hatte. Doch es hatte ein [illegible] für alle werden können, etwas Köstliches.

Warum kam es anders?

Warum war Italien so kränklich?

Ein Zeitraum von fünfzig Jahren ist weniger, als die Natur dem Menschen gewöhnlich schenkt.

Das Italien des Risorgimento lebte nicht sehr viel länger als ein halbes Jahrhundert.

Wo lag der Fehler?

II. AUFERSTEHUNG UND ZWEITER TOD

DAS KLEINE ITALIEN

VENEDIG kam 1866 an Italien, Rom 1870, fünf und neun Jahre nach der Proklamation des Königreichs und Cavours Tod. Beide Erwerbungen verdankte es mehr einer verwickelten europäischen Situation und diplomatischer Geschicklichkeit als dem direkten, siegreichen Einsatz.

Um die Wirkung dieser Ereignisse auf die italienische Seele zu ermessen, muss man um zwanzig Jahre zurückgehen.

1848 hatte es so ausgesehen, als wäre ein freier Staatenbund oder die Einheit ganz Italiens durch die militärischen und revolutionären Kräfte ganz allein erreichbar. Einen Augenblick lang bestand sogar die Hoffnung, der Papst selbst, Pius IX., könnte sich dem Bund anschliessen und zum Feinde Österreichs werden. Die katholische und die literarische Tradition, die mazzinistische Verschwörung und das Garibaldinische Abenteuer, reguläre und irreguläre Armeen, piemontesischer Ehrgeiz und Volksaufstände — all die Elemente der historischen und der lebenden Nation waren bis zu einem Grad verschmolzen, der eine feste und geistig in sich selbst genügende Einheit versprach. Doch die Achtundvierziger, die in ganz Europa einen heftigen Vorstoss in die Zukunft veranstaltet hatten, wurden, früher oder später, in ganz Europa besiegt: Reaktion und Absolutismus kamen in Frankreich, Österreich-Ungarn und Deutschland wieder an die Macht. Die italienische Revolution teilte das allgemeine Schicksal. Die regulären Armeen wurden nach Piemont zurückgetrieben; Österreich stellte seine Herrschaft in Venedig und Mailand wieder her; Flammen der Volkserhebung wurden, nach einem letzten Flackern, überall ausgetreten.

Was Cavour dann 1859 und 1860 erreichte, war die Leistung eines nüchternen Geistes in einem ernüchterten Piemont und Italien. Gewiss, er bekam alles, was er gewollt hatte, und mehr, aber es musste teuer bezahlt werden. Der ursprüngliche, revolutionäre Geist der neuen Nation musste sich zu einem zahmen Kompromiss bequemen, und der militärische Sieg über Österreich mit der folgenden Befreiung der Lombardei und beinah ganz Italiens wurde nur durch Frankreichs Hilfe möglich gemacht. Aber das Ge-

wicht der französischen Unterstützung war so schwer, dass sie Piemonts Anteil am Sieg überschattete: von allen Schlachten fiel immer nur ein Brocken des gemeinsamen Ruhms an den italienischen Staat. Boshafte Kritik konnte zischeln: unleugbar, das Haus Savoyen hat erreicht, was einem Lodovico il Moro und Cesare Borgia während der Renaissance nicht gelungen war, aber sein Erfolg sei, ebenso wie der Misserfolg jener machiavellischen Fürsten, nur eine Episode der internationalen Politik gewesen, mehr eine Nebenwirkung des alten französisch-österreichischen Ringens um Vorherrschaft und kontinentales Gleichgewicht als die Frucht nationaler Willenskraft und Tapferkeit. Die Geschichte der savoyardischen Dynastie war allen geläufig; jene kleinen Bergfürsten, die Könige von Piemont und Sardinien geworden waren und nun, wie ein Sprichwort lautete, ganz Italien verspeisten wie eine Artischoke, Blatt um Blatt, füllten eine lange Chronik, in der Zähigkeit, Geschicklichkeit und oft sogar persönliche Bravour einen grössere Rolle spielten als ritterlicher Geist und fleckenlose Ehre. Sicher, Machiavell hätte über eine vorgetäuschte Treue und Aufrichtigkeit bei einem Herrscherhaus gelächelt, und schliesslich waren die von Savoyen alles in allem besser gewesen als der Fürst Machiavells und ihre wirklichen Kollegen in Europa. Immerhin, die Lage, in der sie sich befanden, als kleine Macht zwischen dem Königreich Frankreich und der spanisch-österreichischen Monarchie, hatte in ihrer erblichen Veranlagung die füchsischen Züge stärker als die löwenartigen entwickelt. Es war kaum anzunehmen, dass sie sich nun plötzlich geändert hatten, um hinfort dem unglücklichen, aber glorreichen Ideal der dichterischen und mystisch-politischen Überlieferung Italiens zu entsprechen. Der Zuname, den beflissene Höflinge dem ersten König von Italien gaben, „Il Re Galantuomo" (kurz und schlicht: der ehrliche König) war ein höchst zweifelhaftes Lob, als sei es etwas Ungewöhnliches für einen König und Savoyarden, ein anständiger Mensch zu sein. Möglich, dass sein Geist, wie der seiner prinzlichen, herzoglichen und gräflichen Verwandten, der italienischen Seele recht fern war; möglich, dass hinter dieser plumpen Stirn auch unter der kostbareren Krone noch immer kleine und schlaue Gedanken wohnten. Vielleicht war für den Savoyarden Italien nur ein grösseres Piemont in seinem Besitz, und das Spiel dieses Italiens zwischen Frankreich und Österreich war immer noch das alte Spiel Savoyens zwischen Frankreich und dem Reich: das Schachspiel, nur auf einem grösseren Brett jetzt, in dem er, der kleine

Potentat, der Bauer, von Feld zu Feld gehüpft war, bis er die feindliche Grundlinie erreicht hatte und (nicht mehr ganz schachgemäss) zum König aufrückte.

Welche weitere Beförderung erwartete er nun? Und bedeutete ihm Italien wirklich etwas? Oder wäre es für ihn dasselbe gewesen, wenn er sich nach der Provence oder der Schweiz zu hätte ausbreiten können, anstatt nach der Lombardei und nach dem Südmeer? Viele Anhänger Mazzinis blieben unversöhnlich, und die Garibaldianer zumindest misstrauisch. Vielleicht hätte Cavour die Kraft besessen, Dynastie und Nation wirklich zu vereinen; aber er war tot; und die nach ihm kamen, hatten nicht sein Format. Und nicht einmal Cavour hat Anspruch auf den Heiligenschein der Unfehlbarkeit; Fehler wurden auch unter ihm begangen. Da war zum Beispiel das Problem, der wievielte Victor Emanuel der erste König von Italien werden sollte. Einer seiner piemontesischen Vorfahren, ein herzlich unbedeutender Mann, hatte den gleichen Namen getragen. Sollte der König von Italien Victor Emanuel I. heissen, sollte er als Herrscher einer neuen Nation die Reihe gleichfalls neu beginnen und mit der staubigen Überlieferung brechen, oder sollte er als Victor Emanuel II. seiner Familie die gebührende Ehre erweisen, die Familie über die Nation stellen? Anderswo hat man sich für den ersten Weg entschieden, etwa als Jakob VI. von Schottland Jakob I. von England wurde, der zweite Weg wurde in Italien beschritten. Der Unterschied war nicht unwichtig.

Ein anderer Punkt, wichtiger und augenfälliger, war der Gebietshandel mit Frankreich. Als Belohnung für seine militärische Hilfe bekam Frankreich von Piemont Savoyen und Nizza. Wenn auch Savoyen die sogenannte Wiege der Dynastie war, so geht es doch nicht an, erst Victor Emanuel vorzuwerfen, dass er sich nach seiner Dynastie zählte, und ihn dann anzuklagen, auf den Rat Cavours hin das Land seiner Väter verraten zu haben. Es war sehr vernünftig, die lokale Vergangenheit über Bord zu werfen und Savoyen dahin gehen zu lassen, wohin es seiner Sprache und Lage nach gehörte; nämlich zu Frankreich. Einer der Grundsätze in der italienischen Überlieferung lautete, dass der Alpenkamm Italiens Grenze sei und die Macht der freien und rechtschaffenen italienischen Nation nie über diese Grenze gehen sollte. Savoyen lag jenseits dieser Grenze. Schwieriger war das Problem Nizza, und ein pathetischer Umstand machte es noch verwickelter. Garibaldi war dort geboren und empfand die Abtretung seiner Vaterstadt als eine persönliche Kränkung, als Verrat. Dieses Gefühl führte

zu einem nicht wieder gut zu machenden Bruch zwischen ihm und Cavour und zu einem tragischen Rededuell im Turiner Parlament. Die Heftigkeit dieser Attacke hat nach Ansicht Vieler den körperlichen Zusammenbruch Cavours und seinen frühen Tod zumindest mitverschuldet. Abgesehen von allem andern liess der ganze Gebietshandel zwischen Piemont und Frankreich moralische Grösse und politische Gradlinigkeit vermissen. Während Italien auf den Prinzipien der nationalen Freiheit und Selbstbestimmung gegründet wurde, verfügte man über die Bevölkerung zweier Provinzen, ganz nach den alten Methoden dynastischer Souveränität und des Kuhhandels.

Dieser Widerspruch durchzog die ganze Politik zwischen Piemont und Frankreich. König Victor Emanuel von Piemont wurde „il Re Galantuomo", der ehrliche König, genannt, weil er gegen alles Drängen Österreichs, die bescheiden liberale Verfassung seines Landes zu widerrufen und den Absolutismus wieder einzuführen, festgeblieben sein soll. Das war eine blosse Legende; aber Viele glaubten an sie. Andrerseits, war sein Verbündeter und Schutzherr Napoleon III. ein Imperatore Galantuomo, ein ehrlicher Kaiser? Er hatte die Ideale seiner radikalen Jugend verraten und Frankreich der Tyrannei eines Einzelnen und eines Klüngels unterworfen, die so ehrgeizig wie schwach, so erdrückend wie mittelmässig war. Victor Hugo, der Dichter im Exil, taufte ihn Napoléon le Petit, Napoleon den Kleinen, klein selbst im Verbrechen. Ein zweideutiges Parfüm von femininer Wollust und Intrige durchzog und umgab das Pariser Kaiserschloss, und Cavour, der irrigen Ansicht, dass der gute Zweck die Mittel heilige, war nicht davor zurückgeschreckt, die Reize einer italienischen Dame, der Contessa di Castiglione, halb Venus, halb Minerva, einer patriotischen Kurtisane, zu benutzen, um den Herrscher Frankreichs für ein ehebrecherisches Abenteuer und für ein kriegerisches Abenteuer in Italien zu ködern. Auch hier der Widerspruch: Italien sollte im Namen von Freiheit und Gerechtigkeit geschaffen werden, während der italienische Feldzug Napoleons persönliches Prestige vermehren und so seine Herrschaft über Frankreich befestigen, seine Tyrannei verewigen sollte. Der Traum der italienischen Verbannten wurde wahr, Dante und Foscolo konnten in ihrem Himmel zufrieden sein — aber der Sieg ihrer Ideale diente der napoleonischen Diktatur in Frankreich und verlängerte Victor Hugos Exil. Cavour starb, aber der moralische Widerspruch der italienischen Geburt starb mit ihm nicht.

Die neue Nation hatte viele schwierige Probleme zu bewältigen, wirtschaftliche, finanzielle, im Erziehungswesen und in der politischen Struktur. Doch für eine Reihe von Jahren überschattete die Frage der Einheit und die damit zusammenhängende internationale Politik alle anderen. Venedig mit seinem Festland stand immer noch unter österreichischer Herrschaft; Österreich, der Erbfeind, war immer noch in der Po-Ebene verschanzt und bedrohte Nord- und Mittelitalien. Rom und Latium gehörten immer noch dem Papst.

Als Preussen 1866 Österreich den Krieg erklärte, schloss Italien sich ihm eifrig an. Wie Cavour der Verbündete Napoleons III. gewesen war, so verbündeten sich seine Amtsnachfolger mit Bismarck: ein neues und womöglich noch unnatürlicheres Band. Eine neue Runde des alten diplomatischen und militärischen Spiels begann.

Sie wurde von der neugeborenen Nation nicht sonderlich geschickt gespielt. Während Bismarck bei Königgrätz über Österreich einen entscheidenden Sieg errang, schlugen die Italiener zwei sieglose Schlachten, zu Land bei Custozza und zu Wasser bei Lissa. Es gab weder einen italienischen Sieg über Österreich — ausser in den üblichen, aber diesmal wirkungslosen Scharmützeln der Garibaldianer — noch einen österreichischen Sieg über Italien. Aber nun konnte der alte Minderwertigkeitskomplex sich frei entfalten. Italien ging aus dem Krieg mit einem lähmenden Bewusstsein der Niederlage heraus und, was schlimmer war, mit einer ehrfürchtigen Bewunderung für Preussentum und Bismarcktum.

Die Bestürzung wurde, wenn möglich, durch den diplomatischen Ausgang des Krieges noch gesteigert. Österreich konnte es mit seinem Stolz nicht vereinbaren, Venedig an Italien abzutreten, sondern überliess Stadt und Provinz einem neutralen Freunde, Napoleon III., der sie seinerseits seiner Kreatur Italien, als einem Vasallen und Schützling, ausfolgte. Es war für die empfindliche und verwundete Einbildungskraft der Italiener, als hätten die Mächtigen der Erde, Bismarck, Napoleon und der österreichische Kaiser Franz Joseph von ihrem olympischen Gelage aus Barmherzigkeit, wenn nicht Verachtung, für Italien einen Bissen abfallen lassen, mit dem sie seinen Körper sättigten und seine Seele demütigten.

Eine weitere Runde des alten Spiels löste, sozusagen, die römische Frage.

Einige Denker des Risorgimento hatten den Plan eines föderalistischen Italien gehegt, der ihnen der historischen Entwicklung angemessener erschien und auch die Möglichkeit bot, der gefährlichen römischen Frage aus dem Weg zu gehen. Denker und Staatsmänner, besonders piemontesische, hatten aus ihrer Abneigung gegen Rom kein Hehl gemacht, das ihnen sowohl als Idol der Vergangenheit wie als voraussichtliche Hauptstadt der neuen Nation fatal war. Aber Bedenken kamen gegen das Gefühl der überwiegenden Mehrheit überhaupt nicht auf. Der Komplex Rom beherrschte nun einmal den italienischen Geist, und Rom wurde mit sehnsuchtsvoller Erwartung schon 1861 zur Hauptstadt von Italien proklamiert.

Dass die begehrte Frucht noch über ein Jahrzehnt der ausgestreckten Hand Italiens unerreichbar blieb, lag an dem Widerstande Frankreichs. Garibaldi versuchte auf eigene Faust zu handeln. 1862 marschierte er an der Spitze einer kleinen Schar von Rothemden auf Rom. Er wurde von der regulären italienischen Armee gestellt, verwundet und gefangen genommen. Fünf Jahre später versuchte er es wieder. Diesmal, 1867, stiess er, in der römischen Campagna, auf französische Truppen und wurde geschlagen. Seine idealistische Glorie blieb ungemindert, aber sein militärisches Prestige litt unter dem Beweis, dass die Guerilla-Taktik wenig, wenn überhaupt etwas, gegen eine ausgebildete moderne Truppe vermochte. Immerhin, das Blut, das er und seine jungen Helden vergossen hatten, machten Rom für die italienische Bildungsschicht heiliger denn je.

Dann kam, 1870, der deutsch-französische Krieg. Zwei Wege standen für Italien offen: der eine, nach Ansicht seiner Staatsmänner und selbst des Königs ein Weg der Pflicht und Ehre: sich auf Seiten Frankreichs zu stellen, ihm mit dem italienischen Heer zu Hilfe zu eilen, um zwischen den beiden Völkern das Gleichgewicht brüderlicher Hilfe wiederherzustellen und eine inmitten Europas neuerstehende germanische Gefahr in Schach zu halten. Den anderen Rat gaben Klugheit und Vorsicht: neutral zu bleiben, mit einem wachsamen Auge für günstige Gelegenheiten. Viele Gründe machten die Wahl dieses Weges gebieterisch notwendig, unter anderem Napoleons Verhalten selbst, der sich hartnäckig weigerte, Rom aufzugeben.

Die günstige Gelegenheit kam unerwartet rasch. Napoleon III. wurde am 2. September besiegt und gefangen, und kurz darauf begann die Belagerung von Paris. Rom wurde von Frankreich

aufgegeben, und Italien durfte nun nicht länger zögern. Ein Expeditionskorps wurde gegen den Kirchenstaat in Bewegung gesetzt. Die Schlüsselsoldaten leisteten nur formal Widerstand, es war ein theoretischer Protest, bei dem auch ein paar Schüsse fielen. Etliche Verwundete und Tote bespritzten mit ihrem Blut die leicht erstürmte Bresche durch die Mauern der Heiligen Stadt. Am 20. September zog Italien in Rom ein.

Und doch war es ein erstaunliches Ereignis. Diese Erfüllung eines absurden nationalen Traumes gewann Weltbedeutung. Die weltliche Macht der Römischen Kirche war zu Ende; durch die Hand Italiens hatte der moderne Geist ein endgültiges Siegel unter all das gesetzt, was vom Mittelalter und Obskurantismus übriggeblieben war.

Jedoch Italien selbst, in den gewohnten Zustand der Selbsterniedrigung zurücksinkend, fand, das Ereignis habe sich zu billig und zu subaltern vollzogen; das Missverhältnis zwischen Bedeutung und Verlauf wurde als bestürzend gross empfunden. Italien hatte Rom nicht erobert, sondern nur besetzt; strenge Kritik konnte sogar behaupten, es sei hineingeschlichen. Wieder einmal und mit mehr Anschein von Recht als je konnte die Geschichte der italienischen Einigung als eine Episode im europäischen Kampf um Gleichgewicht und Vorherrschaft gedeutet werden; die Besitznahme, oder Beschlagnahme, des katholischen Rom erschien in diesem Licht als eine Nebenwirkung des angeblichen protestantischen Sieges über die lateinisch-katholische Welt.

Der deutsche Historiker des antiken Rom, Mommsen, fragte während eines Aufenthalts im italienischen Rom boshaft: Was werden die Italiener nun, da sie in Rom sind, tun? Ohne eine Universalidee kann man hier nicht bleiben.

Die Italiener stellten an sich selbst, mehr oder minder offen, die gleiche Frage. Bei all dem Glück, das ihre Anstrengungen gesegnet hatte, bei aller Heldenverehrung, die sie ihren gefallenen Kämpfern und Verschwörern widmeten, fühlten sie sich doch im Grunde ihres Herzens enttäuscht und klein.

KULTURELLER ZUSAMMENBRUCH

Italien hatte nicht ein, sondern viele Rom geerbt. Mehrere Städte dieses Namens lebten, oder schlummerten, auf den Hängen der sieben Hügel und zwischen den Weinbergen und Pinien der

Peripherie, mit dem Blick auf die Wildnis der Campagna, von der Brise des fernen Meers bestrichen.

Da waren die Mauern, Säulen und Bögen des republikanischen und kaiserlichen Roms, unter denen Petrarca und Cola di Rienzo geträumt hatten. Da war das christliche Rom des Mittelalters mit seinen ehrfurchtgebietenden, schattenspendenden Kirchen, erbaut aus mattrotem Ziegelstein, bewacht von bescheidenen Glockentürmen; von dem dunkelgetönten Glanz ihrer Mosaike ging ein unaussprechlicher Zauber aus. Jedoch die Pracht der Hochrenaissance übertrumpfte Altertum wie Mittelalter, und die Peterskirche wetteiferte triumphierend mit dem Himmelsbogen.

Dem Auge und dem Geist vertrauter ist das barocke Rom, das den Spaziergänger an jeder Biegung der gewundenen Gassen, auf jeder Hügelspitze grüsst. Da waren die opernhaften Treppenfluchten, die zu nichts führten oder zu einem freundlichen Himmel, der immer nahe war; und die Fassaden der Barockkirchen, beredte Vorreden zu nichts, hinter denen die Leere des Überflusses — was ein und dasselbe ist — die goldenen oder vergoldeten Tabernakel und Gitter, die Herzen, Idole und Fetische, die an den Wänden hingen, das betäubende Schwingen der Weihrauchfässer, die rauschende Musik der Orgel Prinzessinnen und Waschfrauen in die gleiche bequeme Glückseligkeit einlullte. Und die Sonntagnachmittage waren nicht weniger unterhaltend als die Vormittage in der Kirche. Frauen promenierten in der milden Luft: grossäugige, langsam schreitende Wesen, die noch früher dick wurden als selbst die Wienerinnen; und zwischen Messe und Korso setzte man sich vielleicht in die Osteria und verzehrte die geringelten Nudeln, den mit aromatischen Kräutern gewürzten Lammbraten, die Erdbeeren vom Mai oder die Feigen vom Oktober, und all das spülte man hinunter mit drei, vier Glas des leicht aber sicher berauschenden Frascati.

Diese verschiedenen Städte mit dem gleichen Namen Rom lebten friedlich miteinander, sie berührten sich und stiessen doch einander nicht: horizontale Schichten auf gleichem Boden. Als die Italiener — oder wie das Volk noch immer zu sagen pflegte: die Piemontesen — die Stadt einnahmen, fügten sie ein neues Rom hinzu, das Rom der Beamten und Beamtenfrauen, der Offiziere und Generäle, der Senatoren und Abgeordneten. Der König bezog ein grosses, niedriges, päpstliches Palais auf dem Quirinal; der Papst zog sich in den Vatikan auf das rechte Tiberufer zurück, wo er sich zum Gefangenen erklärte. Er hatte fünfundzwanzig Jahre

früher als Hoffnung der italienischen Patrioten begonnen; dann sich und seinen Stab unter den Schutz fremder, wenn auch mehr oder weniger katholischer Kanonen gestellt; er hatte sie auf Mazzinis und Garibaldis Freiwillige feuern lassen; er hatte den Syllabus verkündet, in dem die gesamte moderne Wissenschaft und Philosophie und jeder Versuch, sie mit der katholischen Lehre zu versöhnen, als Gotteslästerung verdammt wurden; zuletzt hatte er sich und seine Nachfolger zum unfehlbaren Organ Gottes erklärt. Aber er konnte in dem nun gottlosen Rom immerhin weiterleben und in Frieden sterben. Die Stadt schien grösser und weicher als alle ihre Widersprüche; und das Idyll strafte die angeblichen Tragödien Lügen. Ein Dichter, der ein Liberaler, ja, ein Freimaurer und durch und durch ein italienischer Patriot war, richtete kurz vor dem Tod des Papstes an ihn eine Ode und Einladung: „Warum sagst du", fragte er ihn, „du seist ein Gefangner? Du bist ein Gefangner deiner selbst. Ich denke mir, dass du sehr oft an deine Heimatstadt am Gestade der leuchtenden Adria denkst, und ein heimliches Verlangen nach Liebe deine Seele überkommt. Hallo! Öffne mir deinen Vatikan. Ich werde meinen Arm in deinen schlingen; wir müssen miteinander trinken, trinken . . . auf die Freiheit."

Ein andermal beklagte sich der gleiche Dichter, in weniger guter Stimmung: „Sie haben uns Rom versprochen und Byzanz gegeben." Aber der Vergleich war zu weit hergeholt und traf nicht zu. Von der düsteren Politik und dem theologischen Starrsinn der Byzantiner war in der Stadt, die sie das dritte Rom nannten, nichts vorhanden. Ihre unbestreitbar südliche, fast orientalische Atmosphäre war von sehr viel milderer Art. Über fünf Jahrhunderte lang, seit Dante, war Italien der Name für eine heroische Seele ohne Leib gewesen. Nun war der Leib vorhanden, doch Italien zweifelte an seiner Seele.

Wie gewöhnlich können wirtschaftliche und soziale Gründe allein diesen Tatbestand nicht ausreichend erklären.

Gewiss, Italien war in seinen ersten Jahren ein wirtschaftlich und sozial schwacher Organismus, mit einer überwiegend bäuerlichen Bevölkerung von noch nicht fünfundzwanzig Millionen, mit so gut wie gar keiner Industrie, denkbar schlecht mit Rohstoffen und Naturschätzen ausgestattet. Das Analphabetentum war prozentual sehr gross. Die kulturelle Kluft zwischen dem Norden und den andern Teilen des Landes war tief. Der Staat war eine konstitutionelle Monarchie mit beschränktem Wahlrecht, westlichen Mustern mehr oder weniger genau nachgebildet; Cavours Theorie:

Freiheit mit Ordnung und Fortschritt mit Gerechtigkeit! war die Staatsreligion. Doch besonders die Süditaliener und die ehemaligen Untertanen des Kirchenstaates nahmen den Geist dieser neuen Religion nur langsam in sich auf; die Wahldemagogie fand hier mit Leichtigkeit ihr „Stimmvieh"; hier gediehen, aktiv und passiv, politische Korruption und Geschäftemacherei am üppigsten; ein Phänomen, das übrigens von vielen Historikern übertrieben worden ist und, weit davon entfernt, eine Besonderheit des Italien von 1870 darzustellen, in mehreren Ländern Europas und Amerikas recht gut bekannt ist. Die Volksreligion, der Katholizismus, übte nach wie vor eine unvergleichliche Macht über die Frauen und die Massen, aber auch auf breite Sektoren der Oberschicht aus, aber es schien möglich, mit Gott und dem Teufel auf gutem Fuss zu stehen, wenn der Liberalismus, wie der Syllabus des Pio Nono dekretiert hatte, der Teufel war. Doch viele devote Katholiken hielten sich an die scheinbar unversöhnlichen Weisungen des Vatikans und lehnten die Mitarbeit am weltlichen Staat ab, obwohl sie getreulich ihre Steuern zahlten, ihre Militärpflicht erfüllten und von den Vorteilen der staatlichen Freiheiten und Einrichtungen ungenierten Gebrauch machten. Nur ihr Wahlrecht übten sie nicht aus oder gaben wenigstens vor, es nicht auszuüben. Und erklärten sich damit zu einer Klasse freiwilliger Parias, genau so wie der Papst, in seinem prächtigen Palaste lebend, sich freiwillig zum Gefangenen erklärt hatte. Der praktisch bedeutungslose Protest hatte gefährliche Folgen. Es war eine Art Staat im Staate vorhanden; die Einheit der Nation schien unvollständig und provisorisch; viele ausländische Beobachter, durch die katholische Propaganda beeinflusst, schüttelten die Köpfe.

Immerhin, die wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisse des italienischen Staatskörpers kamen zu ihrem Recht. Kein andres Volk hat je in so kurzer Zeit die Wegstrecke zurückgelegt wie Italien zwischen 1870 und 1914. Die Wunde des Katholizismus war nun, oder schien wenigstens, am verheilen; das Stimmrecht war auf alle Volksschichten ausgedehnt worden, die Gesetzgebung so liberal wie in allen Staaten des Westens, die Beamtenschaft im grossen ganzen pflichtbewusst und ehrlich, das Analphabetentum, wenn noch nicht ausgerottet, dann doch stetig im Rückgang begriffen.

Auf dem Feld der Technik und der Wirtschaft war es Italien noch nicht gelungen — und unter den Voraussetzungen jener Zeit konnte es ihm auch nicht gelingen — Glück und Reichtümer zu ernten, seine Bauern und Ingenieure konnten in den unfrucht-

baren Boden kein Gold, keine Kohle säen. Aber die industrielle Entwicklung war, wenn man den fast vollständigen Mangel an Rohstoffen berücksichtigt, ein Wunder menschlicher Willenskraft, erreicht nur noch von der Schweiz; viele tausende von Strassen- und Schienenkilometern waren gebaut; die Alpentunnel, Meisterwerke der Arbeit und der Technik, nicht weniger erstaunlich als grosse Kunstwerke, hatten einen Halbkreis von Strassen aus der Po-Ebene nach Mitteleuropa geöffnet; die Sümpfe südlich der Po-Mündung waren entwässert; die Landwirtschaft hatte Fortschritte gemacht; die Volkszahl war um ein Drittel gewachsen; die Lebenshaltung hatte sich gewaltig gehoben. Der zuletzt geborene unter den zivilisierten Nationalstaaten des Westens, Italien, hatte fast unmittelbar darauf einen ehrenvollen Platz in ihrer Reihe eingenommen. Dieser Zeitraum, von der Annexion Roms bis zum Weltkrieg, erscheint, wenn man zurückschaut, wie das gesunde, rasche Wachstum eines Jünglings.

Aber während der Leib wuchs und gedieh, kränkelte die Seele weiter. Das erfreuliche, oft sogar kraftvolle Aussehen verdeckte kaum die Krankheit.

Geistige Störungen erklärt man am besten durch geistige Ursachen; und wenn es auch zuerst pietätlos erscheinen mag, ein ganzes Land, sein eignes Vaterland, des geistigen Sündenfalls zu zeihen, so ist doch kein Arg darin, wenn wir nur festhalten, dass ein ganzes Volk nie schuldig oder schuldlos ist, und dass die Wahrheit, die in diesen irreführenden Abstraktionen steckt, so lautet: nur ein paar Menschen, ein paar Individuen der Gemeinschaft, sind schuldig oder rein, und ihr Unglück oder Glück macht sie zu Führern ihres Volks, zu Werkzeugen des Schicksals.

Der Verstand, insbesondere der literarische Verstand, hatte Italien geschaffen. Der Verstand, vielmehr ein Verstandesdefekt bei der Elite, gefährdete die italienische Zukunft.

Es hätte nun klar sein müssen, dass nicht nur die Vorstellung vom weltbeherrschenden Rom in einem schreienden Missverhältnis zur Gegenwart überhaupt und zum modernen Italien im besonderen stand, sondern dass sogar der Plan Mazzinis einer Revision bedurfte. Er hatte die rechte Vision von der Zukunft gehabt und von der Pflicht jedes Einzelnen und jeder Gemeinschaft, im Geiste und in der Tat für dieses Ziel zu wirken. Mazzinis Irrtum bestand nur in dem Aberglauben, das italienische Volk habe eine Sondermission, als auserwähltes Volk und Erlöser, wenn schon nicht Herrscher der Welt. Der rechte Weg wäre gewesen, bescheiden

aber überzeugt weiter zu gehen und die nächstliegenden Pflichten zu erfüllen, ohne das endgültige Ziel der Menschheit je aus den Augen zu verlieren.

Aber jene Führer der gebildeten Schicht zogen den Stolz dem Glauben vor, und da sich beides nicht vereinen lässt, da ihr Italien sich weder als unwiderstehliche Militärmacht noch als Mittelpunkt der europäischen Völkergemeinschaft erwiesen hatte, verzichteten sie lieber auf den Glauben. Das war weder eine Revolution noch ein dramatischer Verrat, nur progressive Amnesie, Erinnerungsschwund. Sie entfernten sich immer weiter von der Gedankenwelt des Risorgimento, während sie seine Helden und Taten in Gedichten und Reden, in Marmor und Bronze noch immer verherrlichten.

Die Wahlheimat ihres Geistes war nun Deutschland, ihr wirklicher Heros Bismarck. Ihre Schwäche machte sie den Siegern des Tages hörig.

Sie sagten, das Epos der deutschen Einigung sei auch ein Risorgimento und Bismarck sein Cavour. Die Parallele stimmte nur zum Teil.

Preussen, ein mächtiger Militärstaat, mit einigen hundert Schlachten hinter sich, darunter entscheidenden Siegen über den grossen Napoleon, hatte Deutschland geeinigt, mehr noch: erobert. Es hatte nicht viel Ähnlichkeit mit dem kleinen Königreich Piemont, das zu einem Werk der Einigung gezwungen war, welches seine Kraft und Aufgabe weit überstieg, weil Ideale, selbst mystische Kräfte mit im Spiel waren, die im deutschen Epos geringere Bedeutung hatten.

Daran kann kein Zweifel sein, dass Cavour besser war als Bismarck, sowohl an Genie wie an Charakter. Bismarck war sein Schüler und wiederholte seine Technik. Doch während er Cavour in der nationalen Zielsetzung und in den Kunstgriffen der Tagespolitik nachahmte, kümmerte sich Bismarck nicht sehr viel um die Prinzipien, die hinter seiner Aktion standen. Er glaubte nicht sehr fest an Freiheit, Gerechtigkeit, Fortschritt und Frieden. Seine entscheidenden Triebfedern waren sein Machttrieb und der Wunsch, sein Volk gross zu sehen: Heroismus und Patriotismus, ein persönlicher und ein Gemeinschaftsegoismus, mochte der auch noch so hoch im Ansehn stehen.

Bismarck, nicht Cavour, war der Fürst Machiavells. Die Technik seiner Zeit machte die Morde und gemeinen Verbrechen überflüssig, mit denen Cesare Borgia das Lob Machiavellis gewonnen hatte. Es mag immerhin fraglich erscheinen, ob die Fälschung der

Emser Depesche nicht in die Reihe der gemeinen Verbrechen gehört.

Er hatte aus dem reichen Schatz deutscher Philosophie und Dichtung ausgewählt, was seinem Naturell entsprach: den Kult der Energie und Leidenschaft, der die Geister der Sturm- und Drang-Periode bis zum Wahnsinn erregt hatte; Fichtes Vergottung der deutschen Nation, Hegels geistige Selbstaufopferung auf dem Molochaltar des Vaterlandes. Bismarck zerschmetterte alle seine Feinde und erreichte alles, was er wollte, um zuletzt in den majestätischen Schatten des Ruhestands zurückzutreten, auf Befehl seiner mittelmässigen Kreatur, des Kaisers und Königs Wilhelm II., wie der Held Orion, der, nachdem er alle seine Schlachten gewonnen hatte, am Biss eines winzigen Skorpions starb und von den Göttern in ein Sternbild verwandelt wurde.

Dieses Sternbild — das ganz allein dem einzigartigen Riesen Bismarck gehörte — nahm in der Vorstellung vieler Italiener den Platz ihres Achtgestirns ein, der unglücklichen Dichter und der halb oder ganz besiegten Helden des Risorgimento. Bald traten zu Bismarck noch Wagner und sein furchtloser Siegfried. Die Italiener fügten auch noch Wilhelm II. hinzu. Als er mit melodramatischer Feierlichkeit im Hafen von Palermo landete und zu dem Königlichen Palast fuhr, der ihn beherbergen sollte, staunte die Menge bei dem Anblick und erinnerte sich mit Genugtuung daran, dass auch ihr Land einst das Privileg genossen hatte, von deutschen Kaisern beherrscht zu werden.

So eroberte Deutschland, obwohl die deutschen Kaiser und österreichischen Feldmarschälle aus Italien vertrieben worden waren, Italien aufs neue. Wieder bewunderte das italienische Volk, dessen Ruhm fast zwei Jahrtausende lang hauptsächlich geistiger Natur gewesen war, alles, was seiner geblendeten Einbildungskraft als Löwe oder gar als Wolf erschien.

Ein Süditaliener aus Sizilien, Francesco Crispi, war der bedeutendste Staatsmann nach Cavour. Er war ein Mazzini-Anhänger und Garibaldianer gewesen und hatte für das Risorgimento hervorragendes geleistet. Dann kam, unter dem Einfluss von Bismarcks Persönlichkeit, die Umkehr. Er versuchte, die Freiheit der Nation zu beschränken und sie dafür mit Macht zu beschenken. Er träumte von einem Krieg gegen Frankreich, von Eroberung und einem grossen Reich. Ein Expeditionskorps von etwa fünfzehntausend Mann, das er gegen Abessinien sandte, wurde von mehreren hunderttausend Eingeborenen zu Beginn des Frühjahrs 1896

umzingelt und vernichtet. Eine koloniale Niederlage, die unter den gegebenen Umständen durchaus verständlich war, wurde zu einer nationalen Schande. Des Jammerns war kein Ende; und eine stürmische Propaganda der Selbstverachtung brachte die ganze Welt zur Überzeugung, dass die letztgeborene der Nationen auch die letzte der Nationen sei.

Nüchterner Verzicht oder rasche Rache — beides wäre leicht möglich gewesen. Beides unterblieb. Die Minderwertigkeits-Furche in der italienischen Seele vertiefte sich. Die geistigen und politischen Führer des Landes waren weder imstande, zu denken wie Mazzini noch zu handeln wie Bismarck. Die verhältnismässig leichte, afrikanische Wunde verheilte rasch. Die materielle Entwicklung ging weiter. Aber der innere Bruch schien unheilbar. Es gab keine Antwort auf Mommsens Frage:

Auf Grund welcher Universalidee waren die Italiener in Rom?

Aber nirgendwo war solch eine Universalidee vorhanden. Der kulturelle Zusammenbruch Italiens fand ringsum mildernde, ja entlastende Umstände vor.

Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts war der junge Dichter Englands nicht Shelley sondern Kipling, auch er eine Bismarckseele, ein Imperialist, ein Anbeter der Energie. Die französischen Dichter befanden sich in der Nachernte der Décadence, in einer Dekadenz der Dekadenz. Die Deutschen waren allesamt krasse Realisten oder versponnene Eigenbrötler. Ibsen und Tolstoi, weit entfernt, hatten über die Zivilisation ihrer Zeit nichts Gutes zu sagen und hassten einander weidlich.

Positivismus, Materialismus und Technik hatten den Platz der romantischen Philosophie und Religion eingenommen. Der Katholizismus war eine Pyramide, und der Protestantismus war eine Ruinenlandschaft. Die neuen Religionen waren trivial. Der Sozialismus war, um das mildeste zu sagen, ein Versager.

Italien teilte das allgemein Geschick. Unglücklicherweise geschah das in einem recht heiklen Augenblick seiner Entwicklung.

D'ANNUNZIO

Die Dichter und Propheten des Risorgimento waren Norditaliener gewesen. Nach dem Risorgimento fiel die geistige Führung wieder an Mittelitalien zurück oder dem Süden zu: ein gutes Zeichen der erreichten Einigkeit. Zum erstenmal kam, nach sechs

Jahrhunderten nationaler Literatur, der Süden in den Vordergrund.

Der grösste Meister war Francesco de Sanctis, der neapolitanische Historiker und Kritiker. Während die italienischen Truppen in Rom einzogen, arbeitete er emsig an seinem entscheidenden Werk, der „Geschichte der italienischen Literatur". Sie zog die Summe aller geistigen und ethischen Erfahrung von Dante bis zu den Dichtern des Risorgimento und entwarf, auf der letzten Seite, ein sehr hoffnungsvolles Bild der Zukunft. De Sanctis deutete die Vergangenheit der italienischen Literatur als eine Art von altem Testament des italienischen Volkes, als eine nationale Bibel voller Klagen, Visionen und vergeblicher Bemühungen, als die Chronik einer langen Prüfung und Irrung. Alles wurde klar im Licht der vollendeten Tatsache, der Unabhängigkeit und Einheit der Nation. Er hatte zur Vollendung dieser Tatsache mit beigetragen, als Lehrer, als politischer Gefangener, als Emigrant. Zu seinem moralischen Ansehen kam ein vollendetes literarisches Urteil, eine intime Kenntnis der poetischen Denkmäler Italiens, die Aufrichtigkeit und Eleganz seiner Prosa. Er liess all den grossen Geistern von Dante bis Manzoni und Leopardi Gerechtigkeit widerfahren; er zog einen scharfen aber nicht zerstörenden Trennungsstrich zwischen den modernen und ewigen Zügen des danteschen Geistes und Willens und den vergänglichen, mittelalterlichen Elementen seines Glaubens; er gab sich Mühe, Machiavelli seine Sünden zu vergeben, indem er gegen den Zynismus seiner Methode die wissenschaftliche Kühnheit seines Geistes und seinen leidenschaftlichen Patriotismus hervorhob. Er musterte alle übrigen, würdigte sie je nach dem Masse ihrer Phantasie und Gestaltungskraft, verfolgte Abstieg und neuen Aufstieg und hatte dabei stets ein ideales Bild Italiens im Sinn: es schuf das Schöne im Rahmen des Guten und Wahren, so wie er sichs von der Vergangenheit gewünscht hätte, und wie er sichs von der Zukunft erhoffte. Seine Kritik war frei und fest, doch kindlich pietätvoll; seine Prophezeiung mutig, aber massvoll und klug. Er bekannte sich ganz zum System des Risorgimento, vereinte seine verschiedenen Tendenzen zu einer überzeugenden Einheit und versöhnte seine Widersprüche. Manzonis Realismus und Bescheidenheit liebte de Sanctis über alles, obwohl er, ganz Philosoph und Rationalist, dem Katholizismus stets fernstand. Er konnte die Erhabenheit von Manzonis Plan begreifen, aber seine Abneigung gegen die Abstraktheit und den gleichsam mittelalterlichen Absolutismus

dieses Gedankenbaus blieb unüberwindlich. Wie unter den Dichtern Manzoni, war ihm unter den Staatsmännern der liebste und nächststehende Cavour. Die Zukunft war für ihn ein freies, fortschrittliches Italien in einem Bunde freier Nationen. Die neue italienische Literatur, deren Morgendämmerung er liebevoll erspähte, sollte ein Neues Testament des italienischen Volkes werden, eine Fortsetzung sowohl wie auch die Umkehrung des Alten. Den kommenden Schriftstellern empfahl er einen Geist der Wahrheit, Wissenschaft, menschlicher Gläubigkeit und Ehre an; eine schlichte volkstümliche Prosa, begründet auf einer gesunden Lebensbeobachtung; eine gesangvolle poetische Stimme, klar vernehmbar im Chor einer vorwärtsblickenden und vorwärtsschreitenden Menschheit. Weltreich und Vormachtstellung bedeuteten ihm nichts. Der Wunsch, mit dem er sein Buch schloss: Italien möge bald wieder in der vordersten Reihe der schöpferischen Kräfte Europas stehen, war durchaus erlaubt und ehrenwert und enthielt keine Konzession an nationalistische Geltungssucht.

Der Dichter Italiens unmittelbar nach dem Risorgimento war Carducci, ein toskanischer Gelehrter und Professor. Über dreissig Jahre lang, bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, war er der Führer, ja der Diktator der literarischen Meinung Italiens. Im Gegensatz zu Alfieri, Manzoni und Leopardi, die Adlige waren, kam er aus einer ziemlich niedrigen Schicht des Provinzbürgertums; ihm fehlten auch die Breite von Foscolos äusserer Lebenserfahrung und die tiefe Innenschau Parinis. Der Umkreis seines Wissens und die Skala seiner Leidenschaft war nicht sehr gross; er kannte nur (das aber gut) Italien von Rom bis zu den Alpen, die italienische Geschichte, Italienisch, Latein, die französische Literatur. Er verbrachte so gut wie sein ganzes Leben in der Toskana und, ein paar Kilometer weiter, in Bologna; ins Ausland ging er nie. Seine geistige Entwicklung liess, wenn sie auch, in verschiedener Hinsicht, eine respektable Höhe erreichte, die rechte Stetigkeit und Gradlinigkeit vermissen; nur in seiner Liebe für die Dreifaltigkeit Dichtung, Tugend, Vaterland blieb er unbeirrbar. Von seiner frühsten Jugend an war er ein Patriot, aber weder nahm er am Befreiungskampf als Soldat oder Freiwilliger in Garibaldis rotem Hemd, noch als Verschwörer teil — daran verhinderte ihn sein Brotberuf; mit anderen Worten; die Tyrannei des Familienclans, in der die meisten Italiener geboren und erzogen werden, um Autoritätsglauben und, auf jeden Fall, Widerspenstigkeit gegen jede andre Art von Tyrannei zu lernen.

Er war ein Anhänger Mazzinis und Republikaner, doch später vermochte er dem Beifall und dem blonden Lächeln der Königin von Italien nicht zu widerstehen und machte vor der Krone eine Verbeugung. Er war ein Demokrat, er liebte Freiheit und Frieden; er hatte gegen Napoleon III. und Cavours Nachfolger gedonnert, die ihm nicht radikal genug gewesen waren. Doch als es zur Probe kam, stimmte er von ganzem Herzen Crispi zu, dem Möchtegern-Diktator von Italien und Möchtegern-Eroberer von Afrika. Er verwünschte Katholizismus und Papsttum, doch als alter Mann liess er sich vom Anblick eines Glockenturms in melancholischer Landschaft tief rühren; dem Glockenläuten in der Dämmerung lauschend sang auch er, wenn auch in neuklassischen Strophen, ein Ave Maria.

All diese Unklarheiten waren verzeihliche Sünden; Carducci war weder korrupt noch feige, nur verführt von der weichen Luft, die er einatmete, ein Opfer der Leichtigkeit, mit der in jener Zeit in Italien wie in ganz Europa widerstreitende Ideen und Interessen sich miteinander versöhnten. Er hätte wirklich gern mit dem Papst getrunken, und seine philosophische und religiöse Bildung war, dem kulturellen Zusammenbruch Italiens und Europas entsprechend, ziemlich dürftig. Mit einem Leopardi oder Manzoni konnte er sich nicht messen; doch trotz aller dieser Mängel bleibt sein Werk bewundernswert, oft packend; und seine moralischen und politischen Lehren waren gesund und lauter. Er verehrte, allzusehr, die französische Revolution; er hasste die Phantome Reich und Kirche; er kannte den wahren Wert von Dantes Grösse; und sein Rom war das der bürgerlichen Freiheiten. Tyrannen und Eroberer bedeuteten für ihn nichts; selbst Cäsar war für ihn nur ein Usurpator und dazu degeneriert; er war für Brutus. Im Mittelalter sah er nur die Dunkelheit, und sein Geist, ein Kind des positivistischen Zeitalters, erhob sich nie zum Verständnis Christi und des Christentums. Er war unfähig, zwischen Katholizismus, Papsttum, Klerikalismus einerseits und den Evangelien, dem Christentum und Christus andererseits zu unterscheiden: alles miteinander war ein Haufen Lügen. Dem „Aberglauben" des Heilands — den er für einen Lehrer verheerender Trübsal und moralischer Demütigung hielt — setzte er seinen eigenen weniger lebensfähigen Glauben entgegen; nämlich ein Neuheidentum, das ebenso frostig war wie die neuklassische Bildhauerkunst seiner Zeit. Aber sein Heidentum war keineswegs nur blosse Wollust, wie bei so vielen anderen seiner Zeitgenossen, Dichtern und Ama-

teuren; auch kein titanischer Ausbruch aus gesellschaftlichen und historischen Fesseln. Sondern er versuchte immerhin, und ohne verletzende Zurschaustellung persönlichen Ehrgeizes, die Religion des Sohnes durch eine Religion der Sonne zu ersetzen; alle Helden und Bürger waren ihre Priester; ihre Gesetze waren vernünftig und liberal, doch nicht im mindesten lax oder pervers; und die Götter und Göttinnen waren nur Metaphern. Überzeugend konzentriert auf das, was wünschenswert und möglich schien, liebte er ein sehr liebenswertes Italien: ein Vaterland, das die Kommunen des Mittelalters, vor deren buntscheckigen Aufgeboten der deutsche Kaiser in seine Gletscher und Wälder hatte weichen müssen, und dieses neue Italien des Risorgimento, Tochter von Poesie und Unschuld, miteinander verband. Die Zustimmung, die Crispis aggressive Politik bei ihm fand, war vielleicht nur eine augenblickliche Gemütsverirrung; er dichtete jedenfalls kein einziges Gedicht und keine Hymne auf die abessinische Expedition, wie er denn niemals für Eroberungen war, die beiden italienischen Grenzstädte Trient und Triest ausgenommen, welche infolge des lahmen Sieges von 1866 unter österreichischer Herrschaft verblieben waren. Italiens Heer sollte, nach ihm, nur der Verteidigung dienen, niemanden bedrohen; zwischen seinen Alpen und Meeren war Italien eine selbstgenügsame historische Persönlichkeit im Dienste der Menschheit. Mazzinis Prophezeiung findet im Schluss einer seiner römischen Oden ein gedämpftes, von Emphase freies Echo. Er erblickt die Triumphbögen des antiken Glanzes im italienischen, im dritten Rom, so wie Petrarca sie im päpstlichen, im zweiten Rom erblickt hatte. Auch er wünscht sich neue Triumphe, aber „nicht mehr von Königen und nicht mehr von Cäsaren", mit ihren Sklaven und Siegestrophäen,

Nein, sondern dein Triumph, Volk von Italien,
Über die dunkle Zeit, die Barbarenzeit,
Über die Ungeheuer, von denen dein
Gerechter Sinn die Völker wird befrei'n.

Trotz aller Widersprüche hätte de Sanctis sowohl Persönlichkeit wie Werk Carduccis anerkannt.

Der neue Mann aber, Gabriele d'Annunzio, war von ganz anderm Schlag. Carducci konnte ihn nie ganz begreifen und schwankte zwischen gelegentlichem literarischen Lob, untermischt mit moralischer Vermahnung und ominösem Schweigen. De Sanctis wäre entsetzt gewesen. Alles, was er an den Unterströmungen der italienischen Überlieferung gehasst, und, schlimmer noch, alles,

was er unwiderruflich begraben geglaubt hatte, schäumte wieder auf den Wellen der Gegenwart.

Ein Jüngling seinesgleichen ward noch nicht gesehen, der da, mit gelockten blonden Haaren, blauäugig, mit zauberhaftem Lächeln zu Beginn der achtziger Jahre, rund ein Jahrzehnt nach der Vollendung der italienischen Einigung, als Jüngster von so vielen Eroberern in Rom einzog. Er war 1863 zur Welt gekommen, ein Süditaliener aus Pescara in den Abruzzen, das früher zum Königreich Neapel gehört hatte. Niemand hätte je voraussehen können, dass die literarische und geistige Entwicklung Italiens von Alfieri bis Carducci als reifste Frucht solch einen Dichter und solch einen Mann hervorbringen würde.

Abgesehen von jeder dichterischen oder ethischen Würdigung ist d'Annunzio der einzige Schriftsteller seit Dante und Machiavelli, dessen Lehren von entscheidender Wirkung auf den gesamten italienischen Geist gewesen sind. Auf dem Wege über das fascistische Italien hat er die Macht seines Einflusses über Europa und die Welt ausgedehnt. Nun, da er ein einsamer alter Mann ist, darf er sich mit Recht für eine der treibenden Kräfte in der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts halten.

Sein Stern stieg, während Carduccis Sonne noch immer hoch am Horizont stand. Allmählich nahm er den Platz des alten Meisters und einen noch viel grösseren, im Herzen und in der Phantasie der Italiener, besonders der Jugend, ein. Ob anerkannt oder verachtet, er stand hinter allen geistigen Regungen und Moden vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts bis um 1920.

Es ist auch heute noch schwer abzuschätzen, welche seiner beiden Seelen stärker in ihm waren: der Dichter oder der Täter. Von der Ferne aus gesehen und an seiner Wirkung gemessen, scheint es, dass sein Instinkt ihn stärker zur Aktion bestimmte. Er wäre vielleicht, oder wäre gern, ein Casanova und ein Napoleon zugleich gewesen, der wieder auferstandene italienische Condottiere und Abenteurer. Es ist nicht anzunehmen, dass ihn das Leben Cesare Borgias sehr empört hat, höchstens sein Misserfolg. Auch Machiavellis Lehre konnte bei ihm keinen moralischen Widerspruch erregen, bis auf die zu grosse Rolle, die der florentinische Sekretär dem Fuchs zubilligte, im Vergleich zu den Löweneigenschaften des Fürsten; auch die Demut lehnte er ab, mit der sich der „popolare", der bürgerliche Schriftsteller, der von Fürsten träumte, den Ehrgeiz versagte, selbst ein Fürst zu sein. Von Dante hatte d'Annunzio einst gründlich die „Divina Comedia" gelesen,

unter den Ölbäumen der griechischen Insel Korfu; dort, inspiriert von Meer und Luft, entdeckte er endgültig die wahre Bedeutung der Danteschen Dichtung. Unter dem Mantel mittelalterlicher Theologie und christlicher Frömmigkeit war Dante der Sänger der Titanen gewesen.

Zuerst hielt sich d'Annunzio ganz bewusst für den legitimen Erben der italienischen Dichtkunst. Er sah nicht einmal irgend einen tieferen Widerspruch zwischen seinem und Carduccis Glauben (obwohl natürlich Carducci nur der Erzieher des Helden, eine Art Chiron, und er, d'Annunzio, Achilleus, der Held selbst, war). Gewiss liebte er Italien leidenschaftlich: seine Sprache und Kunst, seinen mächtigen Ruhm, von der Antike bis zur Renaissance und weiter. Und doch, es gibt eine Liebe, die nach Einheit strebt in einem Geist des Dienens; diese Art Liebe mag den Namen Güte verdienen; und dann gibt es eine andere Art Liebe, die der Freude am Besitz zustrebt. D'Annunzios Liebe war von der zweiten Art.

Von Foscolo und Carducci, selbst von Leopardi übernahm er die heidnische Mythologie, durchtränkte aber ihre Fabeln mit einem Geist von gleissender Primitivität und anarchistischer Revolte. Von Carducci übernahm er auch die Abneigung gegen Christus und Christentum; aber Christenfeindschaft war beim Schüler echter und aktiver als beim harmlosen Lehrer. Dagegen übernahm er nicht von Manzoni oder de Sanctis die Theorie einer volkstümlichen schlichten italienischen Prosa. Im Gegenteil, er kehrte zu einer, sozusagen danteschen, aristokratisch erhabenen — in seinem Falle eigenbrötlerischen — Theorie von dem erlauchten Idiom zurück. Sein Italienisch sprach er stets in schwerem, üppig provinziellem Tonfall und schrieb es mit einem Überfluss an Vergleichen; es war oft barock, „ewige Melodie", nicht selten trivial.

Anfangs hatte sein Titanismus kein Ziel ausser literarischem Ruhm, den Freuden der Liebe und Jagden zu Pferde mit Herren und Damen der vornehmen Welt. Die Casanova-Züge traten in den Jahren seiner „Sturm- und Drangzeit" deutlicher hervor als die napoleonischen. Aber trotz aller Gerüchte und Verleumdungen gibt es keinen klaren Beweis dafür, dass Sadismus und Verbrechen in seinen Handlungen tatsächlich eine Rolle spielten. Das meiste ereignete sich in seiner Phantasie und Dichtung. Der Poet hatte noch die Oberhand.

Das Italien des Risorgimento und die liberale Ära bedeuteten ihm wenig. Es ist nicht überliefert, dass seine Eltern und Vorfahren den Despotismus und Obskurantismus der neapolitanischen

Könige je abgelehnt oder bekämpft hätten; und viele seiner Neigungen gingen, obwohl er nur ein Parvenu plebejischer Abkunft war, zur schwarzen, zur reaktionären Nobilität. Er verachtete die schlechtgekleideten Parlamentarier und gewöhnte sich bald daran, das Volk „die grosse Bestie" zu nennen. Als mehrere hundert italienische Soldaten nach tapferem aber unglücklichem Widerstand in Afrika fielen, stellte der autobiographische Held seines ersten Romans fest, dass er an der nationalen Erregung über den Tod von ein paar „Rohlingen" sich nicht beteilige.

Nietzsche, den kaum jemand kannte, fiel zu Beginn des Jahres 1889 in geistige Umnachtung. Unmittelbar darauf begann sein Name und sein Werk bekannt zu werden. D'Annunzio geriet eine Reihe von Jahren später an eine französische Übersetzung. Er hielt sich für den prophezeiten „Übermenschen".

Bis auf ein paar junge Leute beachtete ihn niemand. Seine Grösse war ziemlich einsam, ähnlich der Zarathustras.

Seine Energie und Kraft brauchten eine Gemeinschaft, in der sie sich verkörpern konnten, Erde, drin zu wurzeln. Zarathustra hatte gesagt: „Bleibt der Erde treu."

Dies geschah einige Jahre später.

Zu Ende des Jahrhunderts fand d'Annunzio, noch nicht vierzig Jahre alt, sein Vaterland, das Italien des Risorgimento: seinen Leib und seine Seele.

EIN DICHTER FINDET SEIN VOLK

Bis zu dieser Zeit hatte d'Annunzio, in Romanen und Dramen, nur Helden seiner Phantasie geschaffen. Sie waren recht gross in ihren haltlosen Launen und Ambitionen und recht gemein in ihrem Benehmen. Andrea Sperelli in „Wollust", wenn auch ein Titan im Strudel seines Eigendünkels, hatte nichts zu melden als dumpfe Liebesaffären des barocken Rom. Tullio Hermil in „Der Unschuldige" hielt gegen die Heuchelei des sozialen Gesetzes das Recht des grossen Individuums aufrecht, er selbst zu sein; nämlich, die Freuden sinnlicher und geistiger Zersetzung auszukosten und, wenn nötig, Kindermord zu verüben. Giovanni Episcopo, in der langen Novelle gleichen Namens, äffte äusserlich die Haltung der Dostojewskischen Verbrecher und Büsser nach, während er innerlich über die Fülle seiner Erniedrigung frohlockte. Giorgio Aurispa in „Der Triumph des Todes", geschrieben oder mindestens beendet, als Nietzsches Übermensch bereits vom Geist des Autors

Besitz ergriffen hatte, verübte nach vielen langen Reden und einem Ausbruch von verzweifelter Sinnlichkeit zum Schluss Selbstmord zusammen mit der ziemlich widerstrebenden Geliebten. In den Geschichten aus dem Leben der Abruzzenbauern, die später gesammelt unter dem Titel „Novelle della Pescara" erschienen, war der mitleidige Realismus eines Verga oder Maupassant zu selbstgefälliger Grausamkeit und Gleissnerei gesteigert; das unglückliche und unwissende Volk war wirklich die Grosse Bestie, interessant zu beobachten von einem guten Sitzplatz über der Arena. In seinen stilistisch und rhythmisch oft schönen Gedichten hatte d'Annunzio sich als Bruder des Giorgio Aurispa und all der anderen bekannt, als hungriger Geist in begehrlichem Fleisch. Einmal redet in diesen Gedichten die Chimäre, das verlockende Ungeheuer des Verlangens, den Andrea Sperelli, das heisst d'Annunzio selber, an. Sie entwickelte ihm das Programm eines starken Lebens. „Willst du kämpfen? Töten? Ströme Blutes sehen? Grosse Haufen Goldes? Herden gefangner Weiber? Sklaven? Andere, noch andere Trophäen? Willst du Leben einem Marmorblock einhauchen? Einen Tempel bauen? Eine unsterbliche Hymne dichten? Willst du (höre mich, junger Mann, höre mich), willst du göttlich lieben?"

Die beiden ersten Bühnenwerke d'Annunzios, „Der Traum eines Frühlingsmorgens" und „Der Traum eines Herbst-Sonnenuntergangs", waren zwei köstliche Albträume voll Blut und Schrecken. Sie gefielen Eleonora Duse, die fortan die Interpretin des Dramatikers d'Annunzio wurde.

Das erste grosse Stück war „Die tote Stadt", 1898. Auch Sarah Bernhardt fand an ihm Gefallen und spielte es auf französisch. Die Handlung war eine beredte Verteidigung von Blutschande und Brudermord. Der sehr berühmte Schauplatz, die tote Stadt Mykene, war von Aeschylos und Schliemann entliehen.

Dann kamen, 1899, „Ruhm" und, im gleichen Jahr, „La Gioconda". Dieses Stück verfocht die These, dass ein Mensch ein Verbrechen begehen darf, wenn er ein bedeutender Künstler ist oder zu sein glaubt.

Während all dieser Jahre hatte d'Annunzio in der mehr oder weniger strengen Einsamkeit des Ästheten gelebt. Swinburne, Oscar Wilde und alle möglichen anderen Vertreter der englischen oder französischen Dekadenz hatten seinen Geist beherrscht. Die italienische Literatur war für ihn vor allem eine Vorratskammer seiner Phraseologie und Mythologie gewesen. Eine wirk-

liche Beziehung zwischen ihm und dem wirklichen Leben der Nation bestand nicht.

Ein Mann ist, was er tut. Bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre hatte d'Annunzio Gedichte und Prosa geschrieben, schlechte, mittelmässige und gute. Er hatte Frauen, Pferde und Schulden gehabt. Er war Dichter und Dandy gewesen. Doch das Neue an seinem Dichter- und Dandytum ist die Unzufriedenheit mit sich selbst. Seine Dichtung sehnte sich nach Taten, sein Dandytum nach Heroismus. Das ist der besondere Zug, der irgendwie die Unverschämtheit seiner Libido entsühnt und verständlich macht, was sich etliche Jahre später ereignen sollte, als seine dichterische Kraft versiegte und seine aktive Persönlichkeit eine nationale und internationale Bedeutung gewann.

Ausser in gewissen Augenblicken melancholischer Ermattung suchte er die Läuterung nicht in der Reinheit, das heisst: in moralischer oder religiöser Bekehrung. Er wollte ein anderes Ufer auf dem Weg durch die kochenden Wasser der Besudelung und der dreist eingestandenen Sünde erreichen.

Die Vision, die er von diesem anderen Ufer hatte, lässt sich weder durch Einflüsse noch durch sein Milieu erklären. Vielleicht liegt hier ein Fall des Mendelschen Erbgesetzes vor; vielleicht ist in d'Annunzio ein atavistischer Typus plötzlich wiedererstanden. Kultur und Umgebung hüllten das individuelle Phänomen in die Formen der Renaissance; allerdings war es nicht die Renaissance Michelangelos, nicht einmal die Machiavellis, sondern die zweitrangigen, irrtümlichen Formen des Condottiere und des gottlosen „dilettante".

Doch darf man daran zweifeln, ob je ein richtiger Borgia aus ihm geworden wäre. Seine beiden Seelen, der Dichter und der Eroberer, lähmten einander. Vielleicht würde er selbst heute noch, nach all seinen Kriegen und Auszeichnungen, das Geständnis wiederholen, das er zu Beginn des Jahrhunderts seinem florentinischen Barbier gemacht hat: „Ich kenne alles, bis auf die Freude des Tötens". Ein Funke dichterischer Unschuld — ja, von femininer Schüchternheit — glimmt immer noch, höchst sonderbar, in seiner üppig ausgestatteten Natur.

Gelegentlich, doch selten, hatte er, von frühester Jugend an, versucht, seine gewalttätige Phantasie mit einem Gemeinschaftsgedanken oder einem patriotischen Inhalt zu füllen. Er hatte in einer Art prophetischer Prosa — die kein Mazzini, kein Prophet des Risorgimento gebilligt hätte — die „einzigartige menschliche

Freude" gefeiert, mit der die siegreichen Matrosen eines italienischen Torpedoboots dereinst einmal ein grosses feindliches Kriegsschiff werden „in dem unergründlichen Strudel" versinken sehen. Einige Jahre später hatte er eine Broschüre mit Marine-Oden veröffentlicht, eine feurige Zukunftshuldigung für die italienische Kriegsflotte. Die gleiche Gedichtfolge enthielt auch einen Gruss an die Vereinigten Staaten von Amerika, ein Echo des allerdings ein wenig missverstandenen Amerikanismus Walt Whitmans. Dessen Heimat war für ihn das Land, wo „jedermann, frei von jedem Joch und Zwang, die Kraft entfaltet, die er in sich birgt, wo jedermann sein eigner Herrscher ist und sein Gesetz trägt in sich selbst, in sich selbst seine Kraft und seinen Traum".

Republikanische Freiheit setzte er anarchischer Gesetzlosigkeit gleich, wo es für keinen Freiheit gibt; das Amerika der Pioniere — und zuletzt das der Freibeuter — überflutete bei ihm das Weisse Haus der Washington und Jefferson.

Die letzte Generation des Risorgimento war noch nicht alt, noch waren nicht alle Anhänger Mazzinis und Garibaldis gestorben, und Carduccis Stimme war noch immer vernehmbar. Die breiten Schichten nahmen d'Annunzios Ideen von Vaterland und Freiheit nicht sehr ernst; und auch er bestand eine Reihe von Jahren nicht auf seinem Schein. Als 1899 sein Drama „Ruhm" aufgeführt wurde — das in Anspielungen Crispis Herrschaft und Sturz behandelte, — pfiff das Publikum laut, und die Fehlgeburt wurde hastig begraben. Der Dichter und die Masse seines Volkes hatten sich noch nicht gefunden.

Kurze Zeit lang sass er in der Deputiertenkammer als Abgesandter seiner stolzen Mitbürger von Pescara. Zuerst hatte er seinen Sitz auf der äussersten Rechten gewählt, als Repräsentant einer Art reaktionärer und aristokratischer Gesinnung, oder besser, als Repräsentant seiner selbst, als Abgeordneter der Schönheit, wie es hiess. Immerhin, eines Tages geschah es, dass die Zurufe und Kundgebungen von den sozialistischen und radikalen Bänken von links auf den Dichter als eine Äusserung von Kraft und Leben Eindruck machten, die er bei sich mit der Senilität seiner konservativen Nachbarschaft verglich. Worauf er aufsprang und mit dem Ausruf: „Ich gebe zum Leben!" zur äussersten Linken hinüberwechselte. Doch dieser Zwischenfall hatte nichts weiter zu bedeuten. Nie wäre er fähig gewesen, die wirtschaftlichen und politischen Hintergründe des Sozialismus und des Linksliberalismus zu begreifen. Er bewunderte beim Bauern die Geste, mit der er, edel

schreitend, die Saat in die Furche streute; liebte den Arbeiter, den er sich nicht anders als im Rahmen mittelalterlichen Zunftwesens und Handwerks denken konnte, liebte ihn, wenn er einen schmiedeeisernen Griff bog oder Glas von Marano blies oder Brokat mit Blattwerk besetzte.

Auf die afrikanische Niederlage setzte eine wirtschaftliche Depression ein; das Land wurde unruhig, und es kam, besonders in Mailand, zu gefährlichen Ausschreitungen. Der Dichter nahm nicht bei den Sozialisten Platz, die ins Gefängnis kamen. Er blieb für sich. Er hatte sich in dem lieblichen Dorf Settignano niedergelassen, auf einem Hügel über Florenz. Dort war alles ruhig. Aber manchmal empfand er doch über die Ruhe seiner Abgeschiedenheit ein leises Unbehagen. Wenn er Bauern oder Arbeiter von Settignano traf, fragte er sie: „Warum verbrennt Ihr nicht die Strassenbahnen?" Von allen Dingen zwischen Himmel und Erde schien das Feuer ihm am herrlichsten.

Er schrieb damals seinen Roman „Fuoco": kein aufrührerisches, sozialistisches. überhaupt kein wirkliches Feuer, es sei denn das dichterischer und musikalischer Inspiration. Der Dichter, diesmal unter dem Namen Stelio Effrena, quälte eine grosse, alternde Schauspielerin beinah zu Tode, seine Interpretin und Geliebte; gleichzeitig träumte er davon, in Italien den Traum zu erfüllen, den ein grosser Barbar, Richard Wagner, erst halb verwirklicht hatte. Er forderte ein nationales und universales Theater, ganz für sich allein, natürlich nicht gegen den graugrünen Hintergrund der bayrischen Landschaft, sondern auf einem glorreichen Hügel mit dem Blick auf Rom, um auf ihm Dichtkunst und Musik, Antike und Zukunft, Erde und Himmel in der Ekstase einer endlosen Umarmung zu vereinen. Aber der Roman, den er vier Jahre vorher veröffentlicht hatte „Die Jungfrauen vom Felsen", hatte den freilich in das Gewand hochtrabenden Wortschwalls gekleideten Wunsch erkennen lassen, zwischen seinem persönlichen Ehrgeiz und der wirklichen Welt, etwa Italien, tiefere Verbindung herzustellen. Sein angenommener Name war hier Claudio Cantelmo: ein adliger Müssiggänger und glänzender Reiter, dessen Ahnen mächtige und grausame Kriegsmänner gewesen waren. Ihr Nachkomme Claudio hatte die antiken und modernen Philosophen gelesen und das Wort vom Übermenschen in sich aufgenommen. Das Neue war sein Plan, den einsamen Titanismus des Übermenschen in das Hirn eines Kaisers und Königs zu pflanzen. Cantelmo dachte vorerst noch nicht daran, selbst dieser Kaiser

und König zu werden, doch er gedachte ernsthaft, ihn zu zeugen. Durch eine Art Eugenik des Willens müsste es möglich sein, den König von Rom zu erschaffen, den Mann und Beherrscher der Zukunftswelt. Drei Prinzessinnen, drei jungfräuliche Schwestern, lebten in einem einsamen Schloss inmitten einer heroischen Felsenlandschaft. Welche von den Dreien sollte die Erwählte sein, die Braut und Mutter? Welche sollte Claudio helfen, den König von Rom zu zeugen? Er konnte sich nicht entscheiden.

Der wirkliche König des dritten Rom und Italiens, der Erbe Victor Emanuels und Cavours, Humbert, der Mann der Königin, deren Lächeln Carducci gewonnen hatte, starb im Jahre 1900 durch die Kugel eines Anarchisten. Ein paar Augenblicke schien es, als wäre der erste Schuss einer sozialen und politischen Revolution gefallen; doch das Gegenteil trat ein. Offenbar war der Königsmord, ein Schlachtopfer, das Ventil, dessen die Gefühlsverwirrung des Landes bedurfte; bald darauf begann die Nation, sich zu beruhigen. Jahre raschen materiellen Fortschritts, wachsenden Wohlstands folgten in Italien, wie überall in Europa und der Welt. Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war im Ganzen die glücklichste Zeit, die das italienische Volk je erlebt hat. Ein Staatsmann, der seiner Aufgabe augenscheinlich gewachsen war, stand am Steuer, der Piemontese Giovanni Giolitti, ein grosser, gesunder, rotbäckiger Mann, nicht jung, nicht alt, ausgestattet mit Schläue und Humor. Ein durch und durch prosaischer und realistischer Geist, ein bescheidener Schüler Cavours, mit einem kleinen Einschlag von Manzoni. In seinem Herzen war er liberal gesonnen, aber seine Achtung vor dem italienischen Volk auf seiner damaligen Entwicklungsstufe war nicht sehr hoch (darin kam ein klein wenig das alte piemontesische Überlegenheitsgefühl zum Vorschein); so fühlte er sich denn berechtigt, mit der Freiheit ziemlich „frei" umzugehen und die süditalienische Wählerschaft sowie die Parlamentsmehrheiten seinen Bedürfnissen entsprechend zu beeinflussen. Überhaupt dachte er von der Politik nicht sehr hoch, die für ihn keine Wissenschaft war, weder im Sinne Platos noch Machiavells, und keine Mystik, sondern nur Verwaltungskunst, eine Sache des gesunden Menschenverstandes. Im übrigen waren für ihn der menschliche Fortschritt und der nationale Aufstieg, insofern sie nicht durch Dummheit und Revolution gestört wurden, Wahrheiten, so zuverlässig wie Einmaleins und Buchhaltung. Jene Italiener, die glaubten, ihn verachten zu müssen, nannten ihn den Buchhalter. Er genügte ihrem Dantemass nicht.

Auch Claudio Cantelmo und Gabriele d'Annunzio konnte er nicht zufriedenstellen. Doch immerhin, auf dieser Welle eines weitherzigen Optimismus haben sich d'Annunzio und sein Volk nach so vielen missglückten Versuchen endlich getroffen. Er richtete an den neuen König Victor Emanuel III., der an den Platz des ermordeten Humbert getreten war, eine flammende poetische Epistel, in der er ihn pries, ihn spornte, und zuletzt bedrohte. Wenn du der italienischen Nation nicht Grösse und Ruhm schenken willst — so warnte er ihn — werde ich unter deinen Feinden sein. Alles freute sich über die monarchistische Kundgebung — wieder ein Schaf in der Hürde, nach Carducci — kaum einer nahm die rhetorische Drohung übel. Bald danach begründete ein florentinischer Hochschullehrer, der Virgil, Barrès und d'Annunzio, hauptsächlich aber d'Annunzio gelesen hatte, den italienischen Nationalismus; mit andern Worten, er gab ein Wochenblatt heraus, durch das er Giolitti, die Demokratie, den Parlamentarismus ausrotten, die Schmach der abessinischen Niederlage (deren Wunde kaum noch brannte) rächen und ein italienisches Weltreich unter dem majestätischen Gesetz des Despotismus errichten wollte. Nie zuvor ist die Gedankenwelt des Risorgimento so roh bekämpft oder so blind ignoriert worden. Doch wenige nur nahmen den Herausgeber und seine Mitarbeiter ernst, die zumeist junge Leute waren, geblendet vom Gefunkel des Paradoxen oder irregeführt durch einen leidenschaftlichen Patriotismus, der ihnen grösser schien als die Grösse der Bescheidenheit und Klugheit, und die Auflage der Zeitschrift war unerheblich.

Aber mit Genugtuung nahm die öffentliche Meinung, die geistige Elite und sogar das Volk, soweit die kleinen Leute sich mit solchen Dingen überhaupt befassten, zur Kenntnis, dass es jetzt, in der Ära des neuen Königs, wieder einen nationalen Dichter gab — und wahrhaftig, es war der gleiche, dessen Privatleben, dessen Anschauungen in sexueller und ethischer Hinsicht soviel Anstoss erregt hatten. Der alte Meister, Carducci, gelähmt, stotterte nur noch oder schwieg. Der neue Mann nahm seinen Platz ein. Er pries verschwenderisch den Ruhm Roms und Italiens von den ältesten Zeiten an bis gestern; er eignete sich auch den Stoff des Risorgimento an: allerdings mehr die Taten als die Ideen; ihm kam es mehr auf Mut und Blut als auf den Glauben der Freiheitskämpfer an. Unter ihren Helden sprach keiner mehr zu d'Annunzios Phantasie als Garibaldi. War er nicht ein Teufelskerl gewesen, ein Schiffer durch stürmisches Meer, ein Abenteurer (sogar in der Liebe)?

D'Annunzio schrieb ein Garibaldi-Epos. Er las es in den Theatern der grossen uud kleinen Städte vor, folgte den riesigen Schriftzügen durch sein dekadentes Monokel, wandte die schweren Blätter mit einer Hand um, die so weiss war wie das Hemd, der Schlips, das Gesicht. Er war klein, seine Stimme kalt und näselnd, aber herrisch. Das Publikum, zumindest sein Publikum, applaudierte einmütig.

Dann kamen die Jahre seines dichterischen Ruhms, die ersten des Jahrhunderts: drei Gedicht-Bände, ein unermüdliches Loblied auf Rom, Griechenland, Italien und die Welt, auf Meer, Himmel und alles, was da war und ist und sein wird; eine noch nicht dagewesene Orgie optimistischer Selbstgefälligkeit; drei Theaterstücke mit mittelalterlicher oder moderner Blutschande und Blutschuld, Feuer und Schwert, die ebenfalls ihr Publikum entzückten; tausende und abertausende von Seiten jeder literarischen Gattung. Eines der Stücke endet mit den Worten: „Die Flamme ist schön! Die Flamme ist schön!" Ein anderes Stück, das einige Jahre später erschien (1908), „Das Schiff", eine leidenschaftlich wollüstige Verherrlichung des venezianischen Reichs, hämmerte in die italienische Vorstellung die grosszügigste, wenngleich verwirrende Aufforderung zu einem imperialistischen Angriffskrieg, ganz gleich gegen wen. Die Losung lautete: „Rüste den Bug und hinaus in die Welt."

So weit kam er vorerst noch nicht. Er fuhr nach Frankreich. Ein kläglicher Zusammenbruch finanzieller Natur war all dem Glanz gefolgt. Seine phantastischen Einnahmen konnten seinen irrsinnigen, wenn auch auf eine Art heroischen Aufwand nicht decken. Er wählte die seltsamste aller Verbannungen, das Exil des Schuldners. Sein Zufluchtsort war Arcachon am Atlantischen Ozean, nicht weit von Biarritz und Bordeaux.

Doch im Geiste kehrte er in die Heimat zurück, als das Italien Giolittis 1911 der Türkei den Krieg erklärte und 1912 die nordafrikanische Provinz Libyen (Tripolis) eroberte. D'Annunzio schrieb und schickte Gedichte und Hymnen auf den Eroberungskrieg. Sie waren so laut wie Kanonenschüsse.

Dann kehrte er selber heim, kurz vor Italiens Eintritt in den Weltkrieg, Frühjahr 1915. Er kam von Frankreich her durch den Modane-Tunnel, erschien in Turin am Coupéfenster, um seinen auf dem Bahnhof versammelten Anhängern für ihre Ovation zu danken, und machte in Genua Halt. Es gingen Gerüchte über Frauen um, die ihn begleiteten; über Hotelrechnungen. All das ist unwichtig.

Wichtig ist, dass er als Plattform für eine seiner wirkungsvollsten Kriegsreden den gleichen Felsen von Quarto, einer Vorstadt Genuas an der Tyrrhenischen Küste, wählte, von dem Garibaldi fünfundfünfzig Jahre früher mit einer kleinen Schar von Helden fortgesegelt war; nicht der Welt, sondern Sizilien zu, und der Befreiung seiner italienischen Brüder.

Von diesem gleichen Felsen wies d'Annunzio dem neuen Italien den neuen Pfad zum Krieg.

Es sollte der Krieg sein, den viele Italiener frohlockend „La nostra guerra" nannten: Unser Krieg.

DER STRAHLENDE MAI

Nicht d'Annunzio allein hat Italien in den Krieg getrieben. Viele Kräfte waren in den neun Monaten zwischen Juli 1914 und April 1915 am Werk gewesen.

Italien selbst — widerspruchsvoll genug, grade das Italien Giolittis, des friedliebenden Buchhalters, der an Sonntagnachmittagen mit seinen Wählern in einem piemontesischen Städtchen Wein trank — hatte zuerst das grosse Feuer geschürt.

Nichts lag Giolittis Natur ferner als Krieg, und gar imperialistischer Krieg. Und dennoch war er Ministerpräsident, als Italien im September 1911 der Türkei den Krieg erklärte und Kriegsschiffe und Truppentransporte gegen Tripolis, die Hauptstadt des türkischen Nordafrika, schickte.

Möglich, dass deutsche Absichten aufs Mittelmeer zielten; und eins war sicher: das alte türkische Reich war in raschem Zerfall begriffen. Die Gefahr bestand, dass irgend eine andere Grossmacht an der tripolitanischen oder, wie die Italiener sie nannten, an der libyschen Küste landete und Italien endgültig mit einem „eisernen Ring" umschloss. Es war etwas daran, dass dieser Angriffskrieg im Grunde vielleicht ein Defensiv- oder Präventivkrieg war.

Ägypten gehörte England, Marokko Spanien und Frankreich, Algier und Tunis ebenfalls Frankreich. Das Italien des Risorgimento konnte Nordafrika, mit der einen Ausnahme Algier, als ein Niemandsland ansehen, das dem freien Wettbewerbe aller offenstand. Die Idee eines Kolonialreichs hatte im Geist ihrer Dichter und Propheten niemals auf die Dauer Eingang gefunden. Als England Italien aufforderte, sich an der Besetzung von Ägypten zu beteiligen, lehnte die Consulta, das römische Aussenamt, keusch ab; nicht nur, weil die Regierung einem Konflikt mit

Frankreich abgeneigt war, sondern auch, weil die Volksmeinung, noch immer in Einklang mit Mazzinis und Garibaldis Überzeugungen, warm mit Arabi Pascha und den Verteidigern der ägyptischen Unabhängigkeit sympathisierte. Als sich eine leichte, wenn auch nur scheinbar leichte Chance für Italien bot, Tunis zu besetzen, machte sein politischer Charakter, zwischen Mystik und Realismus gespalten, das Land zaudernd und entschlusslos. Frankreich nützte die Gelegenheit, natürlich nicht ohne dem Raubzug das Mäntelchen umzuhängen, es müsse die algerische Grenze gegen Nomadeneinfälle schützen; seine Kanonen wurden in Bizerta aufgestellt, beinah in Sichtweite Siziliens.

Nur ein Volk von Heiligen oder von Idioten konnte damals noch an internationale Tugend und Ehre glauben. Leopardi hatte, in seinem „Brutus", verzweifelt der Tugend geflucht; die Italiener von 1880 und danach, aufgeklärt durch Bismarcks Berliner Kongress, mit all dem Kuhhandel, von dem sie mit leeren Händen zurückgekehrt waren, murmelten den gleichen Fluch in leiser Prosa. Das abessinische Abenteuer Crispis war zum grossen Teil eine Auswirkung des Missgeschicks im Mittelmeer; einige Italiener glaubten ernstlich, man müsse in den Gewässern des Roten Meeres nach den verlorenen „Schlüsseln des Mittelmeers" fischen. Auch Bismarck kapitulierte, wenn auch widerstrebend, vor der kolonialen Strömung und schnitt für Deutschland zwei grosse Scheiben aus dem afrikanischen Kuchen, im Südwesten und Südosten.

Es wäre pure Heuchelei gewesen, von Italien nach solchen Beispielen noch Uneigennützigkeit und Verzicht zu verlangen; ganz besonders nach dem Burenkrieg. Schon aus Gefühlsgründen hätte Italien, oder, wie man immer ergänzen muss, die Schicht von Italienern, die sich um diese Dinge kümmerten, den Anblick von noch mehr europäischen Festungen und Häfen in Nordafrika nicht ertragen können, während das österreichische Heer noch immer auf der italienischen Seite der Alpen stand, die englische Flotte Gibraltar und Suez beherrschte und die Franzosen und Engländer von Tunis und Malta aus die schmale Passage zwischen westlichem und östlichem Mittelmeerbecken längs der sizilischen Küste bewachten. Der Gedankenbau des Risorgimento war vollständig zusammengebrochen, und die ganze Welt hatte die moralischen Prinzipien preisgegeben, in deren Licht die italienische Besetzung von Tripolitanien anfechtbar gewesen wäre.

Giolitti gehorchte den Umständen und folgte der Strömung. Die diplomatische Vorbereitung des Krieges, das heisst, die Verhand-

lungen, durch die Italien sich die wohlwollende Neutralität der anderen Mächte sicherte, war ein Meisterstück im Stil der Cavourschen Technik, wenn auch das Verdienst, wenn man von Verdienst sprechen kann, Giolittis Vorgängern Visconti-Venosta und Prinetti gebührt. Die militärische Führung des Krieges war ebenfalls zufriedenstellend. Im Herbst 1912 unterzeichnete die Türkei den Friedensvertrag von Ouchy, in dem sie an Italien ihren gesamten nordafrikanischen Besitz abtrat, das auch — vorübergehend, sozusagen — auf einer türkischen Inselgruppe mit griechischer Bevölkerung im östlichen Mittelmeer Fuss gefasst hatte.

Der militärische Erfolg hätte endgültig den letzten Schandfleck der abessinischen Niederlage tilgen sollen, und das wäre, vom Standpunkt der nationalen Psychoanalyse aus betrachtet, ein erfreuliches Resultat gewesen — vorausgesetzt, man ist Realpolitiker genug, den mit Blut und ethischer Verwilderung bezahlten Preis zu übersehen. Die praktischen Ergebnisse waren freilich in der Hauptsache nur negativer oder vorbeugender Art, zumindest für die Gegenwart. Dadurch, dass es sich in Libyen festgesetzt hatte, hinderte Italien andere Mächte daran, das gleiche zu tun, und war der Furcht enthoben, im Mittelmeer zu „ersticken", unter der es bis dahin gelitten hatte. Das eroberte Land selbst war eine grosse, gelbe Wüste mit einem dünnen Streifen von Palmenoasen und Minaretts an vereinzelten Flecken der sonst trübseligen Küste. Die Bauern und Arbeiter, die der halbamtlichen Propaganda geglaubt hatten, dass Libyen ein Gelobtes Land sei, und nun seinen gesegneten Boden bebauen, zweimal im Jahr ernten und Weintrauben schwer wie Kuheuter pflücken wollten, wurden durch die Regierung selbst gewarnt. Sie blieben in der Heimat oder gingen weiterhin nach Brooklyn und nach Bronx.

Eine Episode unter anderen in der Geschichte der Kolonisierung Afrikas, erlangte der libysche Krieg von Anfang an eine viel grössere internationale Bedeutung durch die Art, wie die Regierung Giolitti die Türkei herausforderte. Die diplomatische Sondierung des europäischen Terrains war so umsichtig gewesen, wie die Kriegserklärung selbst dann plump und zynisch war, ohne die geringste moralische Tarnung. Italien eignete sich Libyen ganz einfach an, weil es dieses Land haben wollte oder dringend brauchte. Sein Gesetz war das des Äsopschen Löwen, der sein Stück packt, mit der einzigen Begründung, dass „sein Name Löwe sei". Die Beispiele von Unverfrorenheit, die sich in der Praxis Bismarcks aufweisen lassen, wurden weit übertrumpft, und wenn Giolitti

allenfalls noch Verwirrung und Eile, den Druck der sogenannten nationalen Meinung und die Besorgnis, jemand anders könnte Italien bei der Landung in Tripolis zuvorkommen, zu seiner Entschuldigung anführen kann, so gibt es kaum eine Rechtfertigung für das heitere Behagen, mit dem die Elite und die Jugend die Methode billigte. Die Nationalisten waren jetzt Legion; am lautesten schrien ein paar Schriftsteller, die im Rausch der Politik Vergessen für die Dürftigkeit ihrer Werke suchten; und einige Gruppen ehemals revolutionärer Sozialisten. Diese Leute peitschten die breite Masse auf; das politische und militärische Moment der Eroberung, die wenigstens zum Teil vertretbar war, ging vollkommen in einer Welle von brutaler „Volkserregung" unter. Angriff und Massenmord wurden als schön schlechthin verherrlicht; Krieg war der Gipfel, die köstlichste Blume des Lebens. Selbst das volkstümliche Lied, das die Soldaten und daheim die Massen sangen, unterschied sich sehr von den bescheidenen und menschlichen Gesängen des Risorgimento. Es bewunderte die Kriegsschiffe, es pries Tripolis, das „süsse Land der Liebe", und dekretierte: „Tripolis wird unser sein beim Donner der Kanonen."

Der Donner der Kanonen verstummte nach dem Friedensschluss von Ouchy nur für ein paar Wochen. Die glühende Asche des Feuers, das Italien so leichten Herzens entzündet hatte, vermochte alle Diplomatenkunst nicht auszutreten; ein paar Funken trug der Wind nach dem Balkan, wo die Slaven und Griechen das Gefühl hatten, die Türkei sei nun genug geschwächt, um eine leichte Beute abzugeben. Dies war der zweite Brand. Dann rauften Slaven und Griechen sich untereinander um den Raub. Auch das dritte Feuer wurde ausgestampft, aber ein Funke blieb im Revolver des jungen serbischen Verschwörers verborgen, der im Juni 1914 den österreichischen Thronfolger ermordete. Das Ultimatum, das Österreich aus diesem Anlass an Serbien richtete, war, mehr oder weniger, in dem zynischen Stil des italienischen Ultimatums an die Türkei gehalten.

Nun brach der Weltkrieg aus, und Italien sah sich einem ungeheuerlichen Ereignis gegenüber, an dessen Entstehung seine afrikanische Expedition beträchtlichen Anteil hatte.

Italiens Lage zu Beginn war oder schien sehr bequem. Es verfügte über vollständige Handlungsfreiheit.

Gewiss, es war seit mehr als dreissig Jahren ein Verbündeter Österreich-Ungarns und Deutschlands. Ursprünglich hatte Italien nur ein Bündnis mit Deutschland gewünscht, um sich gegen jede

Bedrohung, durch Frankreich oder Österreich, zu sichern und aller Sorge um eine päpstliche Rache in Rom enthoben zu sein. Aber Bismarck hatte zu verstehen gegeben, dass „der Weg nach Berlin über Wien führe", und Italien, der Apostat des Risorgimento, hatte sich gefügt. Der Dreibund hatte als Friedensinstrument gedient, als Bürge des territorialen Statusquo und des politischen Konservativismus, mit der Spitze gegen Frankreich und die soziale Revolution: eine neue Heilige Allianz, wenn auch ohne Legitimismus und Orthodoxie. Ihr Geist war immer defensiv gewesen; ihre eindrucksvolle Stärke hatte viel mehr den Zwecken Deutschlands und Österreichs als Italiens gedient. Nun war das Ultimatum an Serbien — vom Einfall in Belgien zu schweigen — ein offener Angriffsakt, der den Statusquo zerstörte; überdies war die österreichisch-deutsche Intrige vom Juli 1914 der italienischen Staatskanzlei verheimlicht worden. Wenn die italienische Oberschicht auch nicht den mindesten Grund besass, über das österreichische Ultimatum entsetzt zu sein, nachdem Italien mit dem schlechten Beispiel gegen die Türkei vorangegangen war, so hatte die italienische Regierung doch die vertragliche und moralische Berechtigung, den Dreibund aufzukündigen und ihm die Unterstützung zu versagen. Giolitti befand sich, während einer der meist freiwilligen Unterbrechungen seiner Herrschaft, irgendwo auf Urlaub; Salandra, ein süditalienischer Konservativer, der den Anspruch erhob, ein treuer Schüler Cavours zu sein, hielt unterdessen seinen Platz als Ministerpräsident. Nach kurzem Zögern nahm er die Verantwortung auf sich, die Neutralität Italiens zu erklären.

Dieser Entschluss war einwandfrei. Es war nur ein unglücklicher Zufall, wenn die Welt, der Geschichte des Hauses Savoyen und gewisser italienischer Staatslehren eingedenk, ohne jede Berechtigung über Machiavellismus und schlimmeres murmelte. Es war menschlich, allzu menschlich, wenn der deutsche Kaiser den König von Italien Verräter titulierte.

Die Neutralitätserklärung war auf jeden Fall nur ein Anfang. Wie sollte das Schiff weitergesteuert werden? War die Annahme berechtigt, dass eine länger andauernde oder beständige Neutralität allen Interessen der Nation gerecht werden konnte? In vollständiger Freiheit konnte Italien seinen Kurs wählen, von niemandem bedroht, ganz sich selbst überlassen, und dennoch fühlte es sich in seiner Freiheit schrecklich unbehaglich. Salandra, der Cavourschüler, verkündete unverblümt, die Politik einer Nation müsse „heiliger Egoismus" sein. Warum heilig?

Willensfreiheit erweist sich oft als eine schwere seelische Belastung für den Menschen, selbst dann, wenn er sich von religiösen und ethischen Gesichtspunkten leiten lässt. Nicht immer ist es sofort klar, welche Entscheidung das Gewissen später als gut und richtig anerkennen wird. Wenn als Richtschnur aber ausschliesslich der praktische Vorteil und der Eigennutz des Einzelnen oder der Gemeinschaft gelten, dann wird der freie Wille unerträglich, da diese Interessen mannigfaltig sind, und ihre Wünsche, widerspruchsvoll in sich selbst, erreichen in dem Dunkel, das um die werdenden, der Entscheidung zutreibenden Ereignisse braut, ein noch höheres Mass von Verworrenheit.

Es gab, wenn Italien sich von seinem praktischen Interesse allein leiten liess, keinen vernünftigen Grund, die Neutralität preiszugeben. Dies war der Rat, den der gesunde Menschenverstand gab, genau der gleiche, den das Ministerium dem ersten König erteilt hatte, als er mit dem Gedanken spielte, Frankreich gegen Bismarck beizuspringen. Giolitti war für Neutralität um beinah jeden Preis; er schrieb die klugen, wenn auch vielleicht nicht sehr schönen Worte, Italien könne durch eine umsichtige Neutralität ein gut Teil (parechio) seiner Wünsche durchsetzen. Die Mehrheit des Parlaments, des Bürgertums, der einsichtsvollen und wohlhabenden Leute, vier Fünftel der Oberschicht, dachten wie Giolitti. Wenn die letzten Ursachen moderner Kriege wirklich in wirtschaftlicher Habgier und Furcht zu suchen wären, dann wäre kein solcher Antrieb stark genug gewesen, Italien von dem sicheren und vielleicht nutzbringenden Ankerplatz seiner Neutralität loszureissen.

Aber es gab noch Versuchungen ganz anderer Art, Einflüsterungen des „heiligen Egoismus". Wahrhaftig, warum nicht, dem schwächlichen Neutralitätsbeschluss der Regierung zum Trotz, mit Deutschland gehen? Solange, wie es ging, hegten die Nationalisten zärtlich diesen Plan, wenn auch bestimmt nicht aus Treue zum Dreibund oder irgend einem andern Fetzen Papier. Was konnte Italien, falls die Westmächte und Russland siegten, für sich erhoffen, wenn es sich der deutschfeindlichen Gruppe anschloss? Ein paar italienische Mittel- und Kleinstädte, Trient und Triest, die sich noch in der Hand der Österreicher befanden, mit ihren steilen, steinigen Provinzen, und vielleicht noch ein paar andere Krumen. Andererseits gab es, wenn Italien sich Österreich und Ungarn anschloss und mit ihnen siegte, eine riesige Beute zu teilen, zumindest Frankreichs Reichtum — ein Goldenes Vlies.

Kein Wahrsager hätte auf die beiden Fragen: welche der beiden Machtgruppen wird siegen? wird Italiens Einmischung den Ausschlag geben? eine Antwort gewusst. Nur eine moralische Überzeugung kann einen graden, festen Entschluss herbeiführen. Wäre das moralisch inspirierte Italien des Risorgimento noch am Leben gewesen — wie hätte es gewählt? Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Mazzini und Garibaldi Österreich gegen Serbien, Deutschland gegen Frankreich und Belgien beigestanden hätten. Krieg, ja, Krieg hätten sie gewollt, einen heiligen Krieg, den letzten aller Kriege, Trient und Triest, die gottverliehenen Gebirgsgrenzen Italiens, einen europäischen Bund, eine freie Welt.

Dieses Italien war als kollektiver Organismus nicht länger lebendig; aber es gab noch eine Anzahl von Italienern, die nicht abtrünnig geworden waren. Sie protestierten gegen jedes Feilschen und forderten noch vor der Marneschlacht, Italien solle Frankreich helfen und die bedrohte Freiheit Europas mitverteidigen.

Neun Monate lang herrschte im Land ein — wenn auch unblutiger — Bürgerkrieg.

Die Regierung, die die Waagschalen der kämpfenden Parteien in der Schwebe hielt, schwankte fast die ganze Zeit hindurch. Als es im April 1915 klar wurde, dass sie sich für den Krieg entschieden hatte, veranstalteten Giolitti und die Mehrheit der Kammer, die er aus seinem Ruhesitz noch immer beherrschte, eine nichtamtliche Parlamentsabstimmung, die sich für Fortsetzung der Neutralität und Annahme der bescheidenen Gebietskonzessionen aussprach, mit denen Österreich sich von einem italienischen Angriff loszukaufen dachte. Das Votum entsprach dem Gefühl des Durchschnittsbürgers und den wirtschaftlichen und tatsächlichen Interessen der Nation im allgemeinen. Ein paar Tage lang waren Regierung und Volk im ungewissen.

Dann kamen die Tage des „strahlenden Mai". Gruppen und Massen zogen durch die Strassen Roms und riefen nach Krieg. Der Nationaldichter war aus Frankreich zurückgekehrt. Das Parlament wurde eingeschüchtert, die Neutralitätspartei überwältigt. Am 24. Mai wurde Österreich der Krieg erklärt, am gleichen Tage überschritten die Truppen die Grenze. Es schien, als wenn die Idealisten, die Nachkommen des Risorgimento, gesiegt hätten. Ein Wunder schien geschehen, Garibaldis Seele in d'Annunzio und seinen Jüngern zu Fleisch und Wort geworden.

Aber das Ministerium hatte mit peinlicher Genauigkeit einen Vertrag mit den neuen Verbündeten vorbereitet und geheim unter-

zeichnet, der die Belohnungen für Italien im Falle eines gemeinsamen Sieges sichern sollte. Dieser Vertrag, vom ethischen Gesichtspunkt aus kläglich, war, rein kaufmännisch betrachtet, schlechterdings idiotisch.

Überdies wurde die Kriegserklärung an Deutschland stillschweigend auf unbestimmte Zeit verschoben, während der Krieg mit Österreich weiterging. So hatten auch die Neutralisten ihren Anteil an dem Kompromiss.

Die Nationalisten und Imperialisten waren zwar von Herzen traurig, dass das Goldene Vlies Frankreichs noch nicht geschoren werden konnte, trösteten sich aber damit, dass die Formel, mit der die Regierung den Streit zwischen Neutralisten und Interventionisten geschlichtet und Italien in den Krieg geführt hatte, ideell mit nationalistischer und imperialistischer Tinte geschrieben war.

Fröhlich bekannten sie ihre Verantwortung, als sie und ihre Freunde in der bürgerlichen Presse Tag für Tag die Nachrichten von der italienischen Front mit der Überschrift versahen: La nostra guerra (Unser Krieg).

Diese drei Worte bedeuteten einfach, dass Italien sein Geschäft besorgte und sich den Teufel um Gerechtigkeit und Freiheit, Europa und den Mond scherte.

UNSER KRIEG

Nur wenige Monate früher hatten sie offen bewaffnetes Eingreifen gegen Frankreich und Belgien gefordert. Nun hatten sie die Seite gewechselt, nicht die Seele.

Nun marschierten sie Schulter an Schulter, Arm an Arm mit Sozialisten und Mazzini-Anhängern, die Krieg für Freiheit und Europa wollten, den letzten Krieg; aber der Krieg, den sie wollten, war ein Krieg des Ruhms und der Eroberung, ihr erster Krieg.

Ihre Stimmen waren im gleichen Chor ertönt. Sie hatten das unschuldige Belgien hochleben lassen, den preussischen Militarismus und das rückschrittliche Österreich verwünscht. Aus den Lügen machten sie sich nichts. Die Losungen der Demokratie und menschlichen Hoffnung waren für sie Kriegslisten, um die Massen zu gewinnen, gut zu brauchen in den Winkelzügen der Diplomatie. Es war beste machiavellistische Schule mitzumachen, wenigstens für eine Weile.

So erklang denn der säkulare Sang der lateinischen Völker, wie

Carducci ihn genannt hatte, die Hymne auf Gerechtigkeit und Freiheit, durch das ganze Land. Die Gesänge am Vorabend der Schlacht waren gefühlvoll und rein, wie jene, die Italien während des Risorgimento gesungen hatte.

Die Bauern und Arbeiter, die in der feldgrauen Uniform und die in den Fabriken und auf den Äckern hörten die Lieder und Rufe gern. Im übrigen begriffen sie nicht sonderlich viel von der ganzen Sache. Sie hatten fast zwanzig Jahrhunderte Knechtschaft und Elend hinter sich: seit den Caesaren, die endgültig die Freiheit der Mittelmeerzivilisation niedergetreten und durch einen asiatischen Despotismus ersetzt hatten, bis zu ihren kleinen Dorftyrannen und -wucherern; von Nero, dem ersten Herrscher, der planmässig von Staats wegen ein freies religiöses Bekenntnis verfolgte, bis zu den Inquisitoren und Schulmeistern, die allen südeuropäischen Völkern das Recht auf Denken und Gedeihen geraubt hatten. Sie hatten gehorchen gelernt: in den vier Wänden ihrer kalten, übelriechenden Häuser, in den Bienenstöcken des Familienlebens, deren Honig Angst und Kummer war; und in den Kirchen, Tempeln der Jenseitshoffnung, wo das Teufelsreich oft unter dem Namen Gottesreich verkündet und Sündern, die nicht dienen und hungern wollten, die Hölle angedroht wurde. Von Zeit zu Zeit waren ein paar von diesen Sündern mit ihren Gewehren in die Wälder gegangen. Das Schafott war ihr Waterloo gewesen. Verbrecherbünde, besonders im Süden die Camorra und Maffia, hatten, so gut sie konnten, das staatliche Verbrechertum kopiert. Mit bewaffneter Macht und geheimem Gerichtsverfahren, beseelt von einem Korpsgeist, der an peinlicher Genauigkeit und Strenge dem spanischen Ehrbegriff nichts nachgab, erhoben sie Steuern von den Wucherern, molken sie Melker. Doch das waren Ausnahmen gewesen. Die grosse Masse des Volkes hatte fast zweitausend Jahre lang loyal gehorcht, glücklich, wenn sie die Hand des Herrn küssen, das seidene Gewand der Herrin rauschen hören durfte, aber auch schon, wenn sie hinter dem holzgeschnitzten Heiligen in Prozession einhergehen und ihre Bitte um einen Zoll Regen auf ihre verdorrende Ernte in Raserei herausschreien konnte.

Dieses Volk — die Spaghettiesser des Südens, die Bohnenesser der Toskana und die Mais- und Reisesser des Nordens — marschierte nun in den nationalen und übernationalen Krieg. Ob es ein demokratischer oder ein imperialistischer Krieg war, wussten sie nicht; sie konnten solche langen Worte nicht einmal buchstabieren. Die Morgendämmerung des Risorgimento, auf die ein

ziemlich nebliger Tag gefolgt war, war nicht bis zu ihnen gedrungen. Sie wussten herzlich wenig von Italien, dessen gemeinsame Schriftsprache ihren Ohren fremd klang, dessen technische Entwicklung der letzten fünfzig Jahre mit ihren donnernden Zügen und grossen Schiffen mehr ihre Sinne in Verblüffung versetzt als ihren inneren Horizont erweitert hatte; und der wirtschaftliche Aufschwung des Landes, der den oberen und mittleren Schichten sehr zugute kam, hatte die Lebenshaltung der breiten Masse noch nicht soweit gehoben, dass sich bei ihr ein Gefühl von Verbundenheit und Dankbarkeit für die Gemeinschaft entfalten konnte. Trotz unleugbaren Fortschritts, des ersten seit Jahrhunderten, waren die Italiener doch erst eine unifizierte Plebs, noch keine einige Nation. Sie gehorchten nur, wie sie immer gehorcht hatten. Geduldig bluteten sie an der Front; geduldig hungerten sie daheim. Kein Volk, Deutschland und Österreich-Ungarn im letzten Kriegsjahr ausgenommen, hat so gelitten wie Italien. Ein Stückchen Zucker, ein Pfund Butter, ja, ein Viertel Olivenöl stellten von 1917 an lukullische Genüsse dar, selbst für den Mittelstand.

Inzwischen führte d'Annunzio, während Unser Krieg weiterging, Seinen Krieg. Er bekleidete Offiziersrang im italienischen Heer, und vor Kriegsende war er Oberst. In den Schützengräben aus Schlamm und Stein gab es für die Kavallerie, der er natürlich angehörte, nichts zu tun. So lebte er denn in fürstlichen Hotels und Villen seiner Wahl, meist in Venedig; und von Zeit zu Zeit begab er sich auf irgend eine kühne Unternehmung seiner Wahl, im Geist der Paladine des Ariost, deren Verbleib Kaiser Karl dem Grossen unbekannt war. Oft liess er sich von seinem Chauffeur die Front entlangfahren; manchmal stiess er zu einer kämpfenden Truppe und umarmte einen verwundeten Helden; aber am liebsten ging er auf individuelle, gross angekündigte Abenteuer aus, so, wenn er, mit ein paar odysseischen Gefährten, in einem Motorboot in einen waffenstarrenden österreichischen Hafen fuhr, nur um dem Feind einen Possen zu spielen, und unversehrt an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte; oder er flog, abermals mit odysseischen Gefährten, nach Wien und liess über der Stadt an Stelle hochexplosiver Stoffe Pamphlete hochtönender Prosa fallen. Er war im Landheer, er war in der Flotte, er war bei den Fliegern: allgegenwärtig. Doch obwohl er in den amtlichen Heereslisten als durch königliches Patent angestellter Offizier geführt wurde, zog er einen Marinetitel vor, den er sich aus eigener Kraft beilegte: Commandante, was wörtlich ins Lateinische übersetzt dasselbe wie

Imperator bedeutete: Oberbefehlshaber. Wenige vermuteten zu der Zeit, dass in dem Marinetitel die Erinnerung an das römische Wort für Kaiser mitklang.

Wie auch immer, bis zum Ende des Jahres 1918 schien d'Annunzio mehr zur dekorativen als zu irgend einer anderen Kriegsgattung zu Lande oder in der Luft zu gehören. Der Krieg selbst ging seinen eignen wechselvollen Weg mit Glück und Unglück, Sieg, Niederlage und wieder Sieg, wie an allen anderen Fronten. Anfangs hatten Regierung und Generalstab geglaubt, die russische Dampfwalze würde schnell halb Österreich-Ungarn zermalmen und die andere Hälfte grade noch den anstürmenden italienischen Heeren überlassen; dieser Glaube und die damit verbundene Furcht, Italiens Hilfe könnte zu spät kommen, hatte die Verhandlungen und die Propaganda für Italiens Intervention beschleunigt. Dann trat plötzlich die russische Armee, am Dunajec durchbrochen, einen unglücklichen Rückzug an, als es für Italien schon zu spät war, auf die Ratschläge der Neutralitätsanhänger um Giolitti zu hören. Der italienische Vormarsch stiess auf erbitterten Widerstand, kostete viel Blut und kam bald zum Stehen. Trient und Triest, obwohl von den Beobachtungsständen deutlich sichtbar, blieben unerreichbar; Unser Krieg wurde ebenso unbeweglich wie die Westfront. Immerhin hatte es noch keinen entscheidenden Rückschlag gegeben; Italien konnte einige glänzende und besonders verlustreiche Erfolge aufweisen, und seine Schützengräben zogen sich jenseits der alten Grenzen hin.

Der Rückschlag kam im Oktober 1917. Ein General — viele nennen, mit Recht oder Unrecht, den Namen Badoglio — entwarf den napoleonisch kühnen Plan, die Österreicher in eine Falle zu locken und sie dann zu zerschmettern. Er öffnete ihnen das Tor nach Italien, doch kaum waren die Österreicher in die Falle gegangen, als sie die gegenüberliegende Wand aus irgend einem Grund nicht so fest fanden, wie der Napoleon geglaubt hatte; sie brachen durch und überschwemmten wolkenbruchartig halb Venetien. Für den Ehrgeiz jenes strategischen Genies hatten weniger er selbst als das Volk und die Armee tragisch zu büssen, die armen Teufel, die, von der Woge des Rückzugs mitgeschwemmt, unschuldig an Strassenkreuzungen und Brücken auf Befehl irgendwelcher Generäle erschossen wurden, die durch ein paar heilsame Exempel die Disziplin wiederherstellen wollten. Heer und Land schienen verloren. Manche sahen die österreichisch-deutschen Verbände schon von Venedig auf Florenz und von Florenz auf Rom mar-

schieren, um dort den Papst aus seiner vatikanischen Gefangenschaft zu befreien.

Das war die Niederlage von Caporetto oder Karfreit, die berühmteste des Weltkriegs, nicht weil sie grösser und schlimmer war als alle übrigen an den anderen Fronten — zum Beispiel das englische Debacle bei St. Quentin im März 1918 — sondern weil die Italiener sie zur grössten und schlimmsten machten und, in einem neuen Rückfall in ihren alten Minderwertigkeitskomplex, den Namen Caporetto mit einem Gefühl von brennender Scham über alle Erdteile und Meere ausposaunten. Die Wirklichkeit war nicht ganz so schlimm: die österreichisch-deutschen Truppen kamen nicht einmal bis Venedig, sondern mussten auf dem linken Piaveufer haltmachen. Der Widerstand der Italiener, von den Alliierten nur nominell unterstützt, wurde stahlhart; und die Schlacht an der Piave im Juni 1918 war ein klassischer Sieg, der erste an allen Fronten der Westmächte, der Wendepunkt des Weltkriegs und der erste nicht wiedergutzumachende Riss in der militärischen Struktur der Mittelmächte. In den folgenden Monaten wurde die deutsche Westfront allmählich zermürbt, Bulgarien und die Türkei sprangen aus, und der letzte italienische Sieg, Ende Oktober, wurde um einen erschreckend hohen Preis errungen, als der Ausgang des Weltkrieges im Grunde schon entschieden war. Aber Italien hatte seinen Krieg bis zum Ende durchgekämpft, hatte seinen Anteil am Blutopfer und Ruhm gehabt und den Gegner, dem es gegenübergestanden war, völlig niedergerungen.

Immerhin war es nun allen klar — so wie es den wenigen, die denken konnten, schon die ganze Zeit hindurch klar gewesen war — dass ein solcher Krieg sich nicht rentierte (vorausgesetzt, dass ein Krieg überhaupt rentieren kann), wenn der Lohn in den Versprechungen des Londoner Vertrages zu suchen war, der aus dem April 1915 stammte. Schon 1916 hatte die Regierung erste Zeichen von Unbehagen verraten, das im folgenden Jahr ständig wuchs, entsprechend den Verlusten an der Front und den Entbehrungen der Heimat. Man redete von der Notwendigkeit, die Rechnung zu erhöhen, die in der Tat 1915, vor dem ersten Schuss und als noch niemand seinen Gürtel hatte enger schnallen müssen, zu niedrig bemessen worden war.

Der Vertrag sah eine Anleihe von einer Milliarde Lire in Gold (etwa 200 Millionen Dollar) an den italienischen Staatsschatz vor: einen Löffelvoll in ein Meer von Ausgaben. Er versprach Italien, für den Fall des gemeinsamen Sieges, Trient mit seiner italienisch

sprechenden Provinz im Norden von Verona mitsamt den zweihunderttausend Deutschen, die in und um Bozen und Meran in jenem Teil von Südtirol lebten, das geographisch grade noch zur italienischen Halbinsel gehörte, während es in der italienischen Geschichte nie eine Rolle gespielt hatte. Diese Grenze wurde von den Alliierten, besonders von Frankreich, bereitwillig zugestanden, in der geheimen Hoffnung, so für immer eine Kluft zwischen Italien und Deutschland offen zu erhalten. Triest, der österreichische Zugang zum Meer, eine Stadt mit italienischer Mehrheit und Kultur, wurde Italien gleichfalls versprochen, mit ihrem Hinterland, das teils von Italienern, teils von mehr oder weniger nah den Serben verwandten Slaven bewohnt war. Eine andere Küstenstadt, kleiner als Triest, doch mit einer ebenso starken italienischen Mehrheit, wurde Italien vorenthalten; aber die italienische Regierung hatte sie gar nicht haben wollen. Dieser Hafen, den der Londoner Vertrag „Kroatien" überliess, war Fiume, der ungarisch-kroatische Zugang zum Meer. Weiter südlich, an der Ostküste der Adria, sprach der Vertrag Italien einen Teil der österreichischen Provinz Dalmatien zu, mit dem grossen Hafen Sebenico, einigen tiefen, einsamen Fjorden und vielen karstigen Bergen. Einige hunderttausend Slaven bewohnten dieses Gebiet; unter ihnen sassen, fast ausschliesslich in der kleinen Küstenstadt Zara, zehntausend Italiener, die den venezianischen Dialekt und das venezianische Reich, zu dem die dalmatinische Küste einst gehört hatte, noch nicht vergessen hatten. Endlich versprach der Londoner Vertrag Italien sehr vage eine Entschädigung in Afrika, falls die britischen und französischen Reiche aus dem Weltkrieg vergrössert hervorgehen sollten.

Als Regierung und öffentliche Meinung anfingen, über den Londoner Vertrag und über die zu erwartende Belohnung so unerwartet langer und schwerer Mühsal Unbehagen zu verspüren, konzentrierte sich ihre Aufmerksamkeit seltsamerweise fast ausschliesslich auf Dalmatien.

Sie wollten mehr von diesem Land; Zara und Sebenico, die der Vertrag ihnen bot, genügten nicht. Ein Ruf erhob sich, in der schwarzen und schwärzlichen Presse, nach Trau, Spalato, Ragusa, Cattaro und möglichst dem ganzen Ostufer der Adria.

Das italienische Volk, das gehorsam Lieder von Trient und Triest singend in den Krieg gezogen war, musste nun in rauher politischer Prosa den niegehörten Namen Dalmatien lernen.

DALMATIEN

Wie kam das? Was hatte die dalmatinische Episode im Weltkrieg zu bedeuten?

Dieses Land hatte keinerlei geographischen oder völkischen Zusammenhang mit Italien. Seine lieblichen venezianischen Kirchen und die Nachklänge der venezianischen Mundart, Fossilien eines verklungenen Zeitalters, hatten nicht mehr Gegenwartswert als die genuesischen Steine in Konstantinopel und die römischen Ruinen in England. Niemand hatte im Risorgimento je an ein italienisches Dalmatien gedacht: Mazzini hatte die Einigung und Befreiung aller Südslaven gewünscht, zu deren Rasse die überwiegende Mehrheit der Dalmatiner gehörte, und einen südslavischen Staat, der mit Italien im Rahmen der europäischen Völkergemeinschaft durch intime Freundschaftsbeziehungen verbunden sein sollte; Tommaseo, ein italienischer Autor und Gelehrter des Risorgimento, geboren in Sebenico, hatte ganz offen erklärt, dass seine engere Heimat nicht zu Italien gehörte, als dessen Grenzen er den Kamm der Alpen ansah, in Übereinstimmung mit Dante und der späteren Überlieferung. Selbst nach dem Risorgimento hatten die italienischen Juristen und Soziologen — unter ihnen am bemerkenswertesten P. Stanislao Mancini — eine folgerichtige Nationalitätslehre entwickelt. Diese Lehre war äusserst liberal und vergeistigt. Das Wesen der Nation wurde weit mehr in seelischen und charakterlichen Merkmalen gesehen als in der Geographie, Wirtschaft oder Rasse, nicht einmal in der Gemeinsamkeit der Sprache und Kultur. Die menschlichen Gruppen hatten das Recht, eine Nation zu bilden, die es in freier Wahl zu tun wünschten. Nun konnte kaum ein Zweifel darüber herrschen, dass alle Südslaven — das heisst, die Bevölkerungsklassen, die sich mit nationalen Problemen befassten — ein vereinigtes jugoslavisches Reich wünschten, wie verwickelt und dornig der Weg zu einem demokratischen Bundesstaat oder einer zentralistischen Monarchie unter serbischer Führung auch erscheinen mochte. Im Juli 1917, als Serbien von den österreichisch-deutschen Heeren ganz überrannt worden war und die serbische Regierung mit den kümmerlichen Resten der Armee auf der griechischen Insel Korfu hatte Zuflucht suchen müssen, trafen sich die südslavischen Emigranten aus Österreich-Ungarn, darunter Ante Trumbitsch von Spalato mit anderen Dalmatinern in Korfu mit den serbischen Politikern und verfassten eine Erklärung, ein Be-

kenntnis ihres Glaubens an die Freiheit und Einheit ihres Volkes.

Diese Beweise und Gründe schreckten die italienischen Nationalisten nicht ab, bestärkten sie vielmehr in ihren Zielen. Sie versteiften sich auf die Behauptung, die Slaven, gefördert durch die gewalttätigen und betrügerischen Manipulationen der österreichischen Verwaltung, hätten die Italiener von Dalmatien und Istrien, der kleinen Halbinsel, die südlich von Triest in die Adria vorspringt, an die Wand, oder vielmehr: ans Meer gedrängt; sie weigerten sich, die vollzogene Tatsache anzuerkennen, und erinnerten unermüdlich daran, dass bis vor dreissig Jahren ein Italiener Bürgermeister von Spalato gewesen sei, das die barbarischen Usurpatoren jetzt Split nannten. Wieviel Teilwahrheit in diesen Behauptungen auch liegen mochte, sie wurde mehr als aufgewogen durch die unbestreitbare Tatsache, dass die Bevölkerung im Innern Istriens und im Hinterlande von Triest immer slavisch gewesen war. Wenn Italien, wie jedermann forderte und für gerecht erklärte, nicht nur Triest und die längs der nördlichen Adria verstreuten italienischen Ortschaften annektierte, sondern zugleich auch die angrenzenden Gebiete, um die natürliche italienische Alpengrenze zu erreichen, dann gerieten mehrere hunderttausend Südslaven unter italienische Herrschaft. Es war zum Ausgleich nur angemessen, die zehn- bis fünfzehntausend Dalmatiner italienischer Zunge ihrem südslavischen Staate zu überlassen. Zara, eine in Charakter und Sprache ganz venezianische Stadt, die auf einem winzigen, fast ganz von Wasser umgebenen Landstreifen lag, mochte von Jugoslavien abgetrennt und an Italien abgetreten werden, ohne dass daraus eine tödliche Bedrohung für die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Adriavölker erwachsen musste. Für die kleine Zahl von Italienern, die jugoslavische Bürger geworden wäre, hätte man ohne Schwierigkeit Bürgschaften erlangt, um ihre sprachliche und kulturelle Freiheit zu sichern. Es wäre nicht einmal klug gewesen, Sebenico und jenen Teil Dalmatiens zu beanspruchen, den der Londoner Vertrag Italien versprochen hatte. Italiens Interesse lag in einer friedlichen Zusammenarbeit mit allen Völkern, besonders den kleinen, und in der ehrenvollen Treue zum Nationalitätsprinzip seines Risorgimento. Aber noch mehr zu fordern als Zara, Sebenico, Spalato und wie sie hiessen, war der schiere Wahnsinn oder noch Schlimmeres.

Aber nur wenige Italiener, ausser dem Historiker Salvemini und dem Sozialistenführer Bissolati, waren genügend unterrichtet oder mutig genug, um Solches auszusprechen. Wenn die Nationalisten

sich heiser geschrieen hatten, wenn sie glaubten, dass es des Gezeters über slavische Barbarei, die Juwelen venezianischer Architektur und den erhabenen Palast, den der römische Kaiser Diocletian sich in Spalato errichtet hatte, für eine Weile genug sei, gingen sie zu militärischen Argumenten über. Es wäre schrecklich, so versicherten sie, wenn ein neuer Staat die österreichische Bedrohung zur See wiederholen, wenn er seine Flotte in den labyrinthischen, unbezwinglichen Fjorden der Ostküste verbergen könnte. Alle Toten von Lissa (der Seeschlacht des Jahres 1866) würden aus der Meerestiefe auferstehen, um gegen den Verrat zu protestieren. Von Triest bis Cattaro müsse die ganze Küste mit italienischen Kanonen gespickt werden. Im Grossen Hauptquartier des Heeres war man einigermassen verblüfft über eine Flottenstrategie, die, um sich Häfen an der Ostküste zu sichern, gleichzeitig einen beträchtlichen Teil des Landheeres an der dalmatinischen Küste festlegte, wenn anders die Häfen gegen einen Angriff aus dem Landesinnern geschützt sein sollten. Restlose Sicherheit für die Flotte bedeutete eine gefährliche Verzettelung der Landstreitkräfte und damit verminderte Sicherheit für das ganze Land. Man hätte den Nationalisten und Admirälen auch noch entgegenhalten können, dass sich die Sicherheit zur See auch durch internationale Abmachungen über eine Entmilitarisierung der dalmatinischen Küste erreichen liesse. Aber kein Vernunftgrund hätte auf die Nationalisten Eindruck gemacht, die nicht von einem tatsächlichen nationalen Interesse, sondern allein von gefühlsmässiger und ideologischer Raserei sich treiben liessen.

Ihnen ging es um den Sinn dieses Krieges, des Weltkrieges, des Krieges überhaupt.

Darüber kann kein Zweifel sein: der Weltkrieg erscheint in der Propaganda und auch in vielen amtlichen Urkunden der Alliierten in einem beispiellos idealistischen Licht. Sobald Österreich das Ultimatum an Serbien richtete und den Versuch machte, die Unabhängigkeit und Ehre eines kleinen Volkes zu vernichten, zog Russland, die Mutter aller Slaven, ihr geheiligtes Schwert aus der Scheide und schützte das Lamm gegen den Wolf. Dann zog Deutschland sein Schwert und bohrte es in die Brust eines anderen Lammes, Belgien. Empört eilte nun England zur Verteidigung der Unschuld in die Arena. Soch ein dramatischer Kriegsausbruch war noch nicht dagewesen; kein Machtkampf seit den Kreuzzügen ist so mystisch als ein Religionskrieg hingestellt worden, als Zweikampf zwischen Gut und Böse. Die Losungen sprachen von Zivili-

sation und Barbarei, von Demokratie und Militarismus; doch unter diesen Redensarten war ein tieferes, durchaus religiöses Gefühl lebendig, wie wenn der ganze Sinn unserer Geschichte, ganz gleich ob in Plato, Jesaja, Christus oder Rousseau verkörpert, durch die teuflischen Mächte der Gewalt und Grausamkeit in Frage gestellt sei. Zum ersten Mal in der Geschichte dämmerte am Horizont der Menschheit die Hoffnung, ja, die Überzeugung auf, dies sei der letzte Krieg. Dichter und Propheten hatten diese Hoffnung ausgesprochen, ihre Erfüllung aber in irgend eine ferne Zukunft verlegt. Nun hatte sie sich in die verängstigten Seelen der Millionen herabgesenkt als ein Versprechen für die Gegenwart. Die Soldaten, die auf den Hügeln um Verdun keuchten und bluteten, die Toten des Karst, ja selbst die auf den Hängen der Karpaten starben — da der Zarismus eine Begleiterscheinung, das Wesen Russlands aber christlich war — sie alle waren Christen, welche starben, damit andere lebten: Erlöser. Selbst der Hass gegen Deutsche und Ungarn, der Rassen- und Nationalhass war verpönt und galt als Sünde. Die herrschenden Klassen Deutschlands und Österreich-Ungarns, die Junker, Magnaten und Berufsmilitärs waren die allein Schuldigen. Vergiftet durch die Lehren Bismarcks und der Alldeutschen — diesem neuesten Spross am Reise des alten Machiavell und des noch älteren Satan — oder, ganz einfach, von ihrer eignen gottlosen Gier getrieben, hatten sie einen kleinen Teil ihrer Völker verführt und den Rest unterjocht. Während sie ihre Nachbarn bedrohten, setzten sie ihren Fuss auf ihrer Brüder Nacken. Das Ende des Krieges, der Zusammenbruch dieser Herrenschicht und Ausbeuterbande, sollte der Anbruch eines neuen Tages für das deutsche Volk werden und für alle Völker, die der deutsche und österreichische Feudalherr unterdrückt hatte, Freiheit und Brüderlichkeit wurden Siegern und Besiegten gleichermassen zugesichert.

Alle, die da glauben, im Besitz der unfehlbaren Wahrheit zu sein, sind heutzutage überzeugt davon, dass all das Schwindel war. Die idealistische Propaganda war ein Betrug der Generalstäbe. Der Weltkrieg war, in Deutschland wie in Frankreich und überall, eine Verschwörung der Munitionsfabrikanten. Die Kriegsgewinnler haben Amerika in den Krieg gehetzt.

Hätten diese klugen Volkswirtschaftler und Soziologen je Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie die Geier und Krähen sich von den Leichen der gefallenen Soldaten nähren, sie könnten mit dem gleichen wissenschaftlichen Recht behaupten, die Geier und

Krähen hätten den Krieg verursacht. Wer den Nutzen hat, ist schuldig!

Schwindel oder nicht, jene idealistischen Überzeugungen haben während des Krieges existiert. Auch in Italien.

Nicht nur Bissolati, der asketische Führer der gemässigten Sozialisten, der betagte Kriegsfreiwillige, hatte von Anfang an, lange vor Wilson, eine menschheitsumfassende Gesamtdeutung des Krieges verfochten. Nicht nur dieser Mann war so weit, so naiv weit gegangen, sich bei einer Besichtigung der französischen Front als Soldaten nicht sosehr Italiens als „aller für die Freiheit kämpfenden Völker" zu bekennen. Aber auch andere, mehr wissenschaftlich gerichtete Geister stimmten in der Hauptzielsetzung mit Bissolati überein. Salvemini und sein Kreis vertraten die Anschauung, dass Egoismus, heilig oder nicht, sich nie bezahlt macht. Auf jeden Fall hätte ein kluger „Egoismus" Italien eine selbstlose Politik nahelegen sollen. Sein Interesse liess den Zusammenbruch und Auseinanderfall der österreichisch-ungarischen Monarchie, des Erbfeindes, als wünschenswert erscheinen. Dies konnte nicht geschehen, wenn nicht neue oder vergrösserte Nationalstaaten auf den Trümmern Österreichs emporwuchsen: besonders eine Tschechoslovakei und Jugoslavien. Es lag im Interesse Italiens, Freunde und Absatzmärkte in Mittel- und Osteuropa zu besitzen; die Erwerbung Dalmatiens wäre nicht nur moralisch eine Verfehlung, sondern ein tatsächlicher Fehler gewesen; sie hätte unausrottbare Zwietracht zwischen Italien und dem neuen Europa gesät und Italien wiederum zum Bauern im Schachspiel der grösseren Mächte gemacht. Das Europa, das Salvemini und seine Freunde erstrebten, war das Europa Mazzinis: nur nüchterner, den wirklichen Gegebenheiten der geschichtlichen Entwicklungsstufe angemessen, ohne eine mystische Berufung auf Italiens Vorrang und Führerrolle. Eine menschliche Lebenshaltung für die unteren Schichten, ein geachtetes Vaterland in einer neugeborenen Gemeinschaft der europäischen Völker genügten ihrem Ehrgeiz.

Solche Bestrebungen wurden von den Schwarzen als höchst gefährlich angesehen: sie beharrten auf Dalmatien, auf ganz Dalmatien, nicht weil es ihnen wirklich um die Häfen oder venezianischen Glockentürme zu tun war. Es war ihnen überhaupt nicht um Dalmatien zu tun. Es war für sie lediglich ein Symbol. Sie wollten die Verewigung des Hasses und des Streites. Ihr letztes Ziel war der Wunsch, Idealismus und Hoffnung zu demütigen, sich selbst zu beweisen, dass die Geschichte Blut und Eisen

ist und immer sein wird. Dalmatien diente dieser Absicht nur zu gut. Wahrlich, wenn Italien das „andere Ufer" eroberte, wie sie es nannten, wurde ein Keil zwischen Italien und die neuen Nationen getrieben, die auf Grund der idealistischen Lehre vom Krieg für Freiheit und Demokratie sich bildeten. Diese Kluft entstand auch zwischen dem heutigen Italien und seiner besten Vergangenheit, von Dante bis Mazzini und Cavour. Italien, das liebliche Land, das alle Welt geliebt hatte, gepriesen von Manzoni, weil es zu den Demütigen und Bedrückten gehörte, würde nun seinen Platz in den Reihen der Bedrücker einnehmen. Der Weltkrieg, als ein Religionskrieg, wäre unwiderruflich verloren gewesen.

Die Regierung bildete wie üblich das Zünglein an der Waage, neigte sich aber immer mehr auf die Seite der Schwarzen. Drei Ministerpräsidenten waren während der Kriegsjahre einander im Amte gefolgt: Salandra, dessen Leistung, von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet durchaus ehrenvoll, von der Geschichte vergessen werden kann, dessen geflügeltes Wort vom „heiligen Egoismus" aber unvergänglich bleiben wird; Boselli, ein unbedeutender alter Mann; und endlich, von Caporetto bis Versailles, Orlando, ein sizilianischer Rechtsanwalt und Publizist, ein feiner und aufgeschlossener Geist, ein Mann mit weichem Herzen und wohlgeratenem, menschlichem Wesen; nur um seine Entschlusskraft war es schlimm bestellt. Aber die grade Linie der italienischen Politik wurde durch Sonnino verbürgt, der in allen drei Ministerien Staatssekretär des Äusseren war. Er hatte eine bessere gesellschaftliche Erziehung als die meisten Staatsmänner seiner Zeit; er wusste mehrere Gesänge der „Divina Comedia" auswendig — besonders jene, die das Römische Reich verherrlichen — (ihren Sinn missverstand er gröblich); und er sprach ein vorzügliches Englisch. Obwohl ein Halbjude, war er radikal konservativ und stand in enger, ja intimer Beziehung zum Hof. Vielleicht war sein geheimes Vorbild Disraeli. Er liebte den italienischen Nationalismus, den er nicht weniger gröblich missverstand, da er ihn nur für eine Art von verstärktem und verjüngtem Patriotismus hielt. Sein Geist war so eng wie seine Stirn; sein Wille so verbissen wie sein Kinn. Doch trotz Wille und Kinn war er, grenzenlos unpopulär, nie imstande, sich länger als hundert Tage an der Macht zu halten. Salandra, sein Kollege auf den Bänken der Rechten, ernannte ihn zum Aussenminister. Dort hatte er, da die auswärtige Politik der Kriegszeit geheim war, nichts von Parlamentsmehrheiten zu befürchten; so konnte er sich halten, und er hielt sich, unbeirrt, bis zum Ende.

Zuerst hätte er gern Italien vertragsgemäss an der Seite seiner Verbündeten, Deutschland und Österreich-Ungarn, in den Krieg ziehen sehen. Doch da sein unmittelbarer Amtsvorgänger die Neutralität erklärt hatte, hielt er an ihr fest. Bald darauf begann er die Verhandlungen nach beiden Seiten, die zum Londoner Vertrag und zur italienischen Kriegsbeteiligung führten. Er verglich sorgfältig und realistisch die österreichischen Vorschläge mit denen der Alliierten und nahm diese an. Er hielt anfangs nicht besonders viel von Dalmatien. Er äusserte sich sogar zum italienischen Botschafter in London: „Ich hätte vorgezogen, zu leben und leben zu lassen." Aber die Beharrlichkeit des Flottenamts, dessen tüchtigste Admiräle neue Häfen und Festungen samt den damit verbundenen Beförderungen brauchten, während die unfähigsten „pour le roi de Prusse" tätig waren und sich bemühten, einen Keil zwischen Italien und seine neuen Verbündeten zu treiben, gewann über sein kurzes Zaudern spielend die Oberhand. In den folgenden Jahren tat er sein Bestes, den Londoner Vertrag, der jetzt in einem verzweifelten Missverhältnis zu den Kriegskosten stand, vorteilhafter zu gestalten. Doch er forderte von den Alliierten nicht, was Italien wirklich und dringend benötigte: Ventile für eine Auswanderung, die nicht mehr zur Versklavung durch fremde Plutokratien führen sollte; eine gerechte Verteilung der Rohstoffe, bessere Beteiligung am Welthandels- und Arbeitsmarkt und vielleicht ein Stück von Afrika. Aber Sonnino wollte Gebietszuwachs, wollte römisches Land, Säulen und Triumphbögen zum Restaurieren. Er forderte einen Teil von Kleinasien, und er forderte mehr von Dalmatien.

Das Stück Kleinasien wurde ihm bewilligt (auf dem Papier). Der zusätzliche Streifen von Dalmatien nicht. Dies geschah im Jahre 1917.

Auf jeden Fall hatte Sonnino den Londoner Vertrag mit Zara und dem Bezirk von Sebenico. Als er nach dem Waffenstillstand nach Paris fuhr, präsentierte er seinen Schein den Verbündeten und den Amerikanern, vertreten durch Wilson.

Sonnino sprach ein ausgezeichnetes Englisch, aber Wilson verstand ihn nicht.

DER WILLE ZUM SELBSTMORD

Der Verfasser dieses Buches, dessen Wirksamkeit bis dahin

fast ausschliesslich auf das literarische Feld begrenzt schien, wurde im Juli 1917 vom italienischen Generalstab mit einem politischen Auftrag in die Schweiz geschickt. Ihm und dem Berufsdiplomaten, der ihm beigegeben wurde, traute man die Fähigkeit zu, herauszufinden, ob die Kroaten und Slowenen, österreichische Staatsbürger, die als Emigranten in der Schweiz und anderswo lebten, wirkliche politische Verbannte und Verschwörer waren oder nur Agenten der österreichischen Regierung; und ob das sonderbare nie zuvor gehörte Wort „Jugoslavien" überhaupt irgend eine Bedeutung hatte oder nur ein österreichischer Trick war, um die Westmächte hereinzulegen und zu einem Sonderfrieden mit Österreich zu verlocken und so Italien um den Siegespreis zu prellen. Viele hohe Persönlichkeiten im italienischen Heer und Auswärtigen Amt, darunter vermutlich Sonnino, neigten der zweiten Anschauung zu.

Der Verfasser war, wie fast alle seiner literarischen Generation, in seiner Jugend dem Zauber d'Annunzios und des Nationalismus erlegen. Doch er hatte sich bald wiedergefunden. Er war frei von jeder Voreingenommenheit, genau wie sein diplomatischer Gefährte. Sie hatten keinerlei verzwickte Detektivmethoden nötig; eine strenge und zugleich sehr einfache historische Nachforschung überzeugte sie davon, dass die Beweggründe der südslavischen Emigranten genau so ehrenvoll waren wie die der italienischen während des Risorgimento, und dass Jugoslavien zwar noch keine Wirklichkeit, wohl aber eine politische Möglichkeit der nahen Zukunft darstellte. Sie empfahlen der italienischen Regierung und Heeresleitung, diese Tatsache in Rechnung zu stellen. Es sei, so führten sie aus, nicht besonders ratsam, Gebietsansprüche zu erheben, die das jugoslavische Gefühl Italien unheilbar entfremden mussten. Im Gegenteil, eine nachdrückliche Betonung der gemeinsamen Quelle der jugoslavischen Bestrebungen und der italienischen Einigung: des liberalen Idealismus des neunzehnten Jahrhunderts, als Mazzini und Tommaseo die jugoslavische Freiheit und Einheit mitverkündet hatten — eine solche Politik würde sich sowohl in diplomatischer wie militärischer Beziehung als nutzbringend erweisen. Viele Soldaten, die unter den österreichischen Fahnen kämpften, waren Jugoslaven; der Führer der stärksten österreichischen Armee, die den Italienern gegenüberstand, war Boroevic, ein Südslave. Eine wahrheitsgemässe Aufklärung über die gemeinsamen Aufgaben Italiens und Jugoslaviens im zukünftigen Europa hätte den Widerstand der feind-

lichen Front möglicherweise zermürbt und den Weg nach Triest und zum Frieden abgekürzt.

Der Bericht, den die beiden Abgesandten dem General vorlegten, der die Expedition befohlen hatte, wurde hoch gepriesen und im tiefsten Schreibtischfach begraben. Nicht einmal der Oberbefehlshaber oder der Ministerpräsident durften ihre Nasen in die Heimlichkeit dieser Seiten stecken.

Dann kam, drei Monate später, die Katastrophe von Caporetto. Die Ideale der Demokratie, von gerechtem Frieden und internationaler Brüderlichkeit, wurden schleunigst aus der Makulatur ausgegraben, unter der sie bis dahin geschlummert hatten. Ein neues Lied, das von der Piave, wurde zur Nationalhymne. Es sprach nicht von Eroberung und Vorherrschaft, es nannte nicht einmal die Berge und Flüsse der verheissenen Provinzen jenseits der Grenze. In schlichten Worten, die auf eine herzhafte, aber innige Melodie gesungen wurden, pries es den lieblichen Piavefluss, der von den würzigen Alpenwäldern sich ins venezianische Flachland ergiesst und seinen Ruf ertönen liess: „Der Fremde kommt nicht durch! — Non passa lo stranier!" Verteidigung des Heimatbodens, harmlose Unabhängigkeit, gottverliehene Einheit waren die Leitgedanken des Liedes. Es war bestes neunzehntes Jahrhundert, reaktiviert für einen Krieg, den die Diplomaten als ein blutiges Geschäft begonnen und den ein beträchtlicher Teil der italienischen Führerschicht als den ersten Schritt zu innerer und äusserer Gewaltherrschaft betrachtet hatten.

Unter der unmittelbaren Bedrohung der persönlichen und gemeinsamen Existenz verebbte die nationalistische Welle für eine Weile.

Der Verfasser wurde unter der Ministerpräsidentschaft Orlandos an die Spitze der Press- und Propagandastelle berufen. Er war der Meinung, dass die Rettung Italiens und Europas und das einzig mögliche und lohnende Ergebnis eines siegreichen Krieges in der Wiederbelebung und Bearbeitung des Mazzinischen Planes zu suchen seien. Italiens besondere Rolle im Konzert der Nationen, ideell so folgerichtig wie praktisch einleuchtend, musste die freiwillig ausgeübte und freiwillig anerkannte Führung der kleinen Staaten sein, die sich nach dem erhofften Auseinanderfall der österreichischen Monarchie bilden würden. Die neuen Nationen hätten zusammen mit Italien einen Block gebildet, der stark genug gewesen wäre, um jedem anderen Hegemonieanspruch auf dem europäischen Kontinent erfolgreich entgegenzutreten und einen gerechten Frieden für alle zu sichern.

In Januar 1918 verkündete Wilson die vierzehn Punkte seines Friedensplans, in dem er Italien an neunter Stelle erwähnt und ihm vage „Grenzberichtigungen" in Aussicht stellt. Er hatte vom Londoner Vertrag keine Ahnung. Diplomaten und Nationalisten gerieten in hellen Aufruhr; aber die Lage der Armee, die sich verbissen, aber schwer bedroht, auf dem rechten Piaveufer eingegraben hatte, recht weit entfernt nicht nur von Spalato und Cattaro, sondern selbst von Triest und Trient, machte eine Gegenoffensive gegen die amerikanische Aufdringlichkeit unmöglich. Der Leiter der Pressestelle sprach mit dem Ministerpräsidenten und gewann seine Zustimmung für eine politische Aktion, die Italiens Ideale und Interessen mit dem amerikanischen Friedensplan auf einen Nenner bringen sollte, die Gefahr eines Separatfriedens mit Österreich ausschloss und zwischen den Gebietsforderungen Italiens und den Wünschen der anderen Völker, die für den Zusammenbruch Habsburgs arbeiteten und kämpften oder konspirierten, einen ehrenvollen Kompromiss zustandegebracht hätte. Diesem Plan lag die Überzeugung zugrunde, dass keine internationale oder übernationale Organisation Europas vorstellbar sei, wenn nicht vorher jedes seiner Völker staatliche Selbständigkeit geniesse, in Grenzen, die so unparteiisch und gerecht zu ziehen seien, wie die ethnische und sprachliche Zerrissenheit der europäischen Landkarte und die Verknüpfung der Wirtschaftsinteressen es gestatteten.

Vom Ministerpräsidenten ermächtigt und von verschiedenen Politikern Italiens und des Auslands unterstützt, gewann er die Führer der österreichisch-ungarischen Emigration in Paris und London für seinen Plan. Benesch — der inbrünstigste und weitsichtigste von allen — Trumbitsch und andere Tschechoslowaken und Jugoslaven, sowie eine Abordnung von Rumänen und Polen bestiegen in einer Aprilnacht 1918 einen Sonderzug in Paris und stiegen alle miteinander in Rom aus: endlich dem dritten Rom Mazzinis. Einige serbische Staatsmänner stiessen von Korfu her zu ihnen. Ihr Königreich war von den österreichisch-deutschen Truppen besetzt; an der französischen und italienischen Front gab es nichts als Misserfolge und Niederlagen, verklärt von absurden Hoffnungen; Polen war nur ein Traum. Und dennoch kamen diese Völker zusammen, um vom Tage nach dem Sieg zu sprechen und die Beute zu verteilen. Man konnte wirklich glauben, dass sie im Kopf nicht ganz richtig waren.

Die Tagung „der unterdrückten Nationalitäten Österreich-

Ungarns" unter Führung Italiens wurde, halbamtlich aber feierlich, in einer prachtvollen Halle des Kapitols abgehalten. Ein bejahrter italienischer Staatsmann, der noch die Tage des Risorgimento gesehen hatte, übernahm den Vorsitz. Eine gemeinsame Resolution, die natürlich auf die heiklen Einzelheiten der künftigen Grenzführung nicht einging, aber mit grösster Klarheit das brüderliche Zusammenwirken als die Grundlage eines neuen Europa bezeichnete, wurde einstimmig unter donnerndem Beifall angenommen. Italienische Politiker und Journalisten aller Schattierungen, von der rötesten Linken bis zur schwärzesten Rechten, sassen einträchtig beisammen und stimmten mit ebenso oder fast ebenso grosser Begeisterung in den jubelnden Chorus ein. Einer dieser Journalisten war Benito Mussolini, der Chefredakteur einer ziemlich zweitklassigen Mailänder Tageszeitung von begrenzter Auflage und zweifelhaftem Einfluss. Er war ein revolutionärer Pazifist gewesen; später hatte er sich der Partei angeschlossen, die Italiens Eintritt in den Krieg im Zeichen der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker gefordert hatte. Er billigte natürlich den Geist und die Resolution dieser Tagung. Orlando, der Ministerpräsident, begrüsste die Versammlung herzlich. Sonnino, der Minister des Auswärtigen, der von der Veranstaltung gewusst hatte, ihr aber keinerlei Bedeutung beimass, hielt sich fern: vielleicht dachte er in seinem Herzen, dass sich selbst die albernste Propaganda und die kindischsten Hoffnungen möglicherweise als nützlich erweisen konnten, solange der militärische Ausgang des Krieges noch im Ungewissen war. Diese Ansicht wurde von einem der „Schwarzen" ganz offen ausgesprochen, während wir im Bahnhof auf und ab spazierend und plaudernd die Ankunft der Slaven in der „Ewigen Stadt" erwarteten. „Solange wie der Krieg dauert", sagte er, mehr oder weniger diskret zu zwei Freunden gewendet: „Wir werden diese Leute benutzen; wenn der Krieg zu Ende ist und wir gesiegt haben, werden wir sie —." Und er hob einen Arm zu der Gebärde, die noch nicht der römische Gruss war.

Die Resolution des Kongresses nannte man den Pakt von Rom in stillschweigendem Gegensatz zum Pakt von London. Er kam nicht in die Staatsakten, war kein amtliches, diplomatisches Dokument. Und doch schien er die amtliche Politik der folgenden Zeit weitgehend zu befruchten. Selbst der Generalstab, der sich erbittert gegen jeden Versuch der Verbündeten wehrte, eine einheitliche Kriegsführung zu erreichen, und eine Art von „heiligem Egoismus" der Strategie betrieb, benutzte eifrig alles Material, das ihm die

Pressestelle zur Verfügung stellte, und liess Millionen von Flugblättern idealistisch europäischen Inhalts für die Slaven der österreichischen Front drucken. Inzwischen sass Sonnino unbeirrbar an seinem Schreibtisch und wartete auf kommende Ereignisse.

Sie kamen: höchst willkommen seinem Herzen, soweit es sich um den Sieg Italiens handelte; höchst unwillkommen, da sie zugleich die Zerstückelung der Doppelmonarchie, den plötzlichen Zusammenbruch des deutschen Widerstandes und die Flucht der beiden Kaiser bedeuteten. Sonnino hatte, was in seiner Macht stand, getan, um solch einen widersinnigen Verlauf der Ereignisse zu verhindern; er hatte sich hartnäckig dem Einsatz einer tschechischen und einer jugoslavischen Freiwilligenlegion an der italienischen Front widersetzt, da sich diese Nationen in keinem Wörterbuch oder Atlas finden liessen; er hatte ehrlich gehofft, die Geschichte würde ein Einsehen haben und England zu irgend einer Verständigung mit Deutschland kommen, das er mit den Augen seiner englischen Erziehung sah, im Zeitstil Carlyles und des Prinzgemahls. Nun war die Geschichte tobsüchtig geworden, und die Dinge, die geschahen, waren zu gross für ihn. Aber im Harnisch seines Charakters und verschanzt hinter seinen grossen Brillengläsern wich er nicht um einen Zoll. Wenn ein Ereignis oder ein Einwand über seine Begriffe ging, pflegte plötzliche Röte seine Wangen zu färben wie glühende Kohlen.

Irgend einen Plan für die veränderten Umstände hatte er nicht. Von der Bedeutung der amerikanischen Intervention, in Krieg und Frieden, machte er sich nicht den leisesten Begriff. Er fuhr einfach nach Paris, um dort den Londoner Vertrag zu entfalten. Lloyd George und Clemenceau kannten ihn nur allzu gut; England, Frankreich und — das nun abwesende — Russland hatten ihn, mehr oder weniger widerstrebend, unterschrieben. Wilson besass davon nur ein Wissen aus zweiter Hand. Für ihn war der Londoner Vertrag ein Fetzen Papier oder etwas noch ärgeres: eine Anweisung auf ein Pfund Fleisch, vor einem Weltgerichtshof präsentiert von einem Shylock im Zylinderhut.

Das Urteil über Wilsons Charakter und Leistung steht heute so ziemlich fest. Kein Senatsausschuss zu Washington, keine historische Anklage wird je die Reinheit seiner Absichten verdächtigen können. Wenn Genie eine ausserordentliche menschliche Kraft im Dienst einer Idee ist, dann war Wilson genial. Seine weltgeschichtliche Bedeutung wächst von Jahr zu Jahr. Er war es, der im September 1918 die Einheit der Welt, den Völkerbund verkündet hat.

Die Idee war nicht seine Erfindung. Utopisten, Philosophen und Dichter hatten den Traum einer geeinten Menschheit, frei von Hass und Blutschuld, vor ihm gedacht, und selbst der schreckliche Achill hatte bereits, in der ersten schwachen Morgenröte unserer Zivilisation, während einer Kampfpause zu den Himmlischen gebetet, aller Hader unter Menschen möge enden. Im neunzehnten Jahrhundert war der Traum Mazzini so klar erschienen, als sei es eine Halluzination. Er war den Herrschern und Autokraten nicht fremd gewesen, die nach dem Sturz Napoleons die Heilige Allianz geschlossen, noch jenen, die kurz vor dem Ausbruch des Weltkriegs das Haager Schiedsgericht begründet hatten. Sozialisten und Zaren, Juden und Orthodoxe hatten der Göttin der Brüderlichkeit zumindest Lippendienst erwiesen. Die alliierten Mächte, die Serbien und Belgien gegen die Angreifer beschirmt hatten, handelten bereits im Geiste einer einigen Menschheit oder gaben wenigstens vor, so zu handeln. Selbst der römische Kongress vom April 1918 war ein Miniaturmodell der zukünftigen Welt gewesen. Aber Wilson hatte alle diese Utopien, Wallungen und tastenden Versuche in einen konkreten politischen Willen gegossen, der seinerseits wieder in einer der mächtigsten Nationen der Erde verkörpert schien. Die Erklärung vom September war keine Dantesche Vision, kein Schloss aus Reimen, sondern ein Wort auf einer Schwertspitze: das bedeutendste Ereignis seit dem Sturz des Römischen Reiches und der Auflösung der antiken Welteinheit.

Dies war die Tat des grossen Wilson. Es gab auch noch einen kleinen Wilson, der im gleichen Hirn und Herzen hauste: ein dünkelhafter Professor, selbstherrlich und eitel, taub gegen Widerspruch, unfreundlich gegen Berater, die nicht seine eigenen Schlüsse vorwegnahmen. Das Nebeneinander von Grösse und Kleinheit in menschlichen Wesen ist eine übliche Erscheinung, selbst bei den grössten Helden; es zeigt sich besonders auffällig bei Geistern, die von einem praktischen Ziel besessen sind. Die hervorstechenden Züge des kleinen Wilson waren eine amerikanische Sucht nach sofortigen Erträgen — er war nicht imstande, sich ideelle Investierungen auf weite Sicht vorzustellen — und eine professorale Steifheit, mit der er, tief durchdrungen von der Wahrheit seiner Überzeugungen, die humorvollen oder schmerzlichen Widersprüche übersah, mit denen das Leben die Konstruktionen eines geometrischen Willens zunichte macht. Sein Begriff von Völkern und ihren Grenzen war so grosszügig wie der Erdteil, in dem er geboren wurde. Dieses europäische Gezänk um einen Hügel oder ein paar

Feigenbäume kamen ihm höchst kleinlich oder gradezu verrückt vor; er meinte, die gute, grade Schere, die die Grenzen Arizonas und Dakotas so sauber zurechtgeschnitten hatte, müsste gradeso für das empfindliche, dünne Gewebe taugen, das Deutschland und Polen, Italien und Jugoslavien verband.

Was Italien betraf, so wusste er sicher von Dante und Mazzini und konnte für die machiavellistischen Neigungen des zeitgenössischen Italien wenig übrig haben. Der halsstarrige Sonnino machte ihn nur noch halsstarriger; der pathetische Orlando erregte seine Neugier, ohne das angelsächsische Misstrauen gegen Sentimentalität zu zerstreuen. Zweifellos hatte Wilson eine zu grosse Vorliebe für die Jugoslaven, wieviel Wahres oder Falsches auch an der angeblichen Frauenintrige sein mochte, die italienischen Gerüchten zufolge hinter dieser Neigung steckte. Seine wohlwollende Haltung ermutigte diejenigen unter den Jugoslaven, die sogar Triest für eine slavische Stadt erklärten und die, wie die italienischen Schwarzen, im Römischen Kongress mit dem geheimen Vorbehalt gesessen waren, den Zauber dieser idealistischen Zeremonie als Kriegslist zu verwenden, bis mit dem Sieg der Friede kam und mit dem Frieden der Zank um die Beute. Daher die wachsende Schwierigkeit, zwischen den italienischen und jugoslavischen Abordnungen zu irgend einer Verständigung zu gelangen. Die Anhänger und Ratgeber Sonninos erweiterten die Kluft und vergifteten die Atmosphäre, denn sie wünschten Hass, nicht Frieden.

Der Verfasser und ein Philosoph und Politiker namens Amendola besuchten Orlando in seinem Pariser Hotel einen Monat nach dem Waffenstillstand und hatten ein langes Gespräch mit ihm. Beide erinnerten ihn an seine Haltung und an seine Gelübde während des Krieges; sie machten ihn auf die Gefahren einer Feindschaft zwischen Italien und den neuen Nationen und einer Entfremdung zwischen Italien und Amerika aufmerksam; sie appellierten an seinen verständigen Patriotismus, Italien möge dem Kurs folgen, der durch das Zusammenfallen seines historischen Idealismus mit seinen praktischen Interessen vorgeschrieben sei. Der Ministerpräsident lauschte ohne das kleinste Zeichen von Ungeduld oder Widerspruch; er antwortete wortreich, beteuerte heftig seine unerschütterliche Treue zum Idealismus des Risorgimento, betonte aber doch, dass weitere Unstimmigkeiten zwischen ihm und dem Minister des Auswärtigen für das Vaterland verhängnisvoll sein könnten und dass man zwischen Untiefen und Sandbänken mit äusserster Vorsicht navigieren müsste.

Von Orlando und Sonnino war der zweite der bei weitem stärkere: nicht sosehr, weil er sich besser anzog und ein ausgezeichnetes Englisch und ein ebensolches Französisch sprach, während Orlando überhaupt kein Englisch konnte und sein Französisch manchmal recht schwer zu verstehen war; sondern weil Sonnino wusste, was er wollte, und Orlando nicht. Angeblich wünschte Orlando einen Triumph, der ihn volkstümlich machte, und hörte deshalb auf die Nationalisten, die nicht sehr zahlreich waren, dafür aber ein um so betäubenderes Geschrei erhoben. Diese Vermutung bedeutet eine unverdiente Kränkung eines ehrenhaften Mannes; aber der Rechtsanwalt in ihm machte ihn den Argumenten selbst derjenigen zugänglich, die seinem natürlichen Gefühl am fernsten standen. Sonnino stand mit ihm in diesen Wochen und Monaten in engster Fühlung, und seine Beharrlichkeit, im Schweigen noch aufdringlicher als in der Äusserung, ergriff vom Geist des anderen Besitz. Orlando stand als Ministerpräsident auf einer Stufe mit den anderen „Grossen Drei"; in Wirklichkeit war er nicht so gross, nicht nur und nicht sosehr, weil seine Nation kleiner als Amerika, England und Frankreich war, sondern weil durch seine Nation und durch seinen Geist ein Riss ging und jemand ihn am Gängelbande führte.

So hatte denn Italien über seinen Kurs entschieden.

Es war mit ganzem Leib in den Krieg gegangen. Sechshundert und einige tausend Bauern und Arbeiter — darunter ein gewisser Prozentsatz Bürger und ein paar Dutzend Intellektuelle — waren auf den Kalvarienbergen bei Trient und Triest gefallen. Die Krüppel, die Verstümmelten, die lebenslänglich Siechen liessen sich kaum zählen. Ein riesiger Betrag des Volksvermögens war vergeudet.

Es war mit seinen beiden Seelen in den Krieg gegangen. Sie hatten miteinander gerungen, solange der Krieg gegen den äusseren Feind gewährt hatte, drei und ein halbes Jahr lang. Zuletzt, als der Leib der Nation erschöpft am Boden lag, blutend, halbtot nach der unmenschlichen Anstrengung, hatte die böse Seele über die gute gesiegt.

Ein schicksalhafter Ausgang, für Italien und die ganze Welt.

Ein beispielloser Sieg war Italien zugefallen. Als einziger der kriegführenden Staaten hatte es seinen Krieg bis zur völligen Niederringung seines Gegners durchgefochten. Österreich, das verhasste politische Gebilde, von dem Italien in der Vergangenheit unterdrückt worden war, hatte zu bestehen aufgehört. Italien

allein, von nun an auf fast seiner gesamten Alpengrenze von schwächeren Staaten umgeben, hatte militärische, fast insulare Sicherheit erreicht, um die es alle anderen Mächte des Kontinents, besonders Frankreich, das vergeblich nach dem Rhein strebte, beneiden konnten. Von niemandem bedroht, von den meisten geliebt, im Mittelpunkt einer befriedeten Welt gelegen, hätte Italien eine Zukunft geistigen Ruhmes und sozialen Fortschritts vor sich gehabt, die Erfüllung jahrhundertealter Träume.

Italien verwirkte diese Gelegenheit selbstmörderisch.

Aus der Weltperspektive gesehen hätte es nichts Vernünftigeres geben können als eine intime Zusammenarbeit zwischen Italien und Amerika. Die Interessen wie die geistigen Hintergründe der beiden Nationen deckten sich. Die amerikanische Verfassung spiegelte die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts: Amerika, die Tochter der Aufklärung, war die ältere Schwester Italiens, die Tochter des liberalen neunzehnten Jahrhunderts. Unbeschadet der unterirdischen Machenschaften der Kriegslieferanten und der Diplomatie war das amerikanische Volk in dem aufrichtigen Glauben an seine Gründerideale in den Krieg gezogen. Sie unterschieden sich nicht von denen des Risorgimento. Praktisch und wirtschaftlich wünschte Amerika genau dasselbe, was Italien brauchte: Frieden, kollektive Sicherheit, Freiheit des Handels und der Meere, Arbeitsmöglichkeit für alle. Es schien kaum glaublich, dass solch eine Übereinstimmung wegen der ärmsten österreichischen Provinz in die Brüche gehen sollte, noch dazu des Landes, das wohl von der ganzen Welt die kleinste italienische Bevölkerung hatte. Aber das Unglaubliche wurde wahr.

Hätte Wilson bei einer einzigen Grossmacht Freundschaft und Entgegenkommen gefunden, hätten Amerika und Italien in Versailles vereint geschlagen, dann wäre Wilsons Kenntnis der europäischen Verhältnisse grösser gewesen und seine Aussicht, einen ehrenvollen Frieden in Übereinstimmung mit seinen Prinzipien durchzusetzen, unerhört gestiegen. Der amerikanische Präsident und der italienische Ministerpräsident wären zusammen imstande gewesen, den karthagischen Frieden zu verhindern, auf den Frankreich und England hintrieben. Man darf wohl sagen: wäre Wilson mit einem ehrenvollen Friedensvertrag in der Tasche heimgekehrt, die Opposition der Logen und all der anderen hundertprozentigen Amerikaner gegen den Völkerbund und irgend eine Verpflichtung Amerikas in Europa wäre sehr viel schwächer gewesen.

Im Stich gelassen, im Nebel der ihm unbekannten Einzelheiten tappend und gespornt von seiner Gier nach einem Resultat um jeden Preis, fiel Wilson kopfüber in die Grube, die Schlauere als er, die Clemenceaus und Lloyd Georges ihm gegraben hatten. Die Existenz Russlands, eines immerhin beträchtlichen Teils der Welt, wurde ignoriert, nicht sosehr, weil es die Alliierten durch den Abschluss eines Sonderfriedens mit Deutschland verraten hatte, als weil es kommunistisch geworden war. Die Exkommunikation sollte, wohlverstanden, nur solange ihre Gültigkeit behalten, bis die zaristischen Generäle und weissen Armeen, aufs freigebigste unterstützt von westlichem Geld und westlichen Beratern, den Zeiger der Geschichte wieder zurückgestellt hatten. Dadurch wurde dem Krieg nachträglich der Stempel eines Klassenkampfes aufgedrückt, dem Krieg, der für Demokratie und Gleichheit geführt worden war, und der nun, in vieler Augen, ein Duell zweier Kapitalismen wurde, dessen Sieger nicht weniger hasserfüllt und blutgierig war als der unterlegene Teil. Das italienisch-jugoslavische Problem und ein paar andere blieben unerledigt. Im übrigen wurde die Berichtigung der europäischen Grenzen, ein höchst heikler chirurgischer Eingriff in das empfindlichste Nervengeflecht der Erde, mit einem Schlachtmesser, oder zum mindesten: einem Rasiermesser, vorgenommen. Die Araber wurden betrogen, die Türken — theoretisch — ausgetilgt. Afrikanische, asiatische und andere Gebiete wechselten im Handumdrehen den Besitzer, Stämme und ganze Völker folgten, teilten das Los der Erzgruben, Ölquellen und Gummiplantagen, an das ihr Geschick gebunden war. Deutschland, das die Waffen niedergelegt und den Kaiser verjagt hatte, als Wilsons weisse Fahne Gleichberechtigung und Gerechtigkeit versprach, wurde gezwungen, in Versailles einen Kniefall zu machen und für Bismarcks Sieg vor vierzig Jahren feierlich Busse zu leisten. Es zeichnete sein Schuldbekenntnis, trat alle Gebiete ab, die von den Alliierten und ihren Kreaturen gefordert wurden, versprach Berge Goldes, die es nicht besass, und sann auf Rache — und auf Bankerott, in diesem Fall mit Recht. Der Völkerbund erblickte das Licht der Welt, ohne Deutschland, ohne Russland, ja sogar ohne Amerika. Dies, die eigentliche Mutter, setzte den Säugling an der Schwelle eines Genfer Findelheims aus. Der letzte aller Kriege wurde in den Augen vieler der schlimmste aller Kriege: der ungeheuerlichste Massenmord und der schamloseste Betrug.

Der Weltkrieg war eine Sintflut gewesen, in der himmlische und irdische Kräfte zusammengewirkt hatten. Es wäre eine logische

oder chronologische Spitzfindigkeit, wollte man behaupten, Italien sei ihr Urheber gewesen, nur weil die Kanonen der libyschen Expedition als erste gedonnert hatten. Italien hat lediglich unbewusst und unter allen möglichen mildernden Umständen die Fackel in die unmittelbare Nachbarschaft des grossen Pulverfasses getragen.

Auch in der Auflösung der Nachkriegszeit waren riesige Kräfte des Himmels und der Erde am Werk. Die Haltung der italienischen Friedensdelegation in Paris ist weder eine Entschuldigung für den bösen Willen Clemenceaus und Lloyd Georges, der weit wirksamer und zweckbewusster, noch für das Versagen Wilsons, das verhängnisvoller war. Aber hier geht es uns um Schuld und Irrtum Italiens, nicht Amerikas oder anderer Völker.

Im Sprichwort heisst es, dass der Schritt des unachtsamen Bergsteigers, der Pfiff des vergesslichen Schafhirten, eine Lawine auslösen kann, obwohl sie den Stoff, aus dem sie gemacht ist, nicht aufgehäuft haben.

Die italienischen Nationalisten und Dalmatomanen übernahmen die Rolle dieses Bergsteigers oder Hirten. Aber sie waren weder unachtsam noch vergesslich. Ungefähr wussten sie um diese Zeit schon, was sie taten.

Sie leiteten das Schwarze Zeitalter ein.

oder Ahnungslose Spielfreudigkeit, sollte man lieber sagen. Es hat zu allen Urheber gegeben? Nur weil die Kanonen der Ungarischen Expedition als erste geschossen hatten, Italien, hat lediglich nichts wissen und unter allen möglichen mitbestimmt. Eine andere, die Furcht in die unmittelbare Nachbarschaft des grossen Pulverfasses getragen.

Auch in der Anfangszeit der Nachkriegszeit waren einige Kräfte des Himmels und der Erde am Werk. Die Haltung der feindlichen Friedensdelegation in Paris ist freilich eine Entschuldigung für den bösen Willen Clemenceaus und Lloyd Georges, die wohl nicht unrecht und zweckbewusster, noch für das Vorgehen Wilsons, das verhängnisvoll allerdings war. Aber hier geht es um Schuld und Fall [illegible] Hilfe, nicht Ahnungslose oder andere Völker.

Ein Sprichwort behauptet, dass der Schritt des [illegible] Europäers, der Pfad der vergessenen Schaffenden, seine Laufbahn zu lösen kann, obwohl sie den Stoff, aus dem sie gemacht sich nicht aufgehäuft haben.

Die Italienischen Nationalisten und Deutschnationalen übernahmen die Rolle dieser Dreyfusards oder Hirten. Aber sie waren anders ungebildeten noch ungefähr, ungefähr wussten sie was diese Welt sagen, was sie tun.

— Sie leisteten den Schwarzen Schildern ab.

III. BEGINN DES SCHWARZEN ZEITALTERS

WILSON GIBT AUF

DER Versailler Vertrag wurde im Juni 1919 unterzeichnet. Die italienisch-jugoslavische Frage blieb bis November 1920 unentschieden.

Wilson hatte Italien Anfang Januar 1919 einen offiziellen Besuch abgestattet. In Rom sagte er, so humorvoll wie es ihm gegeben war, dass mehrere Millionen Italiener in Amerika lebten, viele davon in New York; was kein Grund sei, fügte er hinzu, dass Italien nun auf den Besitz der Stadt New York Anspruch erhebe. Seine mehr oder weniger entzückten Hörer verstanden die Warnung vor einer Annexion Dalmatiens. Der Beifall nach der Ansprache war so einmütig und laut, wie man nur wünschen konnte.

Er besuchte auch Mailand, das zu dieser Zeit der Schmelztiegel der politischen Parteien und Leidenschaften Italiens war. Ein Festessen wurde ihm zu Ehren im Foyer des Opernhauses La Scala veranstaltet. Unten auf dem Platz staute sich das Volk, das weniger ausführlich gespeist hatte, und des ,,Viva Wilson" war kein Ende. Die vielen tausend Köpfe glühten unter den blendenden Lichtern wie ein märchenhafter Tulpengarten in der Sonne.

Drei Menschen sassen am äussersten rechten Ende der Hufeisentafel in dem weiss und goldenen Foyer zufällig beieinander. Der eine war Senator Albertini, Chefredakteur des ,,Corriere della Sera", der bei weitem grössten und einflussreichsten Tageszeitung Mailands und ganz Italiens; der zweite der Verfasser dieses Buches, damals aussenpolitischer Redakteur des gleichen Blattes; der dritte, den die beiden anderen kaum kannten, war der Chefredakteur eines zweitrangigen Mailänder Blattes, ,,Il Popolo d'Italia". Sein Name war Benito Mussolini.

Als alle Gäste, nach den Trinksprüchen und Hochrufen, aufstanden und Wilson umdrängten, um sich von ihm sein Autogramm auf die Speisekarte schreiben zu lassen, waren diese Drei nicht interessiert und unterhielten sich in ihrer Ecke weiter. Ihre Stimmen klangen verhalten und gespannt; die Leute vom ,,Corriere" redeten mehr als der Mann vom ,,Popolo", auf den sie, unwillkürlich aber unverkennbar, von oben herabsahen. Sein gequältes,

niemals lächelndes Gesicht versuchte vergeblich unter der Maske der Verstocktheit ein peinliches Gefühl der Unzulänglichkeit, die Besorgnis vor falschen Angaben und geschichtlichen Irrtümern zu verhehlen. Als die Anderen ihm auf einer evolutionären Geschichtsauffassung fussend die Folgerichtigkeit und Möglichkeit des Wilsonschen Völkerbundsplanes auseinandergesetzt hatten, zuckte er abschliessend wiederholt die Schultern und gab ein missbilligendes Knurren von sich.

Sein Name war bis dahin nur für den begrenzten Kreis der öffentlichen Meinung ein Begriff, der an der Entwicklung und dem inneren Hader der sozialistischen Partei interessiert war. Wenige Tage später, an einem Abend des gleichen Januar 1919, kam er in den Brennpunkt einer breiteren Aufmerksamkeit.

Dies geschah im gleichen Theater La Scala, wenn auch nicht in dem Foyer, in dem das Festessen für Wilson stattgefunden hatte. Dieses Mal war es der grosse, dichtbesetzte Zuhörerraum, in dem soviele Melodien schon erklungen waren. Doch nicht Musik war es, was man in dieser Nacht vernahm.

Ein magerer, älterer, gewöhnlich gekleideter Mann stand, von einer Freundesschar umgeben, auf der Bühne. Es war Bissolati, der Sozialistenführer und Kriegsfreiwillige der Alliierten. Seine Stimme war so dürftig wie sein Körper, bar jedes sinnlichen Schmelzes und trivialen Schwunges, aber dennoch setzte sie sich durch, weil aus ihr eine reine, dauerhafte Überzeugung sprach.

Er verlas eine Art Glaubensbekenntnis. Er wollte nicht Dalmatien; er wollte nicht einmal Südtirol mit seinen zweihunderttausend Deutschen, trotz seiner Flüsse, die dem italienischen Meer zuströmten, trotz seiner Berge, die als Bollwerk vor den italienischen Tälern lagen. Er wollte den Bund aller Völker und einen Wilson-, einen Über-Wilsonfrieden der Gerechtigkeit und Freiheit.

Die Hälfte seiner Ansprache bekam das Publikum zu hören.

Ein paar Dutzend Leute hielten sich im Hintergrund oder lehnten mit den Ellbogen auf der Samtbrüstung der Logen rechts vom Redner. An andren Abenden der Rahmen für diamantenfunkelnde Décolletés.

Einer von ihnen war Marinetti, der futuristische Dichter. Als begabter und begüterter junger Mann hatte er sich seiner Internationalität gerühmt: geboren war er in Ägypten und sprach und schrieb gleich gut Italienisch und Französisch, wenn auch dieses weit lieber als jenes. Seine Junggesellenresidenz war gleichermassen Mailand und Paris. In einem seiner ersten Pamphlete

hatte er d'Annunzio blutig verhöhnt und einige anrüchigen Klatschgeschichten über das Privatleben des Dichters ausgeplaudert. In einer seiner Gedichtsammlungen, „La Conquête des Etoiles", hatte er die Sterne auf einer Sequenz von Silben dahingaloppierend erobert, die sinnlos, aber raumfüllend waren und irgendwie das Wiehern der Rosse und die Rufe der Walküren Wagners nachgestalteten. Bis in die späte Nacht hinein, oft bis zur Morgendämmerung, pflegte er im Café irgend einer Nebenstrasse zu sitzen, lärmend und gestikulierend unter Freunden, die so laut waren wie er. Manche, die an sich nicht mit dazugehörten, hatten sich vorübergehend angeschlossen und ihren Spass an den glitzernden Perlen, die die Wortflut des italienisch-französischen Dichters an die Oberfläche spülte: die Italiener haben dafür ein Wort, das ebenso treffend wie unübersetzbar ist: genialità, etwas, das glänzt wie Genie oder Gold, ohne es zu sein.

Im Jahre 1909 prägte er das glückliche Wort Futurismus und gründete die futuristische Schule. Es war eine Freiluftschule, und das nicht zu knapp, wenn auch nicht grade platonisch. Ihre Losungen, auf italienisch und französisch gleichzeitig verkündet, sagten der Romantik, Sentimentalität und überhaupt der Vergangenheit mit ihren Museen und Friedhöfen, oder, wie die Futuristen sagten, mit ihrem „Mondschein" den Kampf bis aufs Messer an und setzten an die Stelle dieses Plunders den Sonnenkult der futuristischen Zukunft, deren höchste Riten „der Faustschlag, der Wettlauf und der Fusstritt" sein sollten. Die Sport- und Muskelreligion des zwanzigsten Jahrhunderts hatte ihren Johannes den Täufer bekommen.

Scharen von intellektuellen Desperados, Dichterlingen, Sudlern und schlechten Musikanten, mit natürlichem oder künstlichem Lockenschwall, stiessen Jahr um Jahr zu ihm. Obwohl sie zu jener Zeit die Haare ihres Rasierpinsels auf die Leinwand klebten, wenn ein Mann mit Schnurrbart zu malen war, oder Töfftöff schrieben, wenn sie eine Lokomotive in Fahrt schildern wollten, hatten doch fünf oder sechs unter ihnen in sich Möglichkeiten, die sie später selbständig entwickelten. Die anderen freilich blieben Narren ihr Leben lang.

Alle miteinander zogen von einer Stadt zur anderen und erschienen, Barnum-artig, auf den Bühnen der Opernhäuser, um die Masse zu bekehren. Sie brauchten nur Mut, kein Talent, und Mut besassen sie. Unerschrocken hielten sie dem Trommelfeuer der Kartoffelschalen, faulen Eier und sonstigen Wurfgeschosse

stand, mit denen die ergrimmten Zuhörer ihre geistigen Bemühungen belohnten; je heftiger es hagelte, als desto grössere Sieger kamen sie sich vor. Die Orgie von Reklame und Skandal, die d'Annunzio berühmt gemacht hatte, war ein geschmackloses Teekränzchen im Vergleich zu dieser neuen Art von Bacchanal. Die Futuristen hatten das erfolgreiche Prinzip, auf allem Schönen und Zarten in der dichterischen Überlieferung der letzten sechs Jahrhunderte herumzutrampeln und durch Verhöhnung der Demokratie in die Literatur die schrillsten Methoden der Demagogie einzuführen. Hätten in den unsterblichen Hainen des Petrarca und Leopardi Nachtigallen gesungen, man hätte ihnen den Hals abgedreht.

Es war ein Falstaffscher Schwank, der zugleich den römischen Gladiatorenzirkus, den modernen Lunapark und die Massen-Wahlversammlungen parodierte. Der Falstaff selbst war persönlich mutig. Als es anstatt Unrat im libyschen und Balkankriege Kugeln regnete, war Marinetti entzückt. Er erlebte die Belagerung von Adrianopel als Zuschauer und schrieb darüber ein Buch, in dem das Ta-pumm der Kanonen und besonders das schreibmaschinenartige Geklingel der Maschinengewehre liebevoll verzeichnet wurden. Krieg überhaupt, ganz gleich, wer gewann oder verlor, war für ihn das Höchste, da es vom futuristischen Maschinenzeitalter einen fast vollkommenen Begriff gab und den futuristischen Lärm unvergleichlich zum Vortrag brachte. Er ging auch in den Weltkrieg, an die italienische Front, und wurde auch verwundet — ob schwer oder leicht, ist dabei unwesentlich.

Dieser Mann sass mit einer Gruppe seiner Jünger in einer Loge der Scala, rechts vom Redner. Seine Stimme hatte eine wunderbare Tragkraft.

Ein paar Minuten konnte Bissolati sprechen, scheinbar unbeirrt durch das verworrene Gemurmel im Zuschauerraum. Dann brach in einem bestimmten Augenblick, wie wenn ein unsichtbarer Stab das Zeichen gegeben hätte, der Höllenspektakel los. Gequiek, Gekreisch, Pfiffe, Brummlaute, beinah menschlich, und alle erdenklichen Nachahmungen der wilden Jagd bildeten den Grundton; aber ein menschlicher, ja, patriotischer Ruf wurde dann und wann verständlich und regierte den unartikulierten Massenchor mit dem Rhythmus eines brutalen Marsches. Er lautete: „Croati no! Croati no!" und wollte besagen, dass sie keine Kroaten seien, keine Freundschaft mit Kroaten oder Jugoslaven wünschten, und dass Bissolati in ihrer Meinung ein Kroate sei.

Er widerstand dem Sturm und mobilisierte alle seine Stimmreserven. Einige Proteste zu seinen Gunsten — zu zahm freilich, um gegen die Tiersymphonie durchzudringen — wurden an anderen Stellen des Theaters laut.

Doch als er ungefähr bis zur Mitte seiner Rede gekommen war, geschah etwas Unerwartetes.

Mussolini war im Theater. Er und Marinetti, wie verschieden ihre Naturen sein mochten — der eine lachte nie und der andere oft herzlich — waren engbefreundet.

Nun erkannte Bissolati plötzlich Mussolini im Chor: diese unverkennbare Stimme, entmutigend hölzern, beharrlich wie das Klappern von Kastagnetten.

Er wandte den Kopf dem der Freunde zu, der ihm am nächsten stand und sagte leise: „Quell'uomo no!" — „Mit dem Mann kämpfe ich nicht!"

Von diesem Augenblick an las er seine Seiten nur noch rein formell herunter, für sich selbst. Kein Beifall ertönte zum Schluss. Die Menge verliess teils triumphierend, teils ohnmächtig angewidert das Theater.

So hatte der Futurismus das schönste Opernhaus des Landes erobert. Vielleicht empfand Marinetti diesen Sieg im Grunde seines Herzens als literarische Angelegenheit, als eine schneidige Attacke gegen die guten Manieren und Traditionen der Vergangenheit.

Aber Mussolini meinte es anders. Und die politischen Folgen des Abends waren weitreichend.

Im Parteikampf des modernen Italien hatte immer eine grosse Toleranz geherrscht, zumindest in den grossen Städten und zwischen den Führern. Die ererbte Dogmatik der italienischen Intelligenz hatte ein Gegengewicht in der gleichfalls erblichen und nahezu schon zum Instinkt gewordenen Erfahrung eines alten Volkes, das aus seiner tausendjährigen Geschichte die beste aller Lehren gezogen hatte: dass geistige Leidenschaften vergehen, Wohlwollen aber besteht, und dass der Rat des Herzens zuverlässiger ist als die Anmassung des Kopfes. Diese Verbindlichkeit des italienischen Lebens, trotz Armut und Haders, kirchlicher und sozialer Tyrannei, hatte fremde Besucher des Landes stets begeistert; und dieser Zug, nicht die Nachahmung des englischen Parlamentarismus, hat die besondere Art des italienischen Liberalismus ausgemacht, der mehr ein psychologisches als ein theoretisches oder politisches Phänomen war.

Während der hitzigsten politischen Debatte, oder während eines Streikkrawalls, hatte man oft den Eindruck, dass das Ganze mehr Theater war als Ernst, und dass die Todfeinde unmittelbar danach zusammen trinken und sich auf die Schultern klopfen würden. Auf jeden Fall konnte sich niemand erinnern, dass ein so geachteter Mann wie Bissolati, der als ein Aristides an Rechtschaffenheit und als Vorbild moralischer Sauberkeit bei Anhängern und Gegnern hoch in Ehren stand, je mit der Rücksichtslosigkeit behandelt worden wäre wie an jenem Abend in der Scala. Die Rede- und Gedankenfreiheit schien einen tödlichen Schlag erhalten zu haben, ein zweiter Bürgerkrieg, mochte er auch noch unblutig sein, unmittelbar nach der Beendigung des Krieges gegen den äusseren Feind ausgebrochen zu sein.

Andererseits hatten nun die Regierung und die Friedensdelegation in Paris das, was sie wollten. Es war nun klar, welche der beiden Seelen Italiens mehr Macht hatte, oder zumindest mehr Kampfgeist, der die Wurzel der Macht ist. Sonnino und sein Kreis erhofften sich von den Ausbrüchen nationalistischer Leidenschaft in den italienischen Städten einen Eindruck auf Wilson.

Sie wollten das Dalmatien des Londoner Vertrages — mindestens diesen Teil von Dalmatien, da weitere Ansprüche Amerika gegenüber vollkommen aussichtslos waren — und nebenbei noch die Stadt Fiume mit Umgebung. Die Stadt selbst war überwiegend italienisch, das Hinterland slavisch. Es wäre durchaus in der Ordnung gewesen, hätte man die Stadt verlangt, und natürlich auch das unmittelbar mit ihr zusammenhängende Gebiet, fussend auf dem Nationalitätsprinzip, das, mit vielen Kompromissen, die neue Karte von Europa bestimmen sollte. Doch in dem Fall hätte man das Nationalitätsprinzip ohne allzuviele Vorbehalte auch anderswo anerkennen und Verhandlungen auf der Basis aufnehmen müssen, dass nicht alle Punkte und Kommas des Londoner Vertrages als sakrosankt anzusehen seien. Wie lagen die Tatsachen: erstens, ein diplomatischer Vertrag versprach Italien ein Stück von Dalmatien; zweitens, eine nationale Strömung in der Stadt Fiume (die der gleiche Vertrag, unterzeichnet von dem gleichen Sonnino, Kroatien, also Jugoslavien zugesprochen hatte) forderte Vereinigung mit Italien. Was geschah? Einer der Delegierten, der jüdische Rechtsanwalt und Politiker Barzilai, erklärte in einem amtlichen Dokument, Italien könne mit gutem Gewissen sowohl Dalmatien wie Fiume verlangen, da jenes durch die

Heiligkeit der Verträge verbürgt sei, auf Grund derer Italien am Krieg teilgenommen habe, und die Annexion der Stadt stehe überhaupt ganz ausserhalb der Diskussion auf Grund des Selbstbestimmungsrechts, für das Amerika in den Krieg eingetreten und Wilson über den Ozean gefahren sei. „Das hast du nicht gedacht, dass ich ein Logiker bin!" sagt der Teufel in Dantes „Inferno". Dieses Mal war es das Wortspiel eines drittklassigen Sophisten, doch dem Verfasser und seinen Gefährten schien es der Gipfel des Machiavellismus zu sein. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie es Wilson und den Alliierten gelingen würde, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Noch Ende Februar erwiderte Orlando, als er an der französisch-italienischen Grenze den aussenpolitischen Redakteur des „Corriere della Sera" traf, auf die Frage, welche Politik er dem Blatte unter den gegebenen Umständen anrate, mit Emphase: „Wilson! Wilson! Wilson!" Er meinte, und begründete es auch, ein dauernder Friede und eine befriedigende Lösung des italienischen Problemes seien nur dann zu erhoffen, wenn die Zusammenarbeit mit Wilson sich als wirksam erweise und Amerika die Führung in Paris sich nicht entgleiten lasse. Aber die Bahn der Ereignisse war für Orlandos Bremsen zu schlüpfrig. Im April kam es zu dem endgültigen Bruch zwischen der italienischen Delegation einerseits und Wilson mit den Alliierten andererseits.

Orlando und Sonnino verliessen die Friedenskonferenz, zerstörten damit die Einheitsfront, kehrten zum „heiligen Egoismus" zurück und stürzten Europa wieder in ein Chaos unbegrenzter Möglichkeiten. Was dachten sie sich nur? Es wäre kindische Naivität gewesen, sich von den Kundgebungen der italienischen Massen und im Parlament eine Sinnesänderung Wilsons und der Alliierten zu versprechen, die genau wussten, dass die öffentliche Meinung Italiens von oben dirigiert war, und dass Polizei und Zensur, die über die Presse noch immer nach Kriegsrecht herrschte, taten, was die Regierung wollte. Und doch schien die ganze Weisheit der beiden Staatsmänner in dieser Naivität bestanden zu haben. Sie wollten der Welt eine gewaltige Kundgebung nationaler Begeisterung und Empörung vorführen. Vielleicht zufällig, vielleicht auch nicht, wurde die dramatische Abreise aus Paris auf einen Sonnabend Abend gelegt. Der Ministerzug fuhr, an einem lieblichen Frühlingssonntag, von der französischen Grenze bis Rom durch die Dörfer und Städte, während, Bürger, Arbeiter und Bauern den Ruhetag dazu benutzten, um die balsamische

Luft zu geniessen. In Massen eilten sie, mehr oder weniger spontan, auf die Stationen, die in den kleineren Orten oft rosa und rot im Schmuck der Geranien leuchteten. Mit Schreien und Hochrufen beteuerten sie ihren Patriotismus — erbittert aber unbeugsam — und ihre Liebe zu Dalmatien. Während des Krieges und lange vorher hatten sie von Trient und Triest gehört, die auf Erlösung warteten. Nun hatten sie die Namen zweier Kleinstädte in Dalmatien gelernt. Sebenico und Spalato, die sie für grosse italienische Gemeinden hielten, von irgendjemandem versklavt und nach Erlösung durch Italien schmachtend. Sie hatten sogar gelernt, die Städtenamen richtig zu betonen. Es war noch nicht lang her, dass der Durchschnittsitaliener hartnäckig falsch betont hatte: Sebènico und Spalàto.

Die Kundgebung war prächtig, und die folgenden Tage waren es nicht minder, in Rom, im Parlament, in der ganzen bürgerlichen Presse, mit der einen Ausnahme des „Corriere della Sera". Aber Paris blieb gleichgültig; und Deutschland, mit verbundenen Augen und in Ketten, war nicht in der Lage, auf irgend einen Wink zu hören, mochte er von Italien oder sonst her kommen. Um zu beginnen, die Alliierten und Wilson kamen überein, dass Smyrna, mit dem Teil Kleinasiens, der Italien versprochen worden war, an Griechenland fallen sollte. Die Abmachungen über dieses Gebiet (zwischen Italien, Frankreich und England) waren formal mangelhaft; im übrigen schien das Wilsonsche Prinzip des Selbstbestimmungsrechts klar zugunsten von Griechenland und Venizelos zu sprechen, da die Bewohner Smyrnas und einiger anderer Orte Griechisch sprachen. Die Nachricht erreichte die italienischen Ohren kaum, die vollkommen von Sebenico, Spalato und Fiume erfüllt waren. Kaum jemand begriff zu jener Zeit, welchen Segen der „Verrat" der Alliierten für Italien bedeutete und welch ein Danaer-Geschenk für Griechenland, dessen Heere kurz danach von Mustafa Kemal und seinen Türken angesichts des brennenden Smyrna ins Meer gejagt wurden.

Während sie über Kleinasien und andere Kleinigkeiten verfügten, arbeiteten die Grossen Drei, Wilson, Clemenceau und Lloyd George, programmgemäss weiter und mischten emsig das Gebräu für Deutschland. Allmählich verspürte die italienische Regierung das Frösteln der Vereinsamung und fasste den plötzlichen Beschluss, nach Paris zurückzukehren. Dieser zweite Teil des Dramas, der Marsch aus Rom, verlief so lautlos, wie der Marsch von Paris nach Rom lärmend gewesen war. Bescheiden und beinah

geheimnisvoll bestiegen Orlando und Sonnino mit Sekretären und Sachverständigen einen Nachtzug. Demonstrationen wurden diesmal nicht gestattet.

Nachdem sie angekommen und liebenswürdig, aber ohne Aufregung empfangen worden waren, als wären sie von einer kurzen Urlaubsfahrt zurückgekehrt, hatten die italienischen Delegierten allerdings wenig zu tun. Ihr Entschluss zur Rückkehr beherzigte das weise Sprichwort, dass der Abwesende immer Unrecht hat; dazu kam die Furcht, die Neugestaltung der gesamten Karte Europas könnte sich ohne und gegen Italien vollziehen. Aber die Grenzziehung zwischen Italien und Jugoslavien wurde, da eine Verständigung im guten nicht möglich schien, terminlos vertagt; und sogar der Friedensvertrag mit Österreich und die Festlegung der italienischen Nordgrenze wurde, zumindest formal, bis zum Herbst verschoben. Die italienischen Delegierten mussten sich damit begnügen, den letzten Beratungen über den „Friedens"-Vertrag beizuwohnen, der Deutschland aufgezwungen werden sollte. Um Kolonien und Rohstoffe, um Öl und Gold, um alle die Bedürfnisse des armen, proletarischen, übervölkerten Italien konnten sie sich nicht kümmern, taub von dem Getöse um Dalmatien und Fiume, Fiume und Dalmatien. Die Alliierten konnten sich die Mühe sparen, Italien zu betrügen, das besorgte Italien freiwillig schon selber. Ebensowenig scherte sich Italien, das offizielle Italien wenigstens, um einen gerechten Frieden und um die deutsche Abordnung, die, nach Einblick in den Vertrag, mit Recht, wenn auch in ihrer Ohnmacht wirkungslos, darauf hinwies, dass er alle Versprechungen des Wilsonfriedens brach. Die Kräfte, die hinter der italienischen Delegation wirksam waren und die Drähte zogen, wünschten gar nicht, dass irgend etwas wie ein Wilsonfrieden zustande kommen sollte; ihre Sehnsucht war, dass sich der ganze Kriegsidealismus blamierte, und dieser Wunsch ging in Erfüllung. Blindlings unterzeichneten sie jede Rechnung, die der Rat der Grossen Drei Deutschland zu stellen beliebte, und sicherten nur ihrem Lande ein paar Brocken deutscher Kohle und eine Handvoll Krumen vom üppigen, aber vergifteten Mahl der Reparationen. Endlich unterzeichneten sie die Urkunde des sogenannten Friedens von Versailles, der Wilson zugrunde richtete, Amerika entfremdete, Deutschland fesselte und Europa ins Schwarze Zeitalter stürzte. Die Nachkriegszeit hatte begonnen.

Zuguterletzt wurden Orlando und Sonnino mit ihrem ganzen Kabinett durch eine Parlamentsabstimmung zum Rücktritt ge-

zwungen. Dies geschah neun Tage vor der grässlichen Schlusszeremonie in Versailles, wo Deutschland, das den Kaiser abgesetzt hatte und eine demokratische Republik geworden war, gezwungen wurde, die Verbrechen des gestürzten Regimes auf seine Kappe zu nehmen und sein eignes Todesurteil zu unterschreiben: eine Formalität, die bis dahin kein Strafgesetz von einem überführten Verbrecher verlangt hatte. Unmittelbar danach fuhr Wilson, der langgesichtige, über den Atlantischen Ozean zurück, der nun mehr denn je ein Abgrund zwischen zwei Welten war.

Was Orlando betraf, so hatte die Geschichte selten so schlagend bewiesen, von wie wenig Wert ein heller Verstand und ein gütiges Herz sind, wenn nicht ein entschiedener Wille den Weg weist. Seine Überzeugung und Beredsamkeit hatten den militärischen und nationalen Widerstand nach Caporetto mächtig beflügelt, sein Verstand den Weg zum Frieden gesichtet; aber er hatte nicht den Mut. Sechs Jahre später, 1925, führte er den letzten verfassungsmässigen Kampf gegen den Fascismus an, bei einer ziemlich verworrenen Kommunalwahl in seiner Heimatstadt Palermo. Und noch zehn Jahre später sollte er noch einmal aus seinem würdevollen Dunkel wieder hervortreten und Mussolini seiner vollen Unterstützung im Kampf gegen den Völkerbund versichern; auf die Art kam er auf die verzweifelte Logik seiner Versailler Haltung zurück. Sonnino hatte für seinen Teil ein Musterbeispiel dafür gegeben wie wenig ein entschiedener Wille nützt, wenn Geist und Herz ihn nicht erleuchten. Er starb vier Jahre nach der Katastrophe: zweifellos mit seinem Gewissen völlig im Reinen und tief durchdrungen von der Überzeugung, dass die Geschichte eh und je einen fahrplanmässigen Verlauf genommen habe.

Unter der stellvertretenden Führung der beiden hatte sich ein noch nicht dagewesenes Wunder der psychopathischen Alchimie vollzogen. Italien, oder zumindest die geistige und politische Elite, mit der das Land von einem bösen Geschick beschenkt worden war, hatte einen Sieg in eine Katastrophe umgewandelt.

Nun konnten sie allesamt die Perlen ihres heissgeliebten Rosenkranzes nationaler Misserfolge aufzählen: die militärischen Niederlagen und die diplomatischen Demütigungen: Novara, Villafranca, Custozza, Lissa, Berlin, Tunis, Adua, Caporetto, Versailles.

Italien feierte in masochistischer Verzückung Orgien der Enttäuschung.

FIUME

„Fascio" oder Rutenbündel war ein gebräuchlicher Ausdruck der italienischen Politik vor dem Kriege und in ihm gewesen. Zuerst hatten sich sozialistisch-revolutionäre Gruppen in Sizilien zu Beginn der neunziger Jahre so genannt. Später wurde das Wort Fascio die Bezeichnung für das vorübergehende Bündnis verschiedener, besonders rechtsgerichteter Parteien zu Wahl- oder anderen Zwecken; es hatte auch den zeitweiligen Zusammenschluss aller nationalgesinnten Gruppen im Parlament und im ganzen Lande bedeutet, zur Stärkung des militärischen und moralischen Widerstandes gegen den Feind.

Mussolini übernahm den Ausdruck bereits im März 1919 und begründete eine neue Bewegung unter dem Namen „Fascio di Combattimento", wörtlich: Das Rutenbündel für den Kampf. Das Programm war so umfassend wie die Zahl der Mitglieder klein; die etwa fünfzig Personen, die sich in einem Raum an der Piazza San Sepolcro in Mailand versammelten, wollten zur gleichen Zeit Nationalismus, Sozialismus, Republik, Revolution, Ordnung, internationalen Frieden, Völkerbund, Dalmatien und Fiume. Klar war nur, dass sie etwas wollten, nein, alles.

Damals war das noch kein wichtiges Ereignis. Mussolinis Stunde war noch nicht gekommen, und d'Annunzios Stern stand noch hoch am Horizont.

Der Dichter war an seiner Kunst jetzt nur noch oberflächlich interessiert: die zarten Speisen der Dichtung schmeckten schal dem Gaumen, der sich an den kräftigen Trunk der Tat gewöhnt hatte. Er hatte ein paar Schluck gekostet, als Propagandist und Soldat; er verlangte nach mehr.

Er war nur ein Oberst, oder im besten Fall ein selbsternannter Commandante ohne Kommando, ein Kaiser ohne Reich, Mit sechsundfünfzig Jahren, mit einem Dichterruhm, der zu verblassen anfing, kam er sich vor wie ein Arbeitsloser; oder richtiger: wie ein demobilisierter Reserveoffizier. Er wollte sich von seiner Uniform nicht trennen, auf die er eine dreifache Reihe von Orden geheftet hatte.

Der Friede schien seine Hoffnungen auf eine Wendung zu durchkreuzen und seiner so vielversprechenden Laufbahn als Nationalheld ein Ende zu machen. Ein paar Tage vor dem Waffenstillstand konnte man ihn in Venedig sagen hören: „Ich rieche den Gestank des Friedens."

Dann schrieb er ein paar schwülstige Gedichte, von sehr grosser Länge, gegen Wilson und Wilsons Mund, der voll falscher Worte und falscher Zähne sei. Die Schmähungen richteten sich, in gerechtem Gleichmass, gegen Amerika und Serbien, das neue Jugoslavien: ein Volk von Schweinehirten und Schweinen. Da er von der Westküste der Adria stammte, fühlte er sich mehr als jeden anderen dazu berufen, Dalmatien und die ganze Ostküste zu fordern.

Der Chefredakteur des „Corriere della Sera" veröffentlichte die Gedichte. Er war irregeleitet durch jene Art von orthodoxem Liberalismus, der Freiheit auch den Feinden der Freiheit zubilligt; vielleicht war er auch von der Persönlichkeit und dem Ruhm des Verfassers hypnotisiert. Die Gedichte wurden den Lesern in weit grösserem Schriftgrad und in auffallenderer Aufmachung vorgesetzt als die Leitartikel und Meldungen, in denen der gleiche Chefredakteur und seine Redaktion für Wilson und den Frieden eintraten.

Bald drauf wartete der Dichter mit der verstaubten, klassischen Metapher vom „verstümmelten Sieg" auf. „Unser Krieg" hatte siegreich geendet, aber dieser Sieg war unvollständig. Bei anderer Gelegenheit erklärte er, Italien habe dreizehn Siege errungen, auf dem Karst, am Isonzo, an der Piave, an der Alpenfront; nun aber stünde noch die vierzehnte Schlacht bevor, und diesmal würde es niemandem gestattet werden, die jungfräuliche Siegesgöttin, die im Winde ihrer Flügel fliegt, zu lähmen oder gar zu vergewaltigen. Der Mythos vom vierzehnten Sieg wurde in den Redaktionen der Schwarzen weidlich strapaziert und in den politischen Kaffeehäusern der Hauptstadt vielstimmig zum Sorbet mit Schlagsahne gesungen; in Rom, das es gründlich müde war, schon fünfzig Jahre lang das Dritte Rom gewesen zu sein und nun nach seinem vierten Ich verlangte. Eine Reihe dieser Leute, schlechtbezahlte Journalisten und Winkelpolitiker, die zwischen ministeriellen Vorzimmern und Parlaments-Wandelgängen hin und her pendelten, hatten keine humanistische Schulbildung genossen, die unumgängliche Durchgangsstufe der italienischen Oberschicht. D'Annunzios Stil, glitzernd wie venezianisches Glas, üppig, mit griechischen und römischen Reminiszenzen gespickt, sein pseudobiblischer und pseudomystischer Redeschwall und, nicht zuletzt, eine sonderbare Terminologie, die das ganze mit Wendungen aus der Verdauungs- und Geschlechts-Sphäre würzte, all das wirkte auf diese Barbaren berauschend. Die Prophezeiungen und

Drohungen des Dichters auswendig zu lernen, verschaffte ihnen das Gefühl eines geistigen und sozialen Aufstiegs.

Zuerst war es noch unklar, an welcher Front die vierzehnte Schlacht geschlagen werden sollte. All das Summen und Brausen ergab eine „Rüste den Bug und hinaus in die Welt!"-Stimmung: in der ziemlich unbestimmten Richtung, die d'Annunzio dem italienischen Ehrgeiz am Ende seines Dramas „Das Schiff" gewiesen hatte.

Dann begann der kaltblütig entfachte, nun aber aus eignem lebende und bis zu einem gewissen Grade ehrliche Hass gegen Nitti, den neuen Ministerpräsidenten nach Orlandos Rücktritt, zum Sprung anzusetzen und zu brüllen.

Nittis Ruf und Fähigkeiten waren, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, recht gut. Er verstand etwas von Finanzen und Verwaltung, war ein kultivierter Geist, ein achtbarer Hochschullehrer und Beamter. Er war verhältnismässig jung. Doch seine Stellung zum Krieg war verdächtig erschienen, obwohl er sich frühzeitig von den Neutralitätsanhängern und Deutschenfreunden distanziert hatte. Noch war aus seinem Munde — ebensowenig wie von anderen bekannten Persönlichkeiten des damaligen Italien — eine Verdammung des Krieges auf Grund der Überzeugungen Tolstois oder der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensnot vernommen worden, und selbst Nittis verwegenste Überzeugung, nämlich dass ein Krieg sich niemals lohnt, zeugte eher für den bedächtigen Finanzmann als für eine Apostelnatur. Er kam ein paar hundert Kriegsdichtern allzu prosaisch, erstickend prosaisch vor. Im Kriegskabinett Orlando, dem er angehört hatte, war seine Haltung unentwegt lau gewesen; ihm lag mehr an einem ehrenvollen Frieden als an einer Verlängerung des Mordens, endend mit dem völligen Sieg einer Seite und, wie er dachte, mit dem Ruin aller. Er hatte im Ministerrat dem Plan einer letzten italienischen Offensive im Oktober 1918 offen widersprochen, da er sie, sowohl vom diplomatischen wie militärischen Gesichtspunkt aus, für unnötig hielt, für nichts als eine blutige Parade. Diese Haltung, so lobenswert sie dem Menschenfreund erscheinen mag, schien politisch tadelnswert, da Nitti, nicht imstande, das Blutvergiessen zu verhindern, nur erreichte, dass die Schlacht verschoben wurde, bis sie wirklich kaum noch einen Sinn hatte und die Gegner Italiens — nämlich seine Verbündeten mit ihren Jugoslaven und Tschechen — behaupten konnten, der Sieg von Vittorio Veneto, dessen furchtbare Kosten sie zu über-

sehen wussten, sei von vornherein nur als Prestige-Schaustück gemeint gewesen.

Diese und andere Vergehen, die sie schlicht Hochverrat nannten, wurden Nitti von den Schwarzen angekreidet. Selbst seine private Erscheinung, dick und rundlich, die ein artiger Freund mit der Cavours verglichen haben könnte, wurde eine Zielscheibe für ihren verächtlichen Spott, und ganz und gar verhasst war ihnen seine Stimme, zu deren weichem neapolitanischen Tonfall noch eine persönliche Note von Trägheit dazukam, halb bitter und halb eingebildet.

Andererseits wurde er, während seine Feinde ihn aufs heftigste verabscheuten, von seinen Anhängern nicht gleich heftig geliebt. Sie stiessen sich an seiner Ironie und an der Art, wie er sich gehen liess und für seine aufreibende Arbeit durch Scherze und Witze schadlos hielt, die oft sehr lustig waren, mehr spielerisch als wirklich bösgemeint, aber doch ein zynisches Mäntelchen umhatten, das dem Ernst der Zeit nicht angemessen schien. Was schlimmer war, in seinen Reden erging er sich allzu eintönig in düsteren Voraussagen: Isolierung, Hungersnot und Zusammenbruch standen Italien unmittelbar bevor, wenn man ihn hörte; Furcht, anstatt Hoffnung, war die Medizin, mit der er die nervöse Erkrankung des italienischen Organismus zu heilen suchte. Das war Feigheit in den Augen der Front-, besonders aber der Etappenkämpfer; aber es war doch auch Defaitismus, oder wenigstens ein entmutigender Pessimismus in den Augen vieler, die sich gern vorbehaltlos hinter den Ministerpräsidenten gestellt hätten. Seine demokratische Überzeugung, wenn auch durchaus ehrlich, war mehr Misstrauen gegen die feindlichen Theorien als Glaube an die Demokratie selbst, und es fiel ihm leichter, den Nationalismus zu verneinen, als den Internationalismus zu bejahen und sich für den Völkerbund als Ziel einer nahen Zukunft einzusetzen. Im ganzen ermangelte seiner Persönlichkeit bei allen bemerkenswerten Eigenschaften die gebieterische Anziehungskraft, die von einem konstruktiven Geist eher ausgeht als von einem kritischen, und die allein in Zeiten der Entscheidung den Führer ausmacht.

Deshalb schienen seine Feinde stärker als seine Freunde, und er erschien seinen Feinden schwächer, als er wirklich war. Sie begannen darüber nachzudenken, und keineswegs im geheimen, ob die vierzehnte Schlacht nicht an der Front Rom ausgefochten werden sollte. Die Stadt, mit so gut wie gar keinem Geschäftsleben, keiner Industrie, keiner Arbeiterbevölkerung, bewohnt zu einem

ansehnlichen Prozentsatz von Priestern, Militär, Beamten, Portiers, Droschkenkutschern, Gesindel, Journalisten, Dichterlingen, Schwatzbasen — ganz gewiss die Stadt der Welt, in der das Verhältnis zwischen Erzeugern und Verbrauchern am widersinnigsten war, und wo Demokratie und Sozialismus am wenigsten sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund besassen — Rom schien für einen reaktionären Staatsstreich denkbar geeignet. Nach Ansicht der Schwarzen hatten schon die Ereignisse des „strahlenden" Mai 1915 in der Skizze die schwarze Revolution bereits vorweggenommen, die jetzt beschlossene Sache war. Gewiss waren auch rote Arbeiter damals auf die Strasse gegangen und hatten die Plätze und Theater mit ihren Rufen nach einem Krieg für Freiheit und Gerechtigkeit erfüllt, doch das positive Ergebnis dieser vereinten Anstrengung von Rot und Schwarz war, nach Ansicht dieser, die Beseitigung der Verfassung gewesen, die Ausschaltung der neutralgesinnten Parlamentsmehrheit und die tatsächliche Eroberung der Regierungsgewalt durch aufrührerische Kräfte der Tiefe. Später, 1917, hatte ein General, Giardino, keineswegs so ganz unschuldig mit dem Gedanken gespielt, sich an die Spitze einer bewaffneten Patrouille zu stellen, die Orlando verhaften sollte, und an Stelle der liberalen Regierung eine Militärdiktatur einzusetzen. An Diktatur-Anwärtern war kein Mangel: von d'Annunzio bis zu gewissen Generälen und Admirälen, und von ihnen bis zum Herzog von Aosta, einem grossgewachsenen und törichten alten Mann, der zufällig während des Krieges Befehlshaber einer „unbesiegbaren Armee" gewesen war und sehr viel früher ein Mitglied der französischen Kronprätendentenfamilie geheiratet hatte, Hélène de France, von d'Annunzio in Terzinen verherrlicht und mit den Schriften der Maurras, Daudet und anderer camelots und Mystiker vage vertraut. Gleichgültig, wer der Führer war, es schien nicht schwer, in Rom eine Revolution zu inszenieren, auf der Bühne vergangenen und künftigen Ruhms, das Hotel, in dem Nitti wohnte, zu stürmen, nahe der lieblichen Fontäne, genannt der Triton, und den Ministerpräsidenten gefangen zu setzen, danach Krieg gegen Jugoslavien und die Welt zu beginnen — endlich einen wirklichen italienischen Krieg nach dem drei oder vier Jahre währenden unbefriedigenden Vorspiel. Alle Völker, ob Sieger oder Besiegte, lagen keuchend, unsagbar erschöpft danieder. Nur Italien, wenn diese Italiener Italien waren, brannte vor Begierde, den schönen Schwerter-Tanz neu zu beginnen.

Aber Nitti verstärkte damals grade die Polizei. Das Schicksal brütete woanders.

Es brütete irgendwo im Nordosten, nicht weit von Padua, der stillen Stadt in der Nähe von Venedig, wo oberste Heeresleitung und Generalstab während der letzten Kriegsperiode ihren Sitz gehabt hatten. Aber keine hohen Herren übernahmen die Führung. Sondern ein einfacher Major der Grenadiere, wenn auch mit bemerkenswerten Verbindungen zu den Adelsfamilien der Stadt, fasste den Plan eines Zuges nach Fiume. Er hiess Rejna.

Er trat an d'Annunzio heran und trug ihm den Plan vor. Der beschäftigungslose Dichter griff mit beiden Händen zu. Am 12. September 1919 marschierte er nach Fiume, an der Spitze einer Schar von Heldenanwärtern und entsprungenen Sträflingen, ehrlich Begeisterten und mittellosen Abenteurern.

Aber nicht einmal die Helden kamen dazu, irgendwelche Heldentaten zu verrichten.

Die Gebiete des Londoner Vertrages waren seit dem Waffenstillstand vertraglich und tatsächlich von den italienischen Truppen besetzt. Fiume, das nach dem gleichen Vertrag hätte zu Kroatien kommen müssen und stattdessen zum Zankapfel zwischen Italien und Jugoslavien geworden war, stand provisorisch unter dem Schutz interalliierter Streitkräfte, als ein Niemandsland oder, solange der Streit unentschieden war, der Friedenskonferenz unterstellt.

Aber die Alliierten wollten ihre Truppen auf die Italiener nicht schiessen lassen. So lief d'Annunzios Wagnis kein sehr grosses Risiko, und seine Herausforderung der ganzen Welt war wohlfeil.

Die Italiener ihrerseits entsandten einen General mit Truppen, um d'Annunzio aufzuhalten. Der General hiess Pittaluga.

Neunundfünfzig Jahre früher, am Ende des Risorgimento, hatte es einen Augenblick der Ungewissheit gegeben, als König Victor Emanuel an der Spitze der regulären Armee bei Neapel auf Garibaldi stiess, der inzwischen an der Spitze seiner Freiwilligen das ganze Königreich von Neapel und Sizilien erobert oder befreit hatte. Aber die beiden Männer grüssten einander sehr ritterlich, jeder zügelte sein Pferd, und Garibaldi, der fahrende Ritter, zog sich kurz danach zurück und überliess Land und Macht dem König. D'Annunzio hatte das Ereignis im ersten Vers seines Garibaldi-Epos besungen, mit mehr als einem Gran Verachtung gegen den angestammten Herrn: „Er gab das Königreich dem König, der zu spät kam."

Nun wiederholten Pittaluga und d'Annunzio an der Schwelle Fiumes, allerdings in einem kleineren Masstab, die Szene, die lange vor d'Annunzios Gedicht durch tausende von Öldrucken berühmt geworden war. Es gab Unterschiede. Keiner von den beiden hatte irgend etwas erobert. Und der Reguläre schenkte das Miniatur-Königreich dem Freiwilligen. Ihre Begegnung bestand in Worten, und von der Munition hatte d'Annunzio mehr zur Verfügung. Seine Tenorstimme eroberte den General, der patriotisch schluchzend dem Eroberer an die Brust sank und ihm die Stadt übergab.

D'Annunzio war der Herr und Meister über Fiume, eine Stadt von über fünfzigtausend Einwohnern, und blieb es über fünfzehn Monate lang, bis zum Ende des Jahres 1920.

Technisch stellte seine Tat nichts Neues dar, verglichen mit den zahlreichen Staatsstreichen und Pronunciamentos, besonders in Mexiko und Mittelamerika. Etwas Neues war es für Italien, wo die Armee ihrem Fahneneid durchaus treu gewesen war, und wo die Eigenmächtigkeit, um es milde auszudrücken, der Offiziere und Soldaten, die ihren Truppenteil verliessen, um sich einem Rebellenführer anzuschliessen, ein Element von Anarchie entfesselte, das bis dahin in Schach gehalten worden war. Sie gaben vor, gegen jugoslavische Unverschämtheit zu kämpfen, gegen eine, wie sie glaubten, halbbarbarische Balkanhorde. In Wirklichkeit trugen sie in den bisher immunen Boden Mitteleuropas die Saat der Balkanisierung.

Sie gaben dem Abenteuer einen garibaldinischen Anstrich, obwohl die Unterschiede gross waren. Garibaldi hatte das Risiko ganz auf sich und seine Gefolgschaft übernommen und in den meisten Fällen versucht, mit der Regierung Hand in Hand zu arbeiten, trotz aller Reibungen, seine letzte Entscheidung hat er stets dem Willen des Staates untergeordnet und nie gegen die Interessen seiner Nation und der Menschheit gehandelt. Während im Gegenteil selbst die besten und ehrlichsten unter d'Annunzios Soldaten von heiligem Egoismus, selbstsüchtigem Nationalismus oder einfach Hass getrieben wurden; das Risiko war klein und der persönliche Ehrgeiz ungeheuer gross. Nicht Garibaldi, sondern Claudio Cantelmo, der egoistische Held der „Jungfrauen auf den Felsen", hatte den Zug geführt. Und das war denn auch der auffallendste Zug der ganzen Angelegenheit: dass ein Dichter eine Tat getan hatte: nicht zu kämpfen und zu fallen, fast in Reih und Glied wie Byron und andere Dichter, die sich für eine

Sache eingesetzt hatten, sondern zu erobern und zu halten und selber eine Sache zu werden. Das hatte es noch nie gegeben. Zum ersten Mal war ein Künstler des Worts ein Gestalter von Taten geworden, die Phantasie stand am Steuer; der Traum einer extremen Romantik, in dem dichterische Eingebung und wirkliches Leben sich gefunden hatten, schien wahr geworden.

Hinter dem Unternehmen, dem man eine gewisse Brillanz nicht absprechen kann, stand mehr Schläue als wirkliche Kraft. D'Annunzio und seine Berater hatten die Wirkungen keineswegs falsch berechnet. Weder schlugen die Alliierten in Fiume, einer neuralgischen Stelle in einem kranken Europa, zu, noch wagte es Nitti.

D'Annunzio, ein Tyrann und Despot in der klassischen Bedeutung des Wortes, oder ein Condottiere der Renaissance, entwickelte rasch all die ungeahnten Möglichkeiten seiner Herrschaft.

Trotz der verschiedenartigsten Voraussetzungen war doch etwas Geschlossenes und noch nicht Dagewesenes entstanden: eine autokratische Redner-Republik, verblüffend neu.

Carducci, der Sänger von Italiens edelsten Erinnerungen, hatte in einem seiner kurzen Gedichte die Tugend und den bescheidenen Ruhm einer winzigen, mittelalterlichen Bauerngemeinde in den nordöstlichen Bergen gefeiert. Da wurden die Volksversammlungen im Freien gehalten; der Konsul leitete sie, verkündete die Gesetze, verteilte Acker- und Weideland und rief das Landvolk zum Krieg auf, wenn es nötig war, zum gerechten Verteidigungskrieg, wann immer „der Hunne oder Slave" ihre unschuldige Freiheit bedrohen mochte. „Im Namen Christi und Marias — ich befehle und will, dass dies im Volk Recht sei. — Die Hände hebend rief das Volk: Ja." Eine Opposition schien es überhaupt nicht zu geben; die Landgemeinde war totalitär. „Und die roten Kühe auf der Weide — sah der kleine Senat vorüberziehn — während mittaglich die Feuer brannten."

Dieses bezaubernde Gedicht gab, mit ein paar anderen Gymnasial-Reminiszenzen aus griechischen und römischen Historikern, bei denen Perikles oder Caesar im Freien zu ihren Bürgern oder Legionären sprachen, die Grundlage für d'Annunzios politisches System ab, das seinerseits wieder die Grundlage für Mussolinis und Hitlers Systeme werden sollte.

Das Volk und die Soldaten versammelten sich auf dem Platz vor dem Regierungspalast. Der Dichter erschien, in seiner überdekorierten Uniform, begleitet von einer angemessenen Zahl seiner

Herren, auf dem Balkon, der wie ein Baldachin wirkte. Dort hielt er eine sorgfältig vorbereitete Ansprache, die mehr oder weniger den Regeln der graeco-romanischen Rhetorik nachgeformt war. Zum Schluss erhob er seine durchdringende, aber ziemlich verweichlichte Stimme zu grösstmöglicher Kraft und bat das Volk um seine Zustimmung.

Das Volk hob den rechten Arm und antwortete: Ja.

Die Geste des erhobenen rechten Arms, die früher oder später der römische und, unglaublich, aber wahr, der deutsche Gruss werden sollte, war aufs Geratewohl aus klassischen Museen, von Bewegungen graeco-romanischer Redner und Herrscher und vielleicht auch aus dem Gedicht Carduccis hergeholt. In der Antike war sie gelegentlich ein Ausdruck oratorischer Leidenschaft gewesen, oder des Befehls, manchmal der Gnade. Vielleicht auch, hie und da, ein Gruss aus der Entfernung, wie noch heute und immer, wo sich Menschen am Hafen oder auf dem Bahnhof Lebewohl sagen. Nie ist diese Geste der übliche Gruss in den Strassen Griechenlands und Roms gewesen, dessen freie Bürger einander die Hände schüttelten oder herzlich ums Handgelenk fassten, während zweifellos der Sklave, wenn er seinem Herrn begegnete, ihn mit erhobenem rechten Arm begrüsste, ursprünglich vielleicht um zu zeigen, dass seine Hand unbewaffnet, sein Gehorsam wehrlos sei. Ein Sklavengruss; das sollte in der Tat die Geste von Fiume früher oder später in Italien und in Deutschland werden.

D'Annunzio und das Volk von Fiume liebten ihn, weil er grade und energisch wirkte, unvergleichlich viel würdiger als die demütige Verbeugung des Zivilisten, der seinen Kopf entblösst, und machtvoller auch als der militärische Salut, der am Mützenschirm, mitten zwischem dem Leib des Helden und dem Himmel, seiner Grenze, Halt macht. Der Schmiss des wuchtig ausschwingenden Armes schien dagegen gradeswegs einen Dolch in die Brust eines unsichtbaren Feindes zu stossen, auf Gladiatoren-Art. Er sprengte, wenigstens symbolisch, Zukunft und Blut in die nachgiebige Luft, und da kein Hunne oder Slave drohte, war es vorläufig eine Übung. Einige mochten das Reiterdenkmal gesehen haben, das Garibaldi darstellt, wie er Palermo von den umliegenden Bergen her erblickt und die goldene Stadt einem Kameraden im Rothemd zeigend den rechten Arm hebt und verspricht: „Nino, morgen in Palermo." D'Annunzio, auf dem Balkon oder im Sattel, meinte wahrscheinlich, wenn er die Haltung nachahmte: „Jungens, morgen wird die Welt erobert." Doch es ist sogar möglich, dass

er gelegentlich bei seinem Gruss auch an die bischöfliche oder päpstliche Segensgebärde dachte, deren Feierlichkeit seiner gierig schweifenden Phantasie gar sehr entgegenkam.

Die Menge streckte hunderte von Armen aus und gab, ganz gleich, was er gesagt hatte, zur Antwort: „Ja." Doch ebenso oft, und im Verlauf der Zeit noch öfter, schrie oder sang sie: „Eya! Eya! Alalà!"

Diese Silben, die bald der fascistische Kampfruf werden sollten, waren gleichfalls d'Annunzios Erfindung, aus dunklen Erinnerungen an Homer mit einem Einschlag des wilhelminischen Hipphipp-Hurra! und des Halali und Horrido der Jagd. Wer weiss, ob nicht auch das Wagnersche Crescendo von Marinettis Sternenritt seinen Teil daran hatte.

Das alles waren „Riten" oder „sagre" (Weihen).

Das Militär und die militarisierte Bürgerschaft waren schwer bewaffnet. Viele der Arditi oder Sturmtruppler, die sich dem Zuge angeschlossen hatten und auf den vierzig aus den Beständen der regulären Armee gestohlenen Lastwagen nach Fiume gekommen waren, liebten ihren Dolch heiss. Sie hielten ihn nackt zwischen den Zähnen und behielten auf die Art ihre Hand zum Handgranatenwerfen, Grüssen oder sonst einer ganz nach Belieben kriegerischen oder politischen Operation frei.

Schwarzhemden und schwarze Flammen am Kragen des Waffenrocks waren hie und da an der Front in den letzten Kriegsmonaten üblich gewesen, hauptsächlich bei gewissen Einheiten der Arditi (Furchtlosen), einer Stosstruppe, die an besonders wichtigen und gefährdeten Stellen eingesetzt wurde und sich aus patriotischen Draufgängern, aber auch aus anderen Elementen zusammensetzte, die Gelegenheit bekamen, ihre kriminelle Vergangenheit durch eine hervorragende Waffentat auszulöschen. Manchen war das Recht verliehen worden, Totenköpfe und gekreuzte Armknochen an der Kokarde zu tragen.

Schwarze Hemden, Flammen und Taschentücher, Totenköpfe und Armknochen waren in Fiume sehr viel zahlreicher zu sehen.

Schwarz, die Farbe des terroristischen Anarchismus, wurde jetzt die Farbe des anarchistischen Nationalismus.

Die Schwarzhemden wurden durch gelegentliches Waschen noch schwärzer. Sie taugten für alle Zwecke. War man etwa demokratisch gesonnen, so mochte man sich an die Arbeiterbluse erinnert fühlen. Kriegerische Gemüter konnten an das Garibaldi-

hemd denken: das, dem Geist einer entschwindenden Epoche entsprechend, freilich rot gewesen war.

Auch d'Annunzio schwärmte für Dolche und kalten Stahl, die das klassizistische und ästhetische Gefühl mehr ansprachen als die mechanisierten Waffen, wenn er auch keineswegs den rhetorischen Reiz sich entgehen liess, der in „dem runden Rachen der Kanone" steckte. Auch er hatte schreckliche Abzeichen gern. Aber seine Hände waren weiss, und seine Grausamkeit war nicht echt.

Auch Rizinusöl, als ein Mittel rascher Überredung, wurde zuerst in Fiume erprobt: dieses grossmütige, starkriechende Abführmittel, das mit einem Schlag die Eingeweide und Gehirnwindungen des Gegners reinigt. Sein Gebrauch war immerhin noch nicht allgemein üblich.

Es gab Frauen, Musik, Gesang, auch Rauschgift.

Der heissbegehrte Krieg wollte und wollte nicht kommen, er wich immer weiter zurück wie eine Fata Morgana. D'Annunzio erschien auf seinem Balkon und fragte: „Wem gehört Fiume?" Die Menge erwiderte einmütig: „Uns!" (A noi! auch das wurde ein fascistischer Kampfruf). Er fragte weiter: „Wem gehört Italien?" Die Versammlung rief im Chor: „Uns!" und gab damit ganz offen die Art ihrer Liebe zu erkennen, einer Liebe nach Besitz. Dann beschloss d'Annunzio die Zeremonie mit der zärtlichen Versicherung: „Vu con mi, mi con vu"; was in der weichen venezianischen Mundart hiess: „Ihr mit mir, und ich mit Euch." Im Schlafen und Wachen träumte er, wie Nietzsche sagte, von „noch nicht geborenen Morgenröten".

Der kleine Mann war wenig grösser als 1,50 m. Aber seine Phantasie war gross.

Fiume bedeutete ihm nichts; oder alles, aber nur im Sinn von Archimedes' „dos moi pu sto": Gib mir einen Punkt, auf dem ich stehen kann, und ich werde die Welt bewegen. Von Fiume aus, einem Angelpunkt, dessen Angelpunkt er war, plante d'Annunzio die Welt umzustürzen.

Lenin und seine unerwartete Eroberung Russlands hatten Eindruck auf ihn gemacht; der Beweis war geführt, dass Phantasie und der Wille des Einzelnen noch immer die Welt regieren konnten, und dass alles möglich war. Gewiss, Lenin war nur ein Barbar, ein halber Plebejer. Er, d'Annunzio, konnte mit Leichtigkeit grösser und besser sein.

Was die innere und die Wirtschaftspolitik betraf — von der

er nur im Rahmen seiner grossen Einnahmen und noch grösseren Schulden eine Ahnung hatte — warum nicht ein ideales Gemeinwesen errichten, in dem solche hässlichen modernen Dinge wie Sozialismus und Kommunismus zu etwas Schönem werden konnten, getreu den Grundsätzen, die er zwanzig Jahre früher in Verse gebracht hatte, da er Arbeiter und Bauer als Verherrlicher des schönen Lebens verherrlicht hatte? Es verstand sich von selbst, dass nur ein lateinischer Dichter, kein nördlicher Verschwörer das tun konnte; und er tat es und schrieb auf schwerem Luxuspapier mit erlesenen Tinten und grossen Initialen die Verfassung von Fiume nieder: eine theoretische Schöpfung, die dem Hörensagen nach die Korporationen und Zünfte, das angebliche Paradies des mittelalterlichen Handwerks wieder zu beleben suchte, da jedermann ein Künstler und ein König war. Die Statuten von Fiume wurden nie wirkliches Leben, aber sie sollten die Grundlage für Mussolinis korporativen Staat abgeben, die lateinische Synthese von Kollektivismus und Individualismus, Sozialismus und Despotismus, Kapitalismus und Nationalismus: auch dieser Staat wurde niemals Wirklichkeit.

Was die internationale, die Weltpolitik betraf, war Fiume der Vorposten oder die Zitadelle der Zukunft, die gleichzeitig auf Rom und auf den Orient hinzielte.

D'Annunzio behielt ständig den Marsch nach Rom im Auge. Der, und nicht der Marsch nach Fiume, sollte der vierzehnte Sieg sein. Es gab keine Italiener mehr; nur noch d'Annunzio-Anhänger und Nitti-Anhänger. D'Annunzio war überzeugt davon, früher oder später den kleinen, verächtlichen Usurpator Roms zwischen Daumen und Zeigefinger zu zerdrücken, den er inzwischen unter einem Sperrfeuer kotspritzender Beleidigungen hielt.

Andrerseits war, weil der Krieg sich in Gebieten nahe bei Venedig, unter einer venezianisch sprechenden Bevölkerung abgespielt hatte, der römische Komplex der geistigen Elite Italiens zu einer Art von venezianischer Geschwulst ausgewachsen. Es schien notwendig, und darum möglich, das venezianische Reich zu erneuern und es zu einem orientalischen Reich zu erweitern, das Byzanz beerben und von da aus weiteren Zielen nachstreben sollte.

D'Annunzio war erregt durch das, was in Kleinasien unter der Führung Mustafa Kemals bereits geschah, gegen das Sultanat von Konstantinopel und die Westmächte. Kemal — auch er ein Aufrührer gegen die Friedensverträge — schien ihm ein zukünftiger

Verbündeter und hat ihn wahrscheinlich angeregt. Hie und da schwebte dem Dichter insgeheim vor, ein Prophet der mohammedanischen Welt zu werden und im Verein mit ihr über die Balkanstaaten zu verfügen und die Westmächte auf die Knie zu zwingen.

Er fühlte sich zur gleichen Zeit wie Dante im Exil, Garibaldi der Befreier, Cesare Borgia, der einen Staat aus dem Nichts erschuf, und wie Julius Cäsar, der den Rubikon überschritt.

Inzwischen drückten in Italien die wirtschaftlichen Folgen des Krieges auf die neurasthenisch zerspaltne Seele der Nation. Diese wirtschaftlichen Folgen waren, im Verhältnis zu den Hilfsquellen und Verlusten des Landes, nicht schlimmer als anderswo. In Italien wie in jedem andern Siegerland war die Schwierigkeit zu lösen, riesige Menschenmassen zu entmobilisieren, die sich daran gewöhnt hatten, ihre Nahrung vom Staat zu erhalten, und inmitten von Gefahren und Mühsal sich zumindest über Haushalt und Geldverdienen keine Sorgen zu machen brauchten. Die Kriegsindustrie musste wieder auf Friedensproduktion umgestellt werden: hier hat der lodernde Patriotismus von ein paar Munitionsfabrikanten und Kriegsgewinnlern seinen Ursprung, die ohne Schwierigkeit Geld und Vorräte nach Fiume schmuggelten. Da waren die Kriegsverletzten, die Kranken, die Krüppel, eine zahllose Armee von Opfern, die mit ungeduldigen Fingern in die leere Staatskasse griffen. Da war die Geldabwertung, die Schamlosigkeit der neuen Reichen und die Verzweiflung der Verarmten. Da waren Ausstände, Unruhen, lärmende und staubige Sonntage, überfüllte und keineswegs pünktliche Züge, das rollende Material war durch die übermässige Beanspruchung im Kriege heruntergewirtschaftet und weder repariert noch erneuert, die Zivilverwaltung der unerwarteten Arbeitslast nicht mehr gewachsen; da waren die Kämpfe der Persönlichkeiten und Parteien, und die wundertätigen politischen und wirtschaftlichen Programme sprossen aus dem aufgeweichten Boden wie Giftpilze.

Zu diesen Sorgen, die mehr oder weniger auch für andere Länder zutrafen, kamen die spezifisch italienischen Sorgen, als Folgen der italienischen Armut. Das Anschwellen der öffentlichen Verschuldung und die Löcher im Staatshaushalt schienen — und waren — gefährlicher als in England und Frankreich; die Gefahr der Arbeitslosigkeit drohte oder war bereits Tatsache. Die Unterernährung, die Leib und Seele der Nation während der letzten Kriegsmonate gepeinigt hatte, geisterte noch immer; noch viele Monate nach dem Waffenstillstand wurden gewisse Nahrungsmittel nur

gegen Karten ausgefolgt, und die Brennstoffknappheit in den beiden Nachkriegswintern versetzte den Angestellten im Büro in reizbare Stimmung, und die Familie sass trübselig im ungeheizten Wohnzimmer beisammen, wo selbst reiche Bürger, in alte Decken gehüllt, sich neben prähistorische Kohlenbecken kauerten, die sie aus irgendwelchen verborgenen Bodenwinkeln heruntergeholt hatten.

Aber mit diesen Leiden und Prüfungen hätte man fertig werden können, wie es anderswo geschah, wäre nicht die tragische Seele der Nation in sie verliebt gewesen. Rote und Schwarze waren sich nun einig, jene gehoben durch das Gefühl der Niederlage, das diese mit solchem Erfolg verbreitet hatten; die radikalen Sozialisten waren glücklich bei der Überzeugung, dass der Krieg, gegen den sie gewesen waren, sich als Fehlschlag erwiesen hatte, und wollten darum eine Revolution machen; die Nationalisten erklärten den Frieden als Fehlschlag und wollten deshalb weiter Krieg. Zu vernünftiger und leidenschaftsloser Überlegung schien nur noch eine kleine Minderheit fähig, die zwischen dem Gelärm der beiden Extreme zum Schweigen verdammt war. Der Corriere della Sera, die einzige Tageszeitung, die noch versuchte, einen mittleren Kurs einzuhalten, war in seinem Gebäude im Zentrum Mailands moralisch isoliert; seine Redakteure dachten wohl kaum, dass nur eine Handvoll Leute von den Hunderttausenden, die gewohnheitsmässig die Zeitung kauften und lasen, auch ihre Meinung teilte.

Unter dem Druck der Umstände trat Nitti im Juni 1920 zurück, und die Nachfolge war schwierig. Zuletzt wurde der alte Giolitti wieder berufen. Er hatte den Krieg nicht gewollt und war als Führer der Neutralitätspartei beschimpft und bedroht, ein Vaterlandsverräter genannt worden. Nun kam er aus seiner mehr oder weniger freiwilligen Haft und Stille hervor und stand, unglaublicher Weise, wieder am Steuer. Die Jahre und die Prüfungen hatten die Spitze seines Witzes etwas stumpfer gemacht; eine wohlwollende Würde war nun in seinem Tonfall, wie wenn er väterlich sagen wollte: „Kinder, ich habe euch gesagt, macht keinen Krieg. Nun will ich sehen, was ich für euch tun kann." Die Logik des Gefühls empfand die Rückkehr Giolittis nur als ein neues Eingeständnis der nationalen Niederlage.

Aber der alte Staatsmann, der unfähig gewesen war, die gewaltigen historischen Entwicklungen von 1914 und 1915 zu begreifen, war, oder schien doch wenigstens mehr als alle anderen, den gewöhnlichen und selbst den aussergewöhnlichen Problemen der

inneren Verwaltung und Massenpsychologie gewachsen. Er glaubte ehrlich an den Staat und die Nation über den Parteien, und seine Rückkehr an die Macht verbreitete vorübergehend ein Gefühl von Festigkeit, so wie wenn ein paar Fässer Öl rund um ein Boot auf stürmischer See entleert würden.

Der Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten im Kabinett Giolitti war Carlo Sforza, ein Berufsdiplomat, der den Krieg teils an der Balkanfront, teils im Zivildienst verbracht hatte, besonders als italienischer Gesandter bei der serbischen Regierung. Er war in der Öffentlichkeit noch so gut wie unbekannt, und seine besondere Haltung hatte ihm bisher nur in den kleinen Kreisen Beachtung verschafft, die mit den Ereignissen hinter der Szene vertraut waren. Er war in der nördlichen Toskana geboren, als Sohn eines nicht sehr reichen Edelmanns, der all seine Mussezeit auf das Studium der italienischen Geschichte verwendet hatte und das Risorgimento gründlich und aus erster Quelle kannte. Die Anregungen der väterlichen Bibliothek hatten Einfluss auf den Geist des jungen Sforza ausgeübt; und der konservative Liberalismus des nicht sehr begüterten Grundbesitzers machten ihn zu einem Anhänger Cavourscher Gedankengänge, die er freilich mit gewissen Elementen der Mazzinischen Lehre verband. Mit dieser wahrlich ungewöhnlichen Vorbereitung suchte er die Probleme des Weltkriegs zu verstehen; seine Interpretation war orthodox, wenngleich ohne rhetorische Übertreibung; die einzige, die auch die Führer und Dichter des Risorgimento hätten geben können; sehr früh wurde er sich der Gefahren und der Widersinnigkeit des drohenden italienisch-jugoslavischen Streites bewusst und machte jede Anstrengung, ihn zu verhindern. Einmal, im Jahre 1917, kam er mit Paschitsch nach Rom, dem serbischen Minister und fast diktatorischen Beherrscher seines Landes, der sich weitestgehend mit Italien zu verständigen wünschte und eigne Vorschläge zu machen hatte, die Sforza für empfehlenswert hielt. Sonnino empfing beide höflich, hörte Paschitsch aufmerksam an und verabschiedete sich dann von ihnen ebenso höflich, wie er sie empfangen hatte, und ohne sein steinernes Schweigen ein einziges Mal gebrochen zu haben.

Dieser Sforza hätte der Mann Italiens und ein Mann Europas in Paris sein sollen, als Bundesgenosse und Berater Wilsons. Doch es war schon ein grosses Wunder — das vermutlich dem Takt seines amtlichen Verhaltens und dem verbindlichen Lächeln zu danken war, das die Strenge seiner Überzeugung milderte — dass er noch nicht entlassen worden war und seine Dienste immer

noch zur Verfügung standen. Seine grosse Gelegenheit kam mit einer unglückseligen Verzögerung, als die weltumfassenden Gelegenheiten von Paris und Versailles bereits verpasst waren; aber die italienisch-jugoslavische Frage war noch ungelöst, und hier tat er, was getan werden musste.

Der Vertrag von Rapallo zwischen Italien und Jugoslavien wurde im November 1920 unterzeichnet. Italien erhielt im Nordosten alles Land bis zum Alpenkamm und sogar über die traditionellen Grenzen der Halbinsel hinaus, wie Dante sie beschrieben hatte. Dalmatien, oder genauer: der Bezirk von Sebenico, kam an Jugoslavien; hingegen verblieb Zara, die einzige italienische Gemeinde Dalmatiens, zusammen mit einigen slavisch bevölkerten Inseln, bei Italien. Fiume wurde eine Freie Stadt, in deren Verwaltung und Schutz sich Italien und Jugoslavien teilen sollten, doch unter Vorkehrungen, die eine spätere Verständigung und friedliche Teilung mit Leichtigkeit vorausahnen liessen.

Aber schon der Vertrag von 1920 gab Italien, das noch ein Jahr früher, im Frieden mit Österreich, die nördliche Alpengrenze bis zum Brenner erlangt hatte, eine natürliche Abrundung, wie kein anderer europäischer Staat sie aufzuweisen hatte. Die Einheit aller italienisch sprechenden Stämme war mit einer Vollständigkeit erreicht, die Frankreich und allen älteren Staaten ausser England unbekannt war. Militärischen und geographischen Dogmen gefügig, die einem anderen Standpunkt vielleicht als Aberglauben erschienen wären, hatte Italien in seine Grenzen mehr fremdsprachige Gebiete, deutsche und slavische, einbezogen, als wünschenswert war. Aber Europa ist ethnographisch so zersplittert, dass eine untadelige Grenzziehung auf Grund von Sprache und nationalem Zugehörigkeitsgefühl eine schiere Unmöglichkeit darstellt, und die Italien im Widerspruch zur buchstabengetreuen Befolgung des Nationalitätsprinzips gewährten Ausnahmen nicht minder zu rechtfertigen sind als die Frankreichs im Elsass und weit einwandfreier als das, was in Mittel- und Osteuropa geschah. Damals durfte man auch die berechtigte Erwartung hegen, dass Italien, das Land Mazzinis und Garibaldis, mit Klugheit und Grossmut an die Aufgabe herantreten würde, einige hunderttausend neuer Bürger in den italienischen Staatsverband einzugliedern, die von der Volksgemeinschaft, zu der sie zu gehören wünschten, abgetrennt waren.

Aber was den Vertrag mit den Jugoslaven vor allem auszeichnete, waren nicht seine territorialen und wirtschaftlichen Klauseln,

sondern der freundschaftliche Geist, der die Verhandlungen und das Dokument erfüllte. Dies war der erste und einzige Friedensvertrag nach dem Kriege, der von den Verhandlungspartnern frei abgeschlossen wurde; alle anderen waren Diktate gewesen, die der Sieger dem Besiegten aufgezwungen hatte. Die italienischen und jugoslavischen Regierungen schienen, im Namen der besten Köpfe ihrer beiden Länder, an eine Zukunft des Friedens und der Zusammenarbeit zu glauben; sie dachten und handelten als Europäer; der Geist des Risorgimento war wieder lebendig; und das Ereignis, ein Vorbild für das, was überall in Europa hätte sein sollen und in der Zukunft vielleicht noch sein wird, wurde in einem Gedenkstein gefeiert, den kalte fascistische Wut ein paar Jahre später in Stücke hieb.

Die Schwarzen und d'Annunzio, der Herr von Fiume, erkannten den Vertrag von Rapallo nicht an. Verrat war ihr übliches, tödlich monotones Geschrei. Sie gedachten, die Truppen, die seit dem Waffenstillstand den Italien im Londoner Vertrag zugesicherten Abschnitt Dalmatiens besetzt hielten, zur Revolte aufzuhetzen und so die Klauseln des neuen Vertrages, auf Grund derer Sebenico und das angrenzende Gebiet geräumt werden mussten, zunichte zu machen. Millo, ein Admiral, der während des libyschen Krieges beinah die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwungen hatte, schloss sich d'Annunzio beinah mit der Flotte an, die er beinah dem Staat stahl; ein königliches Handschreiben, das, auf den eindringlichen Rat Sforzas, an ihn abging und den Admiral an seinen Fahneneid erinnerte, verhinderte den Verrat in elfter Stunde.

D'Annunzio selbst schwor mit dem stärksten Aufwand seiner biblischen Beredsamkeit, er werde die heilige Stadt (oder Stadt des Brandopfers, wie er sie gewöhnlich nannte) nie preisgeben, und die feigen Henkersknechte Giolittis und Sforzas sollten nur über seinen blutigen Leichnam nach Fiume gelangen. Etwas Grauenhaftes stand bevor: Brudermord und der Tod eines grossen Helden und Dichters, dessen Opfer das Zeichen zum Bürgerkrieg und zu einer nationalen, vielleicht internationalen Katastrophe geben würde.

Italienische Regierungstruppen erschienen kurz vor Weihnachten vor Fiume. Eine Granate explodierte an der Fassade des Regierungsgebäudes, nicht weit von d'Annunzios Balkon.

Es ist leicht zu sagen, dass der Dichter zu sehr Dichter war, um ein wirklicher Caesar zu werden; es wäre wahrscheinlich gemein, anzunehmen, dass sein persönlicher Mut versagt hat. Anständiger

ist die Annahme, dass er, vor die Notwendigkeit nicht wieder gut zu machender Entscheidungen gestellt, Blutvergiessen verabscheute und die zarte Künstlerhand sinken liess.

Trotz seiner Bestürzung gab es ein paar Tote: ein blutiges Weihnachten. Dann erklärte der Dichter, es lohne sich nicht, für Italien zu sterben. Still und unbelästigt begab er sich nach seinem Sankt Helena: einer zwischen Oliven- und Lorbeerbäumen gelegenen Villa am Westufer des Gardasees.

Nur konservative Optimisten konnten glauben, das Ende des Abenteuers bedeute Italiens Gesundung. Was Giolitti und Sforza zu tun vermocht hatten — es war zu spät. Militärische und chirurgische Operationen und selbst meisterhafte internationale Verträge sind von geringem Nutzen, wenn der Geist einer Nation verrückt ist.

Rote und Schwarze fuhren fort, an der Nation zu zerren, nach dem Fall von Fiume wie vorher.

Doch die Roten hatten keinen grossen Führer. Und die Schwarzen hatten den ihren verloren, seit d'Annunzio sich in sein freiwilliges Gefängnis zurückgezogen hatte.

Endlich lag die Bahn für Mussolini frei. Er konnte mit dem Winde fahren.

MUSSOLINI

Die Gegenwart macht die Vergangenheit verständlich.

Italien war ein Schlachtfeld von Roten und Schwarzen, während die Schatten dazwischen mehr und mehr verblassten.

Hätte es ein Orakel gegeben und wäre es befragt worden: „Wer wird Herr sein in Italien?" Das Orakel hätte geantwortet: „Einer, der zugleich ein Roter und ein Schwarzer ist."

Doch da war kein Orakel, und Mussolini selbst, der Rot-Schwarze, kannte nicht die Zukunft.

Während des Abenteuers in Fiume hatte er offen für d'Annunzio Partei ergriffen und ging so weit, wiederholt zu erklären, dass die wahre Regierung Italiens sich in Fiume befände und nicht in Rom. D'Annunzio hatte mit ihm gerechnet und gehofft, dass im gegebenen Augenblick eine von seinen römischen Freunden und Mussolini geführte nationalistische Revolution aufgeflammt wäre, die verfassungsmässige Regierung gestürzt und ihm die Macht und den vierzehnten Sieg beschert hätte.

Aber Mussolini hielt die Zeit noch nicht für reif. Ausserdem liebte er nicht, die zweite Geige zu spielen, und das hätte er, als zweitrangiger Journalist und Politiker mit bescheidenem Kriegs-

ruhm, gemusst, wäre die Führung an einen berühmten Dichter und Helden gefallen.

Versprechungen wurden stürmisch gegeben und klüglich nicht gehalten. Auch Geld wurde von Mussolini für d'Annunzio gesammelt und unter den verschiedensten Vorwänden nicht abgeführt. Obwohl er im stillen die Aktion erwog, hörte Mussolini doch mit einem Ohr auf die unparteiischen Ratschläge, die einige Industriellen und Plutokraten ihm zuflüsterten. „Du hast", sagten sie, „eine grosse Aufgabe in der Innenpolitik zu erfüllen. Warum willst du dich in eine unglückselige internationale Affäre einlassen?"

Vielleicht erinnerte er sich, als d'Annunzio zusammenbrach, der alten Weisheit, von wie wenig Nutzen Dichter und Dichtersworte sind, wenn der Augenblick für wirkliches Handeln gekommen ist. Nicht nur, dass d'Annunzios Taten mit dem riesenhaften Format seiner Worte nicht Schritt hielten — von Anfang an hatte eine wunderliche, eine literarische Verzerrung in seiner Methode gelegen. Was wäre aus Lenin geworden, hätte er, anstatt direkt sich Petersburg zum Ziel zu setzen, das Herz und Hirn Russlands, damit begonnen, eine Sowjet-Republik in der Krim oder im Kaukasus zu errichten? Nichts hätte sich ereignet. Aber genau das hatte d'Annunzio versucht; Mailand und Rom von Fiume aus zu erobern und auf der Linie des geringsten Widerstands und mit der geringsten Gefahr Herr der Nation zu werden, indem er sie am äussersten Ende ihres Schopfes packte. Nicht einmal die Locke war in seiner Hand verblieben.

Es ist ein müssiges Spiel, sich Gedanken darüber zu machen, ob Mussolini vielleicht die Biographie Cola di Rienzos kannte, die d'Annunzio einige Jahre vor dem Krieg veröffentlicht hatte: eine verblüffende Selbstprophezeiung und Selbstverhöhnung. Die Ähnlichkeit lag sowohl im Wesen der beiden, des Schreibers und des Dichters, wie in ihrem katastrophalen Ende. Trotz der Verachtung, die der Dichter auf seinen Vorläufer gehäuft hatte, war doch Colas tragische Posse vor den Kulissen des mittelalterlichen Roms und mit dem entsetzlichen Ende des Hauptdarstellers weniger mittelmässig gewesen als ihre jüngste Wiederholung in Fiume. Zweifellos waren auch im Fall d'Annunzio die tragischen Elemente von Furcht und Mitleid vorhanden; die Schwermut eines selbstsüchtigen Ehrgeizes, der fast lautlos in sich zusammenbricht, mochte schon ein sensitives Herz bewegen. Doch es wäre phantastisch, Mussolini am Ende des Schicksalsjahres 1920 derartige Überlegungen zuzuschreiben.

Sein Problem war dasselbe wie immer: das Problem seiner Persönlichkeit und ihrer Erfüllung.

Er stand nun in seinem achtunddreissigsten Lebensjahr.

Seine Vergangenheit enthielt für ihn keinerlei Geheimnis und liegt vor jedem Historiker oder Biographen offen da.

Doch es gibt heute drei Arten des historischen Denkens, von denen jede die beiden andern geziemend ignoriert. Der berufsmässige Historiker denkt, unter dem gewichtigen Einfluss der spätromantischen und besonders deutschen Theorie, in Massenbewegungen und Wirtschaftskämpfen; der Einzelmensch ist für ihn eine Puppe, deren Drähte eine anonyme Hand zieht. Die Biographen — hunderte sind in den letzten zwanzig Jahren aus dem Boden geschossen — ahmen, wenn auch meist unbewusst, den Stil des Plutarch oder Cornelius Nepos nach: das Individuum ist für sie alles, und die Umgebung ein neutraler Hintergrund, wie ein grauer Vorhang, vor dem der auserwählte Hauptdarsteller und Solist seine Künste zeigt. Freud oder Jung nehmen in den Biographien oft den Platz ein, der in Geschichtswerken Hegel oder Marx gehörte: Sexualität, Leidenschaft, Libido, Hemmungen verrichten die Arbeit, die anderswo von der Dialektik der Ideen oder vom Klassenkampf geleistet wird. Der Leser, der beide Arten Bücher kennt, dürfte einigermassen in Verlegenheit sein. Vielleicht findet er seine Seelenruhe wieder, wenn er eine dritte Gattung Bücher liest, nämlich Romane. Der Romanschriftsteller, wenn er ein guter ist, weiss den Determinismus und die Freiheit, Milieu und Persönlichkeit, den Wirtschaftskampf und die anderen Nöte von Leib und Seele gegeneinander abzuwägen. Kein moderner Historiker hat die Vollkommenheit der Perspektive erreicht, die wir bei Balzac oder Tolstoi finden, sei der geheimnisvolle Satz des Aristoteles, das Epos, der Roman, und philosophischer — ja wir können hinzufügen: historischer — als die Geschichte selbst, erscheint im Lichte dieses Vergleichs als eine höchst vernünftige Behauptung.

Diese dritte Methode, die Perspektive des guten Romanciers, ist die einzige, die auf Mussolini angewendet werden sollte, wenn wir diesen unerwarteten Protagonisten der zeitgenössischen Geschichte verstehen wollen.

Gewiss, auch das Milieu spielt seine Rolle: Geographie, Chronologie, Genealogie, Soziologie.

Er wurde in einem Dorf der Romagna geboren. Diese Landschaft, zwischen Bologna und Ravenna gelegen, teils hügelig, teils

Ebene, gehört geographisch zu Norditalien, war geschichtlich aber stets mit Mittelitalien verbunden. Ihre Bevölkerung und Herrenschicht im Mittelalter werden bei Dante treffend charakterisiert. „Immer", verkündet er einer verdammten Seele, „sinnen und sannen die Tyrannen deiner Romagna auf Krieg", von einem ihrer Herren sagt er, er wechsle die politische Partei „so wie aus Sommer Winter wird"; und von einer ihrer Städte, dass sie „zwischen dem Los der Freien und der Sklaven ihr Leben fristet".

Später kam die ganze Gegend unter päpstliche Herrschaft und blieb es bis zum Risorgimento. In den Jahrhunderten des Verfalls entwickelte sie einen zynischen Katholizismus eigner Prägung, eine äusserliche Bekenntnistreue, die ihre Freude an einem überlegnen Spott hatte. Priester und Prälaten wurden, nicht selten zu Recht, mit den Augen eines Boccaccio oder Rabelais betrachtet. Der Geist der Romagna wurde höchst barock und so auch, im Einklang mit den bildenden und dekorativen Künsten, ihre körperliche Erscheinung: oft dick; die Gesten sind gewöhnlich übertrieben und die Stimmen zu laut. Der Romagnole spricht und sprach einen seltsamen Dialekt, der zugleich üppig und hart ist, mit breiten Vokalen und zischenden Konsonanten: die übrigen Italiener haben ihn gern, selbst wenn sie ihn, wie es meist der Fall ist, nicht verstehen. Die Eigentümlichkeiten seiner Phonetik sind unausrottbar. Selbst Mussolini, dem Schöpfer des Fascismus, gelang es nie, das Wort korrekt auszusprechen, das bei ihm wie Fassismo klingt.

Es geht ein sinnlicher Zauber von dem bunten Himmel und der würzigen Erde aus, die mit Obstgärten und Weinbergen bestickt, mit rauschenden Reihen von Pappeln befiedert ist. Dante, der ewig Stirnrunzelnde, konnte mit einem ritterlichen und fast lächelnden Bedauern zurückdenken an die „Ritter und Damen, Getümmel und laute Festbarkeiten, — die Liebe und Artigkeit uns teuer machten", in der guten alten Zeit der Romagna. Aber diese Tradition einer epikuräischen und doch leidenschaftlichen Pracht erlosch nie ganz. Sie war eine Romagnolin, jene Francesca da Rimini, die beim Lesen eines französischen Romans nicht umhin konnte, für alle Ewigkeit in die Arme ihres hübschen Schwagers zu sinken; ein Romagnole war der kultivierte Tyrann, der in Rimini einen herrlichen, angeblich christlichen Tempel errichtete, mehr zu Ehren seiner Geliebten als der Heiligen im Paradies. Selbst heute noch sind Wollust, Lachen und gute Laune in den Herrschaftshäusern der Stadt und auf dem Land daheim; und die

romagnolische Kost, gepflegt und würzig, ist in ganz Italien berühmt. Auch die Bauern und Fischer lassen sich, am Gestade der hellgrünen Adria oder angesichts ihrer phantasievoll bemalten Segel, die die Kanäle bevölkern, wenn sie es sich leisten können, ein herzhaftes Mahl mit einem guten Trunk schmecken, oder, wenn ihre Börsen leer sind und der Magen knurrt, fluchen sie. Christliche Milde ist nicht die entscheidende Komponente im Blut der Romagna oder „sangue romagnolo", wie der Italiener sagt.

Dieser Ausdruck weist auf den verstocktesten, heidnischen Komplex hin, der sich in Europa finden lässt. Freigebigkeit und Gastfreundschaft sind urwüchsig, die Gewalttätigkeit ist jäh, die Sünde ohne Reue, wenn überhaupt Sünde. Ein bemerkenswerter Prozentsatz der italienischen Prostitution rekrutiert sich aus der Romagna, und Priesterinnen der Venus, die in Bologna oder Imola die Weihen erhalten haben, werden oft von den Gläubigen dieser Tempel im ganzen Lande bevorzugt. Verbrechen, besonders aus erotischer und politischer Leidenschaft, sind zahlreich; und vor noch gar nicht so sehr langer Zeit hat das Brigantentum hier einige seiner glänzendsten Triumphe gefeiert. Berühmt vor allen andern war im 19. Jahrhundert ein Held der Landstrasse mit dem sonderbaren Beinamen „der höfliche Passant". Pascoli, ein Dichter der Romagna — freilich recht verschieden von der grossen Mehrzahl seiner Landsleute, nämlich mild und sanft — konnte das Lob seiner Heimat, der „sonnigen, süssen Romagna" singen und holterdipolter hinzufügen, das besagte süsse Land sei von mittelalterlichen Tyrannen wie den Guidi und Malatesta und vom Höflichen Passanten regiert worden, dem „König der Strasse, dem König der Wälder". Andrerseits konnte das gleiche, hitzige Temperament sich an höheren Zielen entzünden und zu politischen Unruhen, wenn schon nicht zu Revolutionen führen, zu kühnen Verschwörungen, wenn schon nicht zu durchgreifender Erneuerung; Mazzini und die Republikaner besassen in der Romagna einen grossen Anhang. Doch im grossen Ganzen war das Land politisch und sozial rückständig: bis zu gewissem Grade noch ein Rest Mittelalter, ein Kristallisationspunkt jener ewigen und sinnlosen Fäden zwischen „denen, die ein Wall und Graben einschliess". Unmittelbar nach der Errichtung des neuen Königreichs Italien wurde die Romagna das gelobte Land aller republikanischen Hitzköpfe: ein Phänomen, für das es keine rationale oder soziologische Erklärung gibt. Dann erschien der Sozialismus auf dem Plan, und obwohl der Romagna eine Industrie und ein Kapitalismus im

modernen Sinne so gut wie völlig fehlen, wurden sehr viele Romagnolen Sozialisten und fochten wacker — beileibe nicht gegen die Regierung oder die Kapitalisten, aber gegen die Republikaner in ihren Gemeinden. Beide Parteien, Sozialisten und Republikaner, waren sich der Tatsache nicht bewusst, dass sie nur das alte Spiel der Guelfen und Ghibellinen unter anderen Namen spielten; Italien und Europa lagen ihnen ferner als Papst und Kaiser den mittelalterlichen Partisanen. Dieser Zustand hatte in keiner anderen Gegend seinesgleichen; keine Insel war so insular wie die Romagna.

So sah das Land aus, in dem Mussolini im Juli 1883 zur Welt kam, zu Predappio bei Forli. Er sah keine nennenswerten Veränderungen während seiner Kindheit und Jünglingszeit, es sei denn, dass die Bauern und Arbeiter, Männer und Frauen zu radeln begannen und mit Lärm und Gelächter auf den staubigen Chausseen bei Sonnenuntergang ausschwärmten. Die Tavernen und Cafés, jene weit zahlreicher als diese, waren, wie sie immer gewesen sind: überfüllt mit Trinkern, Rauchern, Kartenspielern, deren Beredsamkeit, reich gewürzt mit überraschend malerischen Eiden, die Tagesprobleme im Handumdrehen löste. Ihre sozialen und wissenschaftlichen Voraussetzungen waren von sympathischer Bescheidenheit. Sie erinnerten sich dunkel an Mazzini und Garibaldi; den früheren Mazzinianer Carducci liebten sie nicht mehr; er war bis zu einem gewissen Grade eine Leuchte der Romagna, da er in Bologna lehrte, aber er war unverzeihlicherweise Royalist geworden. Ein paar von ihnen hatten gelegentlich den Umgang Alfredo Orianis genossen, des Philosophen und Romanschriftstellers, Journalisten und Historikers, halb Genie und halb Karikatur, der sich, nachdem er ohne Erfolg viele Wege des Ruhms versucht hatte, in seine romagnolische Heimat zurückzog, wo er Hegelianertum und Republikanismus, Selbstüberhebung und Religion, Psalm und Ressentiment zu einem zuckenden Chaos zusammenballte, in dem jede Art von Rebellion, vom Anarchismus bis zum Obskurantismus Gelegenheit zu donnern hatte; oft war er ein prächtiger Einsiedler, der wie Moses zu Gott sprach, dann wieder trat er ein Fahrrad zwischen den Pappeln bergan oder liess aus der stark michelangelesken Maske, die er seinem Gesicht gegeben hatte, einen Strom von Beredsamkeit auf eine Gruppe von Gelegenheitshörern rund um einen Caféhaustisch los, die, was er sagte, nicht mehr verstanden als er selbst.

Immerhin, die bestinformierten jungen Leute hatten, selbst wenn

sie Oriani nicht kannten, etwas vom Kommunistischen Manifest gehört. Sie konnten auch, wenngleich in französischer Orthographie, die Namen Kropotkine und Bakounine buchstabieren.

In solch einer Zeit und Gesellschaft verbrachte Benito Mussolini seine Kinder- und Jünglingsjahre. Er gehörte zu den Besitzlosen. Sein Vater war ein Grobschmied, seine Mutter Lehrerin.

Der Versuch, Mussolinis Charakter nach seinen Kindheitserlebnissen zu erklären, den ökonomischen Bedingungen des Milieus, hat bisher noch keine befriedigenden Ergebnisse gezeitigt. Es ist zu einfach, alles durch Armut und Revolte gegen Armut zu erklären.

Die augenfälligen Motivierungen für Mussolinis Laufbahn ausser Armut fehlen. Das ist John Gunthers Meinung und die vieler anderer. „Sein Vater, ein revolutionärer Sozialist, war der Anarchist des Dorfplatzes, jawohl; aber keine Tragödie ereignete sich in Mussolinis Leben, die mit der Hinrichtung von Lenins älterem Bruder oder Pilsudskis Bruder zu vergleichen wäre . . . Kemal Atatürks Mutter wurde von den Griechen gefoltert, und so jagte denn, nach Jahren, der türkische Diktator die Griechen ins Meer; in Mussolinis Leben gibt es keinen so dramatischen und direkten Anstoss zur Vergeltung.

Und so leicht wird niemand irgend einen ungewöhnlichen Zufall entdecken, ohne den der Duce als Grobschmiedsohn in Forli geblieben und gestorben wäre. Es ist durchaus möglich, dass, wie Bertrand Russell ausgeführt hat, die Revolution in Russland nie ausgebrochen wäre, hätte nicht ein deutscher General Lenin gestattet, durch Deutschland in einem plombierten Zug zu fahren. Es ist sehr leicht möglich, dass Sowjetrussland niemals einen Fünfjahresplan bekommen hätte, wäre nicht Trotzky in einem Wutanfall Lenins Begräbnis fern geblieben . . . Solche Zufälle, die in der Geschichte eine grosse Rolle spielen, sind nicht wichtig in Mussolinis Leben."

Das einzige, was sich sagen lässt, ist, dass er „in drückendster Armut aufwuchs. Erst mit zwanzig Jahren lernte er den Kaffee kennen. Er schlief auf einem Heubündel anstatt auf einer Matratze, und das Schlafzimmer in seinem Geburtshaus, das zum Museum gemacht worden ist, bewahrt dieses Symbol äusserster Dürftigkeit auf."

Aber selbst diese einzige konkrete Tatsache verflüchtigt sich bei näherer Betrachtung. Von drückender Armut und Hunger kann in einer mässig grossen Familie — mit nur drei Kindern —

nicht die Rede sein, wo der Vater ein selbständiger Handwerker und die Mutter Lehrerin mit einem regelmässigen, wenn auch bescheidenen Gehalt war. Ein Jahr nach dem Tode seines Bruders Arnaldo, Ende 1932, schrieb Benito Mussolini ein Gedenkbuch, erfüllt von schwärmerischen Erinnerungen an Kindheit und Jünglingsalter. Sein Zeugnis sollte als glaubhaft angesehen werden, und es klingt nicht so ganz tragisch. Gewiss, die alltägliche Kost war nicht sehr üppig, aber dies war und ist bei der überwältigenden Mehrzahl der italienischen Familien die Regel; und überdies gab es fidele Sonntage, mit Feiern, Tanzvergnügen, Pferderennen und schweren Gelagen, so recht im Stile der Romagna. Aus anderen Quellen geht hervor, dass der Vater, neben anderen Einkünften und Arbeiten, die Teilhaberschaft an einer Trattoria, einer Schenke, sein eigen nannte. „Die Strassen", schrieb Benito, „waren voll von dem Duft der Speisen, der von den vielen improvisierten Freiluft-Trattorien kam . . . Mittags setzten wir uns an den Tisch, der überreich mit Gerichten und Wein besetzt war."

Unstreitig, die Matratze, auf der die beiden Knaben schliefen, war nicht luxuriös mit weicher Wolle gefüttert; sondern ein Strohsack mit getrockneten Maisblättern, aber es besteht kein Grund zur Annahme, dass er gar so unbequem war, und jedenfalls war es nicht der Strohsack, den sich Gunther oder sein Gewährsmann vorstellt. Sie hatten ein grosses Eisenbett, das ihr Vater, der Grobschmied, selbst gebaut hatte: ein nicht ungefälliges Stück Arbeit der alten italienischen Handwerkstradition. Die Wohnung bestand aus zwei Räumen „im zweiten Stock des Palazzo Varano, und um sie zu betreten, musste man durch einen dritten Raum hindurch, der die Schule war": eine Einzelheit, die an sich schon für die Anständigkeit der Wohnung bürgt. „In der Nähe unseres Bettes stand ein Schrank aus rötlichem Holz, in dem sich unsere Anzüge befanden" — zufällig arbeitete der Schneider, der ihre Sonntagsanzüge machte, im selben Hause — „gegenüber ein Bücherschrank voll alter Bücher und Zeitschriften." Dort lasen Arnaldo und Benito ihre ersten Gedichte; dort stiess auch Benito eines Tages zufällig auf die Liebesbriefe seines Vaters an die Mutter. Er las einige. Das Bett blickte auf ein Fenster, und aus ihm hatten sie eine herrliche Aussicht „auf die Hügel und den aufsteigenden Mond hinter Fiordinano." Auf der anderen Seite vom Bett hatten sie die Kredenz für das Brot und den offenen Kamin, der selten brannte. Im zweiten Zimmer schliefen Vater, Mutter und die kleine Schwester. Die Möblierung bestand aus einer Kommode und einem gros-

sen Schrank aus weissem Holz, „in dem zuoberst neun Ballen Leintuch lagen, auf die meine Mutter besonders stolz und besorgt war." In der Mitte des Zimmers machte Benito am Tisch seine Aufgaben. Von seinen Büchern erwähnt er Hugos „Les Misérables" und die „Ethik" Ardigòs: eines der Soutane entsprungenen Priesters, der das Haupt der positivistischen Schule wurde und gleichzeitig der Herbert Spencer und Ernest Renan von Italien war.

Das ist Armut, zweifellos, jedoch kein Elend oder Schande. Der besondere Zug mit dem selten brennenden Kamin ist nicht so beunruhigend, wenn man das gemässigte Klima bedenkt. Die Jungen freuten sich, wie er überlebende berichtet, über die Schneefälle. Dies war möglich — und wäre bei einem kalten Kamin in Kanada oder Sibirien nicht so leicht möglich — eben weil Schneefälle etwas seltenes waren. Dass sie keinen Kaffee kannten, mag stimmen, aber sehr wahrscheinlich mochten sie ihn nicht; und die Mussolinis hatten sogar auf neun Jahre einen Weinberg (mit ein paar Feigenbäumen) gepachtet, der jährlich fast tausend Kilo Trauben trug. Ein toskanischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts hatte eine feurige Dithyrambe zum Preise des Bacchus und des Weins geschrieben, in dem er auch seinen gespielten Abscheu vor dem schwarzen modernen Trank bekannte: „Ich wollte lieber Gift trinken als ein Glas bitteren, grässlichen Kaffees". Volk und Kleinbürgertum der Romagna hatten ein paar Jahrhunderte später immer noch nicht das Zeitalter des Kaffees erreicht. Wenn ein gefährlicher Anarchist aus dem Mittleren Westen der Vereinigten Staaten käme, hätte es wenig Sinn, seine Entwicklung mit der Tatsache zu erklären, dass er in seiner Jugend weder Wein noch Feigen kannte, sondern nur Whisky und Äpfel (plus Kaffee).

Diese Umgebung war für Mussolini wichtig — er war gegen äussere Anregungen immer überempfindlich — doch mehr in anderen Beziehungen als grade wirtschaftlich. Sein Vater — der ein handfester Geselle mit viel Sinn für Wein und Weib gewesen zu sein scheint — gab ihm das Beispiel von Energie und lärmenden Worten, zu denen der Rhythmus seines Hämmerns in einer Szenerie von Feuer und Eisen eine passende Begleitung abgab. Es ist möglich, wie oft angenommen worden ist, dass sich ein — nicht sehr grosses — Quantum Ödipuskomplex im Knaben Mussolini entwickelt hat, mit dem Wunsch, besser oder stärker zu werden als der Vater. Daran besteht kein Zweifel, dass der Grobschmied eine unruhige und ehrgeizige Natur war. Viele Väter pfleg-

ten damals ihre Kinder mit opernhaften, klassischen, patriotischen oder sonst ungewöhnlichen Namen auszustatten, um so ihren eigenen Neigungen und unterdrückten Wünschen Luft zu machen. Während die Frage unwesentlich ist, warum Vater Mussolini seinem Töchterchen den romantischen deutschen Namen Hedwig gab, ist es wohlbekannt, dass sein zweiter Sohn Arnaldo nach dem berühmten mittelalterlichen Ketzer und Rebellen Arnold von Brescia hiess, der auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Der neue Arnoldo wandte sich dem friedlichen Studium der Agrikultur zu, promovierte und wurde später ein Lehrer dieser ruhigen Wissenschaft. Er war ein dicker, wohlwollender und oft ehrlich gutherziger Geselle; ein zärtlicher Vater, ein empfindsames Gemüt, ja später sogar ein frommer Katholik, der mit Vorliebe den lässlicheren Sünden frönte wie der Völlerei. Bis zu seinem Tode, der eine natürliche Ursache hatte, diente er loyal und mit Bewunderung seinem älteren Bruder und versuchte gelegentlich mässigend auf ihn einzuwirken, in einer Haltung, die körperlich und seelisch ein wenig vom Sancho Pansa hatte.

Den spanischen Namen Benito — der dem italienischen Benedetto entsprach — hatte der älteste zu Ehren des mexikanischen Revolutionärs Benito Juarez erhalten, auf dessen Befehl der Kaiser Maximilian erschossen worden war. Der neue Benito suchte, solange wie er konnte, ein unnachgiebiger Feind der Könige und Kaiser zu sein; dann änderte er seine Meinung und wollte selbst ein Kaiser werden.

Es ist ohne weiteres anzunehmen, dass er auch etwas von seiner Mutter erbte: besonders den herrischen Geist des Schulmeisters. Er konnte es hören, wenn sie in dem anstossenden Schulzimmer ein Wort auf die Tafel geschrieben hatte und die Kinder in rhythmischem Chor buchstabieren liess. Dies war sein erster Unterricht in Einmütigkeit. Als seine Zeit kam, wurde auch er Lehrer und sammelte vorübergehend Erfahrungen in diesem Beruf, der für viele Männer und Frauen eine tägliche Gelegenheit ist, ihre Menschlichkeit und Nachsicht zu vervollkommnen. Er fand in seinem Beruf nichts, was er nicht schon in seinem eignen Blut gefunden und geliebt hätte: den Geist der Herrschsucht und den Hass gegen Widerspruch. In der Tat ist heute ganz Italien, ein Staat von über vierzig Millionen Menschen, ein einziges Klassenzimmer, in dem alle, vom König und Universitätsprofessor bis zum einfachen Bauern mit kurzen Hosen in die Vorschule zurückversetzt sind, um dort im Chor das Wort zu buchstabieren, das

der schwarze Meister an das schwarze Brett geschrieben hat. Kleine Schulkinder mögen manchmal, wenn sie keine Ruhe geben, körperlich gezüchtigt werden; erwachsene auch.

Soweit seine Beziehungen zur Umwelt in Frage kommen, hat Mussolini aus dem Elternhaus und der Romagna eine Neigung zur Gewalttätigkeit in Worten und gelegentlich in Taten mitbekommen und eine innere Befriedigung bei geistigen Raufhändeln. Aber nicht alle in seiner Familie und Gegend waren wie er; und Menschen wachsen nicht wie Ähren auf dem Felde.

Er sog aus seiner Atmosphäre ein, was seiner Persönlichkeit passte. Späterhin erwies es sich, dass seine Persönlichkeit im Einklang mit der Atmosphäre seiner Zeit war.

Der positive Kern seines Wesens war Energie und Verlangen, nicht ganz in napoleonischem Ausmass, doch weit über dem Durchschnitt. Die negativen Züge waren: Mangel an Zusammenhang und Zielbewusstheit, mit einer Bereitschaft, den Mut zu verlieren, und einem Widerwillen gegen eine stetige Richtung.

Nur Liebe, irgend eine Art von Liebe hätte den Widerspruch aufgehoben und seine Energie in positive Bahnen gelenkt. Aber Liebe, wie Güte, ist ein Segen von oben, den er nicht hatte und auch nicht zu erringen suchte, mittels jener unschuldigen „Gewalt", die im Evangelium anempfohlen wird.

Die gescheiten, allzu gescheiten Seiten, die er in das Gedenkbuch für seinen Bruder Arnaldo eingefügt hat, können den Leser nicht täuschen. Die leutseligen Dichter, derer seine sonnige und blutige Romagna eine ganze Reihe hervorgebracht hat, und auch das bequeme Wohlwollen des toten Bruders klingt in dem Gesang auf „Güte" und „Vergeben" an, der, in schluchzender Prosa, das letzte Kapitel krönt. „Gut zu bleiben", schrieb er, „sein Leben lang: das ist der Masstab für die Grösse einer Seele . . . Wer gut ist, fragt nicht danach, ob es sich auch lohnt. Er denkt, dass es sich immer lohnt. Einem Unglücklichen beizustehen, selbst wenn er es nicht verdient; eine Träne zu trocknen, selbst wenn sie unrein ist; die Darbenden zu unterstützen, Traurigen Hoffnung zu geben und Trost den Sterbenden — das webt die Fäden der Sympathie, die unsichtbar aber mächtig die Geister verbinden und sie besser machen." „Der fascistische Staat", heisst es auf der folgenden Seite, „hat sich durch Arnaldos Tätigkeit h u m a n i s i e r t (Sperrung von Mussolini). Politische Berechnung wich den Antrieben des Herzens . . . Verzeihen können gehört zur Güte; und Arnaldo verzieh immer, selbst denen, ja grade denen, die ihn gekränkt hatten."

War nicht der Verfasser dieser Sätze sehr verschieden von dem Mann, der kurz zuvor zu Emil Ludwig gesagt hatte: „Ich bin unversöhnlich"? Hatte Gnade sein Herz angerührt? Es klang wie die Beichte eines Bekehrten.

Aber damals war er auf dem Gipfel seiner Macht, mit allen Mitteln in der Hand, um nach Herzenslust „gut" und „verzeihend" sein zu können. Viele politische Gegner schmachteten im Gefängnis, in Haft oder im Exil. Er begnadigte sie nicht. Er ehrte das Andenken seines Bruders mit einem Kranz von falschen Worten und bewies damit, dass nicht einmal seine Liebe für den Toten echt war.

Liebe war ihm nicht gegeben, und er suchte sie auch nicht. Daher entwickelte sich seine Persönlichkeit einseitig in der Richtung auf Neid und Vergeltung, und er konnte niemals seinen Verstand dazu bringen, sich auf die Suche nach dem Guten und Wahren zu begeben.

In Emil Ludwigs Gesprächen mit Mussolini (Zsolnay Verlag) findet sich eine dramatische Jugenderinnerung.

„In der Kindheit", sagte Ludwig, „hat Ihr Stolz harte Proben aushalten müssen."

„Furchtbare Dinge", sagte Mussolini leise. „Meine Mutter bat im Collegio vergebens um eine Unterstützung für mich. Bei Tisch assen wir Jungens in drei Abteilungen. Ich musste immer unten sitzen und mit den ärmsten essen. Die Ameisen im Brote der dritten Klasse könnte ich vergessen, aber dass wir Kinder in Klassen eingeteilt waren, das brennt mir noch heute auf der Seele!"

„Dafür", bemerkte Ludwig freundlich, „sind diese Leiden in Ihnen produktiv geworden."

„Sehr!" rief Mussolini lebhaft aus. „Solche unerträglichen und unverschuldeten Erniedrigungen machen einen zum Revolutionär."

Wenn die Geschichte stimmt, dann ist sie allerdings trostlos. Andere Kinder mögen ähnliche und schlimmere Erniedrigungen überstanden haben und sind doch gemässigte und freundliche Menschen geworden. Zugegeben, dass ein besonders empfindliches und empfängliches Kind von einem Gefühl der Erniedrigung den Impuls zur Empörung empfängt. Man kann sogar soweit gehen und den Ameisen — die an sehr trockenen Tagen und in sehr nachlässigen Internaten wahrscheinlich auch ins Brot der ersten Klasse gingen — und besonders der Klasseneinteilung in Mussolinis Entwicklung die Rolle einräumen, die in anderen Biographien die Hinrichtung von Lenins Bruder oder die Folterung von Kemals Mutter spielt.

Der einzige Fehler in der ganzen Geschichte und in der Schlussfolgerung ihres Verfassers ist der, dass Mussolini kein Revolutionär wurde. Er wollte garnicht wirklich, als Protest gegen die Kasteneinteilung dieses Ess-Saals, eine klassenlose Gesellschaft, in der seine Kameraden und er gleiche Rechte haben sollten. Sein wirklicher Wunsch war, in die erste Klasse zu gelangen, oder der erste überhaupt zu werden, er ganz allein. Seine Gespräche mit Ludwig fanden 1932 statt. Zu dieser Zeit waren in seinem Brot gewiss keine Ameisen; aber viele Italiener, und nicht die schlechtesten, assen ihr Brot mit den Tränen des Trennungsschmerzes oder mit den Würmern der Scham . . .

Der Wille zum Aufstieg war seiner Natur zutiefst eingeboren. Welchen Weg er wählen sollte, muss seinem Intellekt lange Zeit hindurch dunkel geblieben sein.

Ursprünglich war er ein Intellektueller. Die Schriftstellerlaufbahn muss ihm gefallen haben. Aber sie ist ein beschwerlicher und dorniger Pfad der Einsamkeit, der Plage und Enttäuschung. In diesem Intellektuellen war keine geistige Beständigkeit, und er gab sich auch keine Mühe, sie durch die asketischen Opfer zu erwerben, die für diesen Zweck erforderlich sind. In ihm war Halsstarrigkeit, doch keine Beharrlichkeit. Er war auf sofortige Ernten aus.

Der tödliche Ernst, in dem er mit Ludwig über die literarischen, dramatischen und philosophischen Versuche seiner Jugend spricht, ist der beste Beweis für seine Mittelmässigkeit. „Unter dem Einfluss von Gomperz", berichtet er, „habe ich einen Abriss der Philosophie entworfen. Das ist alles verbrannt. Leider (Sperrung vom Verfasser) ist dabei auch eine bessere Monographie über die Anfänge des Christentums umgekommen." Dies war und ist seine gewohnte Art, von sich selbst zu sprechen. Sogar in dem Büchlein, das den toten Bruder ehren sollte, spricht er bei einer Gelegenheit von seiner berühmten Ansprache an die Parteisekretäre, die er, Benito, Anfang April 1926 gehalten habe „an Bord der ‚Cavour', die mich nach Libyen brachte". Wir finden dieses amüsante Selbstlob auf Seite 47 und sind nicht darauf gefasst, dem gleichen Adjektiv noch einmal zu begegnen. Nun, wir irren. Es stolziert auf Seite 32 abermals einher: „. . . am 18. August 1926 hielt ich die berühmte Rede von Pesaro."

Mit solchem Eigendünkel wird man Graphomane, aber niemals ein Schriftsteller. Ein platt antiklerikaler und antikatholischer Roman (der über die Beschaffenheit seiner Vorstellung vom Ur-

sprung des Christentums einige Vermutungen gestattet) wurde ins Englische übersetzt, einige Jahre, nachdem der Verfasser den Gipfel der Macht erreicht hatte und sein Name wirklich in aller Welt berühmt geworden war. Der Titel, sehr bezeichnend für Wesen und Stil des Buches, lautete: „Die Maitresse des Kardinals". Ob der Roman viel gelesen wurde oder nicht, ist unwichtig. Auf jeden Fall wurde es kein klassisches Werk. Zu ungefähr gleicher Zeit wandte sich Mussolini, während er in Italien die Veröffentlichung irgend eines Dokuments, das an seine revolutionäre Vergangenheit erinnerte, und deshalb auch der „Maitresse des Kardinals" aufs strengste untersagte, wieder dem Drama zu, mit einer anderen, zeitgemässeren Eingebung. Er fand, Napoleons Zusammenbruch (verschuldet durch die Intrigen seines Parlaments) und Cavours Kämpfe müssten gute Vorwürfe für gute Stücke sein. Er rief einen bekannten italienischen Dramatiker, einen geschickten und witzigen Nachahmer Sardous zu sich und vertraute ihm seine Ideen an, zugleich mit den Entwürfen. Der Bühnendichter, Giovacchino Forzano, in dessen Busen der schöpferische Samen von oben her sich einsenkte, vollendete in beiden Fälle schlicht das Werk, begnügte sich damit, dem fertigen Entwurf die Farbe zu geben: so wenigstens hat Mussolini, der wirkliche Autor, es später seinem Freunde Ludwig dargestellt. Die Italiener durften den Namen ihres Herrn nicht auf den Plakaten lesen; aber privatim wussten sie natürlich, von wem die Meisterwerke wirklich waren; aber sie wahrten das Geheimnis und eilten diskret, wenn auch spontan, in die Theater, um Forzano zu applaudieren. Immerhin, vor dem Ausland wurde das Geheimnis gelüftet, und dort, besonders in Österreich und Ungarn, wurde zumindest eines der Diktatorenstücke aufgeführt, nämlich das napoleonische. Es wurde nicht als klassisches Meisterwerk des zeitgenössischen Theaters anerkannt; vielleicht weil der Geist der Menge träge und ein Theaterpublikum nicht sehr verschieden von einer verhassten Parlamentsversammlung ist.

Es ist wohlbekannt, dass Mussolini, wie David, ein Saiteninstrument spielt; in seinem Fall eine Geige. Nach einer halben Stunde Geigen ist er beruhigt, nach einer Stunde aufgeregt. Deshalb hat er es in diesen letzten Jahren aufgegeben. Doch während er sich keine Musik mehr gönnt, hat er auf das feinere Vergnügen ästhetischer und kritischer Betrachtung und gelegentlicher Gelehrsamkeit nicht verzichtet. Auf wissenschaftlichem Gebiet ist zum mindesten seine Naivität bewundernswert. Im „Leben

Arnaldos" bekennt er offen, er habe das „Monumentum Ancyranum, das ergreifende Testament des Augustus, das an der Mauer eines römischen Tempels in Angora heute noch zu lesen ist", in dem Magazin „Historia" gelesen, das der Verlag seines Bruders herausgab. Dort scheint er auch anzunehmen, dass die Psalmen zum Neuen Testament gehören. In den „Gesprächen" mit Ludwig war Mussolini, obwohl er behauptete, beide Teile des „Faust" gelesen zu haben, gepackt und anscheinend überrascht, als Ludwig, der ihn zu einem menschenfreundlichen Bekenntnis drängen wollte, ihm die Verse zeigte, in denen der hundertjährige Abenteurer — obwohl immer noch ein Seeräuber und Brandstifter — sich der Austrocknung von Sümpfen und dem Traum einer besseren und glücklicheren Menschheit zuwendet. Diese Verse sind ausserordentlich vertraut nicht nur dem wirklichen Goetheleser, sondern jedem italienischen Opernbesucher, der Boitos „Mephistophele" gehört hat.

Die kritischen und ästhetischen Urteile sind der Dürftigkeit und Verworrenheit seines Wissens angemessen. Einem italienischen Dichter gestand er, den regelgerechten, traditionellen Vers dem freien Vers vorzuziehen, anscheinend, weil ihm Freiheit, die Freiheit anderer, nun selbst in der Dichtung ein Ärgernis war. Im Gespräch mit Ludwig streifte er im Fluge alle Künste und Jahrhunderte, mit gesegneter innerer Zufriedenheit. „Die höchste unter allen Künsten", sagte er, „ist für mich die Architektur, denn sie fasst alles zusammen." „Sehr römisch", bemerkte Ludwig. „So bin ich auch", fuhr Mussolini fort; „Griechenland hat mich nur von der Seite der Philosophie angezogen". Nach diesem atemraubenden Stück Dialog, in dem beide Teile, Frager und Befragter, darin übereinzustimmen scheinen, dass in Griechenland die Architektur eine geringere Rolle gespielt habe als in Rom, entsteht eine willkommene Pause. Sie dauert aber nicht lange, und Mussolini stösst weiter vor und vertraut seinem Zuhörer an, dass er gleich nach der Architektur am meisten die Tragödie liebt. „Das Drama hat mich immer am stärksten aufgeregt." In seiner Jugend hat er Schillers Tell geliebt und über ihn geschrieben. Wie auch über Platens Werke. Vom modernen Drama sind ihm zwei Stücke von d'Annunzio am liebsten (von denen eines in gewisser Hinsicht ganz gut ist, das andere in jeder Hinsicht sehr schlecht); er lobt Pirandello, denn dieser Autor macht „eigentlich, ohne es zu wollen, fascistisches Theater, die Welt ist so, wie wir sie machen wollen, sie ist unsere Schöpfung." Er schätzt auch Shaw, fühlte sich aber „durch

seinen Willen zur Originalität manchmal gestört." Nachdem er so zugegeben hatte, dass selbst G.B.S.' „Originalität" zuviel für seinen ästhetischen Geschmack ist, geht er zur Musik über, die seine Domäne sein sollte. Hier ist am bemerkenswertesten der Auspruch: „in ihrer Sprache ist die Musik international, in ihrem inneren Wesen ganz national . . ." und ganz vergessend, dass er erst ein paar Seiten oder Tage vorher die Existenz von Rassen vollständig geleugnet und sich bis zu der Behauptung verstiegen hatte, ein Mensch könnte sich seine Rasse aussuchen, beharrt er darauf: „Ich halte sie sogar für den tiefsten Ausdruck einer Rasse . . . Stecken Sie mich", fordert er Ludwig auf, ohne dass wir erfahren, ob der deutsche Biograph die Wette annahm, „in einen dunklen Raum, neben dem gespielt wird, und ich glaube, ich werde unterscheiden: das ist deutsche Musik, das ist französische, italienische, russische." Natürlich gibt es Ausnahmen: zum Beispiel Wagner. Hier wenigstens finden sich Diktator und Biograph. „Wagner", dekretiert Ludwig, „ist der am wenigsten deutsche unter allen unseren Meistern." Und Mussolini steigert das zu: „Wagner macht wirklich keine germanische Musik."

Wenn am Ende dieses Kapitels Ludwig Mussolini fragt, ob die Möglichkeit bestände, dass er irgendwann zur Kunst zurückkehren könnte, und Mussolini entschieden erwidert, zur „Betrachtung" kehre er nicht mehr zurück, dann verspürt der Leser eine heilsame Erleichterung.

Interessierte er sich für die Dichtung und die schönen Künste fast so sehr wie Nero, so stand er an philosophischem und besonders an theologischem Eifer Wilhelm II. kaum nach.

Als junger Mensch schrieb er 1904 eine kurze und bündige Broschüre unter dem Titel „Es gibt keinen Gott". Das Universum ist nur eine „Manifestation der Materie, die einzig, ewig, unzerstörbar, ohne Anfang und ohne Ende ist." Gott ist „eine ungeheuerliche Ausgeburt menschlicher Ignoranz". Unsere sogenannte Seele ist nichts anderes als unser Verstand, der seinerseits ein Mechanismus ist wie eine Uhr. Die Religion hat ausschliesslich wirtschaftlichen Ursprung, ist ein Kunstgriff der Könige und Unterdrücker, um die Untertanen und Sklaven im Zaum zu halten. Glauben und jede Art von Gleichförmigkeit sind das Merkmal von Tieren und niederen Rassen. Christus hat wahrscheinlich nie gelebt; wenn doch, dann war er eine kleine und dürftige Persönlichkeit (piccolo e meschino). Alles, was er in ein paar Jahren erreichte, war die Bekehrung von „einigen wenigen Dörfern und einem Dutzend

unwissender Vagabunden — der Hefe des palästinensischen Pöbels."

Viel später, als er schon ein Diktator war, geriet Mussolini für ein paar Jahre unter den Einfluss eines Jesuiten und kokettierte, wenn nicht mit dem Christentum, so doch mit dem Katholizismus. Er ging den Weg nicht ganz zu Ende, denn dort wäre er auf eine Autorität gestossen, die der seinen überlegen war: den Papst. Es verlangte ihn nach keinem irgendwie gearteten Bekenntnis, und nichts war ihm wichtiger als seine eigne Freiheit.

Doch nur solch ein eingewurzeltes Hindernis in seiner Seele, nicht theoretischer Widerspruch versperrte ihm die Strasse nach einem politischen Damaskus. Im Reich des Geistes ist seinem Geiste alles recht, jede Lehre gleich wahrscheinlich und gleich verwendbar für rhetorische Zwecke.

Die jugendliche Flugschrift erweckte den Anschein, als sei wenigstens der Hass gegen Christus tief in seiner Seele, oder seinem Verstande, verwurzelt. Jesus war für ihn nicht nur ein Zwerg, ein Knirps, sondern auf einer dramatischen Seite — die zum grössten Teil ein Plagiat war — stellte er seine allgemeine Theorie der Rache und Gewalt der ekelhaften Sanftmut des jüdischen Provinzlers entgegen.

Immerhin, als er sich mit Ludwig unterhielt, gab er schliesslich zu, dass Christus eine grosse Persönlichkeit gewesen sei, deren historische Echtheit er nicht länger anzweifelte. Er geht soweit, ihn sogar über Cäsar zu stellen, der, für ihn und für alle die Millionen, die gedankenlos die Thesen der deutschen Geschichtsschreibung nachbeten, mit dieser einen Ausnahme der grösste Mann ist, der je gelebt hat. Der Grund für diese Ausnahme wird nicht klar. Bestimmt hat er nichts mit Religion und Ethik zu tun. In den vielen Jahren, die seit dem Pamphlet gegen den Vater und den Sohn verstrichen waren, hatte er genug Musse gehabt, um zu erkennen, dass Christus keineswegs nur ein paar Dörfer und ein Dutzend Landstreicher bekehrt hat, sondern, dass es ihm gelungen ist, ein noch grösseres Reich zu erobern als Caesar. Seine neue Bewunderung für Christus ist auch wieder nur eine Verbeugung vor Ruhm und Macht. Anderenfalls hätte er versucht, ein Christ zu werden.

Im Gegenteil, weit entfernt von einer ehrlichen Gesinnungsänderung gegen das Christentums, hatte er kurz vorher, bei einem seiner Geplänkel mit dem Vatikan, einen abgedroschenen Gemeinplatz wiederholt, als er seinem taubstummen Parlament erklärte, das Christentum wäre wie zahllose andere orientalische Sekten

ausgestorben, hätte das Römische Reich es nicht angenommen. Natürlich verschwieg er, warum das Römische Reich das Christentum annahm und nicht den Glauben einer anderen Sekte oder überhaupt keiner.

Über Gott selbst spricht er heute etwas gemässigter und schliesst „so wenig wie Renan völlig aus, dass in den Millionen Jahren einmal eine überreale Erscheinung stattgefunden haben kann ... Es kann auch sein, dass in weiteren Millionen Jahren eine ähnliche Erscheinung sich wiederholt." Ausschlaggebend ist für ihn, dass solche „Erscheinungen" wenn überhaupt, dann in der fernsten Vergangenheit oder Zukunft stattzufinden haben, Millionen Jahre weit entfernt, und sich beileibe nicht in seine, Mussolinis, Freiheit mengen.

Warum nicht selber eine Erscheinung sein?

ANARCHIST UND KÜNSTLER

So sieht es im Geist eines Mannes aus, den so viele — mehr oder weniger zwangsläufig in Italien, doch ganz freiwillig im Ausland — ein Genie genannt haben. Eine vermittelnde Stellung zwischen italienischen und ausländischen Bewunderern nahm eine amerikanische Muse namens Ezra Pound ein, die aus einem Garten in Rapallo „Genie! Genie!" gackerte.

Es ist ein auffallender Zug in der geistigen Laufbahn Mussolinis, dass ein Fortschritt nicht erkennbar ist. Er beginnt mit der atheistischen Flugschrift, in der er Plato unter den Vorläufern des modernen Atheismus aufführt und seinen Lesern nicht vorenthält, dass Plato „ein griechischer Philosoph, ein Schüler des Sokrates" war. Er erreicht den Gipfel mit der Enzyklopädie im Taschenformat, den Gesprächen mit Ludwig, und dieser Gipfel ist so flach wie der Ausgangspunkt. In der Mitte seiner Laufbahn, als der Name Einstein plötzlich populär wurde, schrieb Mussolini einen Artikel, in dem er die Anschauung entwickelte, Einsteins Relativität bedeute, dass alles relativ, nichts absolut, und dem Politiker daher jede Ungereimtheit gestattet sei.

Theoretisch, aber auch nur theoretisch, kann ein Geist ohne alle philosophischen, ästhetischen und religiösen Interessen doch der Geist eines grossen Staatsmanns sein. Es wäre absurd, anzunehmen, dass in einer Seele oder in einem Verstand, wo solche Unzulänglichkeit und Inkonsequenz gedeihen, wie Mussolini sie durch dreissig Jahre hindurch bewiesen hat, noch Platz für Ernsthaftigkeit und wirkliche Grösse übrig ist.

Überall, doch besonders in der italienischen und danteschen Überlieferung, besteht das höchste Ideal des menschlichen Strebens in der Hoffnung, ein Dichter oder Staatsmann oder beides zugleich zu sein. Der junge Mussolini, wie so viele junge Menschen, wollte beides sein. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden.

Aber dichten und denken ist schwer, während ein Leben der Tat einfach scheint. Die subjektive Grösse oder, besser gesagt, der Ursprung von Mussolinis Glück liegt in der Entschlossenheit, mit der er — wenn man von einigen Seitensprüngen absieht — alles, was von seinem literarischen und philosophischen Ehrgeiz übrig geblieben war, dem politischen Ziel unterordnete.

Oft wird ein erfolgloser Dichter Journalist, ein missglückter Philosoph ein Redner. So war es auch mit Mussolini. Er ist in der ganzen Welt als grosser Journalist und Redner berühmt.

Die Leitung der kleinen und grossen Zeitungen, deren Chefredakteur er war, überragte nie das Niveau der gelben oder Maternpresse. Seine Leitartikel, äusserst skrupellos in ihrer Logik und in der Zuverlässigkeit der Information, übten nicht selten durch ihren sarkastischen und drohenden Ton eine rohe Wirkung aus. Das gleiche gilt von seiner Redekunst, deren wichtigstes Geheimnis, wie auch das des schreibenden Mussolini, die Ausmerzung von Worten wie „vielleicht" und allen andern ist, die auch nur das leiseste Gefühl eines ehrlichen Zweifels ausdrücken oder einflössen könnten. Eine improvisierte Dogmatik in hämmernden Rhythmen ist der Kern und das Mark seines geschriebenen oder gesprochnen Worts. Was immer er auch gestern dachte oder sagte, scheint, selbst wenn es, ja ganz besonders dann, wenn es das Gegenteil von dem ist, was er heute denkt oder sagt, aus seinem Bewusstsein getilgt zu sein und hat auch aus dem Gedächtnis seiner Leser oder Hörer zu verschwinden. Niemand darf in den italienischen Bibliotheken die Artikel aus Mussolinis sozialistischer oder anarchistischer Zeit nachschlagen, und einer seiner Höflinge sprach aufs glücklichste den innersten Wunsch seines Herrn aus, als er ganz Italien die Losung schenkte: „Mussolini hat immer recht."

Das sichtbare Bild einer solchen Geistesverfassung kann man in Filmen wie „Mussolini spricht" betrachten. Mit Grimassen und Verrenkungen, welche der Zuhörer unter dem hohen Balkon nicht sieht und die nur die scharfe Linse der Kamera festhalten kann, quetscht er sich buchstäblich Worte ab, von denen weder sein Herz noch sein Verstand weiss.

Diese barbarische Kultur und Kunst — viel schlimmer als

überhaupt keine Kultur und Kunst — ist gewiss einer der wichtigsten Züge seiner Persönlichkeit. Durchaus fehl am Platz ist das Bedauern, dass seine Armut ihm kein Universitätsstudium ermöglicht habe, und dass seine geistige Vorbildung als Volksschullehrer immer zwitterhaft blieb; die Erfahrung unserer Zeit spricht keineswegs dafür, dass die Hochschulbildung notwendig den guten Willen und wahres Wissen entwickelt: die schlimmsten Nationalisten und Kriegshetzer stammten und stammen, in Deutschland wie in Frankreich und anderswo, grade aus diesen Treibhäusern spezialisierter Wissenschaft. Auf jeden Fall hatte Mussolini persönlich das Bewusstsein, wenn er es auch sorgfältig verhehlte, dass nicht nur seine Herkunft, sondern auch die ihm zugemessene geistige Ausbildung inferior war. Diese Inferiorität suchte er durch eine schrille Dogmatik auszugleichen; das war sein Notbehelf, um die Examina zu bestehen.

Der unterdrückte Gelehrte und der enttäuschte Dichter wirkten in dem überlebenden Politiker weiter fort. Er gebrauchte jene Impulse und verbog ihre Richtung.

Es ist kaum ein Prozess nötig, wenn der Angeklagte sich selbst schuldig spricht, wenn auch, wie im vorliegenden Fall, ohne das Bewusstsein von Schuld.

Ludwig spricht:

„Sie haben sich wiederholt in den schönsten Wendungen zur Steigerung Ihrer Persönlichkeit als Lebensziel bekannt. Sie haben gesagt: ‚aus meinem Leben will ich ein Meisterstück machen' oder ‚ich will mein Leben dramatisieren'. Wie kann eine so stolze Natur dann schreiben: ‚mein höchster Zweck ist das Interesse der Öffentlichkeit'?"

Mussolinis Versuch, den Widerspruch zusammenzuflicken, ist sehr verwirrt. Er versichert, dass sich niemand von der Rasse („Interesse der Öffentlichkeit") loslösen könne, in der er geboren ist, um unmittelbar darauf lebhaft zu erklären: „Rassen gibt es nicht! Das ist eine Illusion des Geistes, ein Gefühl", und dass man danach sich seine Rasse auch wählen könne. Er vergisst nur, Ludwig mitzuteilen, wie oft er sich in privaten Ausbrüchen, vor gelegentlichen Vertrauten oder seinem armen Bruder, bitter darüber beklagt hatte, warum das Schicksal in seine Hände solch ein schäbiges elendes Material wie das italienische Volk gelegt habe, und warum er nicht in der Lage sei, sich „seine Rasse zu wählen".

Das Geständnis des Ästheten, der aus seinem Leben „ein Mei-

sterstück" zu machen wünscht und alle anderen menschlichen Wesen als toten plastischen Stoff behandelt, könnte nicht vollständiger sein. Dennoch wird es auf anderen Seiten der „Gespräche" überreich bestätigt.

Dichterische Phantasie, sagt er, ist für den Mann der Tat unentbehrlich. „Die Macht des Wortes hat für den Regierenden unermesslichen Wert. Es muss nur immerfort variiert werden. Zur Menge muss man machtvoll sprechen, logisch vor einer Versammlung" — lässt leise ahnen, warum er, der alle Vernunft und Vernünftigkeit verwünscht, beständig auf die Abschaffung aller Versammlungen hingedrängt hat — „familiär zu kleinen Gruppen." In dieser ziemlich vollständigen Beschreibung des Staatsmanns als Mimen ist eine Lücke: wie und mit welcher Technik er zu einem Mann unter vier Augen spricht, zum Beispiel zu Ludwig, wenn er auf die besonderen Wirkungen der innen- und aussenpolitischen Propaganda zielt, die er beabsichtigt.

Nur der Glaube versetzt Berge — sagt er ein andermal — nicht die Vernunft. Sie ist ein Werkzeug, aber sie kann niemals der Motor der Menge sein. Heute weniger als früher. „Die Leute haben heute weniger Zeit, zu denken Die Bereitschaft des modernen Menschen, zu glauben, ist unglaublich." Wer weiss es besser als er? — „Wenn ich dann die Masse in meinen Händen fühle, wie sie glaubt, oder wenn ich mich unter sie mische und sie mich beinahe erdrückt, dann fühle ich mich ein Stück dieser Masse. Und doch bleibt zugleich ein Stück Aversion, wie sie der Dichter gegen die Materie fasst, die er bearbeitet. Zerschlägt der Bildhauer nicht manchmal aus Wut den Marmor, weil er sich unter seinen Händen nicht genau nach seiner ersten Vision gestaltet?"

Er macht eine Pause und schliesst dann: „Alles hängt davon ab, die Masse wie ein Künstler zu beherrschen."

Der Künstler. Der Dichter. Der Bildhauer. Selbst des Dichters Aversion, selbst die berühmte Wut des Bildhauers gegen den ungehorsamen Block. All die Abfälle d'Annunzios, wo er am trivialsten ist, all der Spülicht aus der Hexenküche des kosmopolitischen Ästhetentums und moderner Dekadenz.

Noch einmal fragt ihn Ludwig sehr offenherzig:

„Waren Sie auf der Reise nach Rom" — Ludwig wusste genau, dass der Marsch auf Rom zufällig in einem Schlafwagen stattgefunden hatte — „in der Stimmung eines Künstlers, der sein Werk beginnt, oder eines Propheten, der berufen wird?"

Mussolini antwortet nur ein Wort:

„Künstler."

Tausende lasen ohne Entsetzen diese Feststellung, die endgültig ist.

Das „Meisterstück", das der Künstler Mussolini errichtet hat und zu vollenden hofft, ist aus menschlichem Fleisch und menschlichen Seelen, aus Blut und Tränen gemacht.

Timur, der mongolische Eroberer, ein Baumeister und Beschützer der Künste, baute tatsächlich Mauern aus Steinen und lebenden Menschen. Metaphorisch, wenn auch nicht weniger real in der Wirkung, entspricht dem die Architektur und Dichtung des modernen Autokraten, der Tyrannei und Krieg, Usurpation und Massenmord als schöne Künste ansieht.

Seine Theaterstücke und Gedichte verflüchtigten sich in der Welt des Möglichen oder kamen totgeboren auf die Welt des Lächerlichen. Doch wie Goethe es ausgedrückt hat: „das Unzulängliche, hier wirds Ereignis"; und was im Reich des Geistes lächerlich war, wurde tragisch in der Welt der Tatsachen.

Und dieses: die Verbindung des Lächerlichen mit dem Tragischen ergibt die einzig mögliche Erklärung für das, was man gemeinhin das Monströse nennt.

ANFÄNGE UND MISSERFOLG

Der kleine Mann war Anarchist und Künstler.

Er sagte einmal, mit grillenhafter Übertreibung, jeder Anarchist sei ein erfolgloser Diktator.

Sein Weg zur Grösse bestand darin, aus dem erfolglosen Anarchisten in sich den erfolgreichen Diktator zu machen.

Aber schon dieses Wort wäre für ihn in seiner Jugend unverständlich gewesen. Er war kein Künstler im wirklichen Sinne, und auch kein Mann von Ideen. Er konnte kein Verkünder oder Vorläufer sein, nicht einmal seiner selbst. Seine dürftige, verspätete Bildung brachte ihn noch nicht in Berührung mit der reaktionären Literatur Frankreichs und Deutschlands. D'Annunzio konnte für ihn kaum mehr sein als ein verächtlicher bourgeoiser Minnesänger.

Viele Jahre hindurch war sein Eifer, geführt oder irregeführt durch eine beinah schmerzhafte und krankhafte Witterung, auf Gelegenheiten aus und wurde immer enttäuscht .

Wer seine Persönlichkeit kennt, so wie er selbst sie mit den

wenigen Aussprüchen beschrieben hat, die wir aus der Fülle seiner Worte gewählt haben, — eine atavistische Offenbarung des Renaissancemenschen, ein Homunkulus, der sich zu einer Wirklichkeit von heut und morgen zu vergrössern wünscht — kann die Einzelheiten seiner Laufbahn ruhig übergehen. Sein Leben spielte sich ganz und gar in seinem Innern ab, wie mehrere Gesprächspartner an der Abwesenheit seiner hungrigen Augen erkannten, die den andern anstarrten, aber niemals dessen Persönlichkeit in sich aufnahmen. Was er auch tat oder erlebte, es waren abfallende Federn vom unwandelbaren Gefieder seiner Seele; alle Ideen, die er scheinbar übernahm, waren nur die Schutzfärbungen des Chamäleons.

Da auch er, Mussolini, ein menschliches Wesen und unser Bruder ist, lag in seiner frühen Manneszeit ein menschliches Moment.

Dass er, anstatt sein Leben als Volksschullehrer, Nudelesser und Albanotrinker in der heimatlichen Romagna zu verbringen, in die Schweiz auswanderte, um dort sein kärgliches Brot als Handarbeiter im Schweisse seines Angesichts zu verdienen und an Debatten teilzunehmen, in denen er Gott verneinte und Christus bespöttelte, dafür aber das Evangelium allgemeiner Brüderlichkeit und des Weltfriedens verkündete; dass der wirkliche Zweck seiner Hegira der Wunsch war, sich dem Militärdienst zu entziehen und seine Freiheit zu erringen; dass er eingesperrt wurde und man ihm die Fingerabdrücke nahm; dass er manchmal unter den Pfeilern einer Eisenbahnbrücke schlief oder Zuflucht suchte; dass er bei einer Gelegenheit zwei Engländerinnen, die in einem Garten Picknick hielten, Essen wegriss: dies war und ist sein wirklicher Ruhm. Der Tadel für die Verstösse gegen das geschriebene und ungeschriebene Gesetz hindert nicht, dass man mit dem einsamen Kämpfer, der sein Leben auf eigene Gefahr zu leben trachtete, Sympathie empfindet. Charlie Chaplin hätte anerkannt, was er tat und litt; zuerst hätte er auch den Menschen anerkannt, der es litt und tat.

Dann kam, beschleunigt von der Genfer Polizei, der wichtige Entschluss, nach Italien und in die Romagna zurückzukehren. Er hatte als Einzelgänger versagt, den asketischen Forderungen des wahren Anarchismus nicht genügt, so wie er der qualvollen Selbstgenügsamkeit des wahren Künstlers nicht gewachsen gewesen war. Er fand wieder Berührung mit seinen Leuten und mit seiner Heimat.

Die Jahre zwischen 1909 und 1914, vom 26. bis zum 31. Lebensjahr, umschliessen seine ganze Laufbahn als sozialistischer Zeitungsmann und Organisator. Eine kurze Zeit lang lebte er in Trento, der italienischen Stadt, die zu jener Zeit noch unter österreichischer Herrschaft stand. Dass er während dieser Monate für den nationalen Irredentismus der Stadt empfänglich war, in der er zufällig lebte, ist eine Legende, die eine Freundin Mussolinis viele Jahre später erfand. Selbst wenn sie wahr wäre, bewiese sie doch nur seine bereits wohlerprobte Bereitwilligkeit, sich der Umgebung anzupassen. Ideen als solche hatten für ihn niemals einen Wert.

Auf jeden Fall vergass er unmittelbar danach vollständig seine Trienter Erfahrungen. Seine fünf Jahre in Forli und später in Mailand waren ein einziger Kampf gegen Vaterland und Volk.

Die Daten und Einzelheiten dieser Periode sind unwichtig. Was ihm geschah und was er tat, war nur eine Allegorie seiner solipsistischen Seele. Nicht weniger unwichtig ist der finanzielle und sexuelle Klatsch.

Wenn er sagt, dass Geld und Reichtum niemals eine Anziehungskraft auf ihn ausgeübt haben, so spricht er die Wahrheit. Er nahm sein Essen, sein Obdach und seine Kleider, wo und wie er konnte: von Freunden und Gönnern, aus Parteifonds, von Gewerkschaften. Später, 1914, nahm er Geld von der französischen Regierung, um seine eigne Zeitung zu gründen. Noch später, 1919, konfiszierte er Gelder, die ihm anvertraut und für d'Annunzio und Fiume bestimmt waren. Abermals später, 1935 und 36, zog er, die lebende Inkarnation des Staates, die Beiträge der Industrie, die Rücklagen der Banken ein und streifte den Bauernfrauen die Eheringe ab.

Wer für den Altar lebt, lebt vom Altar. Der heilige Paulus hat das gesagt. Mussolini ist und war niemals auf sein Glück und seinen Reichtum aus, wohl aber auf seine Freiheit, seine Macht.

Es scheint zutreffend, dass er wegen Völlerei und ähnlicher lässlicher Sünden nicht in die Hölle kommen wird. In Arbeitspausen trinkt er ein Glas Milch. Er ist Abstinenzler, raucht nicht; von Zeit zu Zeit durchbricht er seine vegetarische Lebensweise und isst „einen kleinen Fisch". Jede höchste Qualität, selbst das absolut Böse, erfordert ein gewisses Mass von Tugend, sogar von Verzicht. Mit dem konventionellen Typus des klassischen Tyrannen, der ein Wollüstling, ein Faulpelz, ein Prasser und ein Harpagon war, hat Mussolini aufgeräumt. Diese besondere Originalität und

Grösse muss ihm zugebilligt werden: dass er in allen Lebensstufen (Hitler hat ihn darin später nachgeahmt) die Tugend als ein Werkzeug des Bösen benutzt hat.

Angeblich soll er ein Vermögen aufgehäuft haben, daheim und im Ausland. Selbst wenn das stimmte, wäre sein Vermögen nur eine Rücklage für einen politischen Notfall, keine Quelle tatsächlichen oder eingebildeten Vergnügens. Napoleon wurde der „nicht amüsierbare" genannt, der Mann, den nichts und niemand unterhalten konnte. Mindestens in dieser Hinsicht hat der Schüler den Meister übertroffen. Die Uneigennützigkeit seiner Selbstvergötterung ist über allen Zweifel erhaben.

Aus demselben Grunde haben alle Geschichten über seine pathologische Veranlagung keinerlei Bedeutung. Eine Mussolini-Biographie im Stil einer Chronique scandaleuse bleibt unergiebig: ein Nebel über einem Geheimnis.

Soweit das Interesse des Historikers und nicht der Schwätzer in Frage steht, ist anzunehmen, dass Freud über Mussolini nicht sehr viel auszusagen hätte. Er würde den Fall vermutlich seinem Kollegen Jung übergeben, in dessen Auffassung jedes Einzelphänomen im Leben eines Individuums, das sexuelle einbegriffen, eher eine Manifestation als den Kern des allumfassenden Ichproblems darstellt.

Zwei Frauen hatten, soweit der Historiker interessiert ist, einen bestimmten Einfluss auf Mussolini. Die erste war eine russisch-jüdische Emigrantin, die ihm die Überzeugung einzuflössen suchte, dass die Zukunft der sozialistischen Revolution gehöre, in der er für Italien dieselbe Rolle spielen sollte, wie Lenin für Russland. Die zweite war eine italienisch-jüdische Schriftstellerin, eine ehemalige Sozialistin, doch unausrottbar im Mittelstand verwurzelt, in dem sie aufgewachsen war. Sie führte Mussolini, den Sohn des Grobschmieds, in die bürgerliche Gesellschaft ein; doch da sie einen Anstrich von kosmopolitischer Kultur und Kunst besass und mit den Ausläufern der französischen Dekadenz wie Syndikalismus und Neo-Monarchismus vertraut war, half sie ihm den sozialistisch-nationalistischen Cocktail mischen, mit dem er, mehr eifriger Mixer als ehrlicher Trinker, später sein Volk und verschiedene andere in einen Rauschzustand versetzen sollte.

Beide Jüdinnen, die Russin und die Italienerin, waren für ihn geistige und nützliche Erlebnisse: Werkzeuge, die dem einzigen Ziel dienten, das seinen Willen entflammte. Frau und Kinder bekamen erst viel später grössere Bedeutung, als er, bereits ein Diktator,

beschloss, seine neue Lehre von Staat und Kirche praktisch vorzuleben.

Personen und Ereignisse waren ebenso wie die Ideen nur Schatten seines Innenlebens, an sich wesenlos. Dieser Umstand macht jede detaillierte Biographie Mussolinis unergiebig und ermüdend, denn seine Erlebnisse und Handlungen, in ihrem Wesen willkürlich, sind nur durch den Druck einer wechselnden Umgebung auf seine Begierde bestimmt, die, unveränderlich, gegen die Richtungen und Eigenschaften indifferent bleibt und nur auf den Grad der Intensität oder auf Mass und Tempo seiner eigenen Genugtuung reagiert. Das macht auch jede Diskussion über seinen Sozialismus und über seine sogenannte Bekehrung zu etwas anderem bedeutungslos.

Sozialismus, wie er ihn zwischen 1909 und 1914 propagierte und lebte, war ein fabrikfertiges Produkt, das sein soziales Milieu ihm übermittelte. Die Säulen des orthodoxen Marxismus waren von der wissenschaftlichen Kritik innerhalb und ausserhalb der Partei bereits erschüttert; zur gleichen Zeit schien die sozialistische Strömung bei der Intelligenz zu verebben. Mussolinis Geist, in der Wahrheitsfindung ungeübt und deshalb langsam und passiv, bemerkte weder das eine noch das andere. Er stand zu den Grundsätzen der sozialen Revolution, wie sein Vater oder sein russischer Freund, in Predappio oder in der Schweiz, sie ihm übermittelt hatten, ohne zu der Entwicklung der sozialistischen Theorie persönlich irgend etwas beizutragen. Der Kapitalismus und der kapitalistische Staat, der Staat schlechthin — d.h. Macht und Reichtum der privilegierten Stände — waren die Zielscheiben seines Neides; Weltverbrüderung und Weltfriede in der klassenlosen Gesellschaft waren streng orthodox seine angebliche Hoffnung.

Vier Elemente der italienischen und europäischen Kultur wirkten auf seine Persönlichkeit oberflächlich ein, ohne sein Wesen auf die Dauer zu durchdringen.

Es scheint, dass er in der Schweiz irgendwie mit Vilfredo Pareto, Professor in Lausanne, in Berührung kam — dessen „Geist und Gesellschaft" allerdings erst 1916 erschien. Die Bedeutung dieses Zusammentreffens ist durch die Fabel später vergrössert worden, bis im Jahre 1937 die Lausanner Fakultät ohne zu erröten dem Gasthörer früherer Zeiten den Ehrendoktor verlieh. Auf jeden Fall war da in Paretos Geschichtstheorie ein pessimistischer Sarkasmus, ja ein Hohn und eine ruhelose Bitterkeit, die Mussolinis Naturell entgegenkam. Da war ferner eine vielversprechende

moralische Indifferenz gegen jede Art politischer Doktrin und Praxis, die ausnahmslos einem sozialen Determinismus unterstellt wurden, der ebenso eisern war wie der Mechanismus der Natur. Diese Indifferenz neigte, wie jede Art moralischer Indifferenz, unvermeidlich nach der Seite des Bösen. Paretos Mechanismus liess unerklärlicherweise einen grossen Raum für die Willkür des Individuums frei und bot eine Art aristokratischen Anarchismus. Die Allgemeintendenz ging, wenn auch verworren, auf Reaktion und antidemokratische Involution. In Mussolini senkte diese Folgerung sich ein, um in der Zukunft Früchte zu tragen.

Als er nach Italien zurückkam, fand er d'Annunzios Ruf festbegründet, nicht länger mehr auf kleine intellektuelle Zirkel beschränkt, sondern in breiten Bevölkerungskreisen verbreitet; die Persönlichkeit des Dichters überschattete alle anderen Schriftsteller. Mussolini kam mit d'Annunzio nicht in Berührung, der weit über ihm stand, aber er zog aus dem Werk des Dichters und Dramatikers einige Leitsätze der Gewalt und Revolte. Darüber hinaus fand er bei d'Annunzio einen weiteren Anstoss zu seinem Kulte Nietzsches, von dem er einige Jahre vorher zumindest Teile gelesen und natürlich nur das übernommen hatte, was ihm passte — die Idee und das Wort vom Übermenschen und der blonden Bestie — mit der stillschweigenden Korrektur, dass der Übermensch auch südlich dunkle Züge haben könnte. Immerhin dauerte es mehrere Jahre, bevor er unter den tatsächlichen Einfluss von d'Annunzios ganzer Persönlichkeit und Lehre geriet. Schliesslich änderte er eines Tages sogar seine Schrift, die bis dahin eine gewöhnliche Kursivschrift gewesen war, in den steifen, anspruchsvollen Stil mit gebietenden grossen Buchstaben und Ecken, scharf wie Bajonnette, die die ganze Welt nunmehr als seine eigne kennt, die aber in Wirklichkeit eine Nachahmung der grössenwahnsinnigen Schreibkunst ist, die d'Annunzios Gänsekiel über vierzig Jahre lang auf seinem prachtvollen handgeschöpften und mit Wasserzeichen versehenen Bütten entfaltet hatte.

Das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts sah auch den breiten Erfolg der Philosophie Croces, die ein grösseres Publikum erfasste, als sein Fach es für gewöhnlich findet. Sie wurde Idealismus oder Neu-Idealismus genannt. Vom Idealismus konnte auch Mussolini auf seine Art für seinen Geist Nahrung schöpfen. Philosophischer Idealismus war für ihn die Lehre, dass Geist und Wille, mehr noch: dass der Wille und der Geist des Einzelnen die Welt erschaffen, die an sich gar nicht vorhanden ist.

Viertens und letztens: er kam in oberflächliche Berühung mit einer Gruppe junger Leute in Florenz, die Wochenschriften und Magazine herausgaben; sie dienten ihnen als Laboratorien für unzulängliche geistige Erfahrungen und künftige Meisterwerke. Nichts hatte Bestand ausser dem Glauben, dass die Jugend das höchste ist, und dass es die Aufgabe einer schmucken Schar wie der ihren sei, das Gebäude des Akademikertums und Konservativismus zu untergraben und ein neues nach einem stets wechselnden Entwurf zu errichten, für Leben und Traum, Dichtung und die schönen Künste. Marinetti und der Futurismus waren mehrfach mit der sogenannten Florentiner Bewegung verbunden.

Alle diese Richtungen, gleichlaufend mit der Zersetzung der zeitgenössischen Kultur in Frankreich und anderswo, waren mehr oder weniger deutlich reaktionär gefärbt. Die Demokratie in irgend einer Form und das Bürgertum waren an der Macht; der italienische Sozialismus, kreuzbrav und sentimental, schien ein Nebenprodukt der demokratischen Bourgeoisie. Es galt als höchst modern, Demokratie, Bourgeoisie, Liberalismus und Sozialismus in einen Topf zu werfen.

Croce selbst, der in vieler Hinsicht allen andern überlegen war, hatte den Sozialismus seiner Jugend aufgegeben und sich eine Ideologie geschaffen, die mit dem wirtschaftlichen und politischen Konservativismus oder konservativen Liberalismus nicht ganz identisch war, obwohl das für ihn als Grundbesitzer und Gelehrten die natürliche Weltanschauung gewesen wäre.

In seiner 1909 veröffentlichen „Philosophie des Praktischen" hielt er Machiavells Macht- und Staatstheorie aufrecht und lieferte auch eine theoretische Verteidigung der Heiligen Inquisition, die wirklich heilig war, wie er, obwohl nicht im mindesten katholisch, nachdrücklich betonte; ein Beispiel für die Unvermeidlichkeit und philosophisch legitime Gewaltanwendung in der Politik. Ungefähr zur gleichen Zeit veröffentlichte er eine italienische Übersetzung von Sorels „Betrachtungen über die Gewalt", die er mit einem sehr schmeichelhaften Vorwort versah und mit seinem ganzen publizistischen Einfluss propagierte. Das kleine Buch, ein Muster geistiger und moralischer Unordnung, verbannte aus dem Sozialismus alle Züge von Menschenfreundlichkeit und rationalem Finalismus, Züge, die er selbst bei seinen feurigen deutsch-jüdischen Propheten aufgewiesen hatte, und tauchte ihn in ein Ragnarök, in ein Wagnersches Zwielicht: träumte einen fröhlichen Traum von allgemeinem Umsturz, den er religiöse Erhebung oder Erneue-

rung oder Syndikalismus oder den schöpferischen Mythos des Generalstreiks nannte. Croce war von Sorel entzückt, weil der Widerstand des Franzosen gegen Optimismus, Pazifismus, Humanitariertum und all die anderen kitschigen Ideale des achtzehnten Jahrhunderts, die er stets und von ganzem Herzen verabscheute, in seinen Augen moralischen Wert besass. Aber der Erfolg des Buches übertraf seine Erwartungen bei weitem. Es vereinigte zu einem Schaum die geistigen Hysterien des zeitgenössischen Italien. Nun konnte sich selbst der kleinste Schreiber aus d'Annunzios Heerschar auf eine Philosophie, ja, eine Mystik berufen, die eine Rechtfertigung seiner heroisch-erotischen Wachträume war.

Aber Mussolini war noch nicht soweit. Noch hörte er nicht auf die schwarzen Ratschläge, die mehr oder weniger ausgesprochen in diesen schwärzlichen Tendenzen enthalten waren. Er hielt noch immer an der Überzeugung fest, dass ein revolutionärer Sozialismus seine Gelegenheit sei. Gewiss, er holte sich von Pareto und Sorel, d'Annunzio und Croce soviel geistige Waffen, wie er für seinen Kampf gegen den pflaumenweichen Sozialismus der Partei und seinen Hass gegen kompromisslerische, freimaurerische, halbbourgeoise Methoden sozialistischer Politik benötigte oder wünschte. Alle vier und auch seine gelegentlichen Florentiner Bekanntschaften interpretierte er als Lehrer eines radikalen Machiavellismus in einer politischen Schule, deren Wappenschild mehr Platz für den Löwen als für den Fuchs hatte und gar keinen Platz für die Taube. Aber die direkte, aufständische Aktion, nach der ihn gelüstete, war immer noch hundertprozentig rot; am Ende des Kampfes sah er immer noch, oder glaubte zu sehen, eine klassenlose, befriedete, wissenschaftliche internationale Gesellschaft. Selbst Nietzsche, der Prophet, den er später als einen Herold der Tyrannei und des Krieges um des Krieges willen ausschlachten sollte und den er früher als einen Wegbereiter des Anarchismus verehrt hatte, war zu dieser Zeit für ihn ein doppel- oder vieldeutiges Orakel, und er zögerte nicht, auf seine Art einen berühmten Nietzschesatz zu ergänzen und ihm den Heiligenschein einer sozialistischen Voraussage, einer Vorahnung des Tausendjährigen Reiches zu verleihen. Herman Finer, Verfasser einer Mussolini-Biographie, zitiert, was er „beinah mit Nietzsches Worten" schrieb: „Die Brücke zwischen dem menschlichen Tier und dem humanen Wesen, die Brücke zwischen Vorgeschichte und Geschichte, die Brücke, die die Menschheit vom Daseinskampf zur Verständigung über das Leben führt, wird ge-

baut werden." Hier diente die Nietzschesche Metapher von der Menschheit als einer Entwicklungsbrücke einer guten und wahren Sache — der Idee, dass diese Brücke zur vollkommenen Erfüllung eines Menschenideals führt und nicht zum Rückfall des rasenden Übermenschen. Immerhin überrascht es nicht, dass Mussolinis Geist, imstande, nur das zu behalten, was der Stunde, seiner Stunde frommte, die vergängliche Wahrheit, die Erleuchtung eines Augenblicks rasch wieder vergass.

Seine Tätigkeit in den Jahren unmittelbar vor dem Kriege bedarf kaum einer Erläuterung für die aufmerksamen Beobachter seines Wirkens als Diktator. Von 1913 an hat er beharrlich versucht, die Welt in Flammen zu setzen, und sein erobertes Italien dabei als Brandfackel benutzt. Von 1909 an, besonders zwischen 1911 und 1914, versuchte er in kleinerem Rahmen Italien anzuzünden; damals sollte die Rolle des Zündstoffs seine aufrührerische Romagna spielen.

Zuerst dachte er, der Tripolis-Krieg von 1911 und was an proletarischer Unzufriedenheit damit einherlief, könnte die Gelegenheit werden, die er suchte. In Artikeln und Reden verdammte er den „elenden Eroberungskrieg", den die Regierungspropaganda als römische Ruhmestat maskierte, und er brachte, zumindest in seinem engeren Wirkungsbereich, eine Einheitsfront aller Antikriegs-Parteien zustande. „Sozialisten und Republikaner waren vereinigt. Ein Streik wurde durchgeführt, Barrikaden wurden errichtet. Zwei Tage lang gab es Unruhen, Kavallerie-Attacken und viele Verletzte. Mussolini ging von der Polemik zu heftigen Hetzreden über und forderte schliesslich zum offenen Widerstand gegen die Regierung auf. Als die Kavallerie chargierte, liess die Menge ihn auf der Piazza allein. Er wurde verhaftet . . . Zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, legte er Berufung ein und sass tatsächlich nur fünf Monate ab . . . Das nächstliegende wäre gewesen, wenig von Feiglingen zu erwarten und statt dessen sich lieber das Kommando über die Kavallerie zu erwünschen. Doch die Gerichtsverhandlung . . . scheint erwiesen zu haben, dass Mussolini einen Nervenzusammenbruch erlitt, als die Aktion gegen ihn begonnen wurde. Er suchte die Schuld auf die Mitangeklagten und die Menge abzuwälzen und misstraute seinem Verteidiger."

Das sind die Tatsachen, wie sie bei Herman Finer stehen, der ein Gegner des Fascismus, doch ein Bewunderer von Mussolinis Genie ist; vermutlich eine grössere Autorität auf dem Gebiet der Soziologie und Staatspolitik als in der geistigen Bewertung einzelner

Persönlichkeiten; hier scheint er sich von den Einflüssen romantischer Heldenverehrung und der Erfolgsanbetung befreit zu haben.

Dennoch wäre es die pure Willkür, anzunehmen, Mussolini hätte sich bereits zu jener Zeit bewusst vom Sozialismus zur Reaktion gewandt und schon 1911 den Ehrgeiz genährt, des Königs Reiterei unter seinem Kommando zu haben. Im Gegenteil, er verharrte bei seinen linksradikalen Versuchen, deren bekanntester die sogenannte „Rote Woche" des Juni 1914 war.

Unzweifelhaft bedeutete der Schritt von den zwei Tagen des Jahres 1911 zur Woche des Jahres 1914 einen Fortschritt, aber nur einen kleinen. Der Plan war höchst ehrgeizig. Mussolini und sein enger Mitarbeiter, der Anarchist Malatesta, wollten Unruhen und Revolution in ganz Mittelitalien verbreiten, auf die Art das Rückgrat des Staates zerbrechen — die Eisenbahnverbindung zwischen Rom und Mailand — und den auseinandergerissenen Volkskörper in ihre Gewalt bekommen. Der Plan nahm ein fast possenhaftes Ende, ganz ohne den Heiligenschein von „Beinah-Märtyrertum", der immerhin drei Jahre früher Mussolini begleitet hatte, als er die kurze Haftstrafe in den Gefängnissen des liberalen Italien antrat. Republiken, karnevalartige Nachahmungen des mittelalterlichen Gemeindelebens, wurden in verschiedenen kleinen Städten und Orten ausgerufen, wo Sozialismus und Kommunismus einen überraschenden Ausdruck in einer Art von Schlaraffenland fanden, das durch die epikuräische Lockung der balsamischen Jahreszeit begünstigt wurde. Die Lebensmittel wurden verschenkt oder zu rein nominellen Preisen verkauft. Ein Huhn konnte man für ein paar Groschen haben. Daher der volkstümliche Name der „Hühner-Republiken". Zuletzt paradierten die Jeunesse dorée und die Nationalisten, darunter einige Redakteure und Reporter des konservativen Giornale d'Italia, in den Strassen Roms und zeigten mit einer Art fideler Grimmigkeit, dass sie bereit waren, wenn es Not tat, Gewalt gegen Gewalt zu gebrauchen. Diese wenn auch noch platonische Mobilisierung erbrachte den ersten Beweis — in Italien und in der Welt überhaupt — dass die Methoden des Klassenkampfs, wie ihn die sozialistische und syndikalistische Propaganda den aufständischen Arbeitern anempfahl, unter Umständen auch einmal in umgekehrter Richtung von den herrschenden Klassen angewandt werden könnten, wenn diese endlich einmal den Mut dazu aufbrachten.

Die Rote Woche endete mit einem farblosen Sonntag. Ihr Herr ruhte ziemlich ruhmlos aus.

Finer, der Unparteiische, zieht das Fazit der Tragikomödie, deren komische Elemente die einzige Katharsis darstellten, folgendermassen: „Tagelang waren die Städte in der Hand des Volkes, die Truppen in ihren Kasernen belagert, die Einwohner brauchten sozialistische und republikanische Pässe, um die Strassen zu passieren. Man erwartete die Ausrufung der Republik in Rom . . . Mussolini glaubte, die Revolution sei gekommen. Aber Mussolini ging nicht auf die Piazza, um den Aufstand zu führen. Nach einer Woche forderte der reformistische Flügel einen Waffenstillstand."

Ein paar Tage später wurde der österreichische Thronfolger in Serajewo ermordet. Ein paar Wochen später brach der grosse Krieg aus.

Es blieb nicht einmal Zeit genug, dass die Rote Woche in der Erinnerung lächerlich werden konnte. Ihre Röte — von Wein und Worten — ertrank ganz und gar in dem echten Blutrot der ausbrechenden Katastrophe.

„Kleiner Mann, was nun?" Mussolini war ein kompletter Versager.

In seinem Faltboot der unsichtbaren Küste einer Weltrevolution entgegenpaddelnd, fand er sich stattdessen plötzlich mitten im Wirbelsturm des Weltkriegs.

DER NEUE WEG

Allerdings, er hatte eine Stimme, eine laute Stimme im Vorstand der sozialistischen Partei und war Chefredakteur des „Avanti!", der führenden sozialistischen Tageszeitung im ganzen Land.

Aber die Auflage dieses Blattes war nur ein Zehntel so gross wie die der grössten bürgerlichen Tageszeitung in derselben Stadt; und zu dieser statistischen Feststellung kommt noch hinzu, dass kaum ein Bürger, ausser Politikern, je den „Avanti!" las, während beinah alle Leser des sozialistischen Organs nebenbei noch ein bürgerliches Blatt kauften, das besser geschrieben und besser informiert war und dessen beständigem Einfluss sich ihr Geist wohl oder übel nicht ganz entziehen konnte.

Der Sozialismus und der Hauptstrom des nationalen Lebens liefen auseinander. Der gemässigte Sozialismus mit Männern wie Bissolati, Bonomi und selbst Turati trieb unwiderstehlich dem Hauptstrom zu, verlor Tag für Tag mehr die Spuren seines früheren revolutionären Charakters; was vom revolutionären

Sozialismus übrig war, mit Mussolini an der Spitze, hatte einen traurigen Beweis seines Unvermögens geliefert.

Mit Ämtern und Beförderungen innerhalb der sozialistischen Partei war Mussolini nicht zu bestechen. Was die Sozialisten in Frankreich und in Deutschland zu Beginn des Krieges taten und nicht taten, bewies zur Genüge die Unmöglichkeit, gegen den Druck der nationalen Disziplin die kapitalistische Gesellschaft zu zertrümmern. Die Ermordung von Jaurès war eine Warnung gewesen.

Wäre er mit einem prophetischen und schöpferischen Geist ausgestattet gewesen — oder auch nur mit einem durch und durch aber selbstlos destruktiven — dann wäre er bei der Stange geblieben und hätte für Italien und Europa das erwartet, was Lenin von den Kriegsfolgen für Russland und die Welt erhofft hatte. Aber Prophetie ist eine Art Geduld, genährt vom Glauben.

Zweieinhalb Monate donnerte er weiterhin in seinem Blatt gegen Krieg, Kapitalismus, Patriotismus, Belgien und Einmischung. Wenige folgten ihm.

Dann kam das Wunder der Marneschlacht. Er hatte nicht zu denen gehört, die, in Italien und anderswo, gegen alle Wahrscheinlichkeit gehofft und das Absurde prophezeit hatten: den Sieg der demokratischen Mächte. Nun öffnete die vollendete Tatsache der Marneschlacht ihm die Augen.

Bis dahin hatten sich seine Gedanken auf einer konventionellen und fast ererbten Linie des orthodoxen Marxismus bewegt. Wie, wenn eine neue und mächtigere Orthodoxie an seine Stelle träte? Wie, wenn einige Wahrheit oder einige Macht in den Kriegslosungen gegen Militarismus und Krieg läge, in der Formel vom Krieg zur Beendigung der Kriege und von der Welt, der die Demokratie gesichert werden sollte? Wenn Freiheit, Gerechtigkeit, Fortschritt, ja sogar die proletarische Revolution auf den Spitzen der französischen und englischen Bajonette stünden?

Männer wie Bissolati würden dann die Hauptrolle spielen und die reformierten Sozialisten des rechten Flügels triumphieren. Mussolini sah sich an einer verlassenen Küste ausgesetzt, von allen Möglichkeiten abgeschnitten hilflos zum Strom der Geschichte hinüberblicken. Nach innerem Schwanken beschloss er, die Seite zu wechseln. Am 15. November, zwei Monate nach der Marneschlacht, erschien die erste Nummer von Mussolinis eigner Zeitung in Mailand: „Il Popolo d'Italia".

Frankreich gab das Geld her. Man kann ihm daraus keinen Vorwurf machen. Unter der Drohung der Vernichtung keuchend, hatte

es das Recht, alle Mittel zu versuchen. Der Beistand, der von einem jungen und isolierten Demagogen wie Mussolini zu erwarten war, hatte keine entscheidende Bedeutung. Immerhin konnte er die Verwirrung in der bereits wankenden Front des neutral oder deutschfreundlich gesonnenen Sozialismus noch steigern.

Mussolini hat später den Handel nicht strikt abgeleugnet. Er sagte, die Summe, die er zu der Zeit gebraucht habe, sei nicht gross gewesen. Er hätte später hinzufügen können, dass dieses Geld vervielfacht an die Pariser Presse während der abessinischen Krise zurückfloss.

Von seiner Seite aus gesehen wäre das Geschäft für einen italienischen Patrioten oder echten Pazifisten schmachvoll gewesen. Aber Mussolini hatte immer Gewalt gepredigt, und es war kein wesentlicher Widerspruch, wenn er, unter veränderten Umständen, nun Gewalt nach aussen vertrat, statt des Bürgerkriegs, der unmöglich geworden war. Noch weniger war der Mann der „Roten Woche" ein italienischer Patriot, der auf die Unabhängigkeit der nationalen Aussenpolitik vereidigt war und deshalb fremdes Gold ablehnen musste. Er war, oder gab wenigstens vor, es zu sein, ein internationaler Revolutionär, berechtigt, wenn es ihm passte, daran zu glauben, dass die Interessen des internationalen Proletariats vom Sieg der Entente abhingen. Lassalles Annäherung an Bismarck war weder besser noch schlechter gewesen als Mussolinis Annäherung an Frankreich.

Soweit sein Leben eine grade Linie aufgewiesen hatte, blieb sie ungebrochen. Es gibt und es gab kein Fatum in der Geschichte. Wenn die Nachernte des Krieges eine reaktionäre Diktatur in einem der besiegten Länder, Deutschland, war, so eine fortschrittliche Diktatur in einem anderen, in der Türkei, und eine sozialistische Diktatur im dritten, Russland. Ein glaubwürdiger Prophet würde 1915 prophezeit haben: Sozialismus in einem besiegten Deutschland, als einem hochindustrialisierten Staatswesen, Reaktion in der zurückgebliebenen Türkei und keinerlei Veränderung in Russland, da es unvernünftig gewesen wäre, anzunehmen, die Westmächte könnten siegen und ihr östlicher Verbündeter zusammenbrechen. Was dann in Wirklichkeit kam, liess jede zwingende Logik vermissen. Die Demokratie, unter langsamem Aufstieg der Arbeiterparteien, blieb in den Siegerländern an der Herrschaft, aber nicht in Italien und Japan. Das konservative Königtum erlosch in den besiegten Ländern, aber nicht in Bulgarien; es hielt sich in den neutralen Ländern, aber nicht in Spanien;

es blieb unverändert bei den Siegern, aber nicht in Italien, wo der König zum Strohmann degradiert und zum Kaiser befördert wurde.

Alle Zukunftsaussichten waren in Dunkel gehüllt, und es gab keinen zwingenden Grund für die Annahme, dass Italien oder irgend ein anderes Land, Sieger, besiegt oder neutral, nach dem Krieg in ein schwarzes Zeitalter versinken würde. Ein Phänomen wie der Fascismus lag nicht einmal im Schosse der Götter, und wer ihn prophezeit hätte, wäre jedermann verrückt erschienen, zuallererst Mussolini. Hingegen schien es durchaus möglich, dass der Krieg für Demokratie und Freiheit für Italien der Weg zur proletarischen Revolution war. Mussolini war zum Glauben berechtigt, Frankreich sei sein Werkzeug, und nicht umgekehrt; und wenn eine selbstlose Absicht — ganz gleich wie man zu ihr steht — in ihm gewesen wäre, so hätte er beim Einkassieren des ausländischen Schecks nicht zu erröten brauchen. Krieg wird mit Geld gemacht, und Geld war von italienischen Industriellen und Bankiers nicht zu erwarten, die mit verschwindenden Ausnahmen gleichermassen Krieg und Revolution hassten, und ebensowenig von der italienischen Regierung, deren Kurs unentschieden blieb.

Mag einer eine noch so fragmentarische Natur haben, so wird er dennoch nie bewusst darauf verzichten, sein Leben einheitlich zu gestalten. Selbst heute noch nährt Mussolini die Hoffnung, eines Tages die Synthese von Julius Cäsar und Nikolai Lenin zu erreichen, von autoritärem Kaiserreich und sozialem Umsturz. Bei weitem leichter schien die Verschmelzung von Krieg und Revolution im Jahre 1915.

Der „Popolo d'Italia" führte den Untertitel „eine sozialistische Tageszeitung" und trug die Motti „Wer Stahl hat, hat Brot" und „Revolution ist eine Idee, die Bajonette gefunden hat"; jenes stammt vom sozialistischen Propheten Blanqui, das zweite von Napoleon. Das Niveau des Blattes entsprach Mussolinis verworrener und provinzieller Mentalität und lag beträchtlich unter der Durchschnittsleistung des italienischen Journalismus, aber die Titelseite war durch das Tamtam der rauhen chefredaktionellen Beredsamkeit belebt, die mehr an eine Faust denken liess als an die zarten Finger eines gedankenvollen Schreibers. So wie sie waren, trugen diese Artikel dazu bei, die bereits getrübten Wasser der öffentlichen Meinung noch mehr zu trüben, wenn auch ihr unmittelbarer Einfluss auf die Ereignisse verhältnismässig gering war und keineswegs so entscheidend, wie das die fascistische Legende später fabulierte und dem ganzen Volk einredete. Ein Haufen Leute —

und nicht nur Bissolati oder d'Annunzio — fanden ein weit grösseres und weit empfänglicheres Publikum. Andrerseits fühlten sich viele Konservative, die, aus patriotischen oder privaten Gründen, die italienische Intervention gern gesehen hätten, durch die Gesellschaft des Demagogen so beunruhigt, dass sie vorsichtig wieder zur Neutralitätspartei zurückschwenkten, aus Furcht vor den Verwicklungen, die von dem unerwartet kriegerischen Geist des Mannes zu erwarten waren, der fünf Monate vorher die Rote Woche inszeniert hatte. Und ebenso wurden viele gemässigte Sozialisten, die zur Intervention neigten, angesichts des das nationale Banner entrollenden Mussolini vor Ekel wieder zu Neutralisten.

Da er den Krieg gefordert hatte, musste er auch in den Krieg gehen. Dies geschah recht spät und nach bemerkenswertem Zögern. Seine persönliche Intervention dauerte nicht sehr lange und zeitigte auch keine besondere Leistung, die ihn zu einer Ordensauszeichnung oder einer Beförderung auf dem Schlachtfeld qualifiziert hätte.

Es hat viel Gerede über seine gesamte Haltung gegen Schmerz und Gefahr gegeben. Es ist ebenso belanglos wie jeder andere biographische Tratsch. Mut ist selten spontan bei einem menschlichen oder tierischen Wesen, es sei denn durch tatsächliche Not, selbstlose Leidenschaft oder Ehrgefühl herausgefordert. Er ist eine aussergewöhnliche Erscheinung bei hochgradig nervösen Naturen und bei Individuen von ausgeprägtem Eigennutz. Es liegt kein Grund vor, Tapferkeit von der heroischen Art von einem Mann wie Mussolini zu erwarten. Doch während des Krieges ebenso wie vorher und nachher sah er den unvermeidlichen Situationen ins Auge und steigerte, in Sport und Kampf, seine Leistungsfähigkeit höher, als seiner natürlichen Veranlagung an sich gegeben war.

Die einzige bedeutsame Episode seiner Kriegszeit erzählt George Seldes:

„Es war ein ruhiger Abschnitt, auf dem sich zwischen den Feinden mit der Zeit eine Art Übereinkunft herausgebildet hatte. Jeder Soldat, der einmal seinen Kopf in den Graben gesteckt hatte, kannte die Regeln und achtete sie. Es war einfach ein System des Lebens und Lebenlassens, bei dem zu bestimmten, beiden Seiten genau bekannten Zeitpunkten geschossen und ein grosser Teil der Dienstzeit rein friedlicher Tätigkeit gewidmet war. Es machte das Leben möglich — ein wenig länger für die einen, für die andern machte sie die friedliche Spanne, die ihnen vergönnt war, um ein weniges grösser.

Der kriegerische Leitartikler kam in die Gräben voll des Zorns, den er in Druckerschwärze gepredigt hatte. Zu allererst wollte er wissen, warum der Abschnitt so ruhig sei, warum das italienische Heer nicht vorrückte, warum der Krieg nicht so geführt würde, wie es sich gehörte. Die Antworten befriedigten ihn nicht. Eines Nachts in seiner ersten Frontwoche blickte er über die Grabenböschung, ein leichtes Ziel für jeden österreichischen Scharfschützen, als er in der feindlichen Linie einen Soldaten entdeckte, der ein Streichholz anzündete. Blitzschnell hatte Unteroffizier Mussolini eine Handgranate entsichert und sie in der Richtung des Rauchers geworfen. Das Krach Bum und eine kleine Flamme zerrissen die ruhige Monotonie des Abschnitts.

„Warum hast du das getan?" fragte der Hauptmann, der die Runde machte, seinen Unteroffizier. „Sie sassen friedlich da und taten uns nichts Böses. Sie rauchten ruhig ihre Pfeife und sprachen vielleicht von ihren Frauen. Hast du kein Herz? War es notwendig, sie umzubringen?"

„Wenn das so ist, Herr Hauptmann", erwiderte Mussolini, in der Darstellung, die seine gläubigen Verehrer geben, um seinen Patriotismus im hellsten Lichte strahlen zu lassen, „dann sollten wir vielleicht alle einen kleinen Bummel auf dem Mailänder Korso machen; gewiss, eine angenehmere Beschäftigung."

Mit grosser Genugtuung erfuhr der Unteroffizier am nächsten Tag, dass seine treffliche Handgranate zwei Mann getötet und fünf verwundet hatte. Aber die bestehende Übereinkunft war auch gebrochen worden, und zur Vergeltung schossen die österreichischen Scharfschützen viele Italiener während der Essensausgabe und anderer vorher friedlicher Stunden ab, und der heroische Akt hatte nur sinnlose Verluste auf beiden Seiten verursacht."

Das ist nicht einmal Sadismus, mit seiner ungerührten Grausamkeit. Hier probt nur der Adept Machiavellis die Rolle sowohl des mordenden Löwen wie die des treulosen Fuchses; oder der intellektuelle Anarchist probiert, wie die Theorien Nietzsches und d'Annunzios sich bei einer bestimmten Gelegenheit bewähren; er ist der kaltblütige Brandstifter, der die schöne Flamme will. Hatte nicht d'Annunzio gesungen: „Schön ist die Flamme"? Hatte er sich nicht pathetisch beklagt, dass die Arbeiter seines Settignano während der sozialistischen Unruhen von 1898 nicht die Strassenbahnen verbrannt hatten?

Schmerzvoll doch nicht gefährlich verwundet durch die zu-

fällige Explosion eines italienischen Grabenmörsers, verliess Mussolini die Front, um sie nie wieder zu erblicken.

Er wurde zuerst in einem Feldlazarett dicht hinter den Gräben behandelt.

„Sobald die Österreicher Wind davon bekamen, dass ich dort lag, begannen sie das Lazarett wie wild zu beschiessen", erzählte er viele Jahre später und erreichte einen Gipfel des Humors, der für seinen Stil ungewöhnlich ist.

Weder für die Österreicher noch für die Italiener war er damals schon ein grosser Mann.

Sein wirkliches Leben beginnt erst mit Ende des Krieges.

[illegible] seine italienischen Gardetruppen, [illegible] Mano-
[illegible] die Front, und ein Unteroffizier [illegible]
Er wurde einmal im [illegible] durch Linie des Großen
bekanntlich [illegible]
„Sobald die Österreicher Wind davon bekämen, dass ich dort
lag, [illegible] wie bald zu beschießen", erzählte
er viele Jahre später und erwies sich einen Gipfel des Humors der
[illegible] Stil ungewöhnlich [illegible].
Weder für die Österreicher noch für die Italiener war er damals
schon ein großer Mann.
Sein wirkliches Leben beginnt erst mit Ende des Krieges.

IV. MARSCH AUF ROM

FASCISMUS UND BOLSCHEWISMUS

DER Aufstieg des Fascismus, über die Eroberung Italiens bis zur Gründung des „Imperiums", braucht nicht ausführlich und der Reihe nach erzählt zu werden. Die geistigen und gefühlsmässigen Elemente dieser Geschichte sind auf den vorangegangenen Seiten dargestellt, die wirtschaftlichen Hintergründe und die politischen wie militärischen Ereignisse in vielen Büchern fascistischer, antifascistischer und neutraler Autoren beleuchtet worden; unzählige Zeitungsseiten voller Nachrichten und Dokumente haben seit dem Marsch auf Rom bis zum abessinischen und spanischen Feldzug dem Fascismus Weltpublizität verschafft.

Man ist sich heute allgemein darüber einig, dass die These, der Fascismus sei ein Notwehrakt Italiens gegen eine drohende bolschewistische Gefahr gewesen, in den Tatsachen keine Stütze findet. Eine entscheidende Zeugenaussage, von Mussolini selber stammend, ist nach Gebühr jedem Studenten der zeitgenössischen Geschichte geläufig. „Zu behaupten, dass in Italien noch immer eine bolschewistische Gefahr existiert", so schrieb er in seinem Blatt am 2. Juli 1921, „heisst eine falsche Besorgnis für die Wirklichkeit setzen. Der Bolschewismus ist besiegt. Nein, mehr noch, er ist von den Führern und den Massen verleugnet worden. Das Italien von 1921 ist grundverschieden von dem des Jahres 1919. Dies ist tausendfach gesagt und bestätigt worden."

Eine bolschewistische Gefahr hatte es nicht einmal in den Jahren 1919 und 20 gegeben. Unordnung, Ausstände und gelegentliche Unruhen waren mehr oder weniger allen Ländern als Nachwirkung des Krieges gemeinsam; sie erschienen in Italien ausländischen Vergnügungs- und Handlungsreisenden, die sich in ihrem Wunsch nach ungetrübten Ferien und glatten Geschäften betrogen fühlten, ganz besonders alarmierend, doch die Widerstandskraft der Nation und die Elastizität der liberalen Institutionen wäre ohne besondere Anstrengung mit ihnen fertig geworden, wie dies in Frankreich und anderswo geschah. Tatsächlich wurde auch Italien mit den Schwierigkeiten fertig, obwohl seine wirtschaftliche und soziale Lage objektiv schwieriger war als die Frankreichs und anderer Länder. Im September 1920 besetzten die Arbeiter eine Anzahl von Fabriken; zwei Wochen später kapitulierten sie, ohne dass

bewaffnete Macht oder Polizei in einem einzigen Fall eingriffen, ohne einen einzigen Schuss, vor ihrer eigenen Unentschlossenheit und Unfähigkeit und riefen die Kapitalisten und Ingenieure wieder auf ihre Posten zurück. Während der Dauer dieser seltsamen Episode gab Mussolini Zeichen von Nervosität und Verwirrung. Er hielt es zu Zeiten mehr mit den Aufständischen als mit den Unternehmern: offenbar in Sorge, seine historische Wetterprophezeiung könnte sich als falsch herausstellen und die Gelegenheit, abermals rot anstatt schwarz, seinem Ehrgeiz entgehen.

Die bolschewistische Gefahr für Europa, wenn solch eine Gefahr je bestanden hat, wurde im August 1920 durch die französisch-polnische Armee auf dem Schlachtfeld vor Warschau gebannt, nicht durch die Schwarzhemden-Banden auf den Plätzen Italiens. Die Lage, von Mussolini selbst im Juli 1921 als nahezu normal angesehen, wurde es in den folgenden Monaten und im nächsten Jahr noch viel mehr. Wirklicher Aufruhr begann in Italien erst, als der Fascismus zum Bürgerkrieg gegen die sogenannten Roten überging, er und nicht jener täppische Kommunismus verursachte ihn, der, schlaff und blutarm, „von den Führern und den Massen verleugnet" worden war. Wenn der Fascismus wirklich eine Notstandsmassnahme zum Schutze der Nation vor der roten Gefahr war, hätte er seine Wirksamkeit auf die Dauer der Gefahr befristen müssen; stattdessen hat er sich von Anbeginn auf unbestimmte Zeit in Permanenz erklärt.

Das scharlachrote Gespenst, von den italienischen Fascisten beschworen und ins Riesenhafte vergrössert, als sie für ihr Tun die nachträgliche Rechtfertigung suchten, erlangte überall da grosse Beliebtheit, wo die gleichen Verbrechen nach den gleichen mildernden Umständen schrien. Es sollte in Deutschland mit grösstem Erfolg wiederauftreten, und in Frankreich und anderswo tauchte und taucht es mit automatischer Beharrlichkeit immer wieder aus der Versenkung auf. Doch wenn als die Charakteristika der bolschewistischen Gefahr Gewalt, Tyrannei und Einschränkung der persönlichen Meinungsäusserung und freien Eigentumsverfügung anzusehen sind, dann war der Fascismus die besondere Spielart des Bolschewismus, die Italien und später Deutschland zubedacht war; und nur im Fascismus und Nationalsozialismus fanden Unterdrückung und Umsturz in diesen beiden Ländern Form.

Gewiss, mehrere Industrielle und Bankiers — aber nicht alle — unterstützten Mussolini mit Rat und Geld. Es mag stimmen, dass der Fascismus ohne die Hilfe dieser kapitalistischen Gruppe das

Land nicht erobert hätte. Das genügt aber noch nicht, um den Aufstieg Mussolinis und des Fascismus als ein lediglich ökonomisches Phänomen zu erklären und zu sagen, der Fascismus sei die aggressive Defensive, der Ausfall des belagerten Kapitalismus. Wenn solche Erklärung richtig wäre, dann gäbe es irgend eine Art Fascismus überall da, wo Kapitalismus und Besitz sich bedroht fühlen. Wir hätten den Fascismus, im Zeichen der Croix de Feu, in Frankreich im Juni 1936 triumphieren sehen, als zahllose Arbeiter streikten, hunderte von Fabriken besetzt waren und Lebensmittelknappheit und Verkehrsstockungen den Mittelstand beunruhigten — als, mit anderen Worten, die Kalamitäten Nachkriegs-Italiens sich in vergrössertem Masstab wiederholten; aber dennoch vermochte eine gemässigt linksgerichtete Regierung den Sturm zu beschwören, wie eine liberale Regierung es 1920 in Italien während der Fabrikbesetzungen fertiggebracht hatte.

Nein, wenn der Fascismus nur — oder in erster Linie — eine ökonomische Erscheinung wäre, die konservative Reaktion gegen das angreifende Proletariat, dann hätte er zu allererst in Russland auftreten müssen! Auf jeden Fall aber in jedem Land, wo der Kapitalismus wirklich stark war, in Frankreich zum Beispiel oder in Amerika, nicht aber in Italien, wo alle Klassen, die kapitalistische einbegriffen, gleichmässig schwach waren, und wo der soziale Kampf nie hätte entbrennen können, wäre nicht unerwartet viel Brennstoff der Leidenschaft über den kärglichen Haufen der gegebenen Vorbedingungen gegossen worden.

Selbst jene Kapitalisten, die sich der fascistischen Bewegung anschlossen und sie förderten, liessen sich dabei weit mehr von ihrer Leidenschaft als von ihrem Interesse leiten. Sie hatten 1922 nichts mehr von einem bereits zusammengebrochenen Kommunismus und einem verwirrten Sozialismus zu fürchten. Aber sie hatten Angst und Sorgen durchgemacht und wünschten ihren Feinden die gleiche Erfahrung. Ihre Leidenschaft war Rache. Sie traten den gefallenen Feind mit Füssen.

Mussolini aber gedachte keineswegs, sich zum Werkzeug des Kapitalismus zu machen, so wie er nie das Werkzeug irgend jemandes hatte werden wollen, nicht einmal von Frankreich, als er 1914 von ihm Geld nahm. Sein Plan war, wie immer, die Leidenschaften anderer bis zum Wahnsinn aufzupeitschen und sie nach Verlust ihrer geistigen Unabhängigkeit zu Werkzeugen seiner eigenen Leidenschaft zu machen. Auf die Dauer bekam er das sogar mit den italienischen Kapitalisten fertig, die in die Vorstel-

lung verliebt waren, er und seine Bravos dienten ihren Zwecken. Sie wünschten sich seiner vorübergehend für ein paar Saturnalien der Rache zu bedienen; er unterjochte sie für immer. Nun führt er sie an der Kette, die sie schleppen, und hält Umschau, ob nicht die übrige Welt bereit sei, sich ihnen anzuschliessen, um das tröstliche Gefühl der Einmütigkeit und Dauer zu geben und zu teilen.

Die gelegentliche Zusammenarbeit zwischen einer Gruppe — und nur einer Gruppe — des Kapitalismus und dem Fascismus bedeutete nicht, dass die wirklichen Interessen und Überzeugungen auf die Dauer die gleichen waren. Weder nahm Mussolini die Mentalität eines Agnelli oder Pirelli, eines Rockefeller oder Ford an, noch hatten und besitzen diese Kapitalisten und Grundbesitzer die Mentalität und Ziele eines Mussolini. Übereinstimmungen lassen sich, wenn überhaupt, nur zwischen Fascismus und Kleinbürgertum finden. Diese Schicht stellte die jungen Leute, die sich durch das humanistische Gymnasium hindurchgearbeitet hatten und an der Schwelle der Universität mangels Geld oder Ausdauer haltmachen mussten, oder sie hatten sogar einen akademischen Grad erobert und waren deshalb dem Ziel einer erträglichen und behaglichen Lebenshaltung nicht näher; junge Veteranen, die an die Front gekommen waren, bevor sie einen Beruf erlernt hatten, und die nun zu alt waren oder sich zu alt dünkten, ein normales Leben zu beginnen. Viele von ihnen hatten es irgendwie verstanden, die Erinnerung an die Vorzüge des Kriegslebens — die regelmässige Löhnung, die Lieder, die lustige Kumpanei, die Sterne am Ärmel, den Revolver im Gürtel, das Machtgefühl — lebhafter zu bewahren als die Qualen und Schrecken; und während die grosse Mehrzahl derer, die durch all die Prüfungen des Krieges hindurchgegangen waren, den Fascismus ablehnten und sogar bekämpften, bis ihre Organisationen gezwungen wurden, sich zu ergeben, schien diesen schmachtenden Anfängern nichts herrlicher als das Versprechen künftiger guter Zeiten und des Glanzes.

Zweifellos rekrutierte der Fascismus seine Anhängermassen aus der sogenannten kleinbürgerlichen Klasse, der Mussolini selbst entstammt; er, der halbe Arbeiter und der halbe Intellektuelle; er, der Lehrer, der Unteroffizier, der autodidaktische Journalist, zu belesen für seine Dorfnachbarn und zu wenig Lateiner und Philosoph für die dünkelhaften Intellektuellen; er, der, geistig wie materiell, arm aber unverzagt und gegen Hunger ebenso abgehärtet wie gänzlich ohne Ersparnisse, immer auf der Scheide

zwischen den Klassen sich bewegt und gelebt hatte. In ihm spiegelte sich das Kleinbürgertum mit seiner verwirrten Rastlosigkeit und seinem schlechten Gewissen; er gehörte zu ihm und es gehörte zu ihm. Aber selbst angenommen, man könnte eine Klasse wirtschaftlich und sozial genau definieren, so besteht diese Möglichkeit für das Kleinbürgertum nicht: das ist ein Grenzgebiet, bewohnt von Menschen mit weissen Kragen und grauem Gewissen, Proletarier, die die Farben und Sitten des Bürgertums nachahmen, bemüht, unbemerkt zu „passieren" wie weissgewordene Neger. Es ist ein sozialer Auswuchs, der sich selber zu entwachsen wünscht, ein Rauch oder Schaum, der einzig und allein den Umriss der Geschichte trübt, um sich sogleich in die Leere ihrer sinnlosen Bemühung zu verflüchtigen. Das Kleinbürgertum ist weniger eine objektiv vorhandene Tatsache als eine Geistesverfassung.

Es ist nun hinlänglich klar, dass die sozialen und wirtschaftlichen Ursachen und Folgen, die den Aufstieg des Fascismus begleiteten, ihn so wenig erklären, wie die Pilze, die sich am Fuss des Baumes drängen, oder der Mistelzweig, der um seine Äste hochklimmt, den Baum selbst erklären. Die Terminologie des Klassenkampfes hat sich für die Deutung des Fascismus als äusserst unergiebig erwiesen. Durch alle Beweise widerlegt und von Mussolini selbst mit Hohn bedacht, hätte sich diese Interpretation sehr rasch in Luft aufgelöst, hätten nicht die Roten sie übernommen und ins Herz geschlossen, weil sie in ihre Mythologie eines materialistischen Schicksalsablaufs hineinpasste; die Sozialisten machten sich nicht klar, dass den Fascismus zum Rang einer dialektischen historischen Notwendigkeit erheben, eine L a u n e der Geschichte idealisieren und dem Todfeind den Trumpf in die Hände spielen hiess.

Keine Dialektik oder Rationalisierung gewährt Aufschluss. Kein Hegel und kein Marx besitzt den Schlüssel zum Fascismus, kein Prophet hat jemals etwas Derartiges prophezeit. Der Fascismus bleibt, was er ist: ein Ausbruch von Erregbarkeit und Pseudo-Intellektualismus, durch und durch irrational in seinem Wesen.

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTUM

Soviel über die erste Legende. Weniger Worte sind zur Zerstörung der zweiten notwendig, die längst zerstört ist: das Märchen von der religiösen Bekehrung Mussolinis vom Sozialismus zum

Nationalismus, von destruktivem Hass gegen sein Vaterland, der seine ganze Jugend erfüllt hatte, zu einem mystischen Kult Italiens und Roms.

Er war bei Kriegsende über fünfunddreissig Jahre alt und beinah vierzig beim Marsch auf Rom. In solchem Alter pflegt sich eine religiöse Bekehrung nicht im Dunkel des Unterbewusstseins zu ereignen; eine Krise dieser Art ist begleitet von fanatischer Hingabe an den neuen Glauben und Verzweiflung über die Verirrungen und Sünden der Vergangenheit; Begeisterung und Scham, Uneigennützigkeit und Reue sprechen aus jeder Äusserung des Bekehrten.

Nichts dergleichen findet sich bei der angeblichen Bekehrung Mussolinis. Weder damals noch später war er imstande, sein Gefühl für Italien mit jener besonderen vibrierenden Schlichtheit auszudrücken, die das Zeichen selbstloser Liebe ist; keine Pause verwirrten Schweigens oder gedankenvoller Zurückgezogenheit scheidet die erste von der zweiten Periode seines Lebens; seine fäusteballende, kinnvorreckende Beredsamkeit blieb unerschöpflich die gleiche, ohne einen einzigen Tag Ferien. Nie sprach er von seiner verflossenen Irrung und Sünde und von seinen früheren Kameraden, die noch immer auf dem Pfad der Sünde verharrten, mit jener nicht zu analysierenden Verbindung von Abscheu und Mitgefühl, die der unverkennbare Tonfall jedes Neubekehrten ist.

Seine Grundhaltung dem Leben gegenüber änderte sich nicht. Sie blieb, was sie gewesen war: Anarchismus; freilich nicht als intellektuelle Theorie und praktische Aktion mit dem Ziel einer, wenn auch noch so utopischen Befreiung aller Menschen; sondern als ein Trieb, der nach der Entfesselung des einen Ich verlangte. Volpe, der fascistische Historiker, erwähnt unter den Büchern, die der junge Mussolini las, Max Stirners Evangelium des Anarchismus, „Der Einzige und Sein Eigentum". Sicher hatte er es sehr intensiv gelesen und seinen vermeintlichen Sinn sich einverleibt.

Vielleicht wäre er zuerst, als Jüngling, gern ein Freier, ganz für sich allein gewesen, ohne Zusammenarbeit oder Zusammenstoss mit seinen Mitmenschen: ein reiner individueller Anarchist. Doch dieses Erlebnis ist keinem vergönnt, ausser vielleicht Einsiedlern oder Bettlern; und selbst Nietzsche konnte nur spazieren gehen, wo er wollte, und denken, was er wollte, weil eine freundliche bourgeoise Institution, die Universität Basel, ihm eine jährliche Pension gewährte.

Aus seinem Familien- und Gruppenleben in Italien und aus seinem freiwilligen Exil in der Schweiz zog Mussolini die gebieterische Lehre, dass es für das Individuum Freiheit nur innerhalb der Gesellschaft gibt. Die Freiheit muss entweder mit den Anderen oder gegen die Anderen erkämpft werden. Lange Jahre hindurch handelte Mussolini als Sozialist und versuchte seine Freiheit auf dem Weg über die Befreiung Aller zu gewinnen. Er hatte keinen Erfolg. Es ist nicht die Bestimmung des Anarchisten, alte Gesetze durch neue zu ersetzen, sondern alle Gesetze abzuschaffen. Er muss seine Freiheit *gegen* die Anderen erringen.

D'Annunzio hatte diese Lehre schon ganz offen mit grossem Nachdruck verkündet. Sein Held war, in Romanen und Theaterstücken wie in autobiographischen Gedichten, in klaren Worten „der Zerstörer allen Gesetzes". In einem Stück, das nur wenige Jahre vor dem Krieg zur Aufführung gelangt war und bezeichnenderweise den Titel „Più che l'Amore" (Mehr als Liebe) trug, wohnt der heroische oder rhetorische Wille eines Überpatrioten und künftigen Eroberers des dunkeln Erdteils Afrika in einer Seele mit den grausigsten verbrecherischen Gelüsten und Instinkten beisammen, die ihr Held stolz als einen anderen Aspekt seines höheren Menschentums und als Herausforderung gegen Gesellschaft und Gesetz einbekennt. Die Möglichkeit und selbst die Notwendigkeit, dass individualistischer Anarchismus und unbarmherziger Nationalismus zusammenkamen, lag in der Sache selbst, da die Haltung des Nationalismus gegenüber menschlicher Solidarität und internationalem Recht durchaus der Haltung des individuellen Anarchisten — oder sogar des einzelnen Verbrechers — gegenüber jedem Gesetz entspricht. Doch unzweifelhaft gebührt d'Annunzio das „Verdienst", diese Wesensverwandtschaft aus der Theorie in die Praxis überführt zu haben. Viel stärker als durch seine Bücher und Theaterstücke war die Konvergenz von Anarchismus und Nationalismus nun durch seine verblüffende, persönliche Laufbahn.

Mussolini, der Neuling, hatte den Meister sorgfältig gelesen, er hatte sich sogar dem Zwang unterworfen, seine Schrift nachzuahmen. Er hatte ihn in seiner Karriere beobachtet und beneidet. Aber wie schon ausgeführt wurde, beschränkte sich seine Erziehung, seine Kyropaideia, auf diesen einen Meister und sein Beispiel. Bei Blanqui wie bei Sorel hatte er von der Grösse und Heiligkeit der Gewalt gelesen; bei Nietzsche wie bei Croce hatte er gleichermassen eine Theorie der Politik gefunden, die von jeder

Art ethischer Verpflichtung entbunden und deshalb, mehr oder weniger ausgesprochen, einer der schönen Künste gleichgestellt war.

Die Neigung, den Staat als Kunstwerk anzusehen — wobei in dem besonderen Fall eine rein ästhetische Harmonie zwischen Zweck und Absicht gemeint ist — war in der italienischen Renaissance sehr verbreitet gewesen. Ein Schweizer Historiker, Burckhardt, hatte im 19. Jahrhundert diese Tendenz sehr lebhaft und reizvoll dargestellt, wenn auch gänzlich ohne die Absicht, eine ähnliche Neigung unter den zukünftigen Geschlechtern wachzurufen. Wie auch immer, das Buch war von der neuen intellektuellen Jugend Italiens eifrig gelesen worden und trug, zusammen mit anderen deutschen Büchern der gleichen Zeit und gleichen Geistes, dazu bei, das Gefühl von Abneigung und fast von Abscheu zu zerstreuen, mit dem das ethische Italien des Risorgimento auf den ruchlosen Glanz der Renaissance und ihre verhängnisvollen Folgen geblickt hatte.

In verschiedener Hinsicht durch die Umgebung, in der sie gewachsen war, gesteigert, und in andrer Hinsicht durch die gleichen Umstände gehemmt, stand Mussolinis Persönlichkeit im Augenblick ihrer Reife als eine Umkehrung des Staatsmannes als Künstler oder des erobernden Fuchses da. Gewiss, es war eine recht kleine Renaissance; ohne Griechisch und Latein, ohne künstlerische Anmut und Grösse und die echte, nicht forcierte Tapferkeit, die manchmal einen Kampf bis aufs Messer verklärt. Es war eine hässliche, triviale Renaissance, eine Gipsfigur in Zeitungspapier gewickelt. Doch es ist oft die Eigentümlichkeit von Erscheinungen und Wiederauferstehungen, dass sie Entartungen sind. Mit seinem Format hätte Mussolini in der wirklichen Renaissance im Wettbewerb mit seinen Herren und Vorgesetzten es kaum weitergebracht als zu einem Häuptling in Predappio oder einem Signore in Forli. Doch dies ist oft die Eigentümlichkeit unerwarteter und fast unnatürlicher Gewächse: dass sie, wenn kein unmittelbares Hindernis auftritt, mit der Üppigkeit von Unkraut wuchern und alle Widerstandskeime um sich her erstikken. Alle Deiche sind unsrer Zeit geborsten, und wenn eine Welle von Ereignissen in Predappio oder Forli ihren Ursprung hat, wird sie, dämmt man sie nicht sofort ein, über alle sieben Meere rollen.

Finer, der Unparteiische, der Soziologe, der ruhige Brite, der nahezu alles über den Fascismus weiss und ihn nicht mag, aber mit Kennerhänden die Statue seines geliebten Genies Mussolini

abtastet — Finer kennt, in blitzartiger Erleuchtung, die wahre Natur und Bestimmung seines Helden. Irgendwo, inmitten von erstaunlich widerspruchsvollen Lobsprüchen, macht er eine Sekunde halt und murmelt die tiefste psychologische Erkenntnis seines ganzen gewichtigen Buches: „Es ist, wie wenn ein Sturm von Groll gegen das Weltall selbst sich in ihm entladen wollte."

Atatürk oder Hitler, Lenin oder Stalin mögen, im Guten wie im Bösen, für die Türkei oder Deutschland, für das russische Proletariat stehen. Keine Übereinstimmung bindet Mussolini an irgend ein Stück wirklicher Welt. Ihm ging es um die Gelegenheit, seinen Groll „gegen das Weltall selbst" auszudrücken. Weder der Traum einer menschlichen Erneuerung noch der Mythos einer Auferstehung Roms hatte in seinem inneren Ringen eine Rolle gespielt. Er war auf Waffen und Komplizen aus, nicht auf Ideen oder Pläne; seine Wahl war technischer, nicht geistiger Art. Die lang andauernde Ungewissheit, die ihn verwirrte, selbst noch während der Jahre des fascistischen Aufstiegs, galt dem Mittel, nicht der Moral. Hin und wieder, besonders 1921, fürchtete er, aufs falsche Pferd gesetzt zu haben. Dann nahm er Abschied von der Vergangenheit und ging entschlossen seinen neuen Weg.

Er sah, der Sozialismus hätte ein Gefährte und Komplize auf seinem Marsch sein können, aber dazu schien es zu spät, und er war sich auch darüber klar, dass die Zusammenarbeit mit Kameraden den Gefahren der Gleichheit und wechselseitigen Beaufsichtigung ausgesetzt war. Andrerseits sah er, der Nationalismus war ein Pferd, das geritten werden konnte, eine brutale Kraft, die mit Brutalität zu meistern war.

Er wählte das Pferd.

Psychologischer Zwang und äussere Umstände, gewiss, sie woben das Netz, in dem sein Wille sich verfing, und seine Wahl wurde fast notwendig. Aber das kleine Beiwort „fast" genügt, um in der Topographie geistiger Ereignisse die schmale Grenzscheide der Entscheidung „zwischen Fels und Woge" kenntlich zu machen, wo die Willensfreiheit einen Spielraum hat und der Begriff moralischer Verantwortung wurzelt. Notwendigkeit allein hätte nicht genügt, sein Schicksal zu gestalten und zugleich mit seinem das vieler Millionen. Ein gewisses Mass noch nicht vorweggenommener Entscheidung war zu diesem Ende ebenfalls erforderlich, ein Quantum freien Willens, mag es an sich so unbedeutend sein wie der sprichwörtliche Strohhalm, der das Rückgrat des Kamels zerbricht. Frei traf er seine Wahl, nahm das Risiko egoistischer

Grösse gegen das einer mittelmässigen Zusammenarbeit mit anderen in Kauf und brachte, was von seiner Seele noch am Leben war, der Hoffnung auf eine Auferstehung in ungeteilter Macht zum Opfer.

DIE STUNDE DER ENTSCHEIDUNG

Zweifellos, das Risiko, das er im Falle einer Niederlage lief, war klein im Vergleich zu dem Gewinn, den er vom Sieg erhoffte. Sein Einsatz im Roulette des Lebens war nicht einmal sehr gefährdet. Bereits unter Nittis Ministerpräsidentschaft war es für Frauen und Journalisten leicht gewesen — welch letztere zur liberalen und antifascistischen Partei gehörten! — im Verlauf von ein paar Tagen oder Stunden von der wohlwollenden Ironie des Premiers die Haftentlassung Mussolinis zu erreichen, der unter der Anklage des Hochverrats festgenommen worden war. Er wusste also, dass der Staat sich schon zu tief mit ihm eingelassen hatte, um noch einen tödlichen Schlag wagen zu können. Der Kampf würde durch die Präzedenzfälle bestimmt werden und keineswegs ein Kampf bis zum Ende sein. Das schlimmste, was er erwarten konnte, war ein schimpflicher Zusammenbruch seiner Ambitionen und vielleicht ein paar Monate Gefängnis. Doch dieses Risiko bestand, und ein rachsüchtiger Gegenaufstand der Roten, als Nachspiel einer fascistischen Niederlage, war, wenn schon nicht wahrscheinlich, immerhin theoretisch möglich. Die Reaktion der Gentry hatte im kleinen Ungarn schon die Oberhand gewonnen, und d'Annunzio hatte im Städtchen Fiume beinah Erfolg gehabt, aber die zaristischen Generäle waren in Russland und Sibirien unterlegen, und es schien nicht ohne Gefahr, die Saat der schwarzen Barbarei in ein grosses, zivilisiertes Land wie Italien zu verpflanzen, wo der Bolschewismus bereits erledigt war und der Geist der Nation durch die historische Erfahrung schon gegen jede Art von Raserei immun geworden schien. Auf jeden Fall gehörte eine kühne Fantasie dazu, sich vorzustellen, es könnte um die längst begrabenen Knochen des antiken oder Renaissance-Despotentums neues Fleisch wachsen und Jahrhunderte nach der englischen und französischen Revolution im Herzen Europas wieder das launische Gebilde einer Tyrannis erstehen.

Es ist nicht die Aufgabe des Historikers, die Grösse dieser Persönlichkeit zu leugnen, er hat sie nur zu werten. In Mussolinis Wahl lag eine gewisse Grösse. Als er mehrere Jahre später vernahm,

ein deutscher Schriftsteller beabsichtige, eine Biographie über Lincoln zu schreiben, anstatt über ihn, hatte er auf seine Art das Recht erworben, verächtlich auszurufen: „Lincoln! Dieser mittelmässige Mann!"

Wie dem auch sei, seine Persönlichkeit erreichte ihren nicht mehr zu übersteigernden Höhepunkt in den leidenschaftlichen Ausbrüchen, in denen er, unbekümmert um die Folgen, die wahren Motive seines Denkens und Handelns bekannte. Dies erfolgte mehrfach, doch nie so schlagend wie in einem Leitartikel des Popolo d'Italia.

„Ich gehe", schrieb Mussolini, „vom Einzelwesen aus und bekämpfe den Staat. Nieder mit dem Staat in allen seinen Formen und Verkörperungen! Der Staat von gestern, von heute und von morgen. Der bürgerliche Staat und der sozialistische Staat. In der Trübsal des Heute und der Dunkelheit des Morgen bleibt uns todgeweihten Individualisten als einziges der Glaube an die für die Gegenwart absurde aber ewig tröstliche Religion der Anarchie."

Dieser Leitartikel ist vom 6. April 1920 datiert. Die fascistische Partei wurde bereits im März 1919 gegründet, und Mussolini war ihr anerkannter Duce.

Eine früher zitierte Stelle zeigte Mussolini als Kronzeuge gegen die Behauptung, der Fascismus habe Staat und besitzende Klassen gegen den drohenden Bolschewismus verteidigen wollen. Das zweite Mussolinizitat erledigt die Legende von einer geistigen Bekehrung des Sozialisten Mussolini zur Religion des nationalen Staates.

Er ist nie Sozialist und nie Nationalist gewesen. Immer aber Anarchist. Doch zuletzt erkannte er, dass kein Anarchist über den Staat triumphieren kann, wenn er ihn nicht erobert und selbst zum Staat wird. Diese Erkenntnis war das entscheidende Ereignis in der neueren Geschichte Italiens und der Welt.

DER 28. OKTOBER

Wir haben bereits auf Finers Buch hingewiesen, das umfassendste und vorsichtigste von allen, die über den Fascismus geschrieben wurden. Wohlwollen ist seine historische Muse, und grade seine Unschlüssigkeit mag sich vom Standpunkt der dokumentarischen Zuverlässigkeit als nützlich erweisen. Die Autorität seines Urteils wird durch seine ruhige Zurückhaltung noch gesteigert. So lautet einer der Schlussabsätze des Finer'schen Werkes über den Aufstieg und Triumph des Fascismus:

„War der Fascismus in Italien unvermeidlich? Es sieht aus, als wäre er das Ergebnis eines lückenlosen Zwangsablaufs: wirtschaftliche Widersprüche, politische Verwirrung, ein schwaches Parlament. Trotzki würde dem Willen und der Macht von Individuen wenig Bedeutung beimessen. Und doch scheint mir, der Fascismus wäre nicht notwendig gewesen, hätte Mussolini nicht gewirkt, wie er gewirkt hat, nämlich die wirtschaftliche Spannung verschlimmert, die politische Verwirrung gesteigert, und wäre er nicht ins Parlament gegangen, nur um es zu stürzen. Sein Wille zur Macht und die Rücksichtslosigkeit seiner Verwirklichung allein machten den Fascismus unvermeidlich, sowie sie ihn jetzt weiter an der Macht erhalten.

War der Fascismus eine Revolution? Ich glaube nicht . . ."

Er war es nicht. Er war nicht einmal ein Marsch nach Rom.

Die Ereignisse von 1922 sind lückenlos und zuverlässig von Augenzeugen wie Lussu und Historikern wie Salvemini berichtet worden. Die Haupteinwände derer, die behaupten, die Geschichtsschreibung müsse und könne unparteiisch sein, es gäbe so etwas wie Unparteilichkeit zwischen Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, und die Sprache des Historikers könne und müsse so grün und plan sein wie ein Billardtuch, haben sich gegen die Ergebnisse der antifascistischen Geschichtsschreibung als unergiebig erwiesen. Vielleicht wäre es geschickter von ihnen gewesen, wenn sie die dürren Tatsachen, die sie herausgefunden hatten und berichteten, mit dem Furnier einer gespielten Gleichgültigkeit überdeckt hätten: ein Einwand, der mit mehr Recht dem düsteren, grinsenden Tacitus zu machen wäre, dessen Autorität darunter kaum gelitten hat. Aber die allgemeinen Einwände gegen den unmanierlichen Stil, gegen die Gehässigkeit der antifascistischen Historiker haben doch niemals sich zu dem Beweis verdichten können, dass sie gelogen oder planmässig die Wahrheit verschwiegen hätten.

Wenn wirklich immer noch ein paar Leute darauf schwören, der Fascismus sei ein antibolschewistisches Gegengift und Mussolini habe sich zum Glauben an das Vaterland bekehrt — das Märchen vom Marsch auf Rom ist von keinem vernünftigen Menschen lange ernst genommen worden.

Der Fascismus vor der Machtergreifung hat sich nicht nur der Förderung eines Teils der herrschenden Klassen, sondern eingestandenermassen auch der Gunst der militärischen Stellen und des liberalen Staats erfreut. Die Kriegsminister — selbst wenn

der Minister aus den demokratischen oder sozialistischen Reihen stammte und später sein Tun reuevoll beklagte — hatten dem Fascismus erlaubt, sich zu bewaffnen, und ihn direkt mit Waffen aus den militärischen Beständen versehen. Der Führer des offiziellen Liberalismus, der alte Giolitti, hatte auf den Fascismus von der Höhe seiner Statur und seiner Weisheit halb grossväterlich, halb mephistophelisch herabgesehen, als auf einen natürlichen Auswuchs der Kriegsära, der kein gar so unliebsamer Anblick war, und nicht so schwarz, wie er sich maskierte. Ja, Giolitti hatte ernsthaft daran gedacht, den Fascismus als ein Instrumentum Regni zu benutzen, um den Resten des revolutionären Sozialismus eine Lektion zu erteilen und sie in die Hürde des konstitutionellen Staats zurückzuscheuchen. Deshalb, dachte er, musste man den Fascismus vorübergehend ermutigen. Nach etwas Zank und Lärm würde Giolitti, wie ein sanft lächelnder Jupiter nach dem Gewitter, hervortreten und wieder eine verblüffende Mehrheit hinter sich sammeln, einen liberalen Regenbogen über dem Parlament und dem Lande wölben und mit Behagen die doppelte Metamorphose von Rot in Rosa und von Schwarz in Perlgrau betrachten. Selbst vernünftige Liberale schworen darauf, dass die Freiheit, ein Speer des Achilles, die Wunden heilen würde, die sie selbst geschlagen habe. Das Erlebnis der Freiheit war in Italien im Vergleich zu den Jahrhunderten der Knechtschaft allzu kurz gewesen. Auch hatte es das liberale Regime verhältnismässig leicht gehabt und war von innerpolitischen Gegnern nie ernstlich herausgefordert worden. Das Risorgimento war weit mehr ein Kampf um die nationale Unabhängigkeit als ein Austrag politischer Gegensätze innerhalb der Nation gewesen. So ist zu verstehen, dass der italienische Liberalismus von seinen Anhängern mehr als eine Art wundertätigen Aberglaubens angesehen wurde, anstatt sich zu einer kämpferischen Religion zu entwickeln. Kaum einer hatte etwas gegen die Theorie und Praxis einzuwenden, dass die Freiheit liberal selbst gegen die sein müsse, die die Freiheit töten wollten. Kaum einer hatte je die Bedeutung des strengen Ausspruchs begreifen gelernt, dass der Preis der Freiheit unablässige Wachsamkeit sei. Freie Rede und freie Institutionen waren für sie Familienbesitz, den ihre italienischen und europäischen Ahnen ihnen vermacht hatten, und sie hätten eher dran geglaubt, dass die Flussläufe bergauf strömten, als dass die Zivilisation sich zurückentwickeln könnte. Wenn die Politik des laissez-faire so gut geklappt hatte wie ein Taschenspielerkunststück, als die

Roten, die Revolution machen wollten, die Fabriken besetzt hatten, warum nicht jetzt das gleiche Allheilmittel anwenden, da die Störung von den Schwarzen kam, die, weit entfernt, Staatsfeinde zu sein, seine Pflegekinder, seine ungezognen kleinen Lieblinge waren?

So grossgepäppelt und belobt, im schlimmsten Falle mild getadelt, hatten die Schwarzhemden die Roten auf den Plätzen der Städte und auf den Dorfmärkten gejagt. Jeden Sonntag wurde dieses Spiel gespielt; trotzdem blieb man an den Wochentagen auch nicht müssig. Die Roten waren nun die zersprengten Überreste eines Heeres, wenn es je ein Heer gewesen war, auf vollem Rückzug; sie waren die Beute von Qual und Angst; doch je schwächer ihr Widerstand, um so rücksichtsloser die Verfolgung. Feuerwaffen und kalter Stahl waren für den Zweck gleich gut; aber wenn sie nicht Gefahr liefen, auf stärkere Waffen zu stossen, benutzten die Jungens am liebsten den Gummiknüppel, mit dem man gesunde Ideen verstockten Schädeln einhämmern konnte: höchst bedauerlich, wenn der Schädel eines Roten, unter den Schlägen zerbrechend, sich nicht als so hart erwies, wie es geschienen hatte.

Sie hatten die Bauernmädchen, die roter Sympathien verdächtig waren, nackt ausgezogen und die nationalen Farben auf ihre rückwärtigen Rundungen gemalt. Sie hatten die Konsumvereine der Arbeiter und Angestellten gestürmt und zerstört, diese schönsten Leistungen der sozialen Zivilisation im vorfascistischen Italien, wobei sie gelegentlich von einem gut Teil Kurzwarenhändlern, Handlungsreisenden und Hausierern unterstützt wurden. Sie hatten von d'Annunzio gelernt: „la fiamma è bella — die Flamme ist schön, und mit Fackeln oder mit Petroleum hatten sie planmässig Case del Popolo, Camere del Lavoro und sozialistische, aber auch christlich-demokratische Zeitungshäuser verbrannt. Sie hatten auch aus d'Annunzios Fiume die Neuerung des Rizinusöls eingeführt und diesen Trank, gelegentlich mit Benzin oder Jod vermischt, in Mammutdosen hartnäckigen Gegnern verabfolgt und sie so von falschen Ideen purgiert. Sie schütteten sich aus vor Lachen über die erzwungene aber nur zu wohlverdiente Erniedrigung der Sünder, sie hatten auch das Gefühl, mit einem Tropfen renaissancehafter Ausgelassenheit den bleiernen Geschmack der modernen Schlacht gewürzt zu haben.

Diesen Heldentaten hatte die Polizei gemütlich zugesehen; sie betrachtete die Jungens als eine Art Hilfskorps und spürte bereits

die stärkste Lust, die Rollen zu vertauschen. Die Richter, der Partei schon halb verschrieben, hatten Mörder und Brandstifter freigesprochen oder übersehen, der geheimen Instruktion folgend, die „nationale Gesinnung" der Täter zu berücksichtigen; und das mit dem Rizinus war zweifellos nur Scherz und nicht der Rede wert. Die Jungens hatten die sozialistischen Rathäuser gestürmt und besetzt — allerdings nicht mit Stimmzetteln, sondern mit Kugeln, oder doch zumindest mit geschwungenen Knütteln und gefälltem Gewehr — darunter das wichtigste von allen, das Mailänder Stadthaus. D'Annunzio hatte, in seiner ordenübersäten Uniform, die Siegesansprache vom Balkon gehalten, und selbst der „Corriere della Sera", das liberale und antifascistische Organ, begrüsste, seine Entrüstung über die ungesetzlichen Fabrikbesetzungen ein paar Jahre früher vergessend, dieses Mal die nationalgesinnte Ungesetzlichkeit und zollte der Bande Beifall. Ein gesetzlicher Arbeiterstreik war kurz vorher, im Sommer 1922, ausgebrochen, nicht zu dem Zweck, eine linksradikale oder kommunistische Revolution vom Zaun zu brechen, sondern aus dem frommen Wunsch heraus, den Staat zum gesetzlichen Vorgehen gegen die einzige Partei zu nötigen, die im Land noch das Gesetz brach. Der Streik war an der wohlbekannten Unfähigkeit und Unentschlossenheit der Führer und der Massen nach ein paar Tagen gescheitert; woraufhin die sogenannten Liberalen und die schwarzen Knaben sich auf den Plätzen verbrüdert und Viktoria gerufen hatten. Zuletzt veranstalteten die Jungens die Kostümprobe einer Mobilisierung, versammelten sich von überall her zur Musterung in Südtirol, mit der eingestandenen Absicht, eine Lektion sowohl der verärgerten deutschen Bevölkerung wie den schlappen italienischen Behörden zu erteilen; darüber hinaus aber verfolgten sie das Ziel, die Widerstandskraft der Regierung gegen die freie Bewegung ihrer Heerscharen auf die Probe zu stellen. Von Widerstand war keine Rede. Die Jungens durchschauten das, und alle national Gesinnten applaudierten.

So standen die Dinge zwischen Staat und Fascismus am Vorabend des Marsches auf Rom. Aber irgend etwas regte sich in den Massen der liberalen Parteien. Finanziell und wirtschaftlich erholte sich das Land mit zunehmender Geschwindigkeit, der Staatshaushalt war so gut wie ausgeglichen, die Wunden des Krieges schlossen sich, und der Friede nach aussen war nach Abschluss des Vertrages mit Jugoslavien und d'Annunzios Rückzug aus Fiume gesichert; die Drohung einer roten Sintflut im

Innern hatte sich längst verflüchtigt; und selbst eine gute Portion Rache war an den früheren Sowjethetzern genommen worden. Die Annahme schien berechtigt, dass der Augenblick nahe war, da der liberale Staat wieder fest auf seinen Füssen stehen und zuversichtlich vorwärtsschreiten konnte. Vereinbarungen wurden, mehr oder weniger geheim, in den römischen Wandelgängen und Salons getroffen, unter den gemässigten Parteien eine Verständigung zustande zu bringen und, mit Hilfe eines entsprechenden Ministerwechsels, einen kraftvollen Regierungskurs der Mitte wiederherzustellen, der imstande sein sollte, mit seiner Gerechtigkeit alle Extreme zu versöhnen und seine Kraft sowohl gegen die Roten zu brauchen, sollten sie ihrer je wieder bedürfen, und gegen die Schwarzen, die sie dringend benötigten. Die Jungens hatten zur Genüge getan, was man von ihnen erwartet hatte. Nun konnten sie in Glimpf entlassen werden.

Doch grade darauf legten sie und ihr Führer keinen Wert. Nicht, weil die Verhältnisse sich verschlechterten, sondern weil sie besser wurden und ganz und gar gut zu werden drohten, wurde der Marsch auf Rom beschlossen. Sein geheimes Motto war: Jetzt oder nie.

Das Gros der aufständischen Scharen wurde in konvergierenden Linien vom Zentrum und Norden her in Bewegung gesetzt. Das Hauptquartier wurde nach Perugia, nordöstlich von Rom verlegt: genauer gesagt, in ein Hotel, aus dem man die süsse umbrische Landschaft überblickte, und in ein Herrenhaus, das bereitwilligst von einem Landedelmann und Sportsmann zur Verfügung gestellt wurde, der in Orlandos Ministerium Unterstaatssekretär für Propaganda gewesen war. Unter den selbsternannten Generälen und Quadrumvirn, die sich in der lieblichen Hügelstadt getroffen hatten, wo Carducci ein halbes Jahrhundert früher seinen „Canto dell' Amore" gesungen hatte, eine Hymne auf Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe, befanden sich junge Häuptlinge wie Italo Balbo, die ihre Geschicklichkeit, einen Konsumverein mit eigner Hand in Brand zu setzen oder zielbewusst einen Revolver zu benutzen, bereits bewiesen hatten: echte Männer der Tat, ihrer Natur nach bemerkenswert verschieden von Mussolini, dessen Tatendrang schliesslich mehr der Dampf war, der unregelmässig aus einem intellektuellen Kessel strömte.

Mussolini selbst verliess nicht sein Haus, sein Büro, sein Mailand. Dies scheint ein unausrottbarer Zug seiner Natur zu sein: während seine Phantasie sich in grossen Entwürfen ergeht, kommt

er zum Ziel durch List. Seine Träume sind die eines Löwen, seine Taten die eines Fuchses.

Gewiss, der lange Ehebruch zwischen „revolutionärem" Fascismus und der Staatsgewalt gab den Führern der „Revolution" schon hinlängliche Sicherheit, dass ihren Häuptern keine Gefahr drohte und der Staatsstreich selbst im Falle des Misslingens keine schlimmen Folgen haben würde. Es war immerhin klüger, in Mailand zu bleiben, wo Mussolini sich für den Notfall von erprobten Freunden umgeben wusste. Ausserdem lag die wohlbekannte Schweizer Grenze nur eine Stunde entfernt.

Eines Abends während der kurzen Krise wurde Mussolini verhaftet. Diese Episode der Revolution verschwand sofort wieder aus dem Bewusstsein beinah aller, da es Unterlagen darüber nicht gab und die Beteiligten, die Verfasser und Darsteller der Posse, sie aus ihren Worten und Erinnerungen auszulöschen wünschten.

Eine Anzahl von Schwarzhemden hatte sich, ohne auf Widerstand zu stossen, in der Bersaglieri-Kaserne im Zentrum der Stadt festgesetzt. Später begann Streit in den überfüllten Räumlichkeiten aufzuflackern; und es schien möglich, dass die anfängliche Verbrüderung in eine Rauferei zwischen den fascistischen Eindringlingen und den Hahnenfedern umschlug. Solch eine heikle Situation, über die er sofort unterrichtet wurde, war Mussolini ganz besonders unangenehm, dessen Pläne und Hoffnungen in erster Linie auf der Liaison zwischen Regierung und Revolution beruhten. Zerbrach die Partnerschaft, gingen die Gewehre los, und noch dazu an einem so neuralgischen Punkt wie Mailand — dann konnte die Überschreitung der Schweizer Grenze zur zwingenden Notwendigkeit werden.

Er nahm mit sich Aldo Finzi, einen seiner intimsten Mitarbeiter — dessen Name und Figur ein paar Jahre später allerdings spurlos verschwinden sollten, als Finzi, da er nicht den Sündenbock in der Matteotti-Affäre spielen wollte, sehr gegen seinen Willen das Dunkel ländlicher Zurückgezogenheit wählte. In dessen Begleitung verliess Mussolini seine Wohnung und begab sich unbemerkt spät in der Nacht zu der umstrittenen Kaserne. Dort verhandelte er sowohl mit den Offizieren der Freiwilligen wie der Regulären und versuchte, einen modus vivendi zwischen Schwarzhemden und Buntscheckigen herzustellen; aber an einem Wendepunkt der Unterhandlungen hielt er es für nötig, sich mit Finzi in einen leeren Raum zurückzuziehen, um dort die Angelegenheit mit ihm

in Ruhe durchzusprechen. Zufällig kam ein regulärer Offizier vorbei. Er sah die beiden miteinander plaudern und sah auch einen Schlüssel in der halboffenen Tür stecken. Er zog sie zu und drehte den Schlüssel um. Dann rief er den kommandierenden General des Mailänder Armeekorps an und teilte ihm beiläufig mit, er habe die „Führer des Aufstands" verhaftet. Die Nachricht wurde von dem kommandierenden General, einem mässig begabten Militär, an den Präfekten (Gouverneur) der Provinz Mailand weitergeleitet. Dieser, ein Weiser mit Bart, gab telephonisch die Antwort: „Sind Sie wahnsinnig? Ich ersuche Sie, mir die Verhafteten sofort zur Verfügung zu stellen!" So wurden die beiden hastig auf die Präfektur geschafft, wo man sie mit Likör bewirtete und nach einer freundschaftlichen Unterhaltung mit den besten Segenswünschen nach Haus entliess.

Niemand kann mit wissenschaftlicher Genauigkeit angeben, was geschehen wäre, wenn der Staat dem Aufstand bewaffneten Widerstand entgegengesetzt hätte. Viele Beurteiler stimmen darin überein, dass schon das Knattern von ein paar Maschinengewehren und das Schwirren einer noch geringeren Zahl von Flugzeugen genügt hätte, um die schwarzen Schwärme zu zerstreuen. Auf jeden Fall wäre, selbst wenn sie Rom hätten überfluten können, ihre Anwesenheit dort, wo man sie von ganzem Herzen verwünschte, weder angenehm noch von langer Dauer gewesen, wenn nur die Regierung die Eisenbahnlinien in der Hand behielt, auf deren Zufuhren eine so grosse Menge von Essern angewiesen war.

Es ist wahr: während das stehende Heer den Insurgenten fast durchweg feindlich oder zumindest gleichgültig gegenüberstand, blickten viele Offiziere und Generäle, auf Paraden und Beförderungen aus und von den Reizen eines grösseren und besseren Krieges träumend, oder ehrlich in Stammesfanatismus entbrannt, mit zärtlichen Gefühlen auf die Jungens und wünschten ihnen Sieg. Einige von diesen Generälen standen mit ihren Divisionen zufällig an wichtigen strategischen Knotenpunkten; darunter Exzellenz Gonzaga in Florenz. Es bleibt immerhin zweifelhaft, ob sie soweit gegangen wären, offen ihren Treueid gegen den König zu brechen und den beim Versuch gebliebenen Meineid des Admirals Millo während der dalmatinischen Krise zu übertrumpfen. Es stand für die Aufständischen nicht gar so gut; und als die Plakate, die mit des Königs Siegel und Unterschrift den Belagerungszustand verkündeten, auf den Mauern der italienischen Häuser von den Alpen bis Sizilien angeschlagen wurden, erwarte-

ten alle gesetzestreuen Bürger einen raschen Zusammenbruch des Abenteuers.

Aber der König eilte mit der Eisenbahn nach Rom, recht verdrossen über die unwillkommene Unterbrechung seiner sonst längeren Ferien in den lieblichen Pinienwäldern der Toskana, und begrüsste den Ministerpräsidenten am Bahnhof äusserst ungnädig. Der Name dieses Mannes war Facta, aber das Volk hatte ihm den Spitznamen „Nutrofiducia" gegeben, weil er bei jeder Gelegenheit zu versichern liebte, dass er in seinem Busen „Vertrauen nährte" und dass trotz des schwelenden Haders der gesunde Menschenverstand mit Frieden und Wohlstand bereits hinter der nächsten Ecke wartete.

Dies war der Mann, der mit dem Titel, wenn auch nicht mit dem Gewicht des höchsten politischen Amtes ausgestattet war: ein Piemonteser aus dem Mittelstand, ein Rechtsanwalt, einer von Hunderten aus dem liberalen Haufen um Giolitti, in dessen Namen er sozusagen die Macht ausübte; ein Mann mittleren Alters, mittlerer Grösse, bei dem nichts den Durchschnitt überragte ausser ein Paar überraschend grosser Schnurrbartenden, die auf seiner sanften Lippe mehr pathetisch als kriegerisch wirkten. Mussolini machte ihn ein paar Jahre später zum Senator; woraufhin er, wenn auch nicht sofort, starb. Der gemessene Nachruf der fascistischen Presse liess bei vielen jüngeren Leuten die Frage laut werden, wer denn das gewesen sei.

In jener Oktobernacht immerhin erkor der König ihn zum Opfer eines für ihn äusserst ungewöhnlichen Zornausbruchs. Nicht dass er die Fascisten liebte, deren Unterwerfung er ehrlich wünschte; aber fast ebenso sehr verdross ihn die Störung und die späte Stunde, zu der er nach Rom gerufen worden war. Alle Entscheidungen wurden, nach kurzer Begrüssung, auf den nächsten Morgen verschoben.

Das innere und äussere Leben des Königs war ein offenes Geheimnis, und das durchsichtige Uhrwerk seiner Beweggründe schien bis dahin keine dramatischen Sprungfedern zu verbergen. Sein anormal kleiner Wuchs hatte seinem Charakter von frühester Jugend an Merkmale des Unbehagens und der Verbitterung aufgedrückt, und obwohl er keineswegs bösartig oder dumm war, hatte er von einem körperlichen Mangel, der seinem Bewusstsein in den Augen der Mitwelt stets gegenwärtig blieb, unüberwindliches Misstrauen und ständige Verlegenheit zurückbehalten. Sein Erscheinen in einer militärischen oder zivilen Gruppe war unver-

meidlich von fataler Wirkung; es gab keine Uniform, die nicht zu weit für ihn schien, und die schwerbetresste Kappe sass auf seinem Haupt wie eine entliehene Tiara. Hätte er nur unter dieser persönlichen Benachteiligung gelitten, die zu den Wirren der Zeit hinzukam, so wäre seine Aufgabe schon höchst undankbar gewesen. Doch ausserdem war er als einziges Kind eines unbedeutenden Königs aufgezogen worden — dem die Schmeichler seines Hofes und der Presse beim besten Willen keinen anderen Beinamen zu verleihen wussten als den nicht besonders guten Humbert der Gute — und einer einnehmend bedeutenden Königin, für deren Titelblatt-Popularität und literarischen Ehrgeiz der Sprössling nichts übrig haben konnte, den die Natur am wenigsten mit literarischer und rhetorischer Begabung ausgestattet hatte. Diese Umgebung, diese Vereinsamung hatten seine Trockenheit noch trockener gemacht; seine Erziehung war streng, und der Lehrer, dem das besondere Amt oblag, seinen Charakter zu formen, vergass keinen einzigen Tag, ihm einzuschärfen, dass ein konstitutioneller Monarch nichts anderes zu tun habe, als zu gehorchen und den Willen des Volks und des Parlaments zum Ausdruck zu bringen; in kürzeren Worten, dass er gar nichts zu tun habe. Sein Vater, König Humbert, war nach einem sanft reaktionären Versuch, in den er beinah unbewusst hineingezerrt worden war, an der Kugel eines Anarchisten gestorben: eine Lektion, die für den jungen Viktor Emanuel eindrucksvoller war als alle die Stunden, in denen er mit seinem Lehrer Verfassungsrecht getrieben hatte.

Er liebte nicht die Krone; er unterwarf sich ihr. Wann er nur konnte, zog er sich in die Wälder Piemonts oder der Toskana zurück, um dort die schlichten Freuden des Familienlebens zu geniessen. Selbst wenn er in Rom unabkömmlich war, hielt er sich so wenig wie nur möglich im Stadtschloss auf und bevorzugte eine bescheidenere vorstädtische Residenz. Er machte sich nichts aus Triumphbögen, Frauen, Ruhm; da er es in keiner Weise mit seinem kaiserlichen Vetter Wilhelm II. aufnehmen konnte, zog er es vor, anders zu sein, wie das kluge Veilchen, das mit dem auffallenden Mohn nicht wetteifert. Öffentliche Reden hielt er nur, wenn ihm der Ministerpräsident, alle zwei oder drei Jahre, einen Text einhändigte, der durch die königliche Stimme vor versammeltem Parlament bei Eröffnung einer neuen Tagungsperiode verlesen werden musste. Seine Mussezeit verbrachte er mit dem harmlosesten aller Steckenpferde, nämlich Numismatik, dem systematischen Sammeln alter Münzen, wozu noch eine nicht weniger

systematische Sammlung zeitgenössischer Währungen und gutverwalteter Ersparnisse in Italien und im Ausland trat, da er, ohne ein Harpagon zu sein, nicht in den Fusstapfen seiner verschwenderischen und tapferen Ahnen wandelte und alle seine Tugenden häuslicher Art waren. Da keine religiöse Überzeugung ihn leitete und keine metaphysische Begeisterung sein Lohn war, schienen diese Tugenden dem Mittelstand der positivistischen Ära um so lobenswerter. Seine Geistesverfassung war skeptisch, und doch war seine tägliche Pflichterfüllung über jeden Tadel erhaben. Ein guter Ehegatte, ein liebender und bemühter Vater, ein gewissenhafter Beamter, verkörperte er die Ideale — besonders Sauberkeit, Fleiss und Bescheidenheit — des italienischen Bürgers seiner Generation, auf einem Thron, der freilich für seine Beine zu hoch war. Doch selbst sein unbezwinglicher Tick, unablässig mit der Backe zu zucken, vom Augenwinkel bis zum Kinn, als mahle er beständig Kaugummi mit Kies gemischt, brachte ihn, den aller äusserlichen Majestät Entblössten, dem gemeinen Manne näher, der sich in der Welt der Symbole unter ihm, doch zum Ausgleich in der Welt der Körperlichkeit über ihm fühlte. Als ein paar Jahre vor dem Weltkrieg ein Irrer versuchte, diesen harmlosen König zu ermorden, wurde ein alter Scherz neu aufgezäumt, den sein Vater Humbert seinem unproduktiven Gehirn bei einer ähnlichen Gelegenheit abgerungen hatte. „Das", hatte Humbert zum Volk gesprochen, das auf dem Platz unter seinem Schloss nach einem erfolglosen Attentat auf sein Leben zusammengeströmt war, „das gehört zum Geschäftsrisiko." Nun wurde der abgestandene Scherz von Journalisten und Höflingen auf den Erben angewandt, der seine Corona Ferrea oder eiserne Krone mit dem Polster der Demut leichter trug. Der Irre wurde nicht hingerichtet; das geschriebene und ungeschriebene Gesetz Italiens verpönte Todesurteile und Blut; und der armselige Witz, durch den eine Monarchie ihre Mission zu einem Gewerbe erniedrigt hatte, erregte abermals eine Welle beifälligen Gelächters, auf deren Rücken alle Untertanen zu der bescheidenen Höhe der königlichen Brust erhoben wurden.

Der Ausbruch des Weltkriegs, mit der unvermeidlichen Intervention Italiens, war ein harter Schlag für dieses zahme Ideal von Königtum. Wenn für irgendetwas, dann hatte dieser König für Ruhm und Macht nichts übrig; nichts war seinem Geiste fremder als der blutdürstige Zauber von d'Annunzios Versen und Reden. Er hätte lieber den Titel „Ehrlicher König", „Re Galantuomo"

getragen, den glatte Höflinge unter konventioneller Zustimmunr des Volkes seinem Grossvater Viktor Emanuel II. dem Einiger Italiens, verliehen hatten. Und nun zwang ihn die harte Notwendigkeit und der Druck von unten dazu, seine eigne Unterschrift zu verleugnen und den Dreibund zu zerreissen, der ihn zum Verbündeten Deutschlands und Österreichs machte. Wie gerechtfertigt auch immer vom diplomatischen und sogar vom moralischen Gesichtspunkt aus, es war oder schien doch ein Kontraktbruch zu sein, und sein kaiserlicher Vetter Wilhelm II. brandmarkte ihn mit gehässiger Verachtung als „Verräterkönig". Schweigend und mehr oder weniger geheim machte der König eine Nervenkrise durch, während derer er unter Behandlung eines bekannten Spezialisten stand. Er erholte sich wieder, und die Götter schenkten ihm Sieg. Mit Kriegsende konnte er, an Kopfhaar und Schnurrbart ganz und gar ergraut, obwohl noch keine fünfzig Jahre alt, daran denken, sein gewöhnliches Leben wieder aufzunehmen, das geteilt war zwischen den Tälern Piemonts, der toskanischen Küste, und, solange wie es ging, den Pinien am Rande der römischen Campagna; mit seinem täglichen Stundenplan, der angemessen wechselte zwischen der Pflicht des konstitutionellen Monarchen, Unterschriften zu leisten, und der weisen Musse des Numismatikers. In Wahrheit aber war er mit allen Fibern seines Herzens ganz der Aufgabe ergeben, die er wirklich liebte. Und das war nicht das Abschiessen ausgesuchter Gemsböcke noch auf eingebildeten Stelzen vor rasselnden Heeren oder hochrufenden Mengen zu stolzieren: das war Eitelkeit der Eitelkeiten, die er inwendig nicht aufkommen liess, im Geiste des Predigers Salomo. Das, was ihm am nächsten stand, liebte er wirklich, das war die Aufgabe, die ihn ganz ausfüllte: die des Familienvaters; einer Familie, deren Erbbesitz aus einer kriegerischen Prüfung, die ebenso gefahrvoll und erfolgreich wie unerwartet und schrecklich gewesen war, vergrössert hervorging.

Seine Mahlzeiten, domi militiaeque, im Hauptquartier der kämpfenden Armee und im römischen Palast, waren wegen ihrer Frugalität berüchtigt. Seine Aussprüche waren bei vielen Gelegenheiten genau vorauszusagen, auf Grund der objektiven, ja arithmetischen Nüchternheit seiner Wissbegier, die selten über das sichere Wie und Was statistischer und bürokratischer Information hinausging. Wenn er in Siena Halt machte, dann mochte er fragen, wieviel Personen der Campo, der Hauptplatz der Stadt, wohl fasste; betrat er eine Kunstausstellung, dann interessierte ihn, wieviel Gemälde an den Wänden hingen. Seine Frau — die Tochter eines

kleinen Balkanfürsten, der, halb Räuberbaron, halb Barde, später zum König avancierte, nur um sein ganzes Königreich, ein Dorf auf einem Berge, vom Erdbeben des Krieges und Friedens verschlungen zu sehen — war bei weitem die schlechtest gekleidete Dame Italiens und liess sich niemals unter Fremden noch in der Gesellschaft blicken, da ihr Italienisch ebenso unverständlich war wie die anderen Sprachen, die sie, als junges Mädchen vom Lande und Schützling, am russischen Hof erlernt hatte. Sie unterzog sich aber sehr pflichtbewusst der Plackerei sozialer Tätigkeit, die in den königlichen Familien der demokratischen Ära zwangsläufig war, und wenn sie ein Krankenhaus besuchte, liess sie Goldmünzen in die Hände von Kindern fallen, die an Hirnhautentzündung starben. Im übrigen gingen ihr Geist und Herz, wie die ihres Gatten, ganz und gar im Haushalt auf, oder in den Haushalten. Sie sandte ihrem Herrn und Meister, solange wie sie in einer andern königlichen Behausung noch verwendet werden konnten, Kisten mit halbabgebrannten Kerzen von den Soireen im Quirinal, und die abgelegten Stücke ihrer Garderobe an ihre reizenden Schwestern, die bestimmt besser wussten, mauve mit karmesin und Spitzen mit Pelz abzustimmen. Vier Mädchen waren ihrer Ehe mit Victor Emanuel entsprossen: ein vierfaches Problem, verursacht durch die verworrenen Verhältnisse Europas auf dynastischem und konfessionellem Gebiet, die vier vorteilhafte Heiraten in einer katholischen Königsfamilie recht unwahrscheinlich machten. Der einzige Sohn, Kronprinz Humbert — den die Fascisten später einfacher und unverfänglicher Prinz von Piemont genannt haben wollten — war ein hübscher Junge von ausgesprochen slavischem Typ mit sanften Augen und Lippen. Er machte viel Aufhebens von seiner vornehmen Abstammung, wobei er mehr Wert auf den kleinen Prozentsatz habsburgischen Blutes legte, das durch seine Adern floss, als auf die ganze tausendjährige savoyische Linie. Vielleicht war es diese Neigung für Wien, die ihn zu einem solchen Liebhaber der Operette machte. Er pflegte vor der Aufführung sorgfältig das Libretto zu studieren und am Abend selbst, im purpurnen Schatten der königlichen Loge eines Turiner Theaters, hin und wieder eine wichtige Stelle nachzulesen, während er der Musik lauschte.

Aber sein Vater liebte ihn, wenn auch nicht unkritisch. Die populäre Redensart, der König sei im Herzen Republikaner und hätte nichts dagegen, Krone und Käppi mit einem schlichten Filzhut zu vertauschen, war vielleicht albern, enthielt aber, wie

so oft Legenden, ein Quentchen Wahrheit. Dagegen graute ihm vor der Idee, sein Sohn könne eines Tages abgesetzt werden; vielleicht aus der unbewussten Überzeugung, dass der junge Mann für kein anderes Geschäft taugte. Margherita, die verstorbene Königin-Witwe, hatte über die Demokratie und Mittelmässigkeit ihres Sohnes die Stirn gerunzelt; sie war Fascistin geworden und hatte ihr junggebliebnes Lächeln, dem einst Carducci, der republikanische Poet mit wild gelocktem Haar, ins Garn gegangen war, düsterbrauigen Gesetzesbrechern zugewandt, die sie zu unterstützen wünschte und zu Stützen von Thron und Altar heranzuziehen gedachte. Nun, da sie nicht mehr war, verkörperte sich, was an Königtum in der vollen Bedeutung des Wortes noch übrig geblieben, ausschliesslich in der jüngeren Linie der Dynastie: den Aosta, den ältlichen Söhnen des verstorbenen Amadeus von Savoyen, der vor fünfzig Jahren für eine kurze Zeit König von Spanien gewesen war. Nicht alle hatten diesen trügerischen Schimmer von Grösse und Chateaux d'Espagne in ihrer Familiengeschichte vergessen können, auch waren sie nicht reich oder sonst vom Glück gesegnet. Der beste der Brüder, der Herzog der Abruzzen, ein bekannter Entdecker und Gelehrter, dessen Lebensglück in einer vereitelten Beziehung zu einer schönen Amerikanerin dahingeschwunden war, hielt sich der Politik fern und trug mit würdigem Schweigen die Demütigung, dass man ihm bald nach Kriegsbeginn den Oberbefehl über die Flotte genommen hatte. Aber der Graf von Turin, auch er ein Junggeselle, der in seiner besten Zeit ein kühner Reiter und Fechter gewesen war und in der italienischen Kavallerie den Gebrauch des rollenden R eingeführt hatte, machte in den Mailänder Salons ziemlich laut abfällige Bemerkungen über seinen königlichen Herrn Vetter. Der älteste Bruder, der Herzog von Aosta, war der Führer der „unbesiegten" dritten Armee an der Ostfront gewesen. Nun gingen Gerüchte um, dass er stückweise durch die Hintertür die Antiken seines Palastes verkaufte, um die Löcher im herzoglichen Budget zu stopfen. Im Gegensatz zum Kronprinzen zog er die Oper der Operette vor; und während er hinter seiner Logenbrüstung ein Schläfchen machte, konnte er von einem Wechsel in der italienischen Thronfolge und von einer anschliessenden paneuropäischen Restauration der angestammten Dynastien träumen, im Prunkaufzug einer heiligen Allianz, gemäss den Plänen der französischen Dame aus dem Hause Orleans, die ihm als seine Gattin hoffnungsvolle Söhne geschenkt hatte, der Krone würdiger als der

sanfte Erbe der älteren Linie, der sie ihnen wegnehmen wollte.

Alle solche Schläfchen und Träume und Winke, ja selbst den römischen Gruss, den seine Verwandten der fascistischen Partei erwiesen, konnte der König übersehen, soweit er persönlich in Frage kam. Aber er konnte nicht umhin, tiefe Besorgnis über die der Zukunft seines Sohnes geltende heimtückische Drohung zu empfinden, die in dieser Haltung seiner Verwandten und von verschiedenen Generälen und Admirälen lag. Er wusste, dass Mussolini, ein ehemaliger Verteidiger des Königsmords, nun in seiner Manschette, fast sichtbar, ja gradezu offen, den Trumpf einer erzwungenen Abdankung des Königs trug — was nicht so schlimm gewesen wäre — und einer Inthronisierung der Aosta — und das war unerträglich. Victor war skeptisch als König, aber ein orthodoxer Vater. Die Erwägung, zusammen mit den freimütigen Ratschlägen samt den damit verbundenen Drohungen von Admirälen und Generälen, lastete schwer auf seiner Entscheidung.

Doch beinah ebenso schwer wie die dynastische Strenggläubigkeit des Vaters wog, so sonderbar es klingen mag, die Strenggläubigkeit des konstitutionellen Monarchen, wie er sie in diesem Augenblick auszulegen beliebte. Sein Urgrossvater war als Verräter gebrandmarkt worden, weil er im Kielwasser der europäischen Reaktion überstürzt die liberalen Ideale preisgab, zu denen er sich überstürzt in einem unbedachten Augenblick der Begeisterung bekannt hatte. Sein Grossvater, der Eroberer Italiens, war der „Ehrliche König" genannt worden, weil man ihm, wenn auch irrtümlich, nachsagte, er habe der Versuchung, die Verfassung abermals zu zerreissen, mannhaft widerstanden. Sein Vater, der am Rand der verfassungswidrigen Diktatur gewandelt war, starb durch die Kugel eines Rächers. Das war ein Anschauungsunterricht, den der Nachkomme ernst nahm; er wollte ein verfassungstreuer König ohne Tadel sein und bleiben. Das Motto: „Ich bin ihr Führer, also muss ich ihnen folgen", stand untilgbar in den Kompass seiner inneren Entscheidung eingraviert. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren seine echten Überzeugungen die eines Giolitti-Schülers, eine Art gemässigter Liberalismus; doch als die Nation sozialistisch zu werden schien, wurde er nicht scheu und unterhielt sich mit Bissolati wie mit einem Freund. Er wäre, unveränderlich ausgerichtet auf den veränderlichen Willen seines Volkes, auch jedem andern Kurs gefolgt, gewissenhaft mit der veränderlichen Welle schwimmend.

Nun war es fraglich, ob die Nation sich zum Fascismus bekannte.

Aber ein beträchtlicher Teil benahm sich so, als wäre das der Fall, und der Fascismus, vom Staat und vom Heer grossgezogen, war nun eine Macht, mit der man rechnen musste. Der Belagerungszustand mit den damit verbundenen militärischen Gewaltmassnahmen gehörte, zumindest technisch, zu den Methoden der absoluten Monarchie, die sein Vater so erfolglos erprobt hatte; abgesehen von der Erwägung, die ein menschenfreundlicher Pazifist nicht auf die leichte Achsel nehmen konnte, dass im Krieg und Bürgerkrieg bereits genug Blut geflossen war. Gewiss, was der Fascismus trieb, war verfassungswidrig und tatsächlich oder ideell gegen Freiheit und Menschenrechte gerichtet. Aber der König hörte von liberalen Politikern, einmal in den Sattel gesetzt und gezwungen, die Verantwortung zu tragen, würden Mussolini und seine Ras, wie sie genannt wurden, in der alles ausgleichenden Mechanik des liberalen Staats versinken; und im übrigen wisperte sein von allen Illusionen freies Gewissen ihm zu, wenn die Mehrheit des Volkes die Verfassung nicht mehr wünsche, könne es die Pflicht eines verfassungstreuen Königs sein, die Verfassung über Bord zu werfen, und so wie kein Katholik päpstlicher zu sein brauche als der Papst, auch kein König demokratischer als sein Demos.

So hat eine sophistische Verdrehung des konstitutionellen Gedankens Verfassung und Freiheit Italiens zerstört und ein Beispiel gesetzt, dem das Deutschland Hindenburgs und Hitlers zehn Jahre später folgen sollte; unter dem pharisäischen Vorwand, dass er den Treueid halten müsse, den er seinem Volke bei der Thronbesteigung geschworen hatte, wurde der ehrliche König meineidig.

Er widerrief die Verordnung des Belagerungszustands, die nicht ohne seine Zustimmung verkündet worden war, und am Morgen nach seiner Ankunft in Rom lieferte er sich und sein Volk aus.

Im Ministerrat, der bis zum Morgengrauen gedauert hatte, war es recht verwirrt zugegangen, doch zum Schluss hatte man sich darauf geeinigt, Widerstand zu leisten. Die unversöhnliche Partei wurde von Giovanni Amendola geführt, einem jungen Neukantianer und Staatsmann, der drei Jahre später an den Folgen eines fascistischen Überfalls sterben sollte. Alle Minister hatten ihre Zustimmung gegeben, dass eine Abordnung aus ihrer Mitte zum König gehen sollte; doch im letzten Augenblick brachte Facta es auf irgend eine Art zuwege, seine Kollegen davon zu überzeugen, dass es klüger wäre, wenn er allein ginge. Sie hatten keinen Argwohn gegen ihn.

Die Unterredung zwischen König und Ministerpräsident ver-

lief ohne Zeugen. Die allgemeine Annahme geht dahin, dass Facta aus freien Stücken dem Wunsch des Königs zuvorkam und den Widerruf des Belagerungszustands anriet; und dass der König kampflos nachgab. Die Verordnung wurde von den Mauern gerissen. Schwarzhemden, auf den Plätzen und in der Eisenbahn, liessen „Victor Emanuel, den fascistischen König" hochleben.

Während die wildesten Gerüchte das Land erfüllten, wurde in Rom ein erfolgloser Plan verfolgt. Die Absicht des Königs und der Konservativen ging dahin, ein Koalitionskabinett der Verständigung zu bilden, mit Salandra, einem ältlichen Rechtspolitiker aus dem Süden, an der Spitze und einem angemessnen Anteil von Ministersitzen für Mussolini und seine Partei. Der Duce des Fascismus, der sich nicht aus Mailand rührte, wurde nach Rom zur verfassungsmässigen Beratung mit dem König eingeladen.

Doch nun, zum erstenmal in seinem Leben, war er auf den Geschmack gekommen, durch Bluff zu gewinnen, den Sieg durch Drohung zu erzwingen. Er gab den Schlag zurück, wie er es so viele Male in den folgenden Jahren wiederholen sollte. Standhaft erklärte er, er würde weder nach Rom gehen, noch seine Armee demobilisieren, wenn der König sich nicht verpflichte, ihn mit der Ministerpräsidentschaft zu betrauen.

Dies war unzweifelhaft verfassungswidrig. Der König schwankte.

In der Spannung der Entscheidungsstunde hatte sich eine Gruppe von Persönlichkeiten der konservativen und liberalen Partei im Mailänder Regierungsgebäude um den Präfekten versammelt. Einer von ihnen, ein sonst zuverlässiger Liberaler, nahm die unangenehme Pflicht auf sich, im Namen aller anderen, dem Adjutanten des Königs in Rom zu telephonieren, da die Dinge nun einmal so ständen, sei es für seine Majestät ratsam, Mussolinis Forderung anzunehmen.

So beraten und gestützt von seinen Verfassungstreuen, überwand der König seine späten Bedenken und unterzeichnete das Telegramm, das Mussolini mit der Ministerpräsidentschaft und der Zusammensetzung des Kabinetts betraute. Und so besiegelte ein Mann, der als König geboren war, halb unbewusst das Urteil, das ihn zum Sklaven machte.

Der Marsch auf Rom fand, wie jetzt jedermann weiss, in einem Schlafwagen statt, obwohl der Führer bestimmt nicht die ganze Nacht durchschlief. Er stellte sein Ministerium fast vollständig zusammen. Für das Unterrichtswesen hätte er gern Croce gehabt, aber es ergaben sich Schwierigkeiten. Ein junger, philosophisch

angehauchter Politiker, der in Mussolinis Gefolge reiste, schlug Gentile vor, einen engen Freund Croces, der nach ihm die bedeutendste Figur der neu-idealistischen Philosophie war. Mussolini schrieb den Namen nieder.

Wie Finer es ausdrückt, „überschritt Mussolini den Rubikon im Schlafwagen Mailand — Rom in einem Filzhut. Dieser wurde kurz danach durch den traditionellen Zylinder ersetzt". Es gab aber noch ein Zwischenspiel. In Rom angelangt, legte er ein frisches Schwarzhemd an und eilte in dieser Aufmachung zum Quirinal. Der König, der in der Vergangenheit unzeremoniell den Sozialisten Bissolati in seinem Tweedanzug empfangen hatte, empfing jetzt ebenso unförmlich den Fascisten in Hemdsärmeln. Sprach der Duce zum König: „Majestät, ich bringe Ihnen das Italien von Vittorio Veneto wieder", und meinte damit das Italien des Kriegs und Triumphs.

Die Schwarzhemden schwärmten nun zu Tausenden durch die Tore Roms herein — das gar keine Tore hatte. Nach ein paar Tagen schwärmten sie, mit Speis und Trank gelabt, auf Befehl ihres Führers wieder hinaus. Mussolini fand sich vor einem grossen Schreibtisch sitzen.

Grosse Namen, von Machiavelli bis Nietzsche, von Cäsar bis Napoleon umschwebten die geistige Wiege des Fascismus. Aber der Marsch auf Rom und die Technik des Staatsstreichs hatten bescheidenere Vorbilder. Man muss nicht bis zu Theodor von Neuhof zurückgehen, in einem lustigen Augenblick des 18. Jahrhunderts König von Korsika; am Vorabend des Weltkriegs hatte es den Hauptmann von Köpenick gegeben, den Schuhmacher, der als einziger Waffe sich des Zaubers bediente, der von einer gestohlenen preussischen Uniform ausging, und wenn nicht Preussen, so doch ein preussisches Dorf vor den Toren von Berlin erobert und beherrscht hatte.

LOCKRUF DER MITTELMÄSSIGKEIT

Immerhin, Rom war nicht Köpenick, und die Eroberer sahen sich Problemen gegenüber, die etwas ernster waren als der militärische Spaziergang der Eroberung.

Ausser der begeisternden Szenerie der Ruinen und Rundblicke lebten in der ewigen Stadt noch ein paar andre Dinge ihr eignes Leben. Zum Beispiel die Römische Kirche, die klügste und dauerhafteste aller politischen Institutionen der alten Welt, die sich unbezwinglich durch Jahrhunderte der Demütigungen und Ver-

luste behauptet hatte. Da war eine Dynastie von Fremden, gewiss; ja, vielleicht von Emporkömmlingen, die aber im Gefühl der Armee fest verankert und in vielen Schichten der Masse nicht unpopulär war. Es gab auch ein Parlament, das nicht mehr und nicht weniger seinen Ruf eingebüsst hatte als die meisten Parlamente dieser Zeit auf dem europäischen Kontinent, jedoch, und sei es auch nur im Sinne einer chronischen Krankheit, mit dem Leben der Nation gleichgesetzt, der Angelpunkt einer Verfassung, der drei Könige Treue geschworen hatten und in der drei Generationen der herrschenden Schicht von frühster Kindheit erzogen worden waren.

Der Anarchist, der Übermensch, der Eroberer nach Herzenslust, hätte mit diesen Überresten einer traurigen Vergangenheit aufräumen und alle Kronen sich aufs Haupt setzen sollen, allem Gesetz zum Trotz. Ob er in Ausnutzung eines überwältigenden, aber leicht erklärlichen Erfolges imstande gewesen wäre, seine Schwarzhemden gegen die Dynastie, die Kirchenfürsten, die Industriekapitäne und die Generäle und Admiräle auszurichten, die ihm und ihnen die Tore Roms aufgetan hatten; ob er, wie ein trojanisches Pferd in die Festung eingeholt, mit seinen Trupps stark genug gewesen wäre, siegreich über seine Feinde herzufallen und so nach einem zahmen Staatsstreich die wirkliche Revolution zu machen, seine Revolution — das sind Fragen, die in einem Bericht dessen, was geschah, nicht zu beantworten sind. Eins ergibt sich mit Sicherheit aus dem unveränderlichen Diagramm seiner Laufbahn: sein Charakter, wie eingeborene Anlagen und die Fehlschläge seiner revolutionären Jugend ihn geformt haben, lehnte schon früh jede Art Glückspiel ab, bei dem er nicht so viel Trümpfe in der Hand hatte, um gegen alle Zufälle gesichert zu sein. Im gegebenen Fall hätte ein Spiel gegen die alteingesessnen Mächte Roms mit den stärksten Trümpfen auf dem Tisch gespielt werden müssen. Er gab seinem Blick eine andre Richtung.

Zu dieser Erwägung kommt noch der Einfluss hinzu, den das römische Klima oft auf Heroen und Möchtegern-Heroen ausgeübt hat, sobald sie den graubraunen Umkreis der römischen Wälle erreicht hatten. Oft schien es, als sei die Rolle, die antike Historiker der Luft von Capua zugeschrieben haben, unter deren Anhauch Hannibals Kampfgeist sich sänftigte, auf die einst erobernde Stadt übergegangen. In der Volksmeinung war damit tatsächlich das physikalische Klima gemeint mit seinem Schirokko genannten Süd-Ostwind, der tief über die erschöpfte Erde dahinstrich und

dazu verführte, die Arme hängen zu lassen und die Siesta auszudehnen; und den Schirokko löste dann am Nachmittag der Westwind ab, einladend zu sorglosem Geplauder und Geschlender. Die Kirchen und geheiligten Krypten waren es, die in den heissen Stunden des Sommers als Zuflucht dienten; die Lauben auf den Hügeln mit ihrem gefährlich freundlichen Weisswein; der profane Weihrauch, der unsichtbar von den Pinienhainen zum unzweifelhaften Paradies eines Oktoberhimmels aufstieg; und in diesem einzigartigen Rahmen die Mädchen und Burschen, in der Regel hübsche Menschen, aber rundlich und träg seit ihrer frühsten Jugend. Daher wohl kam wahrscheinlich der besondere Akzent der römischen Mundart, die eine Abart der toskanischen Sprachfamilie bildete, üppiger im Tonfall, an den nahen Süden mahnend, wenn auch noch geschärft durch einen bitteren Beiklang, aus dem mehr philosophische Ironie als leichter Humor sprach. Wenn moderne Römer herzlich und verständnisvoll von ihrer „ewigen" Stadt sprachen, sagte schon das Tempo ihrer Rede das unbeirrbare Behagen, die olympische Ruhe der römischen Atmosphäre aus, die alles Neue milderte und alle Gegensätze ausglich.

Aber Curius Dentatus und Cato der Ältere, die Decier und die Brutus waren in annähernd demselben Klima zur Welt gekommen; und die krasse Katastrophe eines Cola di Rienzo war nicht typisch für das ganze mittelalterliche Rom. Genau die gleiche Luft hatte von den strengen Klängen des archaischen Latein vibriert: und das geistige Klima, nicht das natürliche, hatte gewechselt, bis es wie ein Leichentuch schwelender Malaria über der Indolenz der Stadt und der Campagna lag. Der Synkretismus — wie der zweite Name Roms lautet — hatte den Wandel herbeigeführt: das römische Streben nach einer einheitlichen Zivilisation aller Menschen mit seinem Wechsel von Triumph und Niederlage. Zuerst war der Versuch erfolgreich und fand Ausdruck in der religiösen Begeisterung eines Virgil oder Livius; später, als er den zentrifugalen Kräften weichen musste, die Mittelalter und Neuzeit bewegten, brannte dieser Enthusiasmus zu einer universalen Skepsis nieder, die alles hinnahm und an nichts mehr glaubte.

Der Nabel Roms befand sich irgendwo im Flachland zwischen den Hügeln und dem Tiber: das kaiserliche Pantheon, das, wie man annimmt, das Römertum als einen allgemeinen Synkretismus sinnbildlich darstellte und unter seinem Dach, so unparteiisch wie der Himmel, alle Götter der Antike und alle Märtyrer des Christentums beherbergte. Als die späteren Kaiser den — freilich unver-

meidlichen — Fehler der früheren wieder gut machten, die dem jüdischen Gott-Menschen den Zutritt verweigert hatten, setzten sie ein Wesen in die Welt, das eine erstaunliche Lebenskraft und Zukunft haben sollte: die römisch-katholische Kirche, die beide sterbenden Religionen der Antike beerben sollte, Heidentum wie Christentum. Doch insofern sie römisch war, sollte die Katholische Kirche immer ein Habenichts und landhungrig sein. Ihr Ehrgeiz, die Testamentsvollstreckerin der Antike zu sein und die Länder des römischen Imperiums zumindest als ein heilig-weltliches Priesterreich des Himmels und der Erde zu regieren, wurde vereitelt von Barbaren, Bürgern und Königen, um endlich in der kläglichen Gestalt des Kirchenstaats sich zu verwirklichen, als ein Stumpf, eine Missgeburt der Geschichte, dessen einziges Resultat in der negativen Wirkung bestand, dass er, quer durch die Halbinsel sich erstreckend, Nord und Süd voneinander trennte und die Italiener an der Verwirklichung ihrer nationalen Einheit hinderte, die das soziale und biologische Gesetz der Neuzeit war. Andrerseits erfuhr, da in diesem rachitischen Körper eine weltbeherrschende heidnisch-christliche Seele wohnte, die Katholizität der katholischen Kirche nacheinander Einschränkungen durch Islam, Ketzerei, Renaissance, Protestantismus und Liberalismus; bis das Missverhältnis zwischen der wirklichen Macht und dem unbeugsamen Anspruch auf die Weltherrschaft Roms bewusst oder unbewusst zum Gegenstand des Volkswitzes wurde. Seit den Tagen der Renaissance pflegten die Römer an eine verstümmelte Statue zwischen Pantheon und Tiber, den sogenannten Pasquino, regelmässig gereimte Schmähschriften anzuheften, die nicht weniger papstfeindlich waren als Luthers Anklagen, aber weiter keine revolutionären Absichten verfolgten und Tag um Tag in der weichen römischen Luft vergingen: eine neue Art des Synkretismus. Die Päpste waren über die Spässe mehr oder weniger entzückt und machten weiter.

Europa und der Liberalismus, der Spross von Renaissance und Protestantismus, waren es, die das katholische Rom eroberten, als ein paar italienische Bersaglieri und Artilleristen 1870 eine Bresche in die heiligen Mauern legten. Die geistige Kluft zwischen den Gegnern, Tradition und Erneuerung, Autorität und Kritik, war tragisch; aber man führte keine Tragödie auf. Ein Wunder geschah, wenn so Wunder sind. Fünfzig Jahre lang residierten die beiden feindlichen Prinzipien auf zwei gegenüberliegenden Hügeln; offiziell ignorierten oder verdammten sie einander, insge-

heim aber zwinkerten sie sich über das gesegnete Tal hinweg augurenhaft zu. Rom war nicht halb so gross wie eine moderne Weltstadt, und seine Bevölkerungsziffer erreichte nur einen bescheidenen Bruchteil der Londons oder New Yorks; aber in der Weitläufigkeit, die Rom hiess, war Raum für einen Quirinal und einen Vatikan, eine Deputiertenkammer, einen Senat, den Grossorient der Freimaurer, die Heilige Kongregation oder Inquisition, ein Dutzend und mehr demokratische Ministerien, die weissen Statuen der Götter und Heiligen und das Bronzedenkmal des verbrannten Ketzers Giordano Bruno, umflattert von Tauben und umtost von dem schrillen Geschnatter jüdischer Kurzwarenhändler. Die Springbrunnen machten aus allem eine Symphonie.

Nun war nicht einzusehen, warum sich in dem Orchester kein Platz für die Neulinge finden sollte, für Fascismus und Diktatur, die Rom weit friedlicher und bürokratischer betreten hatten als Liberalismus und demokratische Monarchie zweiundfünfzig Jahre früher. 1870 hatte es weder ein Schisma noch Verfolgungen gegeben; und auch 1922 war kein Umsturz notwendig, da alle Wege nach Rom führen, und die indolente Stadt zog in ihre grosse schläfrige Umarmung unparteiisch alles, was zu ihr kam. So wie es keinen Marsch auf Rom gegeben hatte, so auch keine Revolution. Mussolini liess im Parlament seine Peitsche knallen, und die Antwort war Gewinsel eines gezüchtigten Hundes; aber er löste die Kammer nicht auf und verletzte keins ihrer verfassungsmässigen Vorrechte. Für sich suchte er einen Amtssitz ungefähr auf halbem Wege zwischen Quirinal und Vatikan: zuerst im Palazzo Chigi, in unmittelbarer Nachbarschaft der Abgeordnetenkammer, später im Palazzo Venezia, ein paar hundert Meter weiter, im Schatten des Kapitols und an der Hauptverkehrsader, die den Königssitz mit dem Heiligen Stuhl verbindet. Er unterhielt weiterhin ausgezeichnete Beziehungen sowohl zur Monarchie wie zur Kirche, und selbst die liberalen und demokratischen Einrichtungen wurden zwar betäubt, aber nicht umgebracht. Ein ähnlich narkotischer Zustand war während der kurzen Geschichte des geeinten Italien schon mehrfach aufgetreten, zum Beispiel unter der halbdiktatorischen Herrschaft Crispis und unter dem halbmilitärischen Regime des Generals Pelloux in den achtziger und neunziger Jahren. Vielleicht war auch der Fascismus nur solch eine Halbheit, und der dritte Rückfall der italienischen Freiheit in einen Zustand der Schwäche war nur eine neue heilsame Schläfrigkeit und kein Todesschlaf. Die hervorstechenden Merkmale der

neuen Episode, besonders die Nietzsche-d'Annunzio-Rhetorik, welche die Wangen des Führers und seiner Herolde schwellte, die Dolche und Gürtel, die Feze und Schwarzhemden, die einen zivilisierten Himmel beleidigten — all das mochte für eine empfindliche Phantasie schwer erträglich sein, brauchte aber die Vernünftigen nicht zu schrecken. Der kühnste Optimismus schien berechtigt in seinem Vertrauen auf die Weisheit der Zeit und ihren unermüdlichen Marsch auf Rom, und der Gedanke war nicht so absurd, dass sich dereinst in der ewigen Stadt auch der Fascismus und Mussolini an den ehrwürdigen Brauch des römischen Mittagsschläfchens gewöhnten.

Dank der Nachkriegskonjunktur und, wenigstens zum Teil, durch die Bemühungen der vorangegangenen Regierungen war der Staatshaushalt ausgeglichen, der Handel erholte sich, und ein Hauch wirtschaftlicher Wiederbelebung liess das arme Land aufatmen. Es war nur natürlich, wenn auch oberflächlich, dem fascistischen oder halbfascistischen Regime — da es ein Koalitionskabinett unter der Ministerpräsidentschaft Mussolinis war — diese Erfolge oder Hoffnungen gutzuschreiben. Politisches Brigantentum, Morde und Brandstiftungen, Rizinusöl und Ausschreitungen mit dem Gummiknüppel hatten nicht aufgehört; aber man durfte annehmen, dass sie nur noch die Nachernte, Schaum der zurückweichenden Flut waren; und gerechterweise musste man anerkennen, dass die Regierung zwar oft verabsäumte, gegen die Missetäter vorzugehen, aber sie liess ihnen, offiziell wenigstens, keine Ermutigung zuteil werden.

Die schicksalsvollste Massnahme, die von der neuen Regierung bei ihrem Amtsantritt getroffen wurde, war die Auflösung der anarchischen Banden, der sogenannten „fascistischen Kampftrupps" und die Eingliederung ihrer Mitglieder, mit dem gleichen Federzug, in eine reguläre Schwarzhemden-Armee, die sogenannte „freiwillige Miliz für nationale Sicherheit", die ihren Treueid nicht dem König, sondern Mussolini als Duce, als Führer der fascistischen Revolution leistete. Wir haben jetzt den dokumentarischen Beweis dafür, dass Mussolini, als er dem König die Unterschrift zu dieser Verordnung entlockte, sich voll bewusst war, damit Macht und Ansehen der Monarchie endgültig den Todesstoss versetzt zu haben, und dass er seinem Stolz über die Leistung mit derber Plastik Ausdruck gab. Aber dieser Beweis wurde damals vor dem Volk geheim gehalten; und die Hoffnung war erlaubt, dass die Unterdrückung der Stosstrupps eine gute Tat bedeute, und dass

die Aufstellung einer regulären schwarzen Armee, die fester Disziplin unterworfen war, einen Schritt zur Wiederherstellung normaler Verhältnisse darstellte und die Voraussetzungen schuf, um die Freiwilligenverbände dem stehenden Heer einzugliedern und den Fascismus der Nation. Mussolini selbst hat mit seinen geflügelten Worten: „Die Partei mag sterben, auf dass die Nation lebe!" diesen Glauben bestärkt.

Eine andere weitreichende, nicht weniger schicksalhafte Massnahme war die Auflösung der nationalistischen Partei und ihrer kleinen Privatarmee, der Blauhemden. Beide wurden geschlossen in die fascistische Armee und Partei übernommen, die einen Buchstaben ihren Initialen hinzufügte und zur P. N. F. wurde, zur Nationalen Fascistischen Partei. Die Folge war, dass die Nationalisten, geringer an Zahl, aber geistig besser ausgestattet — manche von ihnen Akademiker, viele im Besitze eines Zerrbilds von Kultur, doch immerhin Kultur — ihre Gesinnung in die fascistischen Reihen trugen und die Bühnenverwandlung Mussolinis aus dem romagnolischen Tribunen in den römischen Kaiser oder Cola di Rienzo vollständig machten. Sie lieferten den Federbusch für seinen Fez und die Ideologie für seinen Kopf. Standhaft und mit einer mehr als dominikanischen Unversöhnlichkeit traten sie für Monarchie, Absolutismus, Kapitalismus (selbst wenn seine soziale Kehrseite Land- und Fabriksklaverei sein sollte) und Kirche ein — für ihre katholische Kirche, die keine Spur von Christentum mehr hatte, das Gegenteil von apostolisch war, aber sehr römisch und auf Eroberungen aus: die sakrosankte Verkörperung eines mehr als machiavellistischen Atheismus — ja, sogar für den Neuklassizismus traten sie ein; kurzum, es gab kein Grab, an welchem sie nicht Wache hielten. Einer von ihnen schrieb zuversichtlich: „Niemals mehr wird Italien das Banner der Reaktion einrollen." Unter diesen Einflüssen starben die letzten Funken, die noch an die plebejische und aufrührerische Herkunft des Fascismus erinnerten, all die widerstreitenden Möglichkeiten des Magma erstarrten zur festen Masse. Doch nur wenige waren sich damals über die Zwangsläufigkeit dieses Prozesses im klaren, während viele sich von der Hoffnung einlullen liessen, der Fascismus, wenn auch unberechenbar und roh, könnte mit seinem kräftigen Schwung die tragische Idiotie, genannt Nationalismus, in den Orkus stossen.

Schon durften der Kleinbürger und seine Frau, wenn sie im Park den Kinderwagen schoben, ihre Sonntagnachmittage in der ziemlich berechtigten Erwartung geniessen, dass das Rasseln der

Maschinengewehre und das Dröhnen der Handgranaten nicht mehr den unliebsamen Kontrapunkt zu den vertrauten Harmonien der Blechmusik bilden würden. Schon konnte der Weise, der Geduldige die Aussicht malen, dass der Fascismus sich in etwas Vernünftiges und Übliches verwandelte — in ein Ding wie viele andere — und dass seine Naturfarbe in der Büroluft regelmässiger Verwaltungsarbeit verblassen würde. Wenn Blut oder Rizinus rann, vertuschte eine streng beaufsichtigte Presse das Stöhnen und Geschrei von Opfern und Folterern; und vielleicht stimmte es, dass die Woge der Gewalttätigkeit hinter dem Wandschirm, der sie vor den Augen der meisten verbarg, langsam aber stetig zurückging: ein Versprechen auf bessere Zeiten für alle. Verschiedene überzeugte Antifascisten gingen so weit, jenen Liberalen Vorwürfe zu machen, die erst dem Fascismus als Schützer der Ordnung und des Bürgertums zu Sieg und Eroberung verholfen hatten und ihn nun durch die Nadelstiche einer ebenso erbitternden wie unwirksamen Opposition reizten, anstatt ihrem Helden von gestern, und wenn auch nur in schweigender Wachsamkeit, beim Abstieg in das Nichts der Mittelmässigkeit behilflich zu sein.

Die sechsundzwanzig Monate zwischen der Reise nach Rom und der Verkündung der Diktatur — zwischen 28. Oktober 1922 und 3. Januar 1925 — waren die dunkelsten in Mussolinis Laufbahn. Wenn je ein Mann sich inwendig gespalten fühlte, mit zwei Seelen in einer Brust, dann er. Über zwei Jahre lang hielt die Geschichte die Waagschalen in der Schwebe mit zwei gleichen Möglichkeiten.

Ein kleiner Philosoph hat geschrieben, Rom sei die Stadt, wo der Kleine sich gross fühle und der Grosse sich klein. Wenn es zutrifft, dass Mussolini sich manchmal in Rom hilflos fühlte, dann kann man dies als Zeichen für seine verhältnismässige Grösse nehmen. Der Liebestrank der Atmosphäre schien auf ihn zu wirken, als wäre er nicht unempfänglich für den Zauber dieser Stadt, die nach vier unfruchtbaren Jahrhunderten sich wieder dehnte und wuchs. Sein selbstüberheblicher Anarchismus neigte sich vielleicht den andern Kräften zu, die das vielgliedrige Gewölbe der römischen Autorität trugen: als eine Säule unter vielen, stützend und gestützt: auf jeden Fall begrenzt und statisch. Von Zeit zu Zeit erweckte es sogar den Anschein, als beginne er sein Land zu lieben und von Italien so zu sprechen, wie ein Sohn von seiner Mutter und nicht wie ein Plünderer von seiner Beute.

Von Zeit zu Zeit trug die zum römischen Gruss erhobene Hand

einen Olivenzweig, der andere Parteien, die Sozialisten inbegriffen, zur Mitarbeit einlud. Die Idee war politisch gesund, und seine Stimme klang aufrichtig, als er, in einer von wachsendem Beifall begleiteten Parlamentsrede, erklärte, drei grosse Parteien, Fascismus, Katholizismus und Sozialismus, seien der Ausdruck der italienischen Volksseele, und Italiens Sicherheit beruhe auf dem vertrauensvollen Zusammenwirken aller drei.

Gewiss hätte er es vorgezogen, auf dem Gebiet der internationalen Politik Ruhm für sich und Italien, das unersetzliche Werkzeug seines Ehrgeizes, zu gewinnen, Ruhm durch einen kriegerichen oder zumindest einen diplomatischen Erfolg, der seine absolute Macht daheim auf die Bewunderung und Dankbarkeit des Volks gegründet hätte anstatt auf ein System, kombiniert aus seiner Furcht und der Furcht von Millionen. Das Imperium mit seinem Glanz war mehr wert als blosse Tyrannei mit ihrer Düsternis.

Bald nach dem Marsch auf Rom fuhr er nach Genf. Doch es gab keinen Marsch auf Genf.

Der recht kindische oder zumindest verfrühte Plan, an den französischen und englischen Staatsmännern die Methode auszuprobieren, die sich beim Zwergkönig von Italien als so erfolgreich erwiesen hatte, prallte an ihrer spöttisch-überlegenen Höflichkeit ab. Er machte auf der Reise halt und erklärte, er gedächte nicht weiter zu fahren, bevor nicht die kolonialen und sonstigen Ansprüche Italiens anerkannt würden, und musste sich sagen lassen, dass diese Ansprüche, so beachtlich sie an sich seien, sich nicht auf der Tagesordnung der bevorstehenden Völkerbundssitzung befänden.

KURS AUF KORFU

Auf seinem Rückweg von Genf nach Rom machte er in Mailand Station. Dort wünschte er, unter anderm den Autor dieses Buchs zu sehen.

Man war sich vorher kaum begegnet. In den Spalten seines „Popolo d'Italia" hatte er ihn beständig, wenn auch mehr oder weniger anonym, als Defaitisten und Verräter gesteinigt, und zwar um der mazzinistischen und wilsonfreundlichen Politik, die dieser Autor in einer fortschrittlichen Tageszeitung und anderswo vertrat. Drei Monate vor dem Marsch auf Rom hatten die fascistischen Rotten in Venedig knüppelschwingend den schwachen Widerstand der Polizei überrannt und den Verfasser aus der Heiligen

Adriastadt vertrieben, in der er einen literarischen Vortrag halten sollte, sehr zum Verdruss aller Nationalgesinnten, denn er war der Mann, der die Auslieferung des römischen und venetianischen Dalmatien an das jugoslavische Gesindel mitverschuldet hatte.

Nun wünschte Mussolini ihn zu sehen. Er erklärte mit Entschiedenheit, dass sein Ziel innerhalb der Grenzen die Zusammenarbeit sei und Friede in der Welt mit jedermann, besonders aber mit Jugoslavien. Die Kriegshysterie d'Annunzios und seiner Genossen beirrten ihn in diesem Vorsatz nicht. Wenn die Jugoslaven — sagte er — sich dazu verständen, eine dalmatinische Insel, nur eine einzige, zu dem Italien im Friedensvertrag zugesprochenen Gebiet hinzuzufügen, dann sei er bereit, auf eigne Faust, sogar ohne Befragung des Parlaments, die politischen und wirtschaftlichen Abkommen zu ratifizieren, die zwischen den beiden Staaten zur Vervollständigung des Friedens im Frühjahr 1922 stipuliert worden waren und infolge der Opposition sowohl der jugoslavischen wie der italienischen Nationalisten immer noch der Unterzeichnung harrten.

Der Verfasser hatte keine Insel in der Tasche. Auch war Jugoslavien nicht darauf erpicht, auch nur eine einzige für Mussolinis Prestige zu opfern.

Dennoch kam es nicht zum Bruch. Die Verhandlungen zwischen den beiden Ländern liefen so langsam und beharrlich weiter wie zuvor.

Eine der vielen Kräfte der Trägheit, die der Fascismus in Rom vorgefunden hatte und in deren vereinter Umarmung ihm auszuruhen beschieden schien, bewohnte die Consulta einen seltsam barocken Palast in der Nähe des Quirinals. Dort war in den langen Nachmittagen — da die Arbeit nicht vor dem Mittagessen begann — der Stab des Auswärtigen Amtes eifrig am Werk: eine gepflegte Beamtenschaft, die sich aus Grossbürgertum und Adel rekrutierte. Im ganzen hatten sie eine gute Schulung und noch bessere Manieren. Ihr Nationalismus, soweit überhaupt vorhanden, vertrug sich noch mit dem althergebrachten, unaufdringlichen Patriotismus. Sie hatten für die Aufnahmeprüfungen ein beträchtliches juristisches, geschichtliches, volkswirtschaftliches und sprachliches Wissen mitgebracht, und im weiteren Verlauf ihrer Karriere, ohne die drei erstgenannten Kenntnisse zu vergessen, die Gelegenheit benützt, sich sprachlich zu vervolkommnen. Die fascistischen Einflüsse wurden bei ihnen durch gute Erziehung, gesellschaftliche Erfahrung daheim und im Ausland, gelegentlich wohl auch durch

den mildernden Einfluss eines ausländischen Freundes oder einer ausländischen Ehefrau paralysiert.

Sie entzifferten Depeschen, klebten Zeitungsausschnitte auf, unterhielten sich mit Besuchern und eilten, ohne jedoch ihre Haltung zu verlieren, zu Ministern. In seiner Gegenwart verstanden sie es ausgezeichnet, nicht zu lächeln, wenn Seine Exzellenz laut etwas auf französisch las, und verzichteten auch, wenn die Umstände es erlaubten, darauf, seine gelegentlichen chronologischen und geographischen Schwupper zu verbessern.

Ihr Gesichtskreis war begrenzt, doch klar umrissen; und durchaus nicht alle waren unbedingt und alle Zeit hinter ihrer Zeit zurück. Ja, eine Gruppe, bestehend aus Gesandten und hohen Beamten, hatte zu Beginn des Weltkriegs sich auf die Seite der Westmächte und Russlands gegen Österreich und Deutschland geschlagen. Insgeheim, doch äusserst rührig, drängten oder ermutigten sie zumindest zur Neutralitätserklärung, zum Zerreissen des Dreibundvertrages, zur Intervention auf der andern Seite. Später schüttelten sie ihre Häupter über den unseligen Machiavellismus Sonninos und forderten, murrend und wispernd, eine gradlinigere und vernünftigere Politik, die zugleich ehrenvoller und nützlicher war. Gewiss, ihre Flüster-Opposition verdichtete sich nur ausnahmsweise zu einem bereitwilligst wieder preisgegebenen Aktionsplan; Disziplin und Routine lähmten seine Wirksamkeit fast gänzlich. Auf jeden Fall hatten sie den Trost, wenn die Dinge schlecht ausgingen, erklären zu können: ich habe es ja gesagt, und der Nachwuchs des Auswärtigen Amtes hielt die Ketzer vielleicht für Teufelskerle und Radikale, ganz gewiss aber für Genies.

Sforza, der Minister, der 1920 den Friedensvertrag mit Jugoslavien und den Zusammenbruch d'Annunzios zuwege gebracht hatte, war ein Kollege dieser Leute, er kam aus der Berufsdiplomatie. Seine Manieren waren ausgezeichnet, sein Französisch klang vorzüglich, sein Englisch recht annehmbar; mit Geschichte und Geographie war er ungewöhnlich gut vertraut. Weil er anders aussah als diese gestikulierenden Parlamentarier oder taubstummen Arbeitssklaven, die ihren Hut in der Consulta für ein kurzes Ministergastspiel aufgehängt hatten; weil er einer von ihnen war, mit einem besseren Ausdruck in seinen Augen, hatten sie ihn gern; und er vermochte, unterstützt von andern, vielen Diplomatenköpfen etwas Geist vom Geiste Mazzinis und Wilsons einzuhauchen, der von ihnen angemessen in die verständliche Sprache der nationalen Interessen und vorteilhaften Verträge übersetzt wurde.

Minister kamen und gingen, so auch Sforza; doch die Bürokratie blieb, und der Generalsekretär des Auswärtigen Amtes wirkte oft im Schatten als der wirkliche Minister, wenn die nominellen allzu schnell kamen und gingen. Die fortschrittliche Gruppe hatte nun die Oberhand in der Consulta; Contarini, ein Freund Sforzas, war Generalsekretär und übte die tatsächliche Macht aus.

Immerhin, sie hatten nichts gegen Mussolini, als er im Ministersessel Platz nahm, obwohl ihr Freund Sforza, zu der Zeit Botschafter in Paris, sofort seinen Abschied genommen und die Tür recht unkonventionell ins Schloss geworfen hatte. Bestimmt sahen sie die neue Exzellenz lieber in ihrer malerischen militärischen Ausstaffierung als im Zylinderhut, der immer noch nicht fest auf seiner ungewohnten Stirn sass. Doch sie konnten nicht umhin, Mussolini in seiner neuen Rolle als Beschützer von Besitz und Ordnung und als Erneuerer von Nationalbewusstsein und Moral zu schätzen. Sie besassen alle Kapital und Grundbesitz, und ihre Frauen und Maitressen gingen zur Kirche. Vielleicht war Sforzas Abgang doch impulsiv und schädlich gewesen.

Dass Mussolini und seine Häuptlinge zuviel und zu laut über auswärtige Angelegenheiten redeten, war unbestreitbar. Aber es waren nur Worte. Die guten Diplomaten der Consulta waren überzeugt, dass Zeit und Schulung und Zuwachs an guten Manieren unter ihrer Aufsicht die Worte aller Gefahr befreien und nur grade soviel Behagen an aggressiver Rhetorik übriglassen würden, als im Wettbewerb der Nationen sich von Zeit zu Zeit als nützlich erweisen mochte. Ziemlich lange noch blieb Contarini weiterhin der wirkliche Minister. Während Mussolini beredt das Steuer handhabte, stand der dunkle Sizilianer, dessen Befangenheit und Unvermögen, sich klar auszudrücken, ebenso gross waren wie seine Geschäftstüchtigkeit und sein Selbstvertrauen, in Reichweite hinter dem Redner. Seine und seiner Kollegen Ansicht — die er anscheinend, so gut er's konnte, Mussolini gegenüber zum Ausdruck brachte — ging dahin, dass der Fascismus eine prächtige Sache sei, soweit es sich um die Innen- und die Wirtschaftspolitik handelte, vorausgesetzt, dass er sich nicht durch einen falschen Schritt in der auswärtigen Politik das Genick brach. Er und sie übernahmen es, darauf zu achten, dass dergleichen nicht geschah.

Schwer zu sagen, ob es Zufall oder Absicht war, dass Contarini im Frühherbst 1923 endlich das Auswärtige Amt für einen immer wieder verschobenen Urlaub verliess. Während seiner Abwesenheit unternahm Mussolini seinen ersten imperialistischen Krieg.

Er sollte, wie gewöhnlich, ein ungefährliches Unternehmen werden, wenn nur der in Aussicht genommene Gegner mitmachte und stillhielt.

Ein italienischer General, Tellini, wurde im Grenzgebiet zwischen Albanien und Griechenland auf geheimnisvolle Weise ermordet: Niemand fand damals oder später den Schlüssel zu dem Verbrechen. Mussolini schob den Mord prompt der griechischen Regierung in die Schuhe und wartete den Athenern mit einem Ultimatum auf von der Art, wie es zum erstenmal mit grösstem Erfolg von den italienischen Liberalen und Pazifisten des Jahres 1911 benutzt worden war, als sie Krieg mit der Türkel wünschten, und dann noch einmal in vervollkommneter Form, wenn auch weniger erfolgreich auf lange Sicht gesehen, von der österreichischen Monarchie im Jahre 1914, als die Ermordung des Thronfolgers ihr die willkommene Gelegenheit für eine endgültige Abrechnung mit Serbien gab. Kaum hatte Athen auf das Dokument mit Schreckensrufen und Unschuldsbeteuerungen geantwortet, als Mussolinis Flotte, endlich den wohlbekannten Rat d'Annunzios befolgend, in die Welt hinausfuhr. Der erste Anlegehafen nahe zur Hand war Korfu, eine griechische Insel im Jonischen Meer.

Es war auch eine Insel; aber ungleich allen adriatischen Inseln, die Mussolini vordem begehrt hatte, gehörte sie nicht Jugoslavien und stand daher, vermutlich, nicht unter dem direkten oder indirekten Schutze Frankreichs. Auch war Korfu viel besser als alle jugoslavischen Inseln: einer der schönsten Flecken dieser Erde. Eine unglückliche Kaiserin von Österreich hatte in ihrem Korfioter Palast bedauerliche Statuen angehäuft, und ein Halbkenner der Archäologie und Kunst, der hauptamtlich der letzte deutsche Kaiser war, hatte diese Wände mit Reliefs verunziert, die ein Hohn auf Homers Helden und die Antike waren. Aber die Insel war gross genug, mit vielen Olivenhainen und blauen Wellen, über denen man diese und alle Hässlichkeit nicht-klassischer und neu-klassischer Zeiten vergessen konnte.

Neuklassische Ruhmsucht trieb Mussolinis Schlachtschiffe an diese Küste. Die Insel besass neben den vielen Zügen, die sie begehrenswert machten, eine strategische Position, die den Eingang zur „bitteren" Adria beherrschte; doch weit mehr als durch die Erwartung irgend eines positiven Resultats wurde Mussolinis Geist von der Erinnerung beherrscht, dass Korfu einst zum römischen und später zum venezianischen Reich gehört hatte, dass seine stummen Steine sprachen und der venezianische Dialekt in

verschiedenen Schichten der Bevölkerung noch nicht ganz ausgestorben war. Korfu zu erobern, hiess, es zu „erlösen": ein Wort, das zuerst vom Italien des Risorgimento auf Trient und Triest und andre italienische Städte angewandt worden war, die noch unter Fremdherrschaft standen, nun aber gebührend auf alle Länder innerhalb der römischen Grenzen von fünfzehn Jahrhunderten früher und wenn möglich darüber hinaus ausgedehnt; bis es 1936 an der Zeit schien, auch Abessinien in die Liste der nach „Erlösung" rufenden Länder aufzunehmen.

Die Kriegsschiffe gingen vor Anker; und nach einer hastigen Aufforderung zur Übergabe wurden ein paar Kanonenschüsse abgefeuert. Eine Kriegserklärung erfolgte nicht: der Verzicht auf diese Formalität stellte einen beträchtlichen Fortschritt zumindest an Offenheit gegenüber dem Verfahren dar, das von Giolitti gegen die Türkei oder von Österreich gegen Serbien angewandt worden war. Immerhin hatte es wenigstens ein Ultimatum und eine halbjuristische Atempause vor der Beschiessung gegeben. Zwölf und dreizehn Jahre später verzichtete man, in einem weiteren Stadium des Fortschritts, auch auf diese letzten, altmodischen Formalitäten; Abessinien und Spanien wurde weder ein Ultimatum noch eine Kriegserklärung mehr überreicht. So war die Gefahr vermieden, dass das auserkorene Opfer womöglich alle Bedingungen annahm und so den Flug zum Ruhm verhinderte; und die eigenmächtigen Erben Roms und des Römischen Rechts kehrten restlos zum Gesetz des Dschungels zurück.

Auf die Formalitäten des September 1923 antwortete die Garnison von Korfu mit einer Ablehnung der Kapitulation und einem Widerstand, der lediglich formal war. Aber die paar unverständigen Zivilisten, die verwundet und tot dalagen, waren durchaus wirklich. Sie hatten nicht gedacht, dass der neuklassische Ruhm mit modernen hochexplosiven Schwingen fliegen könnte. Die Flagge der Eroberer wurde auf dem venezianischen Kastell gehisst. Man wollte Fascisten und Antifascisten in Italien zeigen, dass der Fascismus, nämlich Mussolini, in einem Jahr zuwege brachte, was sich der Liberalismus in einem halben Jahrhundert nicht hatte träumen lassen, und feierte den ersten Jahrestag des Marschs auf Rom mit einem Marsch ins Ausland.

Doch Frankreich und England erwachten bei dem Spektakel, und der britische Löwe zeigte die Zähne, vorläufig ohne zu brüllen. Die Botschafterkonferenz wurde hastig nach Paris einberufen. Es war ein Klub oder Sanhedrin von gutgekleideten Gentlemen,

die gelegentlich zusammentraten und den Rest von höchster Macht ausübten über das, was von Europa noch geblieben war.

Der Vertreter Italiens war Baron Romano Avezzana, der neue Botschafter in Paris nach Sforzas Rücktritt. Wenn auch ziemlich verdrossen und einzelgängerisch, gehörte er doch zu der vernünftigen Partei in der Consulta; und sein Monokel wollte sich nicht selten trüben beim Studium der Instruktionen und Aussprüche, die der Draht aus dem dynamischen Rom zu ihm trug. Immerhin billigte auch er Mussolinis innerpolitischen und wirtschaftspolitischen Kurs; und sein Herz hing an dem geräumigen Gesandtschaftspalais in Paris. So machte er denn weiter, flickte brav zusammen, was der Mann am andern Ende des Drahtes sich zu zerreissen mühte; bis er eines Tages, nicht lange nach dem Korfu-Zwischenfall, seinem Herzen dem Herrn gegenüber einmal Luft machte. „Ihr Ansehen in der Welt ist ungeheuer", sagte er und schmuggelte den Tadel in das Lob ein, „Sie wären der grösste Mann unseres Jahrhunderts, wenn Sie die Führung einer Weltpolitik der wirklichen Zusammenarbeit und des Friedens unter den Völkern übernehmen würden." Sehr bald nach diesem für seine sanfte Stimme ungewöhnlichen prophetischen Ausbruch zog er sich mit einer jungen Frau irgendwohin in die Campagna zurück, um sich nie wieder blicken zu lassen.

Die Aufgabe, die ihn auf der dem Korfu-Zwischenfall gewidmeten Botschafterkonferenz erwartete, war alles andere als dankbar. Ihm lag das Unvermeidliche ob, die bittere Pille des Verzichts und Rückzugs in den feurigen Rachen Mussolinis zu befördern. Er machte seine Sache gut. Er vergoldete die Pille: und das Gold musste, ebenfalls unweigerlich, das arme Griechenland hergeben. Die Vertreter Frankreichs und Englands halfen ihm mit geschicktem Eifer dabei, das Kompromiss zu erzielen.

Auf dieser Botschafterkonferenz fand die nicht öffentliche Premiere eines diplomatischen Theaterstücks statt, das sogleich in den Spielplan übernommen wurde, um in der Folge mit immer steigendem Erfolg und in grösserem Rahmen wiederholt zu werden. Im Mittelpunkt des Stückes sass die Gerechtigkeit, die Internationale Gerechtigkeit, zwischen weinendem Recht und schreiendem Unrecht, und teilte unparteiisch materiellen Untergang an das Opfer und moralischen Tadel an den Angreifer aus. Eine verbesserte Fassung dieser Pantomime sollte einige Jahre später bei dem Streit zwischen China und Japan um Mandschukuo zur Aufführung gelangen; und ihren grössten Erfolg erlebte sie im Völker-

bund zur Zeit, als das Verhängnis über Abessinien hereinbrach, und in dem sogenannten Nichteinmischungs-Ausschuss im sogenannten spanischen Bürgerkrieg.

Die Pariser Aufführung im September 1923 war mehr eine Kostümprobe, ein skizzenhafter Entwurf als eine richtiggehende Premiere, verglichen mit den Leistungen, die sich die Zukunft vorbehielt. Noch wurden Recht und Unrecht auf den Waagschalen nicht so gleichmässig verteilt, und die Richter neigten sich schwer auf die Seite Griechenlands, zu dessen Gunsten ebensosehr die ihm zugefügten offenkundigen Kränkungen wirkten wie die alarmierten Mittelmeerinteressen Frankreichs und Englands. Doch während die Gerechtigkeit, die Internationale Gerechtigkeit, das blutende Lamm mit einer freundlichen Geste ihrer Linken beschwichtigte, blinzelte sie mit einem Auge dem Wolf zu und liess ihn aus der Klemme.

Kein Beweis, weder direkte Überführung noch Indizien sprachen dafür, dass das Lamm die Wasser getrübt hatte, erwiesen Griechenlands Verantwortung an der Ermordung des italienischen Generals. Dennoch wurde Griechenland gezwungen, sich zu entschuldigen und eine Geldbusse für das Verbrechen zu zahlen, das es nicht begangen hatte. Dies war der Ausweg für Mussolini. England und Frankreich kam es lediglich darauf an, dass dieser Ausweg ihn aus Korfu fortschaffte.

Er feierte mit den griechischen Münzen keinen Triumph wie der römische Kaiser Caligula mit den Achaten und Seemuscheln, die er auf seinem Zug gegen die Briten erbeutet hatte. Ein Teil der Summe wurde zu wohltätigen Zwecken verwendet, zur Sühnung des Blutvergiessens. Aber nicht einmal der ganze Betrag von fünfzig Millionen Lire hätte annähernd die Kosten der Expedition gedeckt. Das diplomatische Mäntelchen, das Romano Avezzana und seine Kollegen zurechtgeschneidert hatten, konnte nur die Dummen in Italien und auf dem Balkan täuschen. Alle Verständigen wussten Bescheid. Der Ausgang des ersten imperialistischen Krieges war eine Demütigung gewesen.

Nun war es an der Zeit für Contarini, von seinem Urlaub zurückzukehren. Er murmelte etwas Unverständliches und setzte sich wieder an die Arbeit.

Drei Monate nach Korfu, Januar 1924, waren alle oder doch fast alle noch verbliebenen Differenzen zwischen Italien und Jugoslavien bereinigt. Der künstliche Stadt-Staat Fiume, der in der Vorstellung Sforzas oder seiner Berater die Rolle eines vorüber-

gehenden Notbehelfs zur Überbrückung vorübergehender Schwierigkeiten gespielt hatte, starb eines schmerzlosen Todes. Ein Teil des Hinterlandes fiel an Jugoslavien; die überwiegend italienische Stadt an Italien. Ein Freundschaftsvertrag, der beinah schon ein Bündnis im Rahmen des Völkerbundes war, wurde zwischen beiden Völkern abgeschlossen, die sich so oft am Rande des Krieges befunden hatten.

Es war der Triumph Contarinis, obwohl die wenigsten seinen Namen kannten. Es war, oder schien doch, Mussolinis Weg nach Damaskus.

Alle Mazzini- und Wilsongläubigen Italiens hatten während und nach der Besetzung Korfus mit ihrer Kritik zurückgehalten. Furcht vor dem Gummiknüppel und dem Rizinus war nicht der einzige Grund ihrer vorsichtigen Haltung gewesen. Es hatte sie auch das Gefühl beseelt, das dem Zuschauer den Atem benimmt, während er den Weg des Schlafwandlers verfolgt. Einige von ihnen waren so weit gegangen, Mussolini scheinbar, wenn auch mit sorgfältig abgestuften Worten, zu sekundieren. Sie wünschten nicht, dass er behaupten konnte, eine nationale Niederlage sei diesmal wie immer der Lohn für innere Zwietracht. Sie hatten insgeheim vorweggenommen, dass der unvermeidliche Misserfolg, von den Botschaftern gemildert, der Nation nur wenig Schaden bereiten, den Mann aber eine Lektion für immer lehren würde.

Dies war geschehen, wenigstens dachten sie so. Woraufhin sie, die stummen oder getarnten Widersacher, einander zu ihrer gutgemeinten Schläue beglückwünschten und sich der Hoffnung hingaben, die nun ganz berechtigt schien, die fascistische Flut werde sich in Kürze in die Deiche der Geschichte und Vernunft einfügen.

Eine Losung war, hauptsächlich bei gemässigten Sozialisten, während der ersten Jahre nach dem Weltkrieg populär gewesen: „Entweder Wilson oder Lenin", und bedeutete soviel, dass die Menschheit nur noch zwischen Weltversöhnung und Weltrevolution zu wählen habe. Nun, 1924, starben Wilson und Lenin fast zu gleicher Zeit. War es ein Wink, dass die Aufgabe, der westlichen Zivilisation den Weg zu weisen, nach dem Zusammenbruch von Wilsons Amerikanismus abermals Italien zufiel? Dass Italien nach dem kurzen Fieberwahnsinn um d'Annunzio und Mussolini noch einmal seine grosse Gelegenheit bekommen sollte, sein Wesen zu finden und die Mission zu erfüllen, die Dante und Mazzini in dem zeitlosen Teil ihrer Prophezeiung verkündet hatten. Über-

enthusiastische Auslegungen sahen in dem italienisch-jugoslavischen Händedruck weniger das Nachspiel einer elenden Vergangenheit als das Vorspiel zu einer strahlenden Zukunft, während nüchternere Geister im Tod des amerikanischen und russischen Helden und in den Begleitumständen das klare Omen erblickten, dass alle idealistischen Strömungen sich totgelaufen hatten und der Weg für Mittelmässigkeit und Kompromisse nunmehr offenstand.

Aber der endgültig wirkende Misserfolg von Mussolinis Marsch ins Ausland übte unvorhergesehene Rückwirkungen auf die innere Lage Italiens aus. Der Dampf der Leidenschaften, der im politischen Kessel gebrodelt hatte, schlug des natürlichen Auswegs in auswärtiges Abenteuer beraubt, nunmehr zurück und vermehrte den Druck und die Unruhe im Land.

Die Wahlen des April 1924 verschafften der Regierung eine riesige Mehrheit; doch trotz aller Drohmittel und Gewaltanwendung, trotz Bespitzelung und Wahlfälschung, erreichte die Opposition von einigen Schlüsselstädten und Provinzen, besonders in der Lombardei, beträchtliche Stimmzahlen.

Am Morgen nach den Wahlen wünschte Mussolini, der vorübergehend in Mailand weilte, den Verfasser abermals zu sehen. Dieser, der unmittelbar nach der italienisch-jugoslavischen Verständigung aufgehört hatte, über Politik zu schreiben, ging widerstrebend zu der Unterredung.

Mussolini sah düster und sorgenvoll drein.

„Was halten Sie", fragte er plötzlich, „von den Wahlergebnissen in der Lombardei?"

„Ich halte sie", sagte der andere, „für eine Warnung. Was in der Lombardei geschieht, nimmt gewöhnlich vorweg, was im ganzen Land geschehen wird. Die Wahlergebnisse bedeuten zweifellos ein Wachsen der Unzufriedenheit."

„Was würden Sie an meiner Stelle tun?"

„Ich würde versuchen", wagte der Verfasser zu sagen, „den Plan zu verwirklichen, den Sie in einer Parlamentsrede vor nicht langer Zeit entwickelt haben. Sie führten damals aus, dass drei grosse Volksparteien, Fascisten, Sozialisten und Katholiken, für die gemeinsame Sache zusammenwirken sollten. Sie sagten, die Partei muss sterben, wenn anders die Nation nicht leben kann. Handeln Sie danach."

„Zu spät."

Dies waren die letzten Worte, die der Autor von ihm hörte.

Zwei Monate später brach die Matteotti-Tragödie herein. Acht Monate später packte die Faust der Tyrannis Italien.

DER 3. JANUAR

Ob Mussolini für die Entführung und Ermordung des jungen sozialistischen Abgeordneten Matteotti, dessen heftige Anklagen ihn so tief beunruhigt hatten, unmittelbar, als wissentlicher Auftraggeber, verantwortlich ist oder nicht, stellt ein moralisches Problem dar, dessen geschichtliche Folgerungen verhältnismässig unwichtig sind.

Trotz des reichen Beweismaterials wird eine skrupelvolle Seele, die auf keinen Mitmenschen mehr Schuld zu häufen wünscht, als die absolute Gewissheit sie nötigt, immer noch annehmen, dass Mussolinis Leute seine Worte gröblich missverstanden und, während er seinem Ärger mit der Hemmungslosigkeit irgend eines romagnolischen Trunkenbolds freien Lauf liess, seine wilden aber vagen Drohreden für bare Münze genommen haben.

Dieselbe skrupelvolle Seele wird sogar annehmen, dass die Entführer selbst zu Anfang noch nicht an Mord dachten. Vielleicht wollten sie nur, wie die amtliche Version später lautete, die gehorsamen Richter entschieden — Matteotti die übliche Lektion erteilen. Dann riss der Zwang der Umstände, ein unerwarteter Kampf im Auto, sie fort und weit über ihren ursprünglichen Plan hinaus.

Doch nicht nur unsere Taten, auch unsere Gedanken und Gefühle folgen uns. Die Kräfte des Bösen und die Freude an der Gewalt, die wir in unserer Phantasie entfesselt haben, machen sich selbständig, ohne Rücksicht auf unsere guten Absichten im jeweiligen Augenblick; und die Pfeile unserer geheimen Wünsche treffen Ziele, die unser Bewusstsein nicht ins Auge fasste.

Im Verlauf seiner letzten Unterhaltung mit dem Verfasser hatte Mussolini eine kurze Bemerkung einfliessen lassen:

„Meine Gegner stellen nicht in Rechnung, dass eine revolutionäre Bewegung wie diese eine Woge von Kriminalität nach sich zieht. Anstatt mir meine Lebensarbeit zu erschweren, sollten sie mir helfen, diese Kräfte der Dunkelheit zu bändigen."

Er wirkte überzeugend und ernsthaft. Er schien ehrlich zu sprechen.

Am gleichen Abend verliess er Mailand. Kurz nach seiner Abreise gingen Häuser in den Vorstädten in Flammen auf, das

Stöhnen erstochener oder niedergeschlagener Antifascisten verlor sich in der Nacht. Viele flüsterten, der Ministerpräsident selbst habe vor Verlassen des Regierungsgebäudes die Befehle geflüstert.

Beweise dafür gab es nicht. Aber die Verbrecher gingen, wie immer, unbestraft aus, und es ist schon möglich, dass Mussolini beide Male aufrichtig war: als er die Kräfte der Dunkelheit schalt, und als er sie mit den Fackeln der Brandstiftung erleuchtete.

Einige Zeit zuvor hatte ein Oppositionsführer die übliche Lehre empfangen: an den Folgen war er, nach langem Todeskampf, gestorben. Als die Nachricht von der Misshandlung Mussolini an seinem Schreibtisch erreichte, bekam er einen Wutanfall und liess, den Telephonhörer schüttelnd, einen Hagel von Beschimpfungen und Drohungen auf die Polizei und wer immer die Täter ermutigt oder geduldet hatte, herniederprasseln. So behauptete ein Beamter aus seiner allernächsten Umgebung.

Doch eine andere Persönlichkeit, die ihm ebenso nahe stand, glaubte zu wissen, dass Mussolini sich die Hände gerieben und gesprochen hatte: „Heute morgen werde ich mit besserem Appetit frühstücken."

Beide Aussagen können wahr sein. Die Schuldigen wurden jedenfalls nicht verfolgt.

Er sprach zur Deputiertenkammer nach dem noch unaufgeklärten Verschwinden Matteottis. Er drückte sein Entsetzen bei dem blossen Gedanken aus, das Verschwinden könnte endgültig sein; nur sein schlimmster Feind, behauptete er, könnte solch ein Verbrechen begangen haben. Doch er wollte an die herzzerreissende Möglichkeit nicht glauben, und seine Stimme senkte und hob sich zu Tiefen des Gebets, zu Höhen mystischen Glaubens, als er die Hoffnung, nein, die Gewissheit aussprach, dass Matteotti plötzlich unter seinen Parlamentskollegen wieder auftauchen würde.

Wenn je ein Mann aufrichtig war, dann Mussolini in jenem Augenblick. Hätte er die Macht besessen, Tote zu erwecken, er hätte keinen Augenblick gezögert, Matteotti wieder auferstehen zu lassen. Doch während er in angemessen tragischem Stil Furcht und Schrecken, Hoffnung und Bestürzung Ausdruck gab, wusste er genau, dass der Mann umgebracht worden war und seine Leiche irgendwo in einem öden Winkel der römischen Campagna lag.

Der Mord an sich war nichts ungewöhnliches. Es ist richtig, dass von allen grossen Revolutionen die fascistische die unblutigste gewesen ist, mit einer Verlustziffer, weit geringer als die der französischen Schreckenszeit oder des russischen Kommunismus; obwohl

die Erklärung für diese relative Mässigung (quantitativ, nicht qualitativ) sehr einfach lautet: der Fascismus hatte überhaupt keine Revolution, weder gross noch klein, sondern nur einen Staatsstreich, unter direkter Aufsicht von Heer und Dynastie und letzten Endes auch mit Einverständnis der Kirche, gemacht. Alle Mordtaten und kleineren Ausschreitungen, die zweckdienlich erschienen waren und den Rachedurst befriedigt hatten, waren immerhin fünf Jahre lang straflos begangen worden; und der Fascismus hatte bereits Rom erobert und die Staatsgewalt in Händen, als noch immer rote oder roter Gesinnung verdächtige Arbeiter auf schreckliche Lastwagen geladen wurden, um früh im Morgengrauen irgendwo draussen vor Turin erschossen zu werden; so wie er bereits unbestrittene diktatorische Macht besass, als höhergestellte Gegner, darunter gelegentlich ein früherer Freund Mussolinis, nachts aus dem Bett geholt wurden, in Florenz und anderswo, um vor den Augen ihrer Frauen und Kinder abgeschlachtet zu werden.

Weit mehr als in den tatsächlichen Umständen lag das Neue des Falles Matteotti in der Gemütsverfassung der Opposition. Erregt über das Verbrechen und durch den schlagenden Beweis, wie gering die Aussichten waren, dass der Fascismus seine Natur änderte, doch auch angespornt durch den Prestigeverlust, den Mussolini bereits infolge seines aussenpolitischen Misserfolgs und der bedrohlichen Wahlergebnisse erlitten hatte, fassten sie den Plan, ihm ein endgültiges Halt zu gebieten und das Regime zu stürzen.

Blickt man zurück, so scheint es unfassbar, dass dies nicht geschah. Doch hier haben wir wieder ein Beispiel dafür, wie entscheidend und unkontrollierbar der freie Wille des Individuums Massenereignisse bestimmt.

Nicht die Stärke des Fascismus und Mussolinis haben den Plan zum Scheitern gebracht. Sie schienen hilflos und verloren. Oft hatte Mussolini, schwach und krank, Weinkrämpfe; manchmal brannten nachts, wenn er ruhelos nach Schlaf suchend durch seine Wohnung irrte, die Kandelaber in seinem Amtszimmer, das auf die Piazza Colonna blickte, damit die Passanten glauben sollten, er sässe ruhig arbeitend an seinem Schreibtisch. Er brauchte einen Monat, ehe er die Kraft fand, einen Leitartikel für sein Blatt zu schreiben, unter der kühnen Überschrift: „Nun beginnt ein neuer Monat"; über fünf Monate brauchte er, um die Drohung in die Tat umzusetzen.

Der Plan scheiterte, weil es ein Plan war. Der Fehler in der Technik der Opposition lag darin, dass es eine Technik war.

Das römische und italienische Volk, von dem sehr treffend gesagt worden ist, dass es weder besser noch schlechter sei als jedes andre Volk, reagierte bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Arbeiterfrauen streuten in pietätvoller Entrüstung täglich Blumen auf die Stelle, wo Matteotti entführt worden war; feurige Augen lasen die weisse und gelbe Presse, die offen die Täter und die Komplizen der Tat nannte und nicht minder offen auf die höhere Macht hinwies, die sie vermutlich beauftragt hatte. Nacht für Nacht bemalten unsichtbare Hände die Mauern straflos mit Verwünschungen und Drohungen. Sie hätten mehr getan, wenn man mehr von ihnen verlangt hätte.

Doch die Oppositionsführer oder zumindest jene, die die Oberhand gewannen, verfolgten ihren Plan. Es war ein kluger Plan. Sie hatten vor, ganz allmählich die Grundlagen des Regimes zu unterhöhlen und es in einem bestimmten Augenblick zusammenbrechen zu lassen, nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, dass der Einsturz weder die Nation noch sie selbst allzusehr in Mitleidenschaft zog. Den endgültigen Zusammenbruch wollten sie unterdes von einem sicheren Ort aus abwarten. Dies beweist, dass ihre Empörung über den Mord — dessen Wirkung sie mit so wissenschaftlicher Gründlichkeit auszunutzen verstanden — nicht stark genug und ihre Moral nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe war, die darin bestand, einer Entartung ein Ende zu machen, die sie mit einem schwächlichen Hass hassten.

Auf einem niedrigeren, rein politischen Niveau wäre es ein ganz vernünftiger Plan gewesen, Mussolinis Angst als Falle zu benutzen, um ihn einzufangen und mit dem Versprechen der Straflosigkeit dahin zu bringen, dass er Verfassung und Freiheit wiederherstellte und sich zur Zusammenarbeit mit anderen Parteien und Männern verstand. Solch ein Plan wäre selbst moralisch und religiös zu rechtfertigen gewesen durch den Wunsch, „die Kette des Bösen zu brechen" oder „stets und allen zu vergeben"; wie ein Tolstoi oder Manzoni es ausgedrückt hätten.

Doch das wurde nicht versucht, ausser in einzelnen, persönlichen Bemühungen, denen es an Autorität und Macht gebrach.

Die Abgeordneten der Opposition verliessen das Parlament und zogen sich auf einen metaphorischen Aventin zurück. Eine Sage aus den Anfängen der römischen Republik berichtet von der Sezession der Plebs auf den Hügel dieses Namens. Aber die Plebejer waren

Arbeiter und Soldaten, unentbehrlich für die Gemeinschaft, während Mussolini auf die Anwesenheit seiner Feinde und Ankläger in der Kammer zur Not verzichten konnte. Von nun an bildeten sie, oft untereinander streitend, nur noch geheime Konventikel.

Sie appellierten an den König und versuchten, seinen schwachen Schultern die Bürde der Initiative aufzuladen. Er wechselte rasch den Gegenstand der Unterhaltung und vertraute den Besuchern an, eine seiner Töchter habe ein paar Wachteln just an diesem Morgen aus dem römischen Himmel geschossen. Unbewusst glaubte er wohl, Gott würde sich Matteottis annehmen, Gott, der sich der geschossenen Wachtel und des Sperlings annimmt, der vom Dach fällt.

Diesmal sah es freilich nicht so aus, als ob alle Schuldigen frei ausgehen konnten. Unter dem Druck der Volksstimmung wurden die unmittelbaren Täter verhaftet und einige Komplizen, hohe Beamte, die Mussolini nahe standen, offiziell aus dem Amt entlassen oder im geheimen ausgeschifft.

Doch nicht alle liessen sichs gefallen. Ein paar freiwillige Sündenböcke, noch öfter aber ihre freiwilligen Wortführer, begannen eine Flüsterkampagne, die auf den Duce und Führer als den hinwies, der geführt hatte. Das Geflüster verdichtete sich zu Denkschriften, die ihrerseits vervielfältigt und im ganzen Land verbreitet wurden.

Der Plan der Oppositionsführer war, das Netz enger und enger um Mussolini zu ziehen, in einer Art von Folter dritten Grades, bis er zuletzt den Kopf verlor und sich in ihre Hände geben musste.

Andrerseits war es klar, dass die gerichtliche Untersuchung, mochte die verständliche Vorsicht der Behörden sie auch noch so sehr verlangsamen, zuletzt doch, wenn die öffentliche Meinung wachsam war, auf den Verantwortlichen stossen musste. Der Erfolg der „Technik" erreichte seinen Höhepunkt im Dezember. Dann kam der Umschlag.

Als Mussolinis Angst Verzweiflung wurde, wurde seine Verzweiflung Mut. Fascistische Abordnungen aus der Provinz strömten zu ihm, beklagten sich über ihren schweren Stand und forderten Hilfe. Der Parteisekretär schlug mit der Faust erregt auf seines Führers Schreibtisch. Zwischen zwei Feuer gedrängt begriff der Mann, dass es nun keinen Aufschub mehr für ihn gab: es galt, entweder auf schimpfliches Gefängnis, vielleicht sogar den Tod gefasst zu sein oder den letzten Schritt auf der Bahn des Verbrechens zu tun, zur Tyrannei. Selbst ein besserer Mann hätte sich für die zweite Möglichkeit entschieden. Aber Tyrannei w a r für ihn kein Ver-

brechen; ja, das Wort Verbrechen selbst bedeutete ihm nichts.

Die Verschwörer, die ihn mit Dostojewskys Raskolnikoff verwechselt hatten, übersahen dabei, dass Mussolini zwar ein intellektueller Anarchist aus dem Geschlecht der Raskolnikoffs war, aber kein Dostojewsky hinter der Szene die Drähte zog und Worte christlicher Bussfertigkeit und Frömmigkeit seiner zwischen bösem Trieb und Furcht ringenden Kreatur soufflieren konnte.

Die Technik, welche er nun seinerseits wählte, arbeitete rascher als die seiner Gegner. Es war die gleiche, die er schon mit grösstem Erfolg bei der Eroberung von Rom und mit vollständigem Misserfolg bei der Eroberung von Korfu angewendet hatte. Sie hatte ihre Gefahren.

Er wies die Gefängniswärter an, soviele Betten wie nur möglich bereitzustellen, und entband sie von der Verpflichtung, daraus ein Geheimnis zu machen.

Dann erschien er vor der Kammer. Er erklärte, wenn der Fascismus ein Verbrecherverein wäre, übernähme er persönlich die Verantwortung für alle Verbrechen. Er forderte die Opposition auf, ihre Anklagen gegen ihn öffentlich vorzubringen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden, versprach er, würde der Fall geklärt sein.

Die Opposition war nicht im Saal. Die Aufforderung blieb ohne Antwort.

In einem der wüstesten Augenblicke der vorangegangenen Monate hatte er zu einer Freundin geäussert, die später der Öffentlichkeit davon Kenntnis gab: „Sie wissen nicht, dass ich ein wilder Eber bin. Bevor ich sterbe, werde ich die Zähne noch in Hund und Jäger schlagen." Doch am Entscheidungstag brauchte er nicht den wilden Eber zu spielen. Die Veranstaltung wirkte eher wie das Bellen eines kranken Hundes hinterm Drahtzaun.

Die Ansammlungen zerstreuten sich. Dämmerung senkte sich auf die Städte.

Dies geschah am Nachmittag des 3. Januar 1925. Ein Blatt in der Geschichte Italiens und der Welt hatte sich gewendet.

[illegible] Dostojewsky [illegible]

[illegible]

Gefahren.

[illegible]

[illegible] Faschismus [illegible] Verbrecher [illegible]

[illegible]

Die Opposition war nicht so stark. Die Kollektivierung blieb eine Forderung.

[illegible]

Die Ansammlungen [illegible]

[illegible] Januar 1953. [illegible]

V. DIE GESICHTER DER TYRANNIS

SPRINGFLUT

NUN wurde das Gesetz oder die Gesetzlosigkeit der Tyrannei in einem atemberaubenden Tempo durchgepeitscht. In weniger denn zwei Jahren verschwanden aus Italien alle Spuren dessen, was man moderne oder westliche Zivilisation genannt hatte, an deren Schaffung Italien so massgebend beteiligt war. Ende 1926 war das Werk — oder Wrack — vollständig: vielleicht die kleinste aller Revolutionen, doch sicher die grösste aller Involutionen.

Alle Rechte und damit alle Pflichten des freien Denkens und Handelns wurden niedergetreten. Die Abgeordneten der Opposition, ihrer Mandate und Immunität beraubt, hatten unter dem Druck angedrohter oder faktischer Gewaltanwendung nur die Wahl zwischen Versteck, Übertritt oder Flucht. Der Prozess gegen die Matteottimörder wurde im Halbdunkel eines Provinzstädtchens durchgeführt, und Angeklagte, Richter und Rechtsanwälte durften kein Wort sprechen, das nicht vorher in Rom festgelegt war. Die Täter erhielten milde Strafen, je nach ihrem Benehmen vor Gericht; der Rest war Schweigen. Dumini, der Hauptmörder, ein in Amerika geborener Gangster italienischer Abstammung, wurde wie die andern zu kurzer Gefängnishaft verurteilt; danach verschickte man ihn allerdings in eine abgelegene Gegend im dunkelsten Afrika und später auf eine Insel weit draussen in der Adria, wo kein Lauscher zu befürchten war, falls er je den Wunsch verspürte, dem Himmel und dem Meer die Wahrheit zu erzählen.

Die Presse wurde in Bausch und Bogen eingesackt und gezwungen, im nationalen Chor die Worte des Einzigen in Rom nachzusprechen. Es wurde keine Vorzensur eingeführt. Das wäre auch ein Irrtum gewesen. Noch die strengste Zensur ist nur eine Beschränkung, keine Abschaffung der Pressefreiheit. Innerhalb der wenn auch noch so engen Grenzen, die der Staat gezogen hat, kann der Verfasser oder Redakteur alles ungefährdet sagen, was er denkt und weiss, und mit Schweigen übergehen, was er nicht für gut oder wahr hält. Selbst die weissen Stellen, wo des Zensors Schere noch in elfter Stunde gewütet hat, drücken eine Meinung und Protest aus.

Das fascistische System war sehr viel wirkungsvoller. Dem

Journalisten blieb es freigestellt, zu schreiben und zu drucken, was er wollte; aber über dieser Freiheit hing nicht nur das Damoklesschwert der Beschlagnahme, sondern es waren auch die Gefahren zu bedenken, die in dem Straf- und Zivilrecht des Tyrannen lauerten, die unvoraussehbaren Launen seiner Landsknechte und Legionäre; die schärfste Waffe aber waren die drei aufeinanderfolgenden „Verwarnungen", die wie Totenglocken läuteten: die dritte bedeutete soviel wie das endgültige Verbot der Zeitung.

Das Ergebnis war überraschend. Tag für Tag brachten die Besitzer und Chefredakteure jeder Tageszeitung samt ihrem Stab von Korrespondenten und Leitartiklern ein immer üppigeres Brandopfer von Schmeicheleien und Lügen vor dem unsichtbaren Thron des Herrn dar; sie verübten ein seelisches Harakiri, durch das sie die materielle Unbill zu vermeiden hofften, die ihnen aus seiner Unzufriedenheit erwachsen konnte. Was sie „freiwillig" gaben, hätte kein Zwangsmittel ihnen abpressen können, und die Wirkung der Angst erwies sich weit ergiebiger als stumpfer Gehorsam. Die unbegrenzten Möglichkeiten, die ihrem Spürsinn gelassen waren, stachelten ihren Eifer an, den sie zu einem götzendienerischen Schaum schlugen; wobei ein jeder unermüdlich sich selbst zu übertreffen suchte, bis sie alle eine Brüderschaft von heulenden Derwischen waren und die Tageszeitungen und Wochenschriften wie Altäre wirkten, die in der Anbetung des Einzigen wetteiferten. Bald war es soweit, dass die Presseabteilung des Führers allen Blättern des ganzen Landes — durch telephonischen Rundspruch oder militärisch knapp - formulierte Zirkulare — die Überschriften, den Umfang der Kommentare, ja sogar den Schriftgrad der Nachrichten vorschreiben konnte, die gedruckt werden durften. Mussolini selbst, kein Humorist von Beruf, galt beim Volk als Vater des Witzes, man könne alle Zeitungen abschaffen, bis auf eine mit dem Titel der bekannten Grammophonmarke: die Stimme seines Herrn.

Die Autoren und Verleger von Büchern und wissenschaftlichen Zeitschriften blieben noch eine Weile verschont. Negative aber lebenserhaltende Vorsichtsmassregeln wurden auf diesem Gebiet für ausreichend gehalten, auf schöpferische Eingebung verzichtete man. Croces Bücher, um ein Beispiel zu nennen, durften gedruckt werden und — unter der Bedingung, dass sie kein einziges Wort über den Fascismus enthielten — auch erscheinen, obwohl ihr antifascistisches Wasserzeichen gegen das Licht deutlich sichtbar war. Nur Bücher, die den Krieg in den Schmutz zogen, galten als streng unerwünscht; doch eine heilsame Furcht bei Verlegern

und Autoren wie Übersetzern ersetzte hier die Zensur vollauf.

Für die zögernde Anwendung der fascisierenden Grundsätze auf das Buch gibt es verschiedene Erklärungen. Einmal sind die Schwarzhemden nie Bücherwürmer gewesen noch geworden; und die geistige Nahrung Mussolinis besteht in der Regel aus Zeitungsausschnitten. Sie sorgten sich nicht allzu sehr um Dinge, die sie nicht hassen konnten, da sie für gewöhnlich nichts von ihnen wussten; und die länglichen Erzeugnisse äusserst unverständlicher Geister, die in einer Auflage von selten mehr als ein paar hundert Exemplaren bei Damentees und Herrenweekends eine Rolle spielten, liessen die Schwarzhemden kalt, solange Verfasser und Verleger auf offene Angriffe gegen den Fascismus und seinen Schöpfer verzichteten; in welch unwahrscheinlichem Fall es andere Mittel als behördliche Verwarnung gab. Man kann hinzufügen, dass die Tyrannei, mag sie auch noch so schnell marschieren, es doch vorzieht, die Schraube ganz allmählich anzuziehen, als gleich mit dem Richtschwert zuzuhauen. Eine gewisse Zeit musste, selbst im Italien jener Jahre, erst vergehen, ehe die Schraube bis zum bitteren Ende zugedreht werden konnte.

Doch es gibt noch einen anderen Grund. Man muss Mussolini einräumen, dass er eine Schüchternheit oder mühsam verhohlene Ehrfurcht vor Kultur und Dichtkunst lange Zeit nicht überwinden konnte. Was ein Zeitungsmann gewöhnlich war, das glaubte er aus eigener Erfahrung zu wissen; es fiel ihm nicht schwer, gegen seinesgleichen rücksichtslos zu sein. Doch nicht alle Erinnerung an jene Augenblicke seiner Jugend war in ihm erloschen, da philosophische Gedanken und Gedichte seinem verworrenen Ehrgeiz ferne himmlische Leitsterne gewesen waren. Noch zauderte er einen Augenblick, bevor er zu Pferd in die Hagia Sophia des Wissens und der Schönheit einritt.

Dabei überschätzte er die Heiligkeit des Tempels, oder mindestens doch die der Priester. Wissen und Schönheit sind nicht die wesentlichen Züge unserer Zeit. Wäre dem so gewesen, ein Fascismus hätte niemals kommen können.

Seltsamerweise hat ein ausländischer liberaler Autor Mussolini zuerst auf die Möglichkeit gestossen, seine Pressepolitik in die Welt der Bücher zu übertragen. Obwohl sein Schritt vollkommen überflüssig war und sein höchst beunruhigter Verleger ihn beschwor, es nicht zu tun, wandte er sich an Mussolini persönlich, um von ihm die Erlaubnis für die italienische Übersetzung eines seiner Werke („Juli 14") zu erwirken. Sein einziges Motiv war der

Wunsch, eine erfreuliche Intimität mit einem so grossen Mann noch zu steigern; er war sich nicht voll bewusst, welch gefährlichen Präzedenzfall er schuf. Zu seiner Entlastung spricht ferner, dass selbst ohne die Einmischung dieses Autors in eine so heikle Angelegenheit die Dinge den gleichen Verlauf genommen hätten; denn die Logik seiner Taten folgt dem Täter, und das Böse „fortzeugend Böses muss gebären."

Im grossen Ganzen war die für Verleger und Autoren ausgelegte Schlinge nachgebildet der, in welcher sich die Tagespresse nicht nur ihrer Freiheit, sondern auch noch des Restes an Selbstachtung begeben hatte, die man sich selbst in der Knechtschaft noch bewahren kann. Schriftsteller und Verleger konnten schreiben und drucken, was sie wollten, aber sie setzten sich allen Gefahren aus, mit denen Gesetz (und Gesetzlosigkeit) drohten, und der Verleger ging dazu das Risiko ein, dass ihm die Auflage beschlagnahmt wurde und sein Geld verloren ging. Hin und wieder hatte auch das Theater diese Folter zu erdulden, deren Wirksamkeit in der quälenden Ungewissheit über das Ausmass der Gefahr lag. Der Duce selbst geruhte, mit einem Gefolge hoher Würdenträger der italienischen Erstaufführung einer Oper beizuwohnen, deren Uraufführung bereits in Deutschland erfolgt war. Textdichter und Komponist, Pirandello und Malipiero, waren beide eifrige Fascisten; und die Vorzensur, in deren Händen selbst im liberalen Italien wie überall die Überwachung öffentlicher Darbietungen gelegen war, hatte sicherlich auch diesmal die Gelegenheit gehabt, den Text zu prüfen. Doch der unselige Dramatiker hatte gegen die Heiligkeit des Familienlebens, eine Säule des Regimes, verstossen; und der Musiker hatte mit dem Zauber seines raffinierten Kontrapunkts den Schwatz und Sang von Prostituierten umspielt und damit ein Gewerbe verherrlicht, das zwar von Staat und Kirche keineswegs verpönt, doch immerhin mehr in den Schatten der Seitengassen als in den Glanz des Rampenlichts gehörte. Der Duce steigerte durch ein nicht vorgesehenes Mienenspiel die Sensation des Abends, indem er auf unmissverständliche Weise Missbilligung und Abscheu äusserte; und die Aufführungen wurden bereits am Tage drauf, ohne Rücksicht auf die Kosten, abgebrochen. Ein Schreiben Pirandellos wurde von dem hohen Empfänger nicht zur Kenntnis genommen.

In der Literatur und in den schönen Künsten hatte die Methode nicht weniger befriedigende Ergebnisse als in der Tagespresse. Bald wimmelte es in den Ausstellungen von Porträts und Statuen

fascistischer Heroen, nackter oder bekleideter, und grossformatige Gemälde zeigten Mussolini und seine Quadrumvirn, kühn ausschreitend auf dem Marsch nach Rom, ohne jede Mitwirkung von Schlafwagen. Kreuzehrliche kleine Provinzdichter sassen zitternd an dem Schreibtisch, eifrig bedacht, ja nicht zu vergessen, dass ihr Held ein Schwarzhemd in seinem Koffer mitgeführt hatte, dass der Wein, der in den Weinbergen um die Heimatstadt des Duce wuchs, vorzüglich war, und dass die arme Witwe in ihrer Trauer reichen Trost fand, wenn ihr Blick zufällig auf das Bild an ihrer Wand fiel, das den Duce zu Pferde zeigte.

Was Presse und Buch, was Denken und Phantasie angetan wurde, das geschah ebenso allen andern Zweigen und Körperschaften in Volk und Staat. Kammer, Senat, Monarchie, die obersten Gerichtshöfe wurden zu Gummistempeln erniedrigt. Jede Institution wurde zuerst ins Nervenzentrum getroffen und ihrer Lebenskraft beraubt, in der Absicht, sie in aller Stille beizusetzen, wenn genügend Zeit verstrichen war, das Volk davon zu überzeugen, dass die Einrichtung, da sie kein Lebenszeichen von sich gab, nur noch ein Hindernis darstellte. Die Abgeordnetenkammer war die meistgehasste und -gefürchtete von allen Institutionen, dank der Erinnerung an ihre verflossene Macht, doch mehr noch, weil zu fürchten war, dass in einer Versammlung von vierhundert Lakaien sich irgendwann doch einmal ein Held oder ein Verrückter fand. Deshalb wurde die Kammer als erstes Schlachtopfer ausersehen. 1934 wurden die Staatsbürger, zu einer nationalen Wählerschaft oder, klarer ausgedrückt, zu einer Herde unter einem Hirten vereinigt, abermals zur Wahlurne gerufen, zum drittenmal in der „Era fascista", und mit durchsichtigen Umschlägen versehen, um darin ihre Stimmen zu bergen, nicht zu verbergen: unter der Voraussetzung, dass sie wie ein Mann für den fascistischen Wahlvorschlag stimmten und in voller Kenntnis der Tatsache, dass diesem dritten Wahlgang, dem papiernen Spiel („ludo cartaceoi"), wie Mussolini es nannte, kein weiteres mehr folgen sollte. Eine Ständeversammlung war zur Nachfolgerin der abgeschiedenen Kammer ausersehen. Der Ersatz sollte kleiner an Kopfzahl werden und nicht über das, wenn auch oft nur äusserliche, Ansehen verfügen, das den Parlamenten in jahrhundertelanger Überlieferung erwachsen war. Die Korporationen sollten zusammentreten, wann es dem unergründlichen Willen des Despoten gefiel, und sich zur Gänze aus Gehaltsempfängern zusammensetzen, die ihr Futter aus der Staatskrippe frassen.

Der Senat war und ist kaum der Erwähnung wert. Er war und ist ein Club mit bequemen Sesseln und einer schönen Bibliothek. Der Geist der Einmütigkeit hatte stets über dieser Versammlung massvoller alter Herren und schlummernder Exzellenzen a.D. geschwebt; und es bedurfte keiner Anstrengung, eine Neigung zur Bravheit, die dieser Körperschaft eingeboren war, bis zur Vollendung zu steigern. Städtische und Provinzialwahlen wurden geschwind beseitigt, sogar der Name Bürgermeister wurde ausgerottet und jede Stadt einem vom Duce ernannten „Podestà" unterstellt, der, wie die Provinzgouverneure, von einem auserlesenen Kreis nickender Ratsherren umgeben war. Die Bedeutung dieser Gesetzgebung wurde illustriert durch einen gepfefferten Scherz, indem Mussolini den Frauen das Stimmrecht für Verwaltungswahlen verlieh, unmittelbar bevor er es Männern wie Frauen entzog.

Die Monarchie hatte die erste Stufe der Mumifizierung, vor dem Begräbnis, erreicht, als der König die Lakaienaufgabe übernahm, Mussolinis Verordnungen gegenzuzeichnen. Sehr viel später, nach der Eroberung Abessiniens, wurde er zum Kaiser ernannt, während Mussolini die Welt mit einem zweiten Witz überraschte, indem er für sich selbst den Titel „Gründer des Imperiums" prägte. Vorher aber hatte die Monarchie die zweite Stufe der Mumifizierung erreicht, als der Sohn des Königs stillschweigend des Titels Thronfolger beraubt und der Grossrat des Fascismus, mit andern Worten Mussolini, mit der Aufgabe betraut wurde, die Thronfolge zu überwachen. Auch diese Verordnung wurde vom König gegengezeichnet. Endlich regelte Mussolini 1936 seine eigne Nachfolge, parallel oder entgegengesetzt zur mutmasslichen Nachfolge in der Dynastie, und während Prinz Humbert und die andern Prinzen des Hauses Savoyen lange ohne männliche Nachkommen blieben, zog er, der neue Souverän, frei vom Zwang des Salischen Gesetzes, ganz offen seine älteste Tochter all seinen andern Kindern vor und setzte öffentlich zu seinem politischen Erben den jungen Mann ein, den er seiner Tochter Edda vermählt hatte.

Das Vereinsrecht wurde aufgehoben. Das erste Ziel war die Freimaurerei: eine geschickte Wahl, da diese Vereinigung nicht nur vom Fascismus gefürchtet und bei der Kirche verhasst, sondern auch bei vielen Liberalen unbeliebt war, die ihr nicht ohne Grund ihre Geheimniskrämerei und verwickelten Prozeduren zum Vorwurf machten, während Philosophen wie Croce und seine Anhänger die Freimaurerei wegen ihrer Aufklärungsideologie ver-

höhnten, die von den Logen verstockt aufrecht erhalten wurde. Gleichzeitig mit der Freimaurerei wurden alle andern politischen Vereinigungen und Parteien, die liberale eingeschlossen, vernichtet. Das gleiche Schicksal traf alle geistigen Körperschaften wie Akademien und andere wissenschaftliche oder künstlerische Vereinigungen, es sei denn, sie unterstellten sich freiwillig dem Allmächtigen. Ein nationaler Philosophen-Kongress wurde im Frühjahr 1926 nach Mailand einberufen. Er befasste sich unter anderm mit der Politik der Erziehung und billigte sie nicht uneingeschränkt. Am nächsten Morgen fanden die Kongressmitglieder die Türen des Versammlungssaals geschlossen und von Polizei bewacht. Der Vorsitzende Martinetti, Professor der Philosophie an der Universität Mailand, bekam den Wink, einen langen Urlaub aufs Land zu nehmen, und entging nur mit knapper Mühe für diesmal noch der Strafe der Entlassung. Ein paar Jahre später wurde die freiwillige Auflösung auch den harmlosen und höchstens komischen Provinzvereinen anbefohlen, in denen Bürger und Bürgerinnen zusammenkamen, um volkstümlichen Rezitationen zu lauschen, sich im Tanz bescheiden zu vergnügen, um Karten zu spielen. Diese Massnahme wurde mit dem Vorwand begründet, der provinzielle und örtliche Geist sei der nationalen Einheit abträglich. Der wahre Grund war der: so wie es im Evangelium heisst, dass, wo zwei oder drei beisammen sind, Christus unter ihnen weilt, so ist in der Einbildung des Tyrannen, wo immer drei sich treffen, der dritte ein Brutus.

Alle Rechtsgarantien wurden abgeschafft und nichts übrig gelassen, was auch nur von weitem etwa nach Schutz der persönlichen Freiheit oder Unverletzlichkeit der Behausung ausgesehen hätte. Kein Paulus dürfte sich, unter fascistischer Herrschaft, der Täuschung hingeben, dass er beim höchsten Gerichtsherrn Nero gegen den Rechtsbruch eines seiner Gerichte appellieren könnte, da jedermann wusste, dass die Gerichte innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Grenzen nur das oben erwünschte Unrecht sprachen. Kein Müller von Sanssouci könnte den Eingriff des Despoten in sein Privatrecht mit der Entgegnung, „es gäbe Richter in Berlin", zurückweisen, wie es die volkstümliche Anekdote über den aufgeklärten Despotismus des 18. Jahrhunderts berichtet, da es keine Richter in Rom gab, sondern nur Schreiber, die nach dem ausgesprochenen oder gemutmassten Diktat des Diktators schrieben. So wurde die Gerechtigkeit, wie alle anderen Funktionen des Staatskörpers, gelähmt; bis 1936 die erste Ankündigung der

bevorstehenden Beerdigung kam. Es hiess, Mussolini plane, alle Gerichtshöfe abzuschaffen, sie durch Regierungsausschüsse zu ersetzen und aus allen Richtern und Anwälten bezahlte Staatsbeamte zu machen. Gewiss, die Nachricht wurde sofort dementiert; aber viele schüttelten die Köpfe und erinnerten sich, wie oft der Fascismus einen anscheinend unglaublichen Plan angekündigt und dann zurückgezogen hatte, in der Erwartung, dass die Volksseele nach einer gewissen Brutzeit bereit sein würde, eine Beleidigung hinzunehmen, die zuerst untragbar schien.

Ein grimmig blickender Mann, der Nationalist Rocco, war der Jurist, der den Gesetzesrahmen für diese Vollversklavung eines Volkes schuf. Er war ein süditalienischer Jurist, Professor an der überlieferungstreuen Universität Padua, aus einer neapolitanischen Familie stammend, ein unbeugsamer Legitimist und Klerikaler. Nichts in seinen geistigen und gefühlsmässigen Grundlagen bewahrte ihn davor, in den Bahnen der spanischen Inquisition zu denken und zu fühlen — wenn fühlen das richtige Wort dafür ist. Eine spitzfindige Logik setzte der Grausamkeit seiner Absicht kalte Glanzlichter auf. Die gesamte westliche Zivilisation hatte politische Verbrecher geachtet und sogar bewundert; ihre Taten wurden keineswegs auf die gleiche Stufe mit denen von Räubern und Dieben gestellt. Wenn der Staat sich gegen sie wehrte, dann aus Notwehr und nicht aus moralischer Überzeugung; und wenn Verschwörer und Terroristen eingesperrt oder erschossen wurden, schien Justitia ihr Antlitz zu verhüllen und sich besorgt zu fragen, ob nicht ein künftiges Geschlecht vielleicht die Zellen und Gräber einstiger Verbrecher mit den Palmenzweigen des Märtyrers schmücken wird. Rocco machte dieser herkömmlichen Einstellung ein Ende. „Wenn der gemeine Verbrecher", sagte er, „den Einzelnen schädigt, so schädigt der politische Verbrecher die Gemeinschaft; es ist deshalb nur billig, dass die Hand der Gerechtigkeit sich schwerer auf diesen legt." Der Grundsatz fand in Gesetzesparagraphen Ausdruck und wurde von den Gefängniswärtern peinlich genau durchgeführt. Die Gefangenenkost für Verschwörer und Ungläubige, die Anstaltsordnung, die ihnen verbot, mehr als einmal in der Woche zu schreiben, und auch dann nur an Mitglieder ihrer Familie, und ihre Lektüre auf die Bücher der Gefängnisbibliothek beschränkte, selbst die für Körperbewegung vorgesehene Stundenzahl, geringer als für gemeine Verbrecher; alles, mit einem Wort, war dazu angetan, ihnen das Leben schwerer zu machen als Räubern und Dieben und sie in der politischen Ge-

fangenenzelle so schnell wie möglich für den endgültigen Aufenthalt im Krankenhaus oder unter der Erde reif zu machen — oder für die allerletzte Schmach des Widerrufs. Dieser mildere Ausweg wurde von Mussolini oft bevorzugt, soweit er in Frage kam. Von dem Wunsch beseelt, Machiavellis Lehre bestätigt zu sehen, dass alle Menschen verächtlich sind, zog er tote Seelen toten Leibern vor. Dementsprechend musste er eher die Umkehr als den Tod des Sünders wünschen.

Aber der Tod kam doch zu seinem Recht. Das Italien des Risorgimento war auf einen seiner Vorväter aus dem 18. Jahrhundert stolz gewesen: Cesare Beccaria, Verfasser eines klassischen Werks gegen die Todesstrafe. Die Strafrechtsschule, die in Italien zu Ausgang des 19. Jahrhunderts blühte, hatte ebenso die Idiotie wie die Grausamkeit dieser sogenannten sozialen Verteidigungswaffe gegeisselt. Die Todesstrafe war in Italien — ausser bei Kriegsgerichten in Kriegszeiten — nicht mehr üblich gewesen, bis sie auch formell aus dem geschriebenen Recht verschwand. Nun führte sie der Fascismus stolz wieder ein. „Wenn es richtig ist, dass der beste Bürger, der Soldat, sein Leben für die Gemeinschaft opfert, dann ist mit noch grösserem Recht zu verlangen, dass der schlechteste Bürger, der Verbrecher, sein Leben gleichfalls der Gemeinschaft opfert. Annähernd zur gleichen Zeit und von der gleichen Idee geleitet gab sich die nationalistische Zeitung grosse Mühe, mit philosophischen Mitteln Philosophen, die mit dem fascistischen Staat nicht einverstanden waren, zu erziehen. „Da Croce ein Philosoph ist, darf man ihn wohl an das grösste aller philosophischen Vorbilder erinnern: an Sokrates, der, den Gesetzen seines Staats gehorsam, den Schierlingsbecher trank."

In den folgenden Jahren wurde eine Hinrichtung, die nicht notwendig immer politische Verbrecher betraf, fast regelmässig auf einen der Tage vor dem 28. Oktober angesetzt; sie gehörte einfach zum Programm der Veranstaltungen, mit denen der Jahrestag des Marschs auf Rom begangen wurde. Es gab keine staatlichen Scharfrichter mehr. Ein Kommando von Milizsoldaten tat die Arbeit; jeder einzelne war vorher belehrt worden, dass seine Wahl ein Vorrecht und eine Ehre sei. Sie schmähten laut das Opfer, und riefen, wenn sie ihre Gewehre abgeschossen hatten: „Alalà!" Es geschah alles, um dem Volk, das der Herrscher zu einem Volk von Totschlägern machen wollte, den Glauben einzuimpfen, dass es eine militärische, mehr noch: eine heroische Leistung sei, kaltblütig und ungefährdet das Blut von Mitmenschen zu vergiessen;

hier gab es nichts von Schuld oder grässlicher Notwendigkeit wie bei ähnlichen Schaustellungen, wenn der Vollstrecker ein verächtlicher oder unglücklicher Henker in einem liberalistischen Lande war.

Das Italien des Risorgimento hatte einen Helden aus Triest verehrt, Wilhelm Oberdan, der erst einige Zeit in Italien verbracht und dann die österreichische Grenze überschritten hatte. Von der Polizei verhaftet, gestand er die Absicht, den österreichischen Kaiser Franz Joseph zu ermorden, und gab auch an, wie er das Attentat ausführen wollte. Seine wahre Absicht war, zu sterben, wie er es auch tat,,,als Warnung für die fremden Tyrannen und die Feiglinge daheim"; er wollte sein junges Leben für die künftige Erlösung seiner italienischen Vaterstadt opfern, die sich unter dem Stiefelabsatz des Unterdrückers krümmte. Nun züchtete der Fascismus verschiedene Oberdans heran, Verschwörer, begierig, weniger das Blut des Tyrannen als ihr eignes zu vergiessen, und Italien, dem Risorgimento untreu, nahm die fluchbeladene Herrschaft Österreichs auf sich. Die Geheimpolizei begünstigte im stillen Komplotte gegen Mussolinis Leben, die sie bis zu ihrem Ausgangspunkt verfolgen konnte, und erleichterte den Verschworenen ihre Arbeit nach Möglichkeit, bis alle Komplizen im Netz gefangen und alle Beweise vorhanden waren, worauf dann der Moment für Polizei und Regierung gekommen war, den Vorhang zu lüften und der Öffentlichkeit eine Gruselgeschichte in einem furchteinflössenden Prozess zu enthüllen. Gerüchte gingen, dass eines dieser Attentate von A bis Z ein Polizeimanöver gewesen sei, auf höhere Weisung oder selbständig veranstaltet, um den eindrucksvollen Rahmen zu liefern, dessen ihr Herr für einen neuen Schwall despotischer Gesetze bedurfte; und die öffentliche Meinung sah nicht klarer, als der Pöbel oder die Polizei einen unbekannten Jungen lynchte, der angeblich auf Mussolini gezielt und ihn verfehlt hatte. Einige Zeit später wurde ein Mann namens Schirru — wahrlich ein neuer Oberdan, den nur eine religiöse Bedenken beiseiteschiebende Gewalt hatte verurteilen können — unter der Anklage, die Ermordung Mussolinis erwogen zu haben, verhaftet. Als er die Absicht eingestand, wurde er von einem Peloton erschossen. Eine Ketzerei, die Einbildung und Handeln, Absicht und Tat gleichsetzt und aus dem Menschenherzen die ehrwürdige Vorstellung reisst, dass ,,nichts in der Welt ist, was nicht Wirklichkeit ist", wurde eine Doktrin des fascistischen Staats, unter den duldsamen Augen der Römischen Kirche. Die Seuche

sollte sich über die Grenzen des Landes hinaus verbreiten, wo sie entstanden war. Hitler, der Evangelist und Erweiterer des Fascismus, der Paulus des Antichrist, vervollkommnete diesen fascistischen Zug unter anderen und schuf Gesetze mit rückwirkender Kraft, die jeden Gesellschaftsvertrag zwischen Individuum und Staat zerrissen und Handlungen oder Taten mit dem Tod bestraften, die zu der Zeit, da sie begangen wurden, kein Gesetz als todeswürdig angesehen hatte. Im Sommer 1936 und im Winter 1937 richtete der russische Kommunismus, der Herold von Brüderlichkeit und Frieden, tatsächlich eine Menge Leute hin, die ihre blosse Absicht, Stalin zu töten, so demütig und kriecherisch wie nur möglich bereut hatten.

So glitt Italien denn in eine Knechtschaft, wie sie in der alten und neuen Geschichte unerhört war. Nie zuvor hatte der Despotismus eine so grosse Menschenmasse in seinen Bann geschlagen, sich in so viele, winzige Einzelheiten des Privatlebens eingedrängt. Nie zuvor hatte eine Doktrin des Despotismus so von Grund aus die gesamte weisse Zivilisation verleugnet, wie sie in einer ununterbrochenen Kette von Homer zu den Propheten, von Marc Aurel zu Abraham Lincoln, von den Kirchenvätern bis zu Spinoza und Kant verlief.

Das Individuum wurde zum passiven Werkzeug des Staats geformt und restlos jedes eignen Rechtes und Zieles beraubt. Das Adjektiv totalitär und das Hauptwort Totalität entstanden, um später durch die Vermittlung Nazi-Deutschlands Weltbedeutung zu bekommen. Andrerseits war der Staat, zu dessen Gunsten der Bürger abgedankt hatte, der Privatbesitz eines einzelnen Mannes; oder, wie Mussolini es, analog Stirners anarchistischer Losung formuliert hätte: der Despot und sein Staat waren „Der Einzige und sein Eigentum". Die vorgebliche Totalität des Nationalstaats war die Autarkie einer Persönlichkeit, deren alles regelnde Entscheidungen den übrigen vierzig Millionen nicht nur die Mühe selbständigen Denkens und Fühlens abnahmen, sondern es ihnen auch unmöglich machte, sich in Geist und Tat zur moralischen Gemeinschaft aller Menschen zu bekennen. Nationale Disziplin, an sich eine Tugend, musste, von jeder Verbindung mit Bestrebungen der menschlichen Solidarität abgeschnitten, den Zwecken des Einen, Undisziplinierbaren dienen, um zuletzt das internationale Recht in einen anarchischen Trümmerhaufen zu verwandeln, auf dass er in unumschränkter Freiheit triumphieren könnte. Die Logik der Notwehr während der Matteotti-Affäre, zusammen mit den

geistigen Giftstoffen, die er seit langem in seinem widerstandslosen Geist beherbergte, machten Mussolini zum willkürlichen aber wirksamen Vollbringer aller romantischen Verrücktheiten Byrons und Nietzsches. Elisabeth Foerster, die Schwester Nietzsches, begrüsste ihn als Jünger.

Ende 1926 war das neue Italien unter Dach: eine Strafanstalt für Zwangsarbeit und Zwangsgesinnung. Sie nannten es eine neue Zivilisation, die dritte Zivilisation Italiens nach Antike und Christentum, und die Zivilisation des 20. Jahrhunderts: um später von Hitler übertrumpft zu werden, der die Zukunft des Nazismus nicht nach Jahrhunderten sondern nach Jahrtausenden mass. Die italienischen Fascisten führten auch einen neuen Kalender ein, der mit dem 28. Oktober 1922, dem Datum der grossen Involution, eine neue Zeitrechnung begann. Sie äfften damit den (kurzlebigen) Kalender der französischen Revolution nach und verwiesen die christliche Zeitrechnung in den Schatten, vielleicht in der Hoffnung, dass eines Tages der Marsch auf Rom Christi Geburt vollkommen verdrängen mochte.

Der Widerstand des italienischen Volkes gegen sein Schicksal war nicht so heldenhaft, wie der des spanischen Volkes 1936 sein sollte. Doch war auch seine Unterwerfung nicht so hilflos kriecherisch wie die des deutschen Volkes 1933, als Hitler kam. Ausserdem war die Lage lange Zeit hindurch nicht so klar wie in Deutschland oder Spanien; sie wurde, nach täuschenden Manövern und trügerischen Hoffnungen, erst 1925 und 1926 ganz eindeutig, als es schon zu spät war. Dennoch starben ein paar Tausend Getreue den Opfertod; ihre Gräber verstreuen sich über eine lange Strecke Weges, beginnend mit den ersten Unruhen von 1919 bis zu den „gesetzlichen" Ermordungen nach der Aufrichtung der Tyrannei. Viele Hand- und Geistesarbeiter schlugen sich ins Ausland durch, nicht selten, um im Exil tragisch durch Hunger oder Selbstmord ein Ende zu finden, das sie sich daheim durch Jasagen oder selbst durch blosses Schweigen leicht hätten ersparen können. Lauro de Bosis, ein Dichter, flog von Frankreich nach Rom, um über der Stadt Flugblätter idealistischen Inhalts abzuwerfen, und ward nie mehr gesehen. Carlo Rosselli, vielleicht die grösste Hoffnung unter den Emigranten, ein Schriftsteller, Kämpfer und Führer, wurde zusammen mit seinem Bruder an einem Jahrestag des Matteottimordes, am 10. Juni 1937, von gedungenen Kreaturen umgebracht, die offenbar mit verbesserter Technik die Tat wiederholen sollten, die den Weg zur Tyrannei freigemacht hatte.

Inzwischen füllten sich die Gefängnisse und die öden Inseln Italiens mit Opfern; sie sind auch heute noch nicht leer. Ein Gemurmel der Verzweiflung und Verachtung dauerte unter der Oberfläche erzwungener Zustimmung an; es ist noch nicht verstummt. Oft erhellten die Funken volkstümlichen Witzes die Finsternis und machten sie noch finsterer, wie ignes fatui-Geflacker auf einem Friedhof.

DER SOZIALISMUS KAPITULIERT

Dass der Widerstand nicht stärker und zuletzt siegreich war, hat viele Gründe, von denen einige im Vorangegangenen dargestellt wurden.

Kein siegreicher Widerstand war vom sogenannten Proletariat zu erwarten, da es den entschiedenen Gegensatz feindlicher Klassen, wie die marxistische Mythologie sie wahrhaben will, in Wirklichkeit nicht gibt: unter den vielen Quellen der Irrung und Verwirrung, die den europäischen Geist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überflutete, war die Klassenkampftheorie nicht die unwichtigste. Bis heute hat das Proletariat als solches noch niemals als bewusste geschichtliche Kraft gewirkt, und kaum hat ein Führer diese Masse ausgehoben und in Marsch gesetzt, so hören schon er und die Gruppe um ihn auf, Proletarier zu sein, wenn sie es je waren, und werden zur Bürokratie, zu Herren, die geistig und sozial der Klasse angehören, die sie bekämpfen. Tatsächlich aber waren sie nur selten Proletarier. Wenn der wirtschaftliche Hintergrund von Führer und Gefolgschaft ausschlaggebend für die geschichtliche Deutung wäre, dann hätten Fascismus und Nationalsozialismus das Recht zu behaupten (was sie auch tun), dass sie, und nicht Sozialismus und Kommunismus, das Ideal des demokratischen Staates erfüllen. Nicht nur rekrutieren sich ihre totalitären Anhängermassen und Armeen, wie in Russland, aus Bauern und Arbeitern, sondern die Führer selbst, Hitler und Mussolini, ein Stubenmaler und ein Lehrer, können sich eines viel engeren Zusammenhangs mit dem Proletariat rühmen als die meisten andern Führer der heutigen Welt, die Bolschewisten eingeschlossen. Der tadelnswerte Verkehr Lassalles mit Bismarck war kein vereinzelter Zufall; und das geheime Einverständnis der marxistischen Sozialdemokratie mit dem reaktionären Militärstaat Preussen-Deutschland lag in der Natur der Dinge. Marx und Nietzsche oder Stirner, apokalyptischer Sozialismus und anarchistisches Übermenschentum, gingen auf eine gemeinsame Quelle zurück,

die ihrerseits der allgemeinen Auflösung der europäischen Kultur entsprungen war. Vorboten waren schon die Doktrinäre der französischen Revolution und der nachfolgenden Zeit gewesen, von Saint-Juste bis zu Blanqui; aber in seinem ganzen riesigen Ausmass nahm das Phänomen Gestalt in Deutschland an, wo eine verhältnismässig zurückgebliebene Gesellschaft Machiavellis Theorie vom Fürsten und vom Staat wieder aufnahm, in Fichtes Reden sich den Fetisch eines philosophisch untermauerten Nationalismus schuf und im weiträumigen Gehege der Hegelschen Dialektik den Götzenkult der preussischen Bürokratie und Hierarchie, der den Weg für Bismarcks Doktrin freimachen sollte, entwickelte. Marx und Nietzsche, zwei verirrte Schüler, hatten diese ideologischen Gewässer in unerwartete Mäander abgeleitet; doch nichts konnte diese Wasser hindern, zuletzt, wie es ihnen von Anbeginn bestimmt war, in den dunkeln Teich des Fascismus und Nationalsozialismus zu münden, die einen vollendeten preussischen Staat darstellten, mit einem worteschleudernden Demagogen an der Stelle des angestammten Kriegsherrn, ein platonisches Gemeinwesen oder gemeinsames Elend mit einem Tierkönig statt eines Philosophenkönigs.

Gewiss, das Endziel einer klassenlosen und menschlich vollkommenen Gesellschaft blieb am Horizont des Sozialismus unverändert stehen. Als legitimer Spross des 18. Jahrhunderts, geboren aus dem Geiste einer Weltsehnsucht nach Zusammenarbeit in brüderlicher Liebe, konnte der Sozialismus seine edle Abkunft niemals ganz vergessen. Doch war er weder gegen die Einflüsse immun, die er in seiner hässlichen Jugend von seinen deutsch-jüdischen Lehrern erfuhr, noch gegen intellektuelle Trunkenbolde oder nebulose Romantiker wie George Sorel. Beeinflusst durch alttestamentarische Reminiszenzen statteten die Marxisten Gott — oder die Geschichte, wie sie ihn nannten — mit ihren persönlichen oder Gruppenressentiments und mit ihrer Gier nach beispiellosen Katastrophen aus. Begeistert von der Grossartigkeit des napoleonischen und preussischen Militarismus, fassten sie den Klassenkampf als neue Gelegenheit auf, einen schönen Krieg zu führen, und den Mythos des Generalstreiks, die allgemeine Demobilisierung der Werktätigen, als ein neues militärisches Schauspiel, noch eindrucksvoller als die allgemeine Mobilisierung der Armeen. Der Darwinismus, wie sie ihn auffassten, gab ihren Wunschvorstellungen einen wissenschaftlichen Anstrich, da sie im Kampf ums Dasein und in der Auslese des Tüchtigsten nicht die Fesseln der Natur sahen, eine Knechtschaft, von der mensch-

liche Intelligenz und Liebe uns befreien sollen, sondern sie erblickten darin den eigentlichen Sinn der Geschichte, in dem Gott sich offenbarte.

Diese schwungvolle Propaganda für eine soziale Apokalypse mit Feuer und Blut erwies sich auf lange Sicht als Wohltat für Kapitalismus und Bürgertum, die bisher kein ausgeprägtes Klassenbewustsein besessen hatten und nun, unter dem Ansporn des Marxismus, sich eiligst eine Rüstung zulegten, die dem Angriff standhielt, und von konservativer Zurückhaltung zum Angriff übergingen. Wenn schon Kampf sein sollte, Klassenkampf, warum nicht kämpfen? Warum sich in wenn auch noch so behaglich möblierten Verstecken verkriechen? Schliesslich befanden sich die Kriegsmittel, Gold und Stahl, im Besitz von Kapitalismus und Bürgertum. Sie konnten es riskieren. Als Mussolini hochkam, dessen Persönlichkeit an sich so mittelmässig war wie seine Laufbahn symbolisch bedeutsam, stellte er, in dieser Beziehung nicht minder als in allen anderen, eher eine Resultante dar als eine Kraft, mehr ein Symptom als das Übel. Vor dem inneren Tribunal seines Gewissens mag sein Übergang vom Sozialismus zum Nationalismus, vom Proletariat zur Tyrannei, Abtrünnigkeit und Verrat gewesen sein. Doch in dem objektiven dialektischen Prozess des Schicksals musste er ein Ultra-Schwarzer werden, weil er Ultra-Rot war und noch ist.

Die Gründe, warum Kapitalismus und Bürgertum, wie sehr auch eine hungrige Autokratie sie auspresste, doch mit ihr gehen mussten, schienen hinreichend klar. Nicht ebenso klar war es, warum das Proletariat den Kampf bis zum Ende durchfechten sollte. Der Sozialismus hatte sich, in seiner milderen Form als blosse Wirtschaftstheorie, zu einer Art von unchristlicher Wissenschaft entwickelt, die lehrte, der Gesellschaftskörper sei erkrankt und die Genesung des Leibes würde auch die endgültige Heilung der sogenannten Seele mit sich bringen. Die erste Hälfte dieser These ist ohne weiteres richtig. Der zweite Teil ist grundfalsch. Während man der Askese gegenüber durchaus den Standpunkt vertreten muss, dass die körperliche Gesundheit für das persönliche und soziale Glück notwendig ist, wird andrerseits durch nichts bewiesen, dass materieller Wohlstand an sich schon dieses Glück birgt, und es spricht einiges für die Vermutung, dass es auch in einer vollkommen vitamingerechten und durchventilierten Gesellschaft noch immer Unrecht und Kummer die Fülle geben wird. Die Wahrheit ist noch immer da, wo sie bei Plato oder

Mazzini, bei Dante oder Kant hielt: in der Überzeugung, dass die Vollkommenheit im Geist und in der Tat, des Verstandes und des Herzens, das unveränderliche Ziel der ewig sich ändernden Gesellschaft darstellt, und dass der Wert jedes politischen oder wirtschaftlichen Programms danach zu bemessen ist, inwiefern es diesem beherrschenden Endziel dient. Der materialistische Sozialismus, wie er den armen italienischen Massen beigebracht worden war, besass diese Überzeugung nicht, und daher auch nicht jenes Mass von Energie, das man gewöhnlich Glauben nennt und das allein die Berge versetzen und die Massen bewegen kann.

Im Ernst, wenn der Schwerpunkt von Propaganda und Überzeugung auf der gerechten Wirtschaft, auf der Volkswohlfahrt liegt, als stellten sie Selbstzwecke und nicht nur Mittel zum Zwecke dar, warum sollte eine Generation nach der andern sich für dieses Ziel aufopfern? Warum sollten wir Fanatiker eines künftigen Gedeihens, das uns, als Sterbliche, nichts mehr angeht, die fette oder magere Kuh übersehen, die um die Ecke auf uns wartet? Der Zynismus des Königs, der da sagte: „Nach mir die Sintflut", ist eine weise Antwort auf eine so unnatürliche Forderung und eine Aufrichtigkeit, die etwas von dem sorglosen Geist der Evangelien hat, der da auf Gott vertraut, der die Vögel nähren und die Lilien kleiden wird, adelt den geschmacklosen Scherz, wir hätten gegen die Nachwelt keine Verpflichtung, da sie auch für uns nichts tue.

Ebensowenig überzeugt, im Rahmen eines strengen Materialismus, die Unterscheidung zwischen der Klassensolidarität, die bejaht, und jeder andern Solidarität, einschliesslich der nationalen, die verneint wird; es geht nun einmal nicht an, den Klassenkampf und Bürgerkrieg für ausgezeichnet, und jeden andern Krieg für abscheulich zu erklären. Der Hochschullehrer Enrico Corradini, der zu Beginn dieses Jahrhunderts den italienischen Nationalismus begründete, hat, vermutlich als erster, die marxistische Beweisführung mit marxistischer Terminologie widerlegt. Er prägte das Schlagwort, ganz Italien sei eine proletarische Nation, und leitete davon die These ab, für die Italiener könne der Klassenkampf keine andere Bedeutung haben als die Aufforderung zu einem nationalistischen Krieg gegen die kapitalistischen und plutokratischen Völker. Giovanni Pascoli, ein mit holder Stimme, aber geistig eher schwach begabter Dichter aus der Romagna, der in seiner Jugend ein gefühlvoller Sozialist gewesen war und nun sentimental andern Ufern zutrieb, nahm ein paar Jahre später das nationalistische Schlagwort auf und ermutigte die Italiener

zur Eroberung von Libyen, in einer Rede, der er den Titel gab: „Die grosse Proletarierin bricht auf." Er war der populärste italienische Dichter nach d'Annunzio, und die Professur, die er an der Universität Bologna als Nachfolger des Nationaldichters Carducci innehatte, verlieh seinen Worten eine Art von offizieller Autorität. In der gleichen Richtung wirkten, mit steigendem Nachdruck, Einflüsse, die in den Jahren des Weltkrieges aus dem schwarzen Lager kamen; und als Mussolini zur Macht kam, war der geistige Boden Italiens bereits um und umgepflügt, und es gab kaum noch einen Schriftsteller im Lande, der nicht von der Überzeugung durchdrungen war, dass irgend eine Form des Imperialismus der einzig vernünftige Weg sei, um die marxistische Prophezeiung, soweit es sich um die italienischen Massen handelte, zu erfüllen. Das Beispiel, das der deutsche Sozialismus, die älteste der marxistischen Kirchen, mit seiner Bejahung des preussischen Militarismus bei Kriegsausbruch bot, spielte einen weiteren Trumpf den Schwarzen in die Hände und bewies wieder einmal, dass die Nation die Wahrheit war und die Klasse die Fiktion.

Diese Überlegungen erklären hinreichend nicht nur den geringen Widerstand des italienischen Proletariats gegen den Fascismus, sondern auch die Niederlage des Sozialismus in so vielen andern Ländern, in denen er zahlenmässig ein Riese und faktisch ein Krüppel war. Nicht einmal Russland bildete eine Ausnahme; denn sein Sozialismus, soweit man wirklich davon reden kann, stammte ebenso aus den mystischen Quellen Tolstois und anderer als aus bolschewistisch-marxistischen. Die Bauern und Arbeiter Italiens und anderer Länder, wo solche Hintergründe fehlten, konnten nicht recht einsehen, warum die kommunistische Hungersnot in der Ukraine mit ihren Millionen von Opfern etwas besseres sein sollte als Mangel und Mühsal, doch ohne Elendskatastrophen, in einem kapitalistischen Staat; warum das Martyrium künftiger Generationen dem täglichen Brot des Kompromisses vorzuziehen sei. Es gab Elendsviertel in Neapel, aber auch in Leningrad und London; Lebensmittelrationierung war dem Fascismus wie dem Kommunismus gemeinsam; Ausbeutung und Ungerechtigkeit schienen unter demokratischen und diktatorischen Regierungen gleichermassen unausrottbar. Die Versprechungen des Fascismus klangen im übrigen, wenn wirtschaftlicher Materialismus als höchstes Kriterium gelten soll, nicht weniger hörenswert als die irgend einer andern Demagogenherrschaft oder Tyrannei; sein Füllhorn, voll von Sozialversicherungen, korporativem Staat,

Landzuweisungen und Eroberung von Kolonialreichen, war kaum weniger reichhaltig, als es der sozialistische gewesen war; und das Proletariat, wie Buridans Esel zwischen den zwei gleichweit entfernten und gleich grossen Heubündeln, kam um beide und um jene Freiheit der Wahl, die einzig in der Freiheit des Glaubens besteht.

Wie der wirtschaftliche Klassenkampf nicht die Hauptquelle des Fascismus war, so konnte auch kein Klassenaufstand ihm ein Ende machen. Die Sünde kam aus dem Geist; und aus dem Geiste hätte die Erlösung kommen müssen.

FEUERPROBE DER INTELLEKTUELLEN

Aber der italienische Geist, dieses traurigste Beispiel für die Abdankung der Kultur in aller Welt, verfügte kaum über irgendwelche Kraftreserven gegen die Krankheit, die er selbst verschuldet hatte. D'Annunzio war noch immer der berühmteste Dichter Italiens, wenn er auch nichts mehr schrieb und von der neuen Generation kaum noch gelesen wurde. Nach dem Verlust seines Königreichs in Fiume hatte er sich in eine Villa am Gardasee zurückgezogen, die ihm die damals noch nicht fascistische Regierung zum Geschenk machte, aus dem Wunsch heraus, ihn durch ein schönes Heim zu besänftigen. Es hatte Deutschen gehört, Verwandten Richard Wagners, die es jetzt mit Empörung als Kriegsbeute vom Siegerstaat beschlagnahmt und vom neuen Inhaber entweiht sahen. Sie schrieen lange um ihr Haus, jedoch vergeblich. Die musikalischen und heroischen Erinnerungen an Liszt und Wagner, die seine Räume füllten, waren traurig für den erfolglosen, langsam alternden Mann, dem das Schicksal die Rolle des geliebten Siegfried versagt hatte. Doch er konnte den Anblick ertragen; und, nicht mehr gewillt, sich mit der gemeinen Menge nach einem unvergesslichen Traum von Herrlichkeit zu mischen, verwandelte er das mittelgrosse Landhaus, das er zu einem Herrenhaus erweiterte, in eine Kuriosität, eine Art Escorial oder Vatikan, wo er sich in freiwilliger Gefangenschaft einschloss; die Abhänge und Terrassen rund ums Haus, die Bäche und Haine wurden mit den Sinnbildern eines höchst erstaunlichen Aberglaubens geweiht; ein dienstuntaugliches Kriegsschiff, auch ein Geschenk des liberalen Italien an sein alterndes Kind, wurde irgendwie auf einen Hügel hinaufgeschafft, um von dort mit der vollen Stimme seiner echten Kanonen an den vaterländischen und eigenen

Gedenktagen Salut zu schiessen, deren es im Kalender des Dichters viele gab. Das Haus selbst blieb dem Tageslicht gewöhnlich verschlossen, und nur Blumen aus Perlmutter und Email gediehen in seiner muffigen Luft. Oft schloss er sich für mehrere Tage und Nächte in seinem Zimmer ein und blieb unsichtbar wie ein Gefangener, der sich freiwillig in Einzelhaft begeben hat, und erschien dann plötzlich zum Essen in seiner Paradeuniform, wie Ibsens Borkman im Kleide seiner besseren Tage. Oder er mochte in froherer Stimmung in der Kutte eines Franziskanermönchs sich niedersetzen — keine Sorge, sie war von englischem Zuschnitt und seidenverbrämt — während eine Dienerin oder, wie er sie nannte, „Clarissin" ihre Lachgelüste in einer tiefen Verbeugung begrub und vor den huldvoll lächelnden Augen dieses sonderbaren Heiligen ein Weihrauchfass schwenkte. Auf Tischen und Lesepulten ausgebreitete Andachtsbücher scheuten nicht die enge Nachbarschaft unzüchtiger Drucke von grosser Kostbarkeit; eine Marmorkopie des Gefangenen von Michelangelo barg seine männlichen Hüften und Schenkel unter einem Brokatrock; ein Bett so schmal wie ein Sarg, in einem entsprechend ausgestatteten Raum, erwartete einmal im Monat den Dichter, dass er sich darin ausstrecke und des nahenden Todes gedenke.

Er war nicht besonders entzückt über den Marsch auf Rom und den Sieg des Fascismus, die beide von einem literarischen Gesichtspunkt aus glatte Plagiate an ihm darstellten. Immerhin, der Erfolg seiner Ideen und Entwürfe, wenn schon nicht seiner Persönlichkeit, waren für den enttäuschten Autor auf eine gewisse Art auch Tantiemen; und er konnte auf die Zeit hoffen und, wenn sonst nichts, die Gelegenheit für neue kriegerische und lyrische Taten abwarten, wenn erst die durch den Fascismus ausgebrüteten neuen Kriege kamen. Sie kamen nicht, und als statt ihrer die Matteotti-Krise ausbrach, machte er seinem lang unterdrückten Groll endlich Luft und erwiderte, als man ihn fragte, was er vom Fascismus in seiner üblen Lage hielte: „Er ist eine stinkende Ruine." Das war er nicht, wie jedermann am 3. Januar 1925 erkennen musste, aber Mussolini nahm das geflügelte Wort, einen neuen „verstümmelten Sieg", nicht weiter übel; und von nun an war d'Annunzio für ihn kaum mehr als ein finanzieller Verdruss, dem er, so gut er konnte, mit augustäischer Freigebigkeit begegnete. In angemessnen Zwischenräumen belohnten ihn Botschaften der Liebe, der Bewunderung, Aufrufe zu Eroberung und Ruhm, geschrieben in der immer grösser

werdenden Handschrift des Dichters auf Papier, so schwer wie Marmor. Manchmal wurden die Zeitungen angewiesen, die Psalmen zu drucken, sogar in Faksimile (wenn auch natürlich in verkleinertem Massstab); ein andermal wurde kurz befohlen, sie zu ignorieren. In diesem Auf und Ab von Gunst und Stirnrunzeln herrschte keine Regel oder Absicht; nur die Willkür der Laune. Inzwischen hatte der Dichter die Grenze des siebzigsten Lebensjahrs erreicht und überschritten, aber nie gab er den Traum auf, seinen Tod im Toben eines nationalen Kriegs und Weltbrandes zu finden: ein Ende in Schönheit, das er in Fiume verfehlt hatte und auf das ihm seine hohe Phantasie und seine starke Natur durchaus ein Anrecht gaben, mochten auch ein unzulänglicher Verstand und ein fühlloses Herz ihn in die Irre geführt haben.

Die kleineren Dichter brauchten, wenn sie zur Gattung der provinziellen Stimmungs-Poeten und Romanschreiber gehörten, nur weiter in länglichen Kapiteln den anmutigen Schwung ihrer Glockentürme zu besingen, das Lob der Mutterliebe zu verkünden und die ehrwürdigen Tugenden der Armut und Unterwürfigkeit zu preisen. Melancholie war weiter gestattet, noch nahm der Staat nicht amtlich Anstoss, wenn ein Dichter es vorzog, in gedämpftem Ton die Langeweile eines Sonntagnachmittags zu singen. Sie mussten nur darauf achtgeben, nicht die Grenzen zu überschreiten, die Mussolini selbst solchen Gefühlen setzte, der ein reges Misstrauen gegen das besass, was er Molluskenliteratur nannte. Die Melancholie durfte sich nicht zu Protest und zu Verzweiflung auswachsen oder gar sich in den Selbstmord flüchten, der als literarisches Thema streng verboten war. Nicht nur wurden Verleger, Herausgeber von Zeitschriften und Theaterunternehmer aufs eindringlichste vor der Annahme von Selbstmord-Geschichten oder Stücken gewarnt — der Freitod verschwand (für Italiener) sogar aus dem objektiven Weltgeschehen; als Ivar Kreuger und George Eastman, in Europa und Amerika, beinah gleichzeitig ein freiwilliges Ende wählten, wurden die italienischen Zeitungen angewiesen, in der gleichen Nummer mitzuteilen, dass diese beiden interessanten Persönlichkeiten eines plötzlichen Todes gestorben seien. Es gehörte zu den besonderen Zügen des Fascismus, alle Tugenden in den Zwangsdienst des Bösen zu stellen. Optimismus und Mut waren gut als Vorbereitung für den Angriffskrieg, und der Selbstmord war nicht schlecht, weil er gegen ein moralisches Gesetz verstösst, sondern weil er das Selbstbestimmungsrecht des Individuums zum Ausdruck bringt und damit die Verpflichtung,

in der Furcht des Einzigen zu leben, leugnet. Ebenso wurde die Mutterschaft, uneingeschränkt durch irgendwelche Geburtenregelung, heilig gesprochen, nicht weil sie an sich dem Fascismus für verehrungswürdig galt, sondern weil der Mutterschoss die unersetzliche Rekrutenfabrik für den nächsten Krieg war; und die katholische Religion wurde eifrig beschützt, weniger als Verkünderin der Worte Christi denn als römische, imperialistische Institution, die dem Soldaten mit dem Versprechen eines Paradieses im Schatten der Schwerter das Sterben leichter macht. Folgerichtig wurde alle katholikenfeindliche oder papstfeindliche Satire mit einer Strenge unterdrückt, die der frühere Kirchenstaat nicht gekannt hatte, wo ein gotteslästerlicher Witzbold wie der Dichter Belli grosszügig in Ruhe gelassen worden war; und tödlicher Ernst hatte von nun an in allen noch so geringfügigen Angelegenheiten der Pfarre und des häuslichen Herdes zu herrschen. Nichts war dem fascistischen Geist so fremd wie das aufrichtige Christentum Manzonis. Und doch kam ein populärer Romanschriftsteller, Guido da Verona, der die Frömmigkeit und Keuschheit der „Verlobten" verulkt hatte, nur mit knapper Not davon, obwohl er ein guter Fascist und — neben anderen Bestsellern, — eine Epistel verfasst hatte, die Mussolini als das Ideal des echten Gentlemans verherrlichte. Ein anderer Autor zog sich eine nachdrückliche Rüge zu, weil er in einer Novelle geschrieben hatte: „der unglückliche Mann nannte neun Kinder sein eigen", und ein dritter hatte Scherereien mit der Behörde, weil er irgend einen vollbärtigen Scherz über Schwiegermütter neu aufgetischt hatte,über den seine eigene Schwiegermutter nicht gekränkt gewesen war. Unter den vom Fascismus für seine Zwecke missbrauchten Tugenden nahmen Herd und Altar eine Vorzugsstellung ein; doch da die Provinzdichter und Idylliker stets mit Messgewändern und Schürzen getändelt hatten, brauchten sie über den Umschwung nicht sehr beunruhigt zu sein. Es wurde von ihnen weiter nichts verlangt (ausser, dass sie ihren Gürtel enger schnallen mussten), als von Zeit zu Zeit das echt Fascistische der häuslichen Tugend zu unterstreichen und der Gemächlichkeit ihres gefühlvollen Vortrags einen kleinen Schwung zu geben. Sie taten's und blieben ungeschoren.

Der Rest der kleineren Autoren bestand in der Hauptsache aus Ästheten und Gralshütern der sprachlichen Reinheit und des unerschütterlichen Vorrangs der italienischen Überlieferung. Dem fascistischen Nationalismus mussten sie notwendig Sympathie

entgegenbringen, und die Sonderdividenden, die aus der Konjunktur der nationalen „Belange" flossen, waren Tantiemen auch für sie. In weniger übertragenem Sinne hatten sie, wie viele ihrer Kollegen, beständig für das Ideal eines Mäzenstaats geschwärmt; ein utopischer Wunsch in einer Demokratie. Nun war eine neue augustäische Ära, ein neues Goldenes Zeitalter angebrochen. Brosamen fielen von des reichen Mannes Tafel, und gelegentlich eine Börse. Die neue Akademie, von einem bezaubernden, mit Raffael-Fresken geschmückten Palast beherbergt, war der Gipfel aller Attraktionen: eine Institution, die zum Teil ein mit Lorbeeren verkleideter Hinterhalt für sorglos vorüberschlendernde Geistige und Künstler war, die eine Seele zu verlieren hatten, zum Teil eine Walhalla, wo die Helden, die vor dem Harakiri ihrer Seelen nicht zurückgeschreckt waren, mit einer Livree und einer Rente belohnt werden konnten.

Zu den Kleinen gehörten, trotz ihres aufgeblähten Ruhmes in der Inflationszeit nach dem Krieg, auch die Dramatiker, die sich in der auf die Dauer langweiligen tragischen Posse von der doppelten oder vielfachen Seele des Menschen spezialisiert hatten und in den chaotischen Trieben wühlten, die der menschlichen Vernunft entgegenwirken; oder intellektuelle Landstreicher, die in ihrer flotten Jugend in manchem Gasthaus am Wege über Nacht sich zu einem billigen Revoluzzertum bekannt hatten, um später ständiges Obdach unter den Gewölben von Staat und Kirchen zu suchen. Sie brauchten nicht erst Fascisten zu werden, da sie es im Innern stets gewesen waren. Wo der Verstand hohl ist, schiesst der autoritäre Aberglaube hinein, um das Vakuum auszufüllen.

Immerhin, von den Autoren der Generation Mussolini hätte e i n e r seine eigene Stimme haben sollen. Unter anderm hatte er, kurz vor dem Triumph des Fascismus, einen Roman geschrieben, in dem ein intellektueller Kleinbürger ohne geistige und wirtschaftliche Sicherheit, der dazu auch noch ein enttäuschter junger Veteran des Krieges war, zwischen gleichstarken Reizen und selbstsüchtigen Begierden hin und her gerissen, sich seinen verzweifelten Weg durch Schlamm und Rauch der Nachkriegsverwirrung bahnt, bis er während eines Krawalls in Bologna zufällig, als Zuschauer, unter die Hufe einer attackierenden Kavallerie-Abteilung gerät; woraufhin beide Parteien, Bolschewisten und Fascisten, ihn als Märtyrer für sich beanspruchen.

Dieses Ende, mochte es auch zufällig erscheinen, war dennoch

bedeutsam als eine Voraussage der italienischen Zukunft, und nicht der italienischen allein. Dagegen war es kein Zufall, dass dieser Autor durch seine Erfahrung und sein Wissen besser als mancher andere instand gesetzt war, der literarischen und politischen Tradition des Risorgimento treuzubleiben und mit ihrer Hilfe der kommenden Verwilderung Widerstand zu leisten. Aber er war isoliert und machtlos, ein Gefangener der Umstände. Er war auch ein Gefangener seiner selbst: hoffnungslos bemüht, seinen Gehorsam gegen das, was Carlyle die nächste Pflicht genannt hätte, mit seiner grösseren Pflicht gegen die Zukunft Italiens und der ganzen Menschheit zu vereinen, die Angehörigkeit zu seinem Land, sein Tagewerk, mit der geistigen Staatsbürgerschaft in einer Welt besserer Gedanken und Tatsachen. Dies zu tun versuchte er und genügte seinem Gewissen, indem er seinen Protest durch hartnäckiges Schweigen zum Ausdruck brachte; und nichts, kein Köder, keine Drohung, vermochten etwas über ihn, nicht einmal, als man in sein Auditorium eindrang und die Studenten, welche die Angreifer vertrieben hatten, monatelang einem quälenden Geheimprozess unterzogen wurden. Doch diese Art Widerstand erwies sich als ebenso unwirksam wie unbeugsam; das einzige Ergebnis war, dass er seine Freunde gefährdete und eine Reihe der begrenzten Zahl von Jahren, welche die Natur dem Individuum zubilligt, in einem ebenso tragischen wie sinnlosen Kampf verlor: bis der wachsende Druck der Beeinflussungsversuche und tatsächlicher Bedrohung, zusammen mit der inneren Stimme, dass Schweigen allein das Wahre und Gute nicht verteidigen kann, ihn nach langem Widerstreben zum freiwilligen Verzicht und ins Exil trieb.

Das Exil war immer freiwillig. Denn diese Strafe war im Rahmen des fascistischen oder nationalsozialistischen Rechtes nicht denkbar: weil der Staat, wenn er einen Bürger verbannt, damit auch seine Berechtigung anerkennt, als Eigenwesen zu leben, während die fascistische Parole, von Hitler später übernommen, immer wieder einhämmert: „Nichts gegen den Staat; nichts ohne den Staat; alles innerhalb des Staates." Deshalb gehörte der Gegner wie der Anhänger lebenslänglich der nationalen Gemeinschaft, das heisst: dem Einzigen; und ihm blieb nur die Wahl wie dem Galeerensklaven, sich zu unterwerfen oder zugrunde zu gehen, falls er sich nicht entschliessen konnte, als „fuoruscito" oder Flüchtling sein Leben aufs Spiel zu setzen. Trotzdem gingen Viele diesen Weg. Der eine erreichte sein Ziel mit Hilfe eines komplizierten Plans, der für seine Ehrenhaftigkeit und seine Ehre

unter Umständen nicht förderlich war; der andere wagte den Grenzübertritt auf gut Glück unter den Gewehren der Milizsoldaten, die die Gletscher und Küsten abpatrouillierten. Die während des Exodus erduldeten moralischen und körperlichen Beschwerden waren nur ein Vorspiel für das, was den Emigranten in der Fremde erwartete: im besten Fall ein langwieriger Existenzkampf unter verwirrend neuen Lebensbedingungen, selbst wenn das Land, in das der Zufall ihn verschlug, Amerika, das grossmütigste von allen war.

Nicht alle, die zu Hause blieben, sind deshalb auch zu verdammen; so war der Entschluss zur Auswanderung zum Beispiel nicht von Croce zu erwarten: dem alten Gelehrten, der an seine grosse Bibliothek, an den vertrauten Umgang mit seinem Schülerkreis und an die meisterlich beherrschte Sprache gewohnt war, in der er mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit seine Aufsätze und Bücher schrieb, gewohnt, Entspannung in dem humoristischen Neapolitaner Dialekt zu finden, den er von Kindheit an gesprochen und gehört hatte. Seine Stellung war einzigartig. Sie vereinte den Ruf der einflussreichsten literarischen Persönlichkeit Italiens seit dem Tod Carduccis mit dem des weltberühmtesten Italieners, zumindest in der Gelehrtenwelt, vielleicht seit Galilei. Gestützt auf dieses Ansehen und auf die ihm noch verbliebene wirtschaftliche Unabhängigkeit, im Vertrauen auch auf seinen Senatortitel, suchte er eine geistige Opposition gegen den Fascismus um sich zu sammeln. Ein scheinbar nur philosophisches, im Grunde aber politisches Manifest machte, mit ein paar Dutzend Unterschriften versehen, im Zwielicht der hereinbrechenden Tyrannis die Runde durchs Land. Das Regime vermochte es nicht zu erschüttern; und die Unterzeichner, von den Behörden scharf beobachtet und auf die schwarze Liste gesetzt, fanden von nun an keinen Frieden und kein materielles Auskommen mehr, ausser sie demütigten sich und ertrugen Scherereien, die sich oft durch Jahre hinzogen. Die gleiche ungeschriebene Strafe traf alle, die im Juni 1925, als die Schraube der Unterdrückung noch nicht ganz zugedreht war, eine Erklärung zugunsten Salveminis unterzeichnet hatten, der in Haft gehalten, bald darauf aber überraschend freigelassen wurde und ins Ausland fliehen konnte. Verschiedene Unterzeichner dieser Kundgebung hatten an keinen politischen Protest gedacht, sondern nur ihrer Wertschätzung des Bürgers und des Historikers Ausdruck geben wollen und ehrlich geglaubt, es müsse anderen Bürgern erlaubt sein, den Zeugenstand zugunsten eines Angeklagten

zu betreten; sie hatten auch nicht für möglich gehalten, dass ein katholischer Staat je den Katechismus abschwören könnte, der Besuche im Gefängnis zu den Werken der Nächstenliebe rechnet.

Grössere Philosophen als Croce, von Sokrates bis Leibniz, hatten sich gleichfalls mit ihren politischen Lehren im Zufallsgetriebe ihrer Zeit nicht durchsetzen können; auch die Propheten hatten gegen die Könige und den Pöbel selten etwas vermocht. Doch abgesehen von der Binsenwahrheit, dass das Licht der höheren Erkenntnis mehr als ein Lebensalter braucht, um diese erbärmliche Erde zu erreichen, gab es noch näherliegende Erklärungen für Croces politischen Misserfolg. Bis zum Jahre 1924 hatte er mehr oder weniger warm den Fascismus unterstützt und von ihm, auf irgend eine Art, die Erneuerung des Landes erwartet; diesen Irrtum hatte er mit anderen, nicht minder achtbaren Männern geteilt, aber die Wurzel des Übels entsprang bei ihm seiner eignen Philosophie.

Nach der kurzen sozialistischen Periode seiner jungen Jahre war er praktisch zu einem resoluten Konservativismus übergegangen, so dass er, während der städtischen Wahlen in Neapel 1914, die Koalition der konservativen Parteien, die sich unglücklicherweise „Fascio dell'Ordine" nannte, gegen den Linksblock führen konnte; während er sich theoretisch und nicht weniger resolut zu Machiavellis Staatstheorie bekannte, wie die deutsche Philosophie sie weiter entwickelt hatte; er gab ihr die endgültige Form, wobei seine Zielsetzung mit den Bestrebungen Moscas und Paretos im wesentlichen übereinstimmte, die er beide aus anderen, nicht sehr wichtigen Motiven ablehnte. Diese Theorie besagt, dass die politische Tätigkeit eine besondere Fähigkeit des menschlichen Verstandes sei, selbständig und durchaus unabhängig von Ethik und Logik, weder der Moral noch religiöser Zustimmung unterworfen, sondern ganz allein dem Kriterium des Erfolges: mit andern wohlbekannten Worten, ein Ding der Macht und nicht des Rechtes. Zu Beginn des Krieges hielt er sich zur Partei der Deutschenfreunde und trat für die Neutralität Italiens ein: teils weil seine Sensitivität, auch wenn er es nicht zugab, Blutvergiessen verabscheute, zum Teil aber, weil er als Philosoph durch nichts in seinem Glauben an die deutsche Überlegenheit und das Recht der preussischen Macht zu beirren war. Zu Ende des Krieges schloss er sich den italienischen Nationalisten an, wenn auch ohne seine geistige Freiheit durch offiziellen Eintritt in die Partei preiszugeben. Er verhöhnte Wilson, die Mazzini-Renaissance und den Völkerbund als

traurige Nachfahren der Aufklärung, als Freimaurer, die er stets gehasst hatte. Vorher schon hatte er den „Tod des Sozialismus" angekündigt; nun betonte er die nationalen Gegensätze wie die „zwischen Engländern und Russen, Italienern und Kroaten, Christen und Türken", und behandelte sie nahezu als unsterbliche, auf jeden Fall aber als wohltätige Kräfte der Geschichte. Immer wieder wetterte er gegen die Idee vom „gerechten Staat" und vertrat demgegenüber, der Staat sei immer nur Gewalt, es ginge nicht an, die Politik „wie Ethik zu behandeln, sondern Politik (das ist die volle Wahrheit) ist Politik, nur Politik, nichts anderes als Politik; oder wenn ich meinen Lieblings-Grundsatz und -Vergleich noch einmal wiederholen darf, so besteht die Moral der Politik einzig und allein darin, dass sie ausgezeichnete Politik ist, sowie die Moral der Dichtung, was auch die Unzuständigen immer sagen mögen, einzig darin besteht, dass sie ausgezeichnete Dichtung ist."

Seine Philosophie war im Kern Neu-Idealismus, der seinerseits in dem Hegelschen Satz zusammengefasst ist, dass „alles Vernünftige wirklich, und alles Wirkliche vernünftig ist". Unglücklicherweise war nicht nur der Nationalismus mit seinem Bacchanal blinden Hasses wirklich, sondern auch der Fascismus mit seiner erstaunlichen Autorität. Folglich war er vernünftig; und der Erfolg Mussolinis kam, da der Erfolg ja das einzige Kriterium im politischen Leben war, einer Königssalbung gleich, welche die Gottheit der Geschichte durch ihre idealistischen Hohepriester vollziehen liess.

Nur leichtfertige Sentimentalität könnte den Wahrheitsgehalt leugnen, der Machiavells Theorie innewohnt. Dass die politischen Kräfte selbsttätig, ihrer besonderen Natur gemäss und frei von jeder moralischen Zielsetzung zu wirken trachten, ist vollkommen richtig; mit andern Worten, eine politische Wissenschaft dieser Art hat ihren legitimen Platz in der beschreibenden Soziologie, wenn man sie als Zweig der Naturwissenschaft betrachtet. Doch der Mensch strebt, während er im Gestrüpp der Natur heranwächst, unablässig danach, über seine Anfänge hinauszuwachsen, und der Gegensatz zwischen seiner Abhängigkeit von biologischen Notwendigkeiten und seiner Willensfreiheit, oder, wie man sagen könnte, der Widerspruch zwischen menschlichem Geschick und menschlicher Bestimmung ist grade der Zug, der die Geschichte des Menschen von der Naturgeschichte unterscheidet und jene gegen und über diese stellt. Es mag zutreffen, dass dichterische Phantasie und Verstandeswissen etwas grundsätzlich Verschie-

denes sind, und dass eine ähnliche Kluft auch das Gebiet der wirtschaftlichen und politischen Betätigung von der Zone der Moralordnung trennt; doch eine Idee von der Einheit des Menschen, wahrer als alles, was in der Wirklichkeit der Jahrhunderte geschehen mag, überbrückt den Bruch, und der Schluss drängt sich auf, dass eines Tages Politik so ethisch sein kann und muss wie die Ethik selbst, oder noch deutlicher ausgedrückt, dass die Klasse der Politiker nur noch eine trübe Erinnerung an die Vergangenheit sein wird, so wie es die Kaste der Magier und die Aristokratie der Kopfjäger für uns sind, ohne Rücksicht darauf, dass auch diese Institutionen einst in den Naturgesetzen eine Stütze fanden. Der Philosoph, der beredt für die Verhältnisse Partei nimmt, wie sie sind, und es überflüssig oder lächerlich findet, drüber nachzudenken, wie sie sein s o l l t e n, hört deshalb auf, ein Philosoph zu sein, und begibt sich, wenn irgendwohin, auf das Niveau blosser Tatsachenbeobachtung hinab.

Nicht einmal das ist so ganz ausgemacht. Obwohl die Einheit des Menschen nur in einer unbestimmten Zukunft oder vielleicht überhaupt nur in der zeitlosen Welt der reinen Idee vorstellbar ist, so wirkt das Ideal doch und mit steigender Eindringlichkeit im tatsächlichen historischen Geschehen. Gewiss, moralische oder religiöse Tendenzen sind der schrankenlosen Entfaltung ökonomischer und politischer Triebkräfte abträglich, doch wenn diese scheinbar ihre volle Freiheit errungen haben, wie sie in ihren ursprünglichen Instinkten liegt, dann tritt eine gerechte Nemesis auf den Plan und rächt die missachteten Götter. Ein Machiavelli oder Machiavellist haben von ihrem Standpunkt aus vollkommen recht, über den blöden Mönch Savonarola zu spotten. „Unbewaffnete Propheten unterliegen." Aber bewaffnete Banditen ebenso. Und wenn diese Nemesis ihre Schuldigkeit getan hat und Macht ohne Recht noch elender zugrunde gegangen ist als Recht ohne Macht, dann bleibt Machiavelli oder dem Machiavellisten nur noch übrig, weiterzumachen und, wie Machiavelli, in verzückter Anbetung seines geliebten Cesare Borgia zu sterben, der nicht einmal erfolgreicher war als der Mönch, oder einem Gefühl des Überdrusses freien Lauf zu lassen, mit dem Vernunft und Wissen nichts anfangen können. Vor die gleiche Wahl waren die italienischen Philosophen gestellt, die Wilson, Mazzini und alles Prophetische verhöhnt hatten. Nun hatten sie ihren Mussolini, den vorerst der Erfolg weit über jene Schwätzer im Reich der Politik hinaushob, die „Politik, nur Politik und nichts anderes als

Politik" war. Warum waren sie jetzt unzufrieden? Croce war es.

Wenn sein Widerstand gegen den Fascismus nicht mehr gewesen wäre als das Schmollen eines älteren Herrn, der an Freiheit und Macht gewohnt und nun gezwungen war, sich dem Willen eines Stärkeren und Erfolgreicheren zu unterwerfen, wenn Croces Verhalten nur ein neues Beispiel für die wohlbekannte Empörung der Barone gegen die heranwachsende absolute Monarchie war, dann wäre es jeden moralischen Ansehens bar und kaum der Erwähnung wert. Es hatte aber Ansehen und erwarb sich einen Platz in der Geschichte, weil ästhetischer Abscheu und moralische Empörung seine Haupttriebkräfte waren. Andrerseits kann die Politik eines Philosophen erst dann eine Wirkung haben, wenn seine Politik und seine Philosophie miteinander übereinstimmen. Nun waren alle Bücher und Aufsätze Croces Wasser auf die Mühlen Mussolinis gewesen, und kein wesentlicher Einwand gegen Fascismus und Nationalismus konnte von einer Theorie herkommen, die den Staat als die Verkörperung des Göttlichen verherrlichte, alle historischen Ereignisse als Gottesurteil ansah und die Behauptung vertrat, die Nation sei die endgültige dialektische Synthese von Individuum und Universum, genauer: der höchste Gipfel, von dem aus dem Individuum gestattet ist, das Universum zu betrachten. Wenn das so ist, dann hat der Fascismus recht, zumindest bis er zugrunde geht, oder sogar noch hinterher, wenn der machiavellistische Philosoph dem Machiavell mit seinem Cesare Borgia an Starrsinn nichts nachgeben will. Wenn der Fascismus aber ein Irrtum ist, sogar schon in den Jahren des Erfolgs, dann ist auch alle Philosophie Machiavellis und Croces ein Irrtum, und die Pflicht des Philosophen wäre es, das offen einzugestehen und den dauernden Wert unbewaffneter Propheten wie Dante und Savonarola, Mazzini und Wilson auzuerkennen. Aber diese Entscheidung war für Croce beinah so schwer, wie die Unterwerfung unter Mussolini ihm geworden wäre, und er vermied beides, beraubte so seine politische Überzeugung der Stosskraft, die sie bei einer persönlichen Umkehr gefunden hätte, und entwickelte sich langsam einem neuen Liberalismus und Europäertum zu, die er peinlichst mit seiner früheren Philosophie in Einklang zu bringen suchte, ängstlich auf dogmatische Kontinuität seiner Persönlichkeit bedacht, die nicht erlaubte, zuzugeben, er könnte sich einmal in seinem Leben, theoretisch oder praktisch, geirrt haben. Dieser mittlere oder doppelte Kurs rettete seinen Stolz, vermehrte freilich seinen Einfluss nicht, da der Einfluss eines moralischen Führers eine

Auswirkung seiner persönlichen Demut ist und ein Bekehrter nicht viele bekehrt, wenn er seine eigene Bekehrung nicht eingesteht. Doch die schrumpfende Gemeinde der strenggläubigen Croce-Anhänger war mit ihm einverstanden. Autoritätsgläubig wie die meisten Italiener wünschten sie zu glauben, dass ihr Führer jetzt und immer im Recht sei: daran hielten sie sich so begeistert, wie der Katholik an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubt und der Fascist an den Satz: „Mussolini hat immer recht", wobei ihr einziger, nicht zu unterschätzender Vorteil in der Tatsache lag, dass Croce ein besserer Mann als Mussolini und ein besserer Kopf als der Papst ist.

In der Welt der Ereignisse erreichte der Kampf zwischen dem Tyrannen und dem Philosophen seinen Höhepunkt, als eines Nachts spät eine Schar von Strolchen in das verehrungswürdige Haus einbrach, ein paar Bücher in Mitleidenschaft zog und dann entwich. Der Überfall, den Croce mit seinen Angehörigen in philosophischer Haltung ertrug, sollte sich nie mehr wiederholen. Mussolini ermass an der Empörung einer ganzen Welt die Weltbedeutung des Namens Croce und machte sich die Gefahr klar, ihn zu einem Matteotti oder Emigranten zu machen. Andrerseits erkannte Croce die Unmöglichkeit, den Fascismus offen zu bekämpfen, es sei denn, er verliess das Land, was er nicht wollte. Die gleiche Methode mit dem gleichen Resultat wurde versucht und gleich darauf wieder aufgegeben, als Toscanini, zur Strafe und Warnung für seine Weigerung, die fascistische Hymne zu dirigieren, blutig geschlagen wurde. Man zwang ihn, von Bologna nach Mailand zu fliehen; gedrillte Pöbelhaufen beschimpften seine Familie; die Pässe der Toscaninis wurden von der Polizei eingezogen. Dann liess der Maestro Mussolini wissen, es sei ihm möglich, jemanden insgeheim in die Schweiz zu schicken und dort die Nachricht zu verbreiten, warum und unter welchen Umständen er seine Verpflichtungen als Dirigent im Ausland nicht erfüllen könnte; woraufhin am nächsten Tag die Pässe durch sehr höfliche Beamte in das Haus des Maestro zurückgebracht wurden. Ferrero, ähnlichen Quälereien ausgesetzt, wählte das dauernde Exil, sobald der Weg zur Flucht sich ihm öffnete; aber selbst die Beiden, Toscanini und Croce, die vor der bitteren, vielleicht auch wirkungslosen Trennung von der Heimat zurückschreckten und damit auf die Waffe öffentlichen, ungehemmten Widerspruchs verzichteten, haben ihren Platz im Falle einer zukünftigen Erhebung: Felsen der Standhaftigkeit, die in eine höhere Sphäre weisen, wenn schon nicht Leuchttürme, die Dunkelheit erhellend. Die negative Frei-

heit, die Freiheit zumindest, zu schweigen und, mehr als das: die Hintergründe ihres Schweigens anzudeuten, die sie durch ihren mutigen Widerstand, gestützt freilich auf ihren internationalen Ruhm, gewannen, wirkte und wirkt noch immer als Mahnung und Vorbild inmitten der Einhelligkeit der Unterwerfung und Schmach. Ihr Beiseitestehen vom fascistischen Chorus stellt die italienische Jugend vor eine Frage; und die offizielle Antwort, ihre Einsamkeit sei nur die Revolte ihres persönlichen Stolzes, überzeugt nicht alle. Viele italienischen Historiker und Philosophen sind auf irgend eine Art Schüler von Croce, dessen indirekter Einfluss weit über die Grenzen seiner kleinen Schule hinausreicht. Eine Reihe von ihnen hat sich von der Ansteckung der Verderbtheit und Lüge rein zu halten versucht; Unbekanntheit und Bescheidenheit haben ihre Schlupfwinkel vor den Scheinwerfern der fascistischen Polizei und Propaganda geschützt. Der Gegenstand ihrer Studien ist in der Regel soweit wie möglich der Aufmerksamkeit der Barbaren entrückt, die Italien verwüstet haben; und obwohl ihre Einwände gegen das derzeitige Regime notwendigerweise geheim bleiben, gibt es keinen bessren Beweis von Leben in dem sonst toten Land als das okkulte Wirken ihrer theoretischen Spekulation und Gelehrsamkeit. Die Anwesenheit Croces war für diese Eremiten der Zivilisation ein Trost; er hat ihnen mit Wort und Tat geholfen; und keiner seiner gedruckten oder mündlichen Aussprüche, deren es so viele gibt, verdient mehr Ruhm als der, mit dem er junge Leute zu beruhigen liebte, wenn sie ihn in ihrer Gewissensnot und in den Fesseln wirtschaftlicher Sklaverei um Rat fragten: „Arbeiten Sie für die Kultur. Wer für die Kultur arbeitet, arbeitet gegen den Fascismus."

Der andere Führer des Neu-Idealismus, Giovanni Gentile, wurde der amtliche Philosoph des Fascismus. Der ökonomische Determinismus bot die gebrauchsfertige Erklärung: Gentile entstammte, im Gegensatz zu Croce, dem Kleinbürgertum und war ein armer Professor, dem die Tyrannei, während sie dem mächtigen Croce keine Macht gab, viel zu bieten hatte. Mag auch in dieser brutalen Motivierung eine sekundäre Wahrheit stecken; es muss noch einmal gesagt werden, dass der Neu-Idealismus mit seiner Gleichsetzung des Idealen und Realen keinen grundsätzlichen Einwand gegen die Realität des Fascismus vorzubringen hat. Gentile war als Philosoph folgerichtiger als Croce, und sein Ja zum Fascismus ist dialektisch einwandfrei. Das Schimpfduell zwischen den beiden, die über zwanzig Jahre lang ein klassisches Beispiel innigster,

freundschaftlichster Zusammenarbeit gegeben hatten, gehörte zu den traurigsten Episoden der Barbarisierung Italiens: Croce begrub unter einem Schwall von Beschimpfungen alles, was er in freundlicher Anerkennung über Person und Werk seines Gefährten gedacht und gesagt hatte; dieser schlug, wenn auch nur sinnbildlich, mit dem fascistischen Knüppel dem Mann ins Gesicht, der sein älterer Bruder gewesen. Dabei war durchaus nicht alles Gefühl in Gentiles ursprünglich empfänglichem Herzen erloschen; In mehreren Fällen versuchte er, so gut er konnte, Verfolgung und Ungerechtigkeit zu verhindern; und wenn sich die Gelegenheit ergab, wagte er es, allen Einfluss, den er auf Mussolini hatte, zugunsten gehetzter Intellektueller und leidender Gefangener zu benutzen. Aber die Logik der Lage und die Wahl, die er getroffen hatte, waren stärker als solche gelegentlichen Rückfälle zu Milde und Vernunft; bis das fortschreitende Alter und die Launenhaftigkeit des Despoten, der ihm seine Gunst entzog, Gentiles Laufbahn, äusserlich so erfolgreich wie innerlich ein Misserfolg, zu einem weiteren Beispiel für die allgemeine Melancholie machte, die sich über das Land senkte. Seine grosse Schule spaltete sich in die ehrlichen Fascisten und in die fascistischen Katholiken. Der Neu-Idealismus hatte gegen die zweite Richtung keinen wesentlichen Einwand zu erheben. Wo der Geist im Grunde leer ist, schiesst jede Art von Aberglauben und Autoritätsglauben ein, um das Vakuum zu füllen.

Gentile hat als erster die moralische Schwäche der italienischen Intelligenzschicht entdeckt und, vielleicht ohne es zu wollen, Mussolini den Weg gewiesen. 1923, als der Fascismus noch unentschlossen zauderte und von einer systematischen Tyrannei noch weit entfernt war, machte der Philosoph, als vermeintlich liberaler Unterrichtsminister im Koalitionskabinet Mussolini, den Vorschlag, unverzüglich eine Reform des Erziehungswesens durchzuführen, die er und Croce lange geplant hatten und die in vielen Einzelheiten praktisch viel für sich hatte. Er war kein Freund langer Debatten und sah den Widerspruch vieler Professoren voraus; deshalb stärkte er Mussolini die Hand und erwirkte von ihm Verordnungen, die ihre Privilegien und Immunitätsrechte aufhoben und sie vom Minister abhängig machten. Keine Fakultät wagte Widerstand. Mussolini lernte, wenn auch langsam, aus dieser Erfahrung. Aber wieder war es Gentile, der, gegen Ende dieses Entwicklungsprozesses, vom Wunsch getrieben, das Leben den Anhängern Croces schwer zu machen, die noch Lehrstühle inne-

hatten, Mussolini das Gesetz einblies, das allen Universitätsprofessoren den Eid auf den Fascismus abverlangte. Diesmal zögerte der Despot immerhin zwei Jahre; seine alte Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Welt des Geistes liess ihn einen Massenaufstand der Akademiker befürchten. Endlich bekam 1931 der Philosoph, obwohl er dem Kabinet seit langem nicht mehr angehörte, seinen Willen. Das Ergebnis gab ihm recht. Nur dreizehn Professoren verweigerten den Eid.

So bald wie möglich wurde das Gesetz in Deutschland und in einigen kleineren Staaten nachgeahmt und durchgeführt, ja sogar eine Reihe von Bundesstaaten der U.S.A. übernahmen es in leicht abgeschwächter Form. Der Glaube, ein erzwungener Treueid sei wertlos und ohne weiteren Einfluss auf ihr wirkliches Leben, gehört in die Reihe der demokratischen Illusionen. Was in Italien geschah, ist ein Musterbeispiel. Wenige Professoren waren im Herzen Fascisten; die grosse Mehrheit, in ihrer langen Laufbahn zahm geworden oder von der wirtschaftlichen Not gezwungen, unterzeichnete das Dokument gegen die Stimme ihres Gewissens, das sie mit der Ausrede beschwichtigten, eine erzwungne Lüge könne den Lügner nicht binden, oder sie zitierten die bekannte Anekdote von Galilei, der sich scheinbar der Inquisition unterwarf und laut und deutlich versicherte, die Erde sei der unverrückbare Mittelpunkt des Universums, aber mit leiser, unbezähmbarer Stimme murmelte: „Eppur si muove" — Und sie bewegt sich doch. Die Universitätsrektoren, von der Regierung instruiert, trugen dazu bei, ihre Zweifel zu beschwichtigen, indem sie den Akt als reine Formalität hinstellten und den Professoren versicherten, man würde sie danach in Ruhe lassen. Hierin irrten sie sich allerdings; und wenige Monate nach dem Eid wurden sie bereits aufgefordert, sich um die Aufnahme in die fascistische Partei zu bewerben. Die Widerspenstigen wurden vor die Wahl gestellt, entweder zuzugeben, dass sie einen Meineid geschworen hatten, oder aber die moralischen Folgerungen zu ziehen. Ihr Zögern war von kurzer Dauer; woraufhin sie, nach Empfang der Mitgliedskarten und Leistung eines zweiten Eides, der sie verpflichtete, für den Fascismus und Mussolini zu leben und zu sterben, den Befehl erhielten, das Schwarzhemd anzulegen, zumindest an Universitätsfeiertagen und bei ähnlichen Veranstaltungen, und ihre gelehrte Beredsamkeit in den Dienst der fascistischen Revolution zu stellen, wenn es den Behörden beliebte. Sehr oft wurden zu Rednern grade solche Professoren bestimmt, deren Vergangen-

heit sie einer lauwarmen und oberflächlichen fascistischen Gesinnung verdächtig machte. Man nahm an, dass die Leidenschaft ihrer offiziellen Rhetorik der Kraft ihrer inneren Überzeugung umgekehrt proportional war; doch man durfte hoffen, dass die Redner, während sie die Hörerschaft gewannen, vielleicht auch auf sich selbst Eindruck machten.

Aber auch ohne solche Entwicklungsmöglichkeiten bindet die Lüge den Lügner; es hätten nicht so viele Staaten die fascistische Erfindung nachgeahmt, hätten sie in ihr nicht die psychologische Leistung erkannt; eine überlegene Mischung aus Jesuitentum und pragmatischer Methode. Die Menschen wollen nicht mit gespaltenem und schlechtem Gewissen leben und neigen von Natur aus dazu, zu glauben, was sie sagen, und zu sein, was sie scheinen. Die Menschen lieben es auch nicht, dass man sie für Narren oder Feiglinge hält; und viele Gelehrte und Lehrer in Italien und anderswo suchten ein Nichtschuldig vor dem Tribunal der Mit- und Nachwelt zu erlangen, indem sie ihren schlechten Glauben in Gutgläubigkeit verwandelten und aus der traurigen Notwendigkeit ihrer Unterwerfung die Tugend einer freien Wahl machten. Viele von ihnen fingen an, zu glauben, was sie geschworen hatten und wurden am dauernden Triumph des Fascismus interessiert, indem sie die Rechtfertigung für ihr Verhalten suchten. Einige Jahre oder Monate nach der Eidesleistung war die ganze italienische Gelehrtenwelt mit Leib und Seele in der Hand des Schulmeisters Mussolini.

So wurden alle Festungen der italienischen Geisteswelt geschleift: weil sie nie fest gewesen waren.

MARSCH AUF DEN VATIKAN

Die imposanteste Festung war die katholische Kirche, der lebende Leib Christi. Nie war der christlichen Ethik und Religiosität je so rücksichtslos die Fehde angesagt worden wie von der fascistischen Staats- und Kriegstheorie. Ein Kampf ohne Gnade schien zwischen beiden Mächten unvermeidlich.

Unzweifelhaft wohnte und wohnt dem Katholizismus eine christliche Seele inne. Sie ist die Quelle der in seinen militanten Orden wirksamen Wohltätigkeit, der Demut und Tugend seines Heers von Heiligen. Seine dogmatische Philosophie verschmolz, wenn auch von modernen Gedanken verdrängt, in geheimer Harmonie die

beiden moralischen Prinzipien der Prädestination und des freien Willens, der Gnade und der guten Werke. Selbst seine Mythologie und sein Ritus vereinten, wenn sie auch die Bedürfnisse eines rein religiösen Gefühls verschwenderisch überboten, doch die Schönheit der Klassik und der Volksphantasie mit der Absicht des Evangeliums in einem erstaunlichen Bau.

Doch noch eine zweite Seele beherbergte der Katholizismus: das politische, römische Erbe. Aus dem Kampf dieser beiden Seelen besteht die ganze Geschichte der Kirche.

Ihr Leben, ihr christliches Leben, wurde von dem immer wieder umgehenden Gespenst des antiken Imperialismus gehemmt. Der Plan, die Welt geistlich und politisch unter der römischen Hierarchie zu vereinen, wurde zwar gelegentlich mit klugem Schweigen verhüllt, aber niemals aufgegeben; und hunderte von Niederlagen wurden mit verbissener Zähigkeit überstanden. Die Tragödie der Kirche wiederholte nur die Tragödie des italienischen Volkes und projizierte sie auf einen grösseren Hintergrund. Beide wurden von einer nekromantischen Besessenheit verfolgt, von dem unmöglichen Verlangen, ins Leben zurückzurufen, was tot war; beide erlitten die Strafe dafür, nicht begriffen zu haben, dass der unsterbliche Geist Roms, der unausrottbare menschliche Wille, die Welt zu einen, nicht in den Mauern Roms für ewig wohnen bleiben kann; er blieb dort nicht einmal mehr in der letzten Periode des Römischen Reiches — und dass die Katholizität die Weltgemeinschaft der Menschen, schliesslich die Schranken jedes lokal oder regional begrenzten Katholizismus durchbrechen muss.

Am Kreuzweg der Renaissance sah die Kirche nicht, dass Humanismus und Reformation in Wirklichkeit fortsetzten, was im Christentum an unvergänglich Schöpferischem vorhanden war. Stattdessen straffte sie die Abwehr und versteifte ihr Dogma. Das Wort Gegenreformation allein wies schon darauf hin, dass die Kirche sich als belagerte Festung fühlte; seitdem zog sie sich auf sich selbst zurück und machte aus der Katholizität eine Sekte. Als der Liberalismus, der legitime Nachkomme von Humanismus und Reformation, drei Jahrhunderte später seine revolutionären Triumphe feierte, die endgültig schienen, stellte die Kirche ihr Verteidigungssystem nicht um und beantwortete die bewaffnete Drohung mit dem metaphorischen Donnerkeil ihres Anathema. Machiavelli hätte seinen Satz wiederholt, dass „unbewaffnete Propheten unterliegen". Und wieder hätte er sich einigermassen geirrt.

Das liberale Italien stand sozusagen vor den Toren Roms, als Pius IX. den Syllabus verkündete, eine unbeschränkte Verdammung moderner Gedanken und politischer Methoden. Dies geschah im Jahre 1864. Sechs Jahre später hielt das liberale Italien seinen Einzug in die Stadt. Die weltliche Macht der Päpste, die über tausend Jahre gedauert hatte, fand ein Ende; und das Ereignis, wie geringfügig es sich auch aus einem diplomatischen und militärischen Gesichtswinkel aus ansehen mochte, erreichte Weltbedeutung durch seine Endgültigkeit. Nur wenige Wochen vor dem katholisch-liberalen Geplänkel an den Toren Roms hatte die Kirche das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündet und so den höchsten Turm der Autorität über den Ruinen errichtet. Pius IX. starb 1878; Leo XIII., der erste der vier in freiwilliger Gefangenschaft erwählten Päpste, begann seine Regierung mit der Enzyklika „Aeterni Patris", die im folgenden Jahr erschien und den Geist mittelalterlicher Philosophie gegen modernen Rationalismus und Intuitionismus aufbot. Dies war die offizielle Inauguration der Neu-Scholastik. Inzwischen begann der gleiche Pontifex zu erforschen, inwieweit die Kirche in dem neuen Boden der zeitgenössischen Gesellschaft neu verwurzeln könnte: das wollte er dadurch erreichen, dass er dem materialistischen Sozialismus eine christliche Demokratie gegenüberstellte, die sich auf eine gemässigte Ausdeutung der Evangelien berief. Politischer und wirtschaftlicher Fortschritt im Rahmen geistiger und dogmatischer Reaktion ist purer Unsinn; die für den Augenblick berechnete Kriegslist stiftete dennoch viel Verwirrung und gewann dem Papst in Italien und im Ausland eine bunte Anhängerschaft, von der sich die Kirche ihre Wiederauferstehung als politische Macht versprach. In dieser Verwirrung hatte der Modernismus unerwartetes Glück. Es war ein Versuch aus dem Stegreif, wenn auch für die Zukunft vielversprechend, ein Versuch, die Kirche von innen her zu reformieren und nicht nur ihre politische Praxis der Demokratie anzugleichen, sondern auch die religiösen Einrichtungen in Einklang mit den Bedürfnissen der modernen Philosophie und Wissenschaft zu bringen. Leo, ein kultivierter Geist, blickte erwartungsvoll in das verwirrende Brodeln; aber sein Nachfolger Pius X., ein halber Bauer, erkannte das Tier sofort. Es war die wohlbekannte Schlange der Ketzerei in einer neuen Haut. Er zerschmetterte ihr den Kopf. Die Enzyklika „Pascendi" des Jahres 1907 schnitt jeden Verkehr zwischen der Kirche und der politischen und geistigen Welt der Gegenwart kurzerhand

ab, brachte den Syllabus wieder voll zur Geltung und steigerte eine Periode in der Geschichte des Katholizismus zum Gipfel, die künftige Historiker vielleicht einmal die zweite Gegenreformation nennen werden.

All dies erschien liberalen Betrachtern bedeutungslos, die in dem mürrischen Widerstand und in der ohnmächtigen Anstrengung der Kirche nur die Vorzeichen ihres langsamen Todes sahen. Auch sie waren trotz ihrer angeblich liberalen Gesinnung Sklaven eines Dogmas, denn sie glaubten an den unaufhaltsamen Marsch des Fortschritts. Auch die Ergebnisse des Weltkriegs schienen einmal wieder ihren Kinderglauben zu bestätigen. Alle Hoffnungen der Kirche auf einen Verständigungsfrieden, der ihre Autorität als Vermittlerin gemehrt hätte, oder gar auf einen Sieg der Mittelmächte mit folgender Wiederherstellung des Kirchenstaats in irgend einer Form waren zunichte geworden. Die letzte katholische Grossmacht, die aus der Vergangenheit noch übrig geblieben war, die habsburgische Monarchie, war in Stücke zerfallen, und den Gnadenstoss hatte ihr grade das ketzerische Italien gegeben. In Paris begab sich dann während der allgemeinen Friedensverhandlungen die Kirche, bestürzt über ihre schlimme Lage, auf den Weg nach Canossa. Zwischen Orlando, dem liberalen Ministerpräsidenten, und dem Vertreter des Papstes kam beinah ein Vertrag zustande, der dem fünfzig Jahre langen Streit zwischen Staat und Kirche ein Ende gemacht, Italien die Anerkennung seiner Rechte und Eroberungen von Seiten der Institution gebracht, die ihnen aufs unbarmherzigste entgegengetreten war, und dafür der Kirche unwesentliche Vorteile gewährt hätte, die in keiner Weise die Freiheit und Souveränität des Laienstaates einschränkten. Aber Orlando wollte diesen Lorbeer zusammen mit allen anderen erwarteten Triumphen heimbringen, und nachdem ihm Dalmatien verweigert worden war, schob er unerklärlicherweise auch den Vertrag mit dem Vatikan beiseite, der ein Geheimnis und ein totgeborenes Kind blieb, als wenn der Krach mit Wilson und die Unmöglichkeit, die Länder zu erlangen, die der Nationalismus haben wollte (ebensowenig aber den Vernunftfrieden, den er persönlich vorzog), ihn zum Defaitisten gemacht hätten, dem in seiner Verbitterung jeder Teilerfolg zuwider war. Zwischen Italien und der Kirche ging es weiter, wie es fünfzig Jahre lang gegangen war, doch mit dem bemerkenswerten Unterschied, dass der Vatikan endgültig das Verbot zurückzog, das, ein passiver Protest gegen vollendete Tatsachen, den Katholiken die Beteiligung am

politischen Leben der Nation untersagt hatte. Sie strömten nun offiziell zu den Urnen, und die neue Partei der Popolari wuchs über Nacht zu gewaltiger Grösse. Es war ein sozialistischer Leib mit einer klerikalen Seele, revolutionär und gutmütig: ein seltsames, rührend amphibisches Wesen, eine Laune der Geschichte.

Dann kam der Fascismus an die Macht, mit seiner atheistischen Autokratie. Italien war für den Liberalismus und fürs Christentum gleichermassen verloren. Achille Ratti, der vierte und letzte in der Gefangenschaft gekrönte Papst, sah sich diesem schicksalhaften Ereignis kurz nach seinem Regierungsantritt gegenüber. Er wurde im Februar 1922 als Nachfolger Benedikts XV. gewählt und nahm den Namen Pius XI. an, womit er seine Absicht andeutete, in den Fusstapfen Pius' IX., des Syllabus-Papstes, und Pius' X. zu wandeln, der den Modernismus ausgerottet hatte. Im gleichen Jahr noch hörte er in seinem fürstlichen Gefängnis den Marschtritt der fascistischen Horden, die in die Heilige Stadt eindrangen. Kurz danach brach die Volkspartei, dieses sinnreich erdachte trojanische Pferd, das die Kurie in die liberale Festung eingeschmuggelt hatte, unter den Schlägen Mussolinis zusammen, und ihre Splitter zerstoben in alle Winde.

Man übertreibt kaum, wenn man sagt, dass vielleicht andere Päpste sich persönlich noch in einer übleren Lage befunden haben, niemals aber die katholische Kirche als Institution so verloren schien. Dieses verzweifelte Aussehen der Dinge gibt kein ganz wahres Bild der wirklichen Lage, aber es lässt zum Teil die Haltung des neuen Papstes in den folgenden Monaten und Jahren begreifen.

Er kam aus dem unteren Mittelstand der Lombardei, einer Klasse und Gegend, die vom Fascismus fleissig beackert worden waren. Wie so viele, die in den Ereignissen dieser entscheidenden Jahre eine entscheidende Rolle spielten, gehörte er zur geistigen Elite. Er war ein Humanist und Lateiner; er war ein Bergsteiger im schwärmerischen Geiste etwa eines Petrarca, ein Betrachter der Natur in der gehobenen Stimmung eines Fogazzaro — wenn nicht d'Annunziolesers, ein tüchtiger Bibliothekar in Mailand, ein kluger Diplomat, ein politischer Erzbischof und Kardinal, wiederum in seinem Mailand, während der Aufstiegsjahre des Fascismus. Sein gesellschaftlicher Umgang hatte ihn mit der Oberklasse und der Übung des Herrschens sehr viel vertrauter gemacht als mit den Leiden des Volkes und der Übung frommer Demut; und sein päpstliches Ideal war zweifellos der Mentalität eines Pius II. verwandter als dem Geist der Katakomben. Auf den Spuren der

letzten Heiden unter seinen Vorgängern in der Renaissance hatte er eine Verschmelzung von Christentum und Klassizismus, Katholizismus und Patriotismus vollzogen, diese letztere lag in der Natur der Dinge, da ohne Zweifel die katholische Kirche zu einem grossen Teil eine italienische Institution ist, die dauerhafteste und erfolgreichste trotz ihrer Unzulänglichkeiten, von allen politischen Schöpfungen, in denen der Genius dieser Nation sich ausgedrückt hat. Es herrschte auch Einmütigkeit darüber, dass es die katholische Kirche war, die in den Jahrhunderten des Verfalls und der Fremdherrschaft den Italienern ein Stück Einfluss und Macht im Weltregiment erhielt. Aber diese nationale Eigenschaft des Katholizismus war wirksam nur so lange, wie sie unbewusst blieb; mit anderen Worten, nur so lange, wie der Katholizismus sich weiterhin mit Christentum und Universalität identifizierte. In dieser Beziehung war die antinationale Haltung der neueren Päpste, von Pius IX. bis zu Benedikt XV., für das Ansehen der Kirche vorteilhaft gewesen, und es lag eine tödliche Gefahr darin, die universalistische, christliche Rinde dieser Institution von ihrem italienischen oder römischen Stamm abzuschälen und sie nackt der ahnungslosen Menge zu zeigen.

Kardinal Ratti freilich schien sich dieser Gefahr nicht bewusst zu sein und hatte, kurz bevor er den Heiligen Stuhl bestieg, offen erklärt, nur ein Italiener, der im Ausland gelebt hätte, könnte die ungeheure Bedeutung des Katholizismus für das nationale Ansehen Italiens ermessen. Mussolini seinerseits hatte, als er noch nichts war als ein neugewählter Abgeordneter der Kammer, mit fast gleichen Worten den ungeheuren Anteil des Katholizismus am Ruhm der italienischen Nation anerkannt. Diese beiden Erklärungen gehören ungefähr der gleichen Zeit an; und vom Verlagsgebäude des „Popolo d'Italia" war es noch näher zum erzbischöflichen Palais als nun vom Palazzo Venezia zum Vatikan. Es gab keinen Grund, warum die beiden Männer, die ein gleiches Schicksal im gleichen Jahr nach Rom gebracht hatte, nicht zusammenkommen sollten: keinen Grund ausser in Christo; aber die christliche Komponente war im Geist des Papstes Ratti keineswegs entscheidend. Er war überzeugt davon, Italien zu lieben; ganz gewiss hasste er Demokratie und Sozialismus. Alle anderen Gefühle in ihm waren nur Buchstabenglaube und konventionell; das rücksichtslose Heidentum des Fascismus, das einen Heiligen Franz oder Savonarola entsetzt hätte, galt ihm nichts oder nur als eine neue Gelegenheit für einen der gewohnten Siege des Heiligen Geistes.

Im übrigen vertrug sich die autoritäre Theorie des Fascismus durchaus mit der katholischen Autoritätslehre. Der Grosse Rat des Fascismus war ganz offensichtlich eine Nachahmung des Heiligen Kollegiums, die Nachfolge des Duce war ebenso geregelt wie die Nachfolge des Papstes, und das Muster des fascistischen Staates war weniger in Platos Republik oder im venezianischen Adelsstaat als in der katholischen Hierarchie zu suchen und zu finden. Dieser wundervolle Angriff gegen die Demokratie und den freien Geist wäre durch so entwurzelte Individuen wie Gobineau, Nietzsche und d'Annunzio allein nicht ermöglicht worden; Pius IX., der Papst des Syllabus, der fest auf dem Grund der Tradition stand, hatte das Beispiel gegeben und simsongleich die Säulen des modernen Tempels erschüttert; und vielleicht wirkte in Mussolini, dem Anarchisten, und Mussolini, dem gottlosen Autokraten, wenn auch verborgen, das Erbe seiner Väter, die viele Generationen lang Untertanen des Papstes gewesen waren. In einem Augenblick unwiderstehlicher Freude hat Pius XI. ihn im Geist umarmt und ihn „den Mann der Vorsehung" genannt.

Die Verhandlungen dauerten Monate und Jahre. 1929 fanden sie mit den Lateranverträgen ihren Abschluss. Der Papst erhielt die Paläste des Vatikans mit ihren Gärten: eine weltliche Macht in der Nusschale; aber das Prinzip war gewahrt und der persönliche Ehrgeiz befriedigt.Der nationale Festtag, an dem das liberale Italien die Zerstörung des Kirchenstaates gefeiert hatte, wurde abgeschafft. Dafür wurde der übrige Teil von Rom und Italien als legitimer Besitz des Laienstaates anerkannt, und selbst der Name Rom verschwand aus den amtlichen Urkunden des Katholizismus, die von nun an aus der Vatikanstadt datiert wurden. Doch während die Kirche der atheistischen Tyrannei Knechtsdienste leistete, belohnte die Tyrannei sie, indem sie ihr die Urzelle der Gesellschaft, die Familie auslieferte. Heirat und Scheidung — nun endlich, wenn auch nur heimlich, in Italien als willkommene Einnahmequelle für die Kirche eingeführt — wurden Monopole des Vatikans, und der Priester wirkte einträchtig mit dem Milizsoldaten zusammen bei der Aufgabe, die häuslichen Tugenden den Zielen nationalistischer Gewalttätigkeit und internationaler Anarchie dienstbar zu machen. Das Geistesleben des Landes, das in der Gaskammer der fascistischen Zensur bereits verröchelte, erhielt den Gnadenstoss von der Inquisition, und über sein neues Schwarzhemd zog Italien die alte schwarze Soutane.

Sicher, es war oder schien wenigstens ein ausgezeichnetes Ge-

schäft für beide Kontrahenten. Mussolini, der längst das jugendliche Ziel, das Christentum zu zerstören und Gott zu entthronen, aufgegeben oder auf unbestimmte Zeit verschoben hatte, muss Befriedigung verspürt haben, als er die Kirche vor seinen Wagen spannte. Andrerseits war es keine geringe Leistung des Papstes, die Kirche aus einer gefahrvollen Isolierung herausgeführt und ihr einen neuen Halt, ein ποῦ στῶ auf Erden gegeben zu haben. Und der engelgleiche Papst, der, jenseits von Dogma und Disziplin, die Menschheit zurück zur Reinheit der Evangelien und vorwärts zu göttlicher Vollkommenheit führt, hat vielleicht nirgend anders Platz als in der mystischen Prophezeiung des Joachim von Floris. Inzwischen konnte der schlaue Papst, der den Verlust Österreich-Ungarns und anderer Länder in einer Welt, die ihm sonst keine Chancen bot, wieder wettzumachen verstand, indem er gewissermassen sein eigenes Land eroberte und eine Beteiligung an der politischen Macht erreichte, mit Recht weltliche Glückwünsche entgegennehmen. Die Finanzklausel des Vertrages, die ein ansehnliches Bächlein fascistischen Goldes in die gähnendleere Schatzkammer des Vatikans ablenkte, machte sowohl die Hässlichkeit wie die Vernünftigkeit des heilig-unheiligen Handels deutlich.

Katzenjammer folgte der beiderseitigen Hochstimmung, und Seufzer der Reue stiegen aus dem moralischen Morast auf. Die Gewissensbisse waren verschiedener Art. Mussolini wollte die Gewissheit für sich und die anderen haben, dass seine autokratische Macht so ungeteilt blieb wie zuvor und dass, im Bündnis des Fascismus mit der Kirche, der Fascismus der Reiter und die Kirche das Pferd war. In einer anspruchsvollen Parlamentsrede, die ein in vielen Wissenschaften beschlagener Journalist für ihn entworfen hatte, legte er dar, das Christentum wäre ohne Rom verschwunden, als eine unter vielen Sekten des kleinen Palästina; es sei nichts als ein Symbol römischer Einheit und römischer Weltherrschaft; und vom Gebiet, das er vom nationalen Staatskörper abgetrennt und dem Papst zurückerstattet hatte, sagte er sehr witzig, es sei grade gross genug, um die weltliche Macht darin zu beerdigen. Dem Papst missfiel sowohl die politische Philosophie wie die Theologie der Rede; ihm missfiel noch sehr viel mehr die Art, wie Mussolini ihm beibrachte, dass er in dem Handel der Hereingefallene sei; und er fühlte sich in seiner persönlichen Eitelkeit tiefer getroffen als in seiner religiösen Überzeugung. Darüber hinaus erkannte er und viele um ihn die Gefahr, die Zukunft der

Kirche an eine nationale Partei und noch dazu eine unchristliche Partei gebunden zu haben, und Gegenmanöver wie die Verdammung der französischen Nationalisten (einer Bande harmloser Schreier) zur gleichen Zeit, wo man den in Italien allmächtigen Nationalismus mit einem Heiligenschein versah, schienen als Alibi für den Tag der Abrechnung nicht ausreichend. Es wäre höchst wünschenswert gewesen, die Paläste, das Geld, die politische Sicherheit sich zu erhalten, die geistige Freiheit und christliche Autorität aber wieder zu gewinnen. Ein Versuch wurde gemacht. Die bald zu Tage tretende Unvereinbarkeit der Ansprüche auf dem Gebiet der Erziehung und Familie, wo die Kirche das Monopol in Fragen der Ehe und Sexualmoral innehatte, der Staat aber die Jugend formte und sie zu atheistischem Stolz und Hass verführte, lieferte die Plattform für die Kraftprobe der beiden Mächte, im Frühjahr 1931. Sie war kurz und endgültig.

Diesmal unterlag der unbewaffnete Prophet. Nun konnte er nur noch mit Leitartikeln und Bullen drohen. Die wahren Waffen besass der Gegenspieler; es waren dieselben, die er mit grösstem Erfolg sechs Jahre früher schon gegen die nationale Opposition geschwungen hatte. Es blieb nur noch die Hoffnung auf Martyrium und Ruhm; und der Stellvertreter Christi ergab sich prompt. Von diesem Augenblick an war, nach einem Austausch hitziger Worte, die von Mussolinis Seite durch Drohung mit Sexualskandalen — von Deutschland später nachgeahmt — und donnernde Demonstrationen der fascistischen Jugend unterstützt wurden, während die Worte des Papstes durch garnichts unterstützt wurden, von diesem Augenblick an war Pius XI. nur noch der Kaplan eines Despoten, der offen seinen Unglauben an irgend einen Gott neben sich bekannte.

Gewiss, während der Fascismus jubelte, den Dienst der Kirche so billig gewonnen zu haben, hielt der Katholizismus insgeheim an seinem eignen langfristigen Plan fest. Es war und ist die unerschütterliche Überzeugung jener, die innerhalb der Mauern des Vatikans leben, und nicht nur ihr Glaube allein, dass alles vergeht, doch die Kirche besteht, und alle ihre Niederlagen nur zu ihrem endgültigen Siege führen. Gegenwärtig liegt der freiwilligen Kapitulation der Kirche die Idee zugrunde, dass eines Tages Mussolini sterben muss und der Fascismus verfallen wird. An diesem Tag wird es im Lande nur noch eine organisierte Macht geben: die Kirche, und sie wird mit Unterstützung auswärtiger Mächte, denen die Aussicht auf Revolution und Bürgerkrieg an einer so

neuralgischen Stelle wie Italien zuwider ist, die Nachfolge des Fascismus übernehmen. Es ist richtig, der weltliche Staat der Päpste, 1870 umgebracht, ist 1929 in dem Flecken Erde, den Mussolini an Pius abtrat, begraben worden. Aber nur begrabene Saatkörner spriessen, und aus kleinen Eicheln wachsen grosse Eichbäume. Eines Tages wird vielleicht die Eiche der wiedergeborenen weltlichen Macht ganz Italien überschatten, und der Traum, den so mancher Papst in Mittelalter und Renaissance geträumt hat, wird endlich Wahrheit werden.

Die Gegenannahme hat allerdings von einem logischen Gesichtspunkt aus mindestens ebensoviel für sich und befindet sich mehr im Einklang mit dem sichtbaren Verlauf der Geschichte. Sie geht dahin, dass römischer Fascismus und römischer Katholizismus auf Gedeih und Verderb auf einander angewiesen sind, und dass eine absehbare Zukunft diese zweite Gegenreformation zunichte machen und eine menschliche Religion hervorbringen würde, die alle dauerhaften Elemente des Christentums umschlösse und alle kultivierten Rassen und reifen Religionen vereinte. In der Gegenwart ist es so, dass der offizielle Katholizismus den Zwecken des Fascismus dient, und nicht umgekehrt, wie es die Insassen des Vatikan für die Zukunft gern wahrhaben wollen. Der Katholizismus hat seinen christlichen und universalen Charakter geopfert, hat seine Erstgeburt für ein Linsengericht verkauft und sich mit der Rolle einer Stammesreligion begnügt, die sich auf ein Volk, nein, nur auf eine Partei dieses Volkes stützt. Das heimliche Einverständnis wurde gegen Ende der abessinischen Krise, im Frühjahr und Sommer, unverbrüchlich. Der Papst, der fast offen für den Angreifer Partei gegen das Opfer, für die Anarchie der internationalen Beziehungen gegen den — seinem Wesen nach christlichen — Völkerbund Partei ergriffen hatte, pries und segnete das „grosse und gute Volk", das sein Imperium erobert hatte. Seine Bischöfe, Kardinäle und apostolischen Vikare, von Mailand bis Addis Abeba, feierten in Kanzelreden die „religiöse Bedeutung" des Marschs auf Rom, feierten „das neue Römische Reich, das Christi Kreuz in alle Welt tragen wird unter Führung dieses wunderbaren Mannes, des Duce", des Mannes der Vorsehung.

Aber diese spätere und endgültige Entwicklung war im Keim schon in der Katastrophe von 1931 enthalten, als der verspätete Widerstand der Kirche vor der rechtzeitigen Drohung des Fascismus zusammenbrach. Die Vision am Ende von Dantes „Purgatorio", wo die Kirche als Prostituierte in den Armen eines symbo-

lischen Riesen auftritt, war nun tatsächlich erfüllt, wenn freilich auch kein wirklicher Riese bei dem bemerkenswerten Ereignis mitgewirkt hatte; das Schicksal begnügte sich mit untermittelgrossen Akteuren.

Deshalb ist die Jahreszahl 1931, als die schwarze Flut die Kolonnaden von St. Peter überspülte, sogar noch wichtiger als das Datum 1925, das Ende des parlamentarischen und demokratischen Regimes. Der Marsch auf Rom, 1922 kaum mehr als eine provinzielle Maskerade, erhob sich endlich zu weltdramatischer Würde, und ein neues Blatt der italienischen Geschichte, und nicht nur der italienischen, war aufgeschlagen.

DER ERMORDETE IST SCHULDIG

Nun hatten alle Gehirnzentren Italiens ihre Injektion bekommen, Philosophie und Religion, Presse und Universität waren in einen Betäubungszustand versetzt, die Nation nur noch ein Lautsprecher. Die paar Einsiedler, die in Zurückgezogenheit lebten und dachten, beschützt durch nichts als ihre Demut, konnten von der Regierung übersehen werden, da sie dem Volk unbekannt waren. Nur auf Massenwirkung kam es an. Die Kinder wurden in Stammesmystik erzogen und lernten Geschichte aus Fibeln, in denen alle Helden der Vergangenheit und alle Völker der Welt als blosse Vorläufer des einen Helden und des einen Volkes erschienen, die da kommen sollten: Mussolini und Mussolinis Italien; Sonntags marschierten sie im Schwarzhemd oder schwarzen Rock, mit acht Jahren trugen sie schon richtige Gewehre, Hassgesänge sangen sie sogar noch früher; und bald war es für Eltern und Freunde faktisch unmöglich, im Spielwarenladen etwas anderes zu finden als Miniaturgeschütze oder -Tanks und ähnliches Kriegsgerät. Den Erwachsenen wurde jede Anwandlung von Ungehorsam ausgetrieben; dafür sorgte schon die Furcht des Ernährers, der, wenn nicht Gewalt, dann jedenfalls politische Exkommunizierung zu fürchten hatte, die den wirtschaftlichen Ruin bedeutete; anders ausgedrückt: die Familie, diese heilig unheilige Institution, die das einzig wirkliche Fundament der italienischen Gesellschaft war und immer noch ist, unterstützte mit ihrem ganzen dunkeln Einfluss die autokratische Staatsgewalt. Die Zensur, die nicht nur jede öffentliche Meinung knebelte, sondern auch in die private Post hineinspähte und sich ins Telephon einschaltete, gewöhnte langsam die Millionen an klügliche Zurückhaltung, wenn sie sich am

Kamin unterhielten, ja selbst, wenn sie mit ihrer eignen Seele Zwiesprache hielten; und die misstrauische Kopfwendung, ob nicht etwa ein Lauscher auf der Strasse ihren Spuren folgte, wurde fast zu einem Rassemerkmal.

Freilich, nicht Furcht allein war die treibende Kraft; der Fascismus hätte seinen unerhörten Sieg niemals errungen, wäre nicht der verbrecherische Wunsch des Einen oder Weniger auf die Bereitschaft einer halb-intellektuellen Oberschicht gestossen, die mit einer Art Erbwahn immer noch von nationaler Vorherrschaft in einer vielfältigen Welt, von einem zentripetalen Rom in diesem immer mehr sich weitenden Universum träumte.

Ziemlich deutlich hatte Mussolini das schon ausgesprochen: „Man kann einem Volk nur dann die Freiheit nehmen, wenn man ihm Ruhm dafür gibt." Sie gaben alle Ehre und Lebensfreude auf, in der Erwartung, bald als Herren einherzustolzieren, zugleich Sklaven, doch auch Sklavenhalter.

Ein zeitgenössischer Roman führt den Titel: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Das trifft irgendwie auf Italien und seinen Zwingherrn zu.

Solche Wechselwirkungen von unverschuldetem Ruin und selbstmörderischer Beihilfe sind von Psychologen des Menschen- und Tierlebens beschrieben worden. „Selbst bei den Bienen", schrieb Havelock Ellis in seiner Untersuchung über individuelle und kollektive Hysterie, „lassen sich, wenn eine Bande räuberischer Bienen in einen fremden Stock eindringt, um den Honig zu plündern, die Insassen manchmal von der Raubgier ihrer Feinde derart mitreissen, dass sie sich auf deren Seite schlagen und bei der Zerstörung ihres eignen Arbeitsertrags mitwirken."

IN DEN AUGEN DER WELT

Dass eine oder zwei Seiten sich in der Geschichte Italiens gewendet hatten, sah wohl ein jeder. Aber kaum einer erkannte, dass ein Wendepunkt auch in der Weltgeschichte erreicht war; und italienischen Emigranten, die herumgingen und enthüllten, dass der ganzen westlichen Zivilisation eine fascistische, italienische Gefahr drohe, begegnete man mit einem höflichen Lächeln, das besagen sollte: sie, die Antifascisten, die derart die Bedeutung ihres Landes überschätzten, bewiesen damit nur, dass sie an nationalistischer Phantasie und lateinischer Rhetorik den Fascisten daheim

nicht nachständen, mit ihrer dritten Zivilisation, die das fascistische Rom der Welt schenken werde.

„Geh, du kleiner Quacksalber, nicht du wirst Mailand ausrotten." Mit diesem Satz entlässt Manzoni in seinen „Verlobten" den harmlosen Mann vom Lande, der verdächtigt worden war, den Schwarzen Tod mit einer seiner Salben verbreitet zu haben; und ähnlich hätte man das allgemeine Gefühl gegenüber der einzigen Meinung ausdrücken können, in der sich italienische Fascisten und Antifascisten einig waren: dass Italien im Begriff war, den Lauf der Weltereignisse zu ändern. „Geht, ihr Kleinen, nicht ihr werdet die Erde erschüttern."

Die Welt sieht die Geschichte als ein Schauspiel an, in dem nur die ganz grossen Künstler eine Rolle spielen: die englisch sprechenden Völker, Deutschland und Frankreich. Zwei, wenn auch sozial nicht vollwertige, Aussenseiter können oder müssen gelegentlich mit in Kauf genommen werden: Russland und Japan. Alle anderen waren Galerie oder Chor; und nichts von Bedeutung durfte jenseits der Grenze geschehen, die eine festgegründete Tradition zwischen Nationen erster Klasse und zweitklassigen Völkchen gezogen hatte. Natürlich war das eine konventionelle Einbildung, und es gehört zu den heilsamen Folgen der gegenwärtigen Krise, dass im Weltbewusstsein alle Einteilungen, sowohl die nationalen wie die wirtschaftlichen, erschüttert sind, und dass keine Rangliste mit grossen und kleinen Völkern es verhindern kann, dass grosse Dinge an kleinen Orten geschehen.

Was Italien im besonderen betraf, so hatte die gleiche feste Tradition entschieden, dass es ein ziemlich kleines Land war, und die Lehrbücher, aus denen die führenden Schichten der führenden Völker ihre Kenntnisse bezogen, hatten die italienische Geschichte mit den Jahreszahlen 1527 und 1530 abgeschlossen, mit der Plünderung Roms und der Unterwerfung von Florenz. Von diesem Augenblick an gab es in jenen Lehrbüchern kein Kapitel Italien mehr, sondern nur noch Fussnoten in den Rubriken Spanien, Österreich und Frankreich. Das Risorgimento, halb versteckt hinter seiner humanen Zurückhaltung, fand nur das Interesse einer Schar von Gefühlsmenschen und Forschern; und von der italienischen Beteiligung am Weltkrieg hatte sich die Welt einzig die Niederlage von Caporetto merken wollen, die sich vorzüglich in die gewohnte Vorstellung fügte.

„Von all den köstlichen und ehrfurchteinflössenden Erscheinungen der italienischen Landschaft" — schrieb Philip Guedalla,

dessen Menschlichkeit nur noch durch sein profundes, geschichtliches Wissen übertroffen wird — „waren die Einwohner, seit ihrer Emanzipation, das weitaus am wenigsten ergreifende Moment. Man verlangte nicht von ihnen, dass sie ergreifend waren; das besorgte schon der Hintergrund für sie; und es stand so eisern fest, dass sie eine Vergangenheit hatten, dass die Frage fast als Anmassung galt, ob sie eine Zukunft hätten."[1])

Als nun der Fascismus kam, hatte er selbstverständlich wieder eine kleine Sache am kleinen Ort zu sein. Die meisten Ausländer waren, nach kurzer Verblüffung, geneigt, die vollendete Tatsache anzuerkennen, und empfanden es als eine unerwartete Steigerung ihrer Reisefreude, dass sie jene verwirrenden Fussnoten in den Zwischenkapiteln streichen und gradewegs das zeitgenössische Italien mit ihrem geliebten und wohlbekannten Renaissance-Italien verbinden durften. Wenn sie die gebieterischen Reiterstatuen des Colleoni in Venedig und des Gattamelata in Padua betrachtet hatten, konnten sie nun — zumindest in der Phantasie — die Reise nach Rom fortsetzen, um sich dort am Anblick eines lebenden Condottiere zu erfreuen. Sein Bild, zu Pferde unter dem Konstantinsbogen, war für ein paar Kupfer zu haben; und sein grimmiges Aussehen und die blutdürstigen Aussprüche gaben, für Fremde ebenso ungefährlich wie die Marmorgesten der von Donatello und Verrocchio gemeisselten Abenteurer, ein vorzügliches Beispiel südlicher Lust an der Übertreibung und lateinischer Vitalität. Was sie bei Stendhal und ähnlichen unbarmherzigen Amateuren aufgeschnappt hatten, die in Italien immer nur das Land opernhafter Gefühle und ästhetischer Überfülle erblickt hatten, sahen sie nun endlich vor Augen, das Italien ihres Herzens, das Rom ihrer Träume: ein Paradies für den Antiquar, mit einem Papst, einem König, einem Tyrannen, alles hübsch beieinander, eine Dreifaltigkeit des Pittoresken, wie kein Ballettmeister sie sich je hatte träumen lassen. Dass hier wirkliche Geschichte vorging, bedeutsam für ihr eigenes Geschick und nicht nur ein Bild in der unverrückbaren Szenerie der Vergangenheit, das vermochten sie nicht zu begreifen, und der geistige Tod Italiens, wenn es denn ein lebendes Italien nach der Renaissance gegeben hatte, war nicht ihre Sache.

Kaum hatte sich die Tyrannei fest eingenistet und der Papierkorb mit den Akten der Matteotti-Affäre geleert, als Sir Austen

---

1.) Philip Guedalla, „The Hundred Years", Garden City, Doubleday, Doran & Company, 1937.

Chamberlain in den Gewässern von Livorno kreuzte und Lady Chamberlain das fascistische Abzeichen ansteckte, um ihren Ehrengast zu erfreuen, den Diktator Italiens. Die Gesellschaft verzeiht jede Missetat, nur keinen Missgriff; und es schien nun klar, dass keine der vom Fascismus zwischen 1919 und 1925 begangenen Missetaten ein wirklicher Missgriff gewesen war. Darum gaben alle Mächtigen der Erde — mit zeitweiliger Ausnahme Frankreichs, das misstrauisch gegen Mussolinis nachbarliche Absichten war — dem Sieger über sein eignes Land unverzüglich Zeichen ihrer Gunst. Die Vereinigten Staaten machten Italien bei der Regelung seiner Kriegsschulden sehr vorteilhafte Zahlungsbedingungen, und reichliche Anleihen flossen aus Wallstreet den fascistischen Schatzkammern, Rathäusern und Konzernen zu. Frankreich stiess nach langem Zögern später zu den Übrigen, mit einer in der Wartezeit gross aufgespeicherten Begeisterung, bis sein Ministerpräsident Laval im Januar 1935 endlich den Weg nach Rom fand und kein Bedenken trug, die Opfer und Gefangenen zu beleidigen, als er Mussolini den grössten Mann der modernen italienischen Geschichte nannte.

Niemand bestreitet die Tatsache, dass Freiheit und Menschenwürde von jedem Einzelnen und der Gesellschaft schwer erarbeitet werden müssen, „dass auf Freiheit und Leben nur ein Anrecht hat, wer sie sich täglich neu erobert". Diese höchsten Privilegien konnten die westlichen Demokratien Italien nicht als Geschenk in den Schoss legen; und der unterdrückte Italiener, der eine bewaffnete Intervention oder einen Boykott auswärtiger Mächte gegen seine heimischen Bedrücker gewünscht hätte, wäre damit mehr zum Sünder gegen ein Hauptprinzip der Gerechtigkeit als zum Verräter an seinem Volk geworden. Unbestreitbar: wenn Italien die vortrefflichen Verfassungen und die Geistesverfassung Frankreichs, Englands und Amerikas zu besitzen wünscht, muss es durch dieselben Prüfungen und Opfer hindurchgehen, die diese Völker bestanden haben; und alle Lehren der Vergangenheit bestätigen, dass sich Italien nur durch Selbstbesinnung, nicht durch fremde Hilfe retten kann, indem es sich vom Aberglauben der römischen Vorherrschaft frei macht, der in der Wirklichkeit unlösbar mit der Strafe der Knechtschaft verbunden ist, und seinen Platz in einer Welt einnimmt, in der niemand mehr, weder ein Mann noch ein Volk, die erste Stelle einnimmt.

Doch ebenso gewiss ist, dass die anderen Staaten ihre Neutralität oder Gleichgültigkeit angesichts des Zusammenbruchs der

italienischen Freiheit und der Ideale des Risorgimento nicht soweit hätten treiben müssen, dass sie mit Schmeichelei und klingender Münze um den Tyrannen warben und damit für ihn Partei ergriffen. Bis zum Jahre 1925 war Italien sein eigenes Opfer gewesen, und niemand sonst war für das Unglück dieses Landes mitverantwortlich; von nun an aber wurden die fremden Mächte zu Gefängniswächtern, und jeder Versuch einer Erhebung wäre von einem Fascismus unterdrückt worden, der unter der finanziellen und politischen Begünstigung durch parlamentarische, ja selbst sozialistische Regierungen stetig erstarkte. Für England, zumindest für die glattzüngige Oligarchie und die lakonische Bürokratie, die England beherrschen, war ein grosspuriges und säbelrasselndes fascistisches Italien eine willkommene Figur in dem verwickelten englischen Spiel des kontinentalen Gleichgewichts, für das Mussolini mit seinen Italienern sich vielleicht als nützlich erwies, indem er abwechselnd gegen die französische Anmassung und den furor teutonicus ausgespielt werden konnte. Andere Motive bewogen Russland, zu Mussolini lieb und mild zu sein; vielleicht die Erwartung, der Fascismus könnte sich zu einem zersetzenden Element im kapitalistischen Europa entwickeln und die stagnierenden Gewässer etwas aufstören. Auf der anderen Seite fragten sich alle plutokratischen Mächte der westlichen Demokratie, vom Rhein bis an den Stillen Ozean — die jetzt, als gelehrige Schüler des Marxismus, eifervoll den Dogmen von der Determinierung aller Dinge durch die Wirtschaft und des Klassenkampfs anhingen — ob nicht das fascistische Italien, und später der ganze schwarzbraune Streifen quer durch Europa, als Pufferstaat zwischen ihren Geldschränken und Moskau zu gebrauchen wäre. Gewiss, kein Wandschirm, kein Schwert konnte ihren Schlaf vor dem roten Albtraum bewahren, der einzig aus ihrer unheilbaren Angst und Dummheit kam; aber sie hofften doch, den Fascismus, während er innerhalb der Grenzen seines Heimatlands gedieh, in anderen Ländern als Vogelscheuche gegen unruhige Arbeiter benutzen zu können. Deutschland hatte, als Hitler kam, hinreichend Grund, den Fascismus als Lehrmeister zu lieben und als künftigen Bundesgenossen in einem Raub- und Rachekrieg in Betracht zu ziehen. Doch im andern Lager fasste Frankreich, spät, doch nicht zu spät erwacht, den Plan, Italien in Bausch und Bogen, samt seinem Condottiere, in Sold zu nehmen. Es wusste, der Fascismus würde einen hohen Preis fordern; aber es war entschlossen, ihn zu zahlen, da das einzige Ziel der französischen Italien-Politik, wie ein französ-

sischer Historiker amerikanischen Ohren anvertraut hat, darin bestand, Italiens Neutralität zumindest, wenn nicht seine Waffenhilfe, „sofort zu erkaufen", für die Stunde, wenn die unvermeidliche und vielleicht wünschenswerte letzte Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland kam.

In der konfessionellen Welt war es nicht anders: während die Katholiken in aller Welt in steigendem Masse inne wurden, dass die Geschicke des italienischen Fascismus und der Römischen Kirche nunmehr, wenn nicht alles trügte, unzertrennlich verbunden waren, fand die gleiche böse Ahnung, wenn auch nur dunkel, in den protestantischen Geist Eingang, mit paradox gleichem Ergebnis. Als die italienische Monarchie ihre Sache endgültig auf den Fascismus gestellt hatte, waren alle italienischen Antifascisten Republikaner geworden; entsprechend konnte man annehmen, je deutlicher das Bündnis zwischen Schwarzhemd und Schwarzrock sich abzeichnete, um so antiklerikaler und papstfeindlicher musste der Antifascismus werden. Die Vorstellung: dereinst könnte eine italienische Linksregierung den Papst über Nacht so auf ein Schiff setzen und fortschicken, wie Kemal Pascha den Kalifen aus Konstantinopel weggeschickt hatte; alle elftausend Türen der päpstlichen Paläste würden aufgerissen und ihre Räume vielleicht einen erneuerten Völkerbund aufnehmen — diese erschreckende Vorstellung lag nicht jenseits des Bereichs der Möglichkeit.

Sollte dieser böse Traum wahr werden, wo ist der Staat, sei er katholisch oder protestantisch, der sich danach drängen würde, einem verbannten Papst, mit seinen Jeremiaden und Verschwörungen, Gastfreundschaft zu gewähren? Da schien es schon weit besser für Italiens Schönheit und den Seelenfrieden der Welt, dass Fascismus und Kirche ihr erhalten blieben; selbst wenn in hundert Jahren Italien so tot erschiene wie Arabien mit seinem Mekka, so mondgleich wie Tibet mit seinem Dalai Lama.

FASCISMUS UND TOURISTIK

So verzärtelt von Feen und Hexen und allen Gefahren in einer Art kardanischen Aufhängung enthoben, die durch die Selbstsucht, Furcht und Gier der ganzen Welt möglich war, stand der Fascismus Anfang der dreissiger Jahre als der anerkannte Vertreter seines Landes da, das vom Regime bis in die letzte Zelle seines sozialen und geistigen Systems „erfasst" wurde. Unter den un-

zähligen Komplizen des Verbrechens hat der gewöhnliche Tourist, der an seinem heimatlichen Kai mit einem Loblied auf den Fascismus landet und seinen Ruhm im Kreise der Verwandten und Bekannten singt, am meisten Anrecht auf mildernde Umstände. Er ist nach Italien nicht als Entdecker oder Missionar gegangen, sondern nur, um auszuspannen und an Vergnügen mitzunehmen, was ihm in den Weg läuft. Optimismus und innere Zustimmung sind wesentliche Voraussetzungen jeder Erholung. Der Tourist hatte das Wort Risorgimento vermutlich nie gehört und ahnte nicht, was die liberalen Regierungen für Italien in dem halben Jahrhundert zwischen 1870 und 1920 getan hatten. In der Regel war er zu jung, um das Vorkriegsitalien noch zu kennen, während mindestens ein Verwandter oder Freund von ihm einen flüchtigen Blick in den italienischen Wirrwarr zur Zeit der Demobilisierung und des Wiederaufbaus nach dem Kriege hatte werfen können, nur um die herrschende Meinung bestätigt zu finden, dass es sich nicht lohnte, über ein Italien nach der Renaissance zu reden, höchstens mit einem Gemisch aus Zärtlichkeit und Verachtung. Nun aber wirkte die Fassade des Landes wie neugemalt, und die Bettler waren von den Strassen, die der Tourist bevorzugte, in Stadtteile verwiesen, wohin kein Cicerone ihn führte.

Verpflegung und Klima waren ausgezeichnet, der Wechselkurs zuverlässig, und die Züge gingen pünktlich. Auf Grund eines stillschweigenden Vertrages zwischen Fascismus und Touristik blieb Italien, das einmal das Schlachtfeld der europäischen Heere gewesen war und jetzt die Arena des kaum weniger grausamen Kampfes der europäischen Diplomatie darstellte, weiterhin der Zufluchtsort für kosmopolitische Ferienreisende, für deren Behagen und Launen so viele Italiener wie möglich zu sorgen hatten. Wenn eine Amerikanerin den Preis amerikanischer Zigaretten in Italien zu hoch fand, dann konnte sie auf direktem Wege vom Duce eine persönliche Erlaubnis bekommen, soviele amerikanische Zigaretten, wie sie wollte, zollfrei einzuführen. Wenn ein englisch sprechender Gentleman über die Hotelrechnung seines letzten Aufenthalts die Stirn runzelte, brauchte er sie nur mit seinen Bemerkungen und seiner Adresse dem ersten Schwarzhemd des Zuges zu übergeben, der ihn zur nächsten Sphäre des fascistischen Paradieses brachte, um etwa eine Woche später eine beträchtliche Vergütung in seine verblüffte Brieftasche zurückfliessen zu sehen. Der Milizsoldat an der Grenzstation oder auf dem Laufsteg im Hafen, dessen Dolch und Federbusch dem in die Unfreiheit

zurückkehrenden Einheimischen ein unbehagliches Gefühl verursachten, war eitel Lächeln, wenn er den amerikanischen Publizisten Brisbane begrüsste und auf sein Recht, in dessen Koffer zu schauen, verzichtete; und sein gangsterhafter aber harmloser Kriegsschmuck war nur ein Reiz mehr in dem romantischen Rahmen, durch den der Luxuswagen geschmeidig rollte.

Ehrlich verwirrt über die Gerüchte von Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die er vernommen hatte, mochte der Rundreisende gewissenhaft einen Gastwirt oder Verkäufer darüber befragen; und er besass nicht die psychologische Erfahrung, um zu bemerken, dass der Gastwirt oder Verkäufer, während er den Fascismus reinwusch und ein Loblied auf den Duce sang, misstrauisch blieb und sich fragte, ob der fremde Eindringling nicht vielleicht ein agent provocateur der Geheimpolizei war. Im übrigen wurde die „vermutlich rote" Legende von fascistischer Ungerechtigkeit und Grausamkeit allein schon durch die Tatsache widerlegt, dass auf Capri ein Vogelasyl im Geist des reinsten Franziskanertums errichtet worden war. Eine andere Legende besagte, dass im ganzen Lande Armut herrsche, die Spanne zwischen Löhnen und Unterhaltskosten sich ständig vergrössere und die Arbeitslosigkeit entweder durch unzureichende und planlose Unterstützung oder durch Masseneinstellung in ein Heer und eine Verwaltung bekämpft werde, die die bescheidenen Kräfte von Staat und Volk erschöpften. Der Staatshaushalt rutschte, wie diese Rauner verrieten, in den Abgrund eines ständigen Defizits, und die Goldreserven schwanden, trotz einer Besteuerung, die sich schon der Beschlagnahme näherte, und eines Ausfuhrverbots für Metallgeld und Noten, das um einen sterbenden Handel eine chinesische Mauer errichtete. Aber der Tourist verfügte weder über genügende Wirtschaftskenntnisse noch über die tiefergehende Neugier, um der Frage nachzugehen, was an diesen Geschichten war; und die Reisebüros, die seine Tour geschickt zusammenstellten, ersparten ihm Anblicke, die seine Ferienlaune beeinträchtigt hätten. Wer wollte bezweifeln, dass der korporative Staat, in dem der Arbeitgeber den Arbeitnehmer so robust und liebevoll umarmt, eine ausgezeichnete Idee war; sie wurde auch durch die Tatsache oder Legende nicht ganz entwertet, dass es diesen Staat nicht gab, und dass alle Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit ausschliesslich von Mussolini glattgebügelt wurden. Ausstände und Aussperrungen gab es jedenfalls nicht; und es gehörte nicht zu den Verpflichtungen des Touristen, sich zu vergewissern, an wieviel Tagen

eine Fabrik während der Depression arbeitete (die im fascistischen Italien drei Jahre vor der Weltkrise eingesetzt hatte), oder was die Arbeiterfamilie an den übrigen Tagen ass.

Es genügte ihm, dass es keine Unruhen und Verkehrsstörungen gab und dass die niederen Schichten, zumindest in dieser Weltprovinz, ihren Meister gefunden hatten. Der Strassenbau, das Verkehrswesen, die Heiztechnik und die Ausgrabungen hatten deutliche Fortschritte gemacht; und der Reisende ging in seiner Begeisterung so weit, dem Fascismus auch Wunder der Ingenieurkunst und der archäologischen Forschung zuzuschreiben, die dreissig oder fünfzig Jahre früher vollbracht worden waren. Hätte er Mussolini die Schöpfung des blauen Himmels und der schimmernden Berge zuschreiben können, er hätte es gern getan, da Dankbarkeit ein Teil der Glückseligkeit ist. Da er in den Grundbegriffen der Logik ebensowenig bewandert war wie in der Psychologie und Geschichte, so machte er sich nicht klar, dass der Fortschritt in der Benzinversorgung und im Installationswesen wie in allen andern Zweigen der Technik ein allgemeiner Zug der Zeit ist, ganz gleich, ob es sich um demokratische, kommunistische oder fascistische Staaten handelt. Der Tourist würde kaum die konstitutionelle Monarchie als die beste aller Regierungsweisen lediglich deshalb preisen, weil unter der Königin Wilhelmina von Holland die Zuidersee trockengelegt worden ist, und ebensowenig hätte er die Vollendung der Golden Gate-Brücke in Kalifornien als eine Leistung des Zwei-Parteien-Systems gefeiert oder sich zum Stalinismus durch den Dnjeprdamm bekehren lassen. Aber er sah den Fascismus in Italien graben und bauen und schloss daraus, dass der Fascismus zumindest für Italien gut sei.

Zum Vermächtnis, das der Fascismus vom liberalen Italien übernommen hatte, gehörte ein grosses Meliorationsprogramm. Davon war ein beträchtlicher Teil schon ausgeführt worden, vor allem im Gebiet von Ferrara, nahe der Pomündung. Aber der Fascismus verfiel, als er die Erbschaft antrat, sofort auf die Idee, den Schwerpunkt des Programms von den entlegenen Provinzen in die unmittelbare Nachbarschaft Roms zu verlegen, wo für die politische Propaganda vielleicht erstaunliche Erträge zu erwarten waren.

Dorthin, in die pontinischen Sümpfe, wurde unser Tourist von seinem Hotel aus hinausgefahren; dort wurde ihm der abgrundtiefe Unterschied zwischen dem vorfascistischen oder vorgeschichtlichen und dem fascistischen Italien demonstriert. Der amtliche Führer verstand mit vielen Worten eine einzige Wahrheit zu

sagen, die er, im Geiste des eigentümlichen, fascistischen Patriotismus, auch in einem einzigen Satz hätte ausdrücken können: „Sie sehen, was für eine verwahrloste Isebel unsere Mutter Italien gewesen ist, und was wir für ein anständiges Wesen aus ihr machen." Der Tourist lauschte. Dass es auch schon vorher, seit Leonardo da Vinci, in Italien Ingenieure gegeben hatte, das war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Mit Wohlgefallen dachte er daran, dass solche Sümpfe in der unmittelbaren Umgebung Londons oder Bostons nicht existierten, und sein angenehm berührtes Überlegenheitsgefühl vereinte sich mit der Bewunderung für den grossen Mann zu einer unbestimmten aber wohligen Gesamtstimmung, die seine Fahrt in die Campagna vollkommen machte. Gewiss, an Reichtum und Hygiene würde sich Italien niemals mit reicheren oder glücklicheren Völkern messen können; das lag zum Teil an seinem Mangel an Naturschätzen, (der vielleicht durch einige Kolonialkonzessionen in Ländern wettzumachen war, wo die Interessen seiner, des Touristen, Heimat nicht auf dem Spiel standen) zum Teil an einer eingeborenen Indolenz, die andrerseits zum Charme der Bevölkerung gehörte. Immerhin, die Steigerung der italienischen Leistungsfähigkeit und Disziplin unter fascistischer Führung und die Mehrung des Volksvermögens innerhalb der gegebenen Grenzen wurden selbst dem flüchtigsten Reisenden deutlich. Dass der Preis für diese Vorteile die Freiheit war, trübte sein Einverständnis mit einem Tropfen Bitterkeit. Er war in der westlichen Schule liberalen Denkens aufgezogen worden, an deren Lehren er noch immer mit unverbrüchlicher Treue festhielt. Doch abgesehen davon, dass er in Italien alle Freiheit hatte, die er brauchte, und nur selten seine Zeitung von der Post nicht ausgeliefert wurde, abgesehen davon, dass Ezra Pound, der amerikanische Dichter in Rapallo, dem Fascismus bescheinigt hatte: „Ich persönlich fühle mich hier freier als jemals in London oder Paris" — es schien eine Notwendigkeit zu geben, die alle Länder, ausser seinem eignen, vor die Wahl zwischen Freiheit und Anstand stellte, wobei dieser den Vorzug verdiente.

Eine andre, nicht die letzte rote Legende, machte weis, dass sich hinter der sorglichen Gastfreundschaft des Fascismus die Absicht verbarg, den moralischen Widerstand der Ausländer zu betäuben und sich eine zustimmende oder stillschweigende Neutralität Englands zu sichern, wenn die ruhmreiche Stunde des fascistischen Kriegs schlug. Diese Legende ging freilich über die Fassungskraft selbst leichtgläubiger Menschen hinaus. Dass dem Fascismus

das Wunder gelungen war, die pontinischen Sümpfe trockenzulegen und die neapolitanischen Lazzaroni an ehrliche Arbeit zu gewöhnen, war noch kein Grund, an das Wunder zu glauben, dass Italien sich nun auf einmal in ein Kriegervolk verwandelt habe, vor dem die Mächtigen der Erde eine Gänsehaut bekommen mussten. An militaristischem Trara war in Mussolinis Reden kein Mangel; aber der war für den Hausgebrauch bestimmt, und wenn er unter vier Augen mit einem ausländischen Besucher sprach, dann fehlte diese Note ganz. Der militärische Drill tat einem schlappen Volke gut, wie Ludwig ausgeführt hat, und die dröhnenden Aussprüche des Duce musste man als Konzession an jenen Sinn für rednerische Prachtentfaltung ansehen, welche dieser Rasse angeboren scheint. Selbst Finer hatte noch im März 1935 geschrieben: „Wenn er auch weiter brüllt, wer weiss, ob er auch noch springen wird?" Wobei, wie in so vielen Fällen, die humorvolle „Hellsichtigkeit" des Propheten der gerechte Lohn für die Unparteilichkeit des Historikers war.

Wenn der Besucher gesellschaftlich etwas über dem Durchschnittstouristen stand, war er vielleicht mit dem einen oder anderen Vertreter der Auslandspresse in Rom bekannt. Sass er mit ihm unter freiem Himmel bei einem halben Liter Frascati und einer Scheibe Ziegenkäse, dann hatte er das Vergnügen, seinen Optimismus aus fachmännischem Mund bestätigt zu hören. Und „warum", mochte ihn der Journalist dann fragen, „sollten Sie ihn nicht persönlich kennen lernen? Es ist nicht so schwer, wie die Italiener sagen; wenigstens für uns nicht." In der Tat, die achthundert auserlesenen Polizisten, die über des Duce Leben Tag und Nacht wachen, stellten für den fremden Pilger kein Hindernis dar. Er hatte noch niemals die Hand des englischen Königs oder des Präsidenten der Vereinigten Staaten geschüttelt; er hatte, ausser vielleicht dem farbigen Helden in O'neills „Kaiser Jones", noch nie einen Diktator gesehen; und doch wurde er zu seiner eigenen Verblüffung von diesem mächtigsten Mann auf Erden tatsächlich empfangen, von dieser farbigsten Persönlichkeit der modernen Geschichte. Das Profil des Duce war echt römisch, aber sein Lächeln gewinnend und sein Benehmen untadelig. Er ging so weit, von seinem Schreibtisch aufzustehen und mit ein paar höflich entgegenkommenden Schritten dem Besucher zu seinen vielen Schritten über den glatten Marmorboden der Siegeshalle Mut zu machen; dann nahm er wieder Platz und sagte, Intelligenzblitze aus seinen Augen schiessend und Willenskraft aus seinem Kinn, markige,

jedoch vernünftige Dinge. Sein Englisch war beinah verständlich, seine Friedensliebe ehrlich, seine Vertrautheit mit dem „New Deal" und anderen Schlagworten der amerikanischen Politik erstaunlich. Zehn Minuten mit solch einem Mann, der Geschichte machte, waren für einen Universitätsrektor oder einen Bankdirektor das Ereignis seines Lebens.

Nun, nach Ablauf seiner Ferien, konnte unser Tourist — wenn er zu den berufenen Repräsentanten der öffentlichen Meinung gehörte — sich hinsetzen und seine Eindrücke zu Papier bringen, besonders wenn seine Hand durch den Händedruck des Duce gekräftigt war. Überzeugt, unbarmherzig und ehern konnte er Bilder von Italien entwerfen, wie das hier folgende, in dem einer der vielen tausend Henker Italiens geschildert ist, wie glückliche Touristen ihn im D-Zug sehen: „Ihnen gegenüber sass ein Fascist in seinem Schwarzhemd und seiner grauen Uniform, seine Robin Hood-Kappe flott aufs Ohr gesetzt. Schräg über die Brust hing ihm der Patronengürtel, und sein Revolvergurt war breit und praktisch. In der behandschuhten Hand hielt er seinen Bastone — keinen feinen Spazierstock, sondern einen derben Knüttel, der wie geladen wirkte. Der Fascist war mit irgend einem Auftrag unterwegs, in Italien nach dem Rechten zu sehen, es sicher und sauber und tüchtig zu machen, frisch und stark." [1]) Die übrigen Touristen, der grosse Haufen, waren zufrieden, wenn sie daheim landend von der prachtvollen Zeit schwärmen konnten, die sie drüben verbracht hatten, und ihre Begeisterung über Italien wie über die magnetische Persönlichkeit des Duce verkünden durften, der schon einschüchternd genug war, wenn er hoch droben auf seinem Balkon über der wogenden Menge agierte. In den Krisenjahren mochte der Heimgekehrte, bekümmert über den Stand seiner Aktien, oder sie, die Heimgekehrte, vor die Notwendigkeit gestellt, sich eine neue Köchin zu suchen, gelegentlich die wenn auch nur sehr schwache Hoffnung äussern, ein Mann zu Pferde möge dereinst gegen ihres Landes verdüsterten Horizont anreiten. Auf jeden Fall liessen sie sich, wenn sie bei der nächsten Abendgesellschaft einen italienischen Emigranten trafen, die Gelegenheit nicht entgehen, ihm — gewiss, mit gebührendem Respekt vor seiner abweichenden Meinung — eine Vorlesung über das fascistische Italien zu halten, und wie sicher, sauber und tüchtig, wie frisch und stark es sei.

---

[1]) PAUL WILSTACH, „An Italian Holiday", Indianapolis, Bobbs—Merrill Company, 1928.

DIE FREMDENLEGION

Sofern unbekümmerte Ahnungslosigkeit und bequemer Egoismus Nachsicht verdienen, muss sie dem propagandatreibenden Touristen zugebilligt werden. Von allen Komplizen der Tyrannei hat er am meisten Anrecht auf mildernde Umstände. Die Staatsmänner und Finanzleute, die Leitartikler schon weniger. Am schuldigsten sind die geistigen Führer und Philosophen, die moralischen und dichterischen Repräsentanten der zeitgenössischen Gesellschaft und Zukunftskünder — vorausgesetzt, dass diese Attribute ohne Ironie auf mehr Leute unsres Jahrhunderts passen, als sich an einer Hand abzählen lassen.

Keinerlei wohlwollende Ironie kann diese „trahison des clercs", diesen Verrat der Geistigen, verschleiern, der jedes Beispiel bewusster oder unbewusster Fahnenflucht in der Vergangenheit übertrifft. Absichtslosigkeit hatte ihr Teil daran; ja sogar die gute Absicht, so wie die Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Die Dichter und Weisen, die von allen Enden der Welt zum Duce pilgerten, die Könige der Tugend und Wahrheit, die der Tyrannei Weihrauch und Myrrhen darbrachten, hatten eine sentimentale Entschuldigung: ihre Liebe für Italien, das schönste aller Länder, die Wiege aller Seelen. War nicht der Fascismus ein italienisches Gewächs? War Mussolini nicht ein Sohn Italiens? Warum sollten sie dann beide von ihrem allumfassenden Italienkult ausnehmen?

Da ist, in der erlesenen Gesellschaft verirrter Führer, der deutsche Reise-Philosoph Hermann Keyserling, der scharf erkannt hat, dass der Fascismus und Mussolini schliesslich aus dem gleichen Stoff sind, aus dem Italiens Grösse und Italiens grosse Männer in der Vergangenheit gemacht waren; eine Feststellung, die, wenn sie zuträfe, zu der Folgerung führen müsste, dass Italien, wenn es leben will, den Stoff auswechseln muss, aus dem seine Vergangenheit gemacht ist. Der Reisende zog diesen Schluss nicht. Es ist nicht bekannt, ob er, als der Nationalsozialismus kam, Frieden mit seiner Seele und mit ihm machte, auf Grund der nicht minder einleuchtenden Entdeckung, dass der Nationalsozialismus und Hitler schliesslich aus dem gleichen Stoff sind, aus dem deutsche Grösse und Torheit in der Vergangenheit gemacht waren.

Da ist, in der gleichen Gesellschaft, wenn auch nicht so gross, der offizielle Porträtist, der zu dem Antlitz des Eroberers aufblickt und findet, dass er wirklich Colleoni ähnelt, einem Reiterstandbild;

und es so davor bewahrt, hinabzublicken auf das, was unter den Pferdehufen liegt.

Da ist auch der Pariser Akademiker, beglückt, auf ein neues Diamantenfeld gestossen zu sein, das ihm gestattet, funkelnde Aperçus über Rom und Gallien, Grösse und beauté bei seiner nächsten Ansprache unter der Kuppel der Unsterblichen in kostbare Satzketten zu fassen: zu schweigen von dem neuen, imperialen Orden, der den Glanz seiner ziemlich republikanischen Livree bedeutend erhöhen wird.

So verhältnismässig klein sie auch ist, rechtfertigt die Fremdenlegion durchaus das grosse Heer der italienischen Intellektuellen, die gezwungen dienen müssen. Endlich dürfen sie lächeln; endlich haben sie die Bestätigung, dass sie recht taten. Nun sehen sie, dass sie sich nicht dem Bösen ergeben haben, da grosse Ausländer aus freien Stücken tun, wozu man sie erst zwingen musste.

Inzwischen erkennt man auch noch andere Gesichter in der Fremdenlegion: am deutlichsten die Juden, Moralisten und Romanschreiber von internationalem Rang, die ihre nationalen Gehirne mit internationalen Zylindern bedeckt hatten und ihre Besonderheit zu vergessen suchten. Sie gehören dem Volk an, das im höchsten Mass für jenen Geist des Partikularismus, den Narzissmus des Auserwählten Volkes, verantwortlich war und zugleich den höchsten Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, diese Ketzerei in der universalen Menschlichkeit seiner Propheten und Dulder überwunden zu haben. Oft sind sie unsicher und kompromissbereit. Theoretische Gründe sprechen gegen den Fascismus, soviel ist klar; andererseits ist, im Reich der Tatsachen, nicht zu leugnen, dass keine systematische Judenverfolgung, keine Säuberungsaktion und kein Progrom in Italien stattgefunden haben. Der Grund dafür ist, dass die italienischen Juden nur eine Handvoll sind, kaum fünfzigtausend von über vierzig Millionen: viele davon Kapitalisten und eifrige Fascisten von Anbeginn an. Gewisse Privaterlebnisse Mussolinis liefern einen weiteren Schlüssel zu dieser scheinbaren Milde, die nicht hindert, das die Beförderung im Staatsdienst für Semiten immer mehr erschwert wird. Das Grollen eines unterirdischen Antisemitismus ist in der kontrollierten Presse immer hörbarer zu vernehmen, und während Rasselehren von jugendlichen Soziologen des Regimes offen propagiert werden, sind zwei jüdische Händler, die sich weigerten, ihren Sabbath für den Sonntag aufzugeben, auf dem Markt von Tripolis öffentlich ausgepeitscht worden. Diese und andere Beweise für

einen vorhandenen Antisemitismus mögen wahr sein; dennoch scheinen jüdische Schriftsteller und ihre Freunde bei der Weltpresse es für klüger zu halten, diese bedauerlichen Vorgänge zu übergehen und sie untergeordneten Beamten oder Publizisten zur Last zu legen, die Grossmut des Duce aber nicht in Zweifel zu ziehen. Solange, wie die Hoffnung besteht, ihn gegen Hitler ausspielen zu können und seine Macht zur Erhaltung der österreichischen Unabhängigkeit zu benutzen, muss man, meinen sie, auch noch die kleinste Chance nutzen. Wenn die Juden in Rom und in Wien ein angenehmes oder mindestens erträgliches Leben führen dürfen, warum sich über Italien den Kopf zerbrechen? ,,Wir können Mussolini unsere Dankbarkeit nicht verweigern", sprach einer von ihnen.

So hat die Beharrlichkeit des nationalen Egoismus mit dem dazugehörigen Mangel an Interesse für den Fremden, in diesem Fall für den Italiener, viel Mitschuld an dem kümmerlichen Eindruck, den in diesen Jahren die kosmopolitische Elite machte: ein Klub von internationalen Schönrednern, jeder in seiner Zunge, unter denen der Heilige Geist einer wirklich übernationalen Gesinnung erst noch erscheinen muss. In G. B. Shaw ist es der Ire, der mit dem Fascismus tändelt, nur um des Spasses willen, der heuchlerischen Freiheitstradition der Engländer eins auszuwischen und so die einzig dauerhafte Leidenschaft seines Lebens, die halb scherzhafte, halb bittere Abneigung gegen alles Britische zu befriedigen. Der Brite Finer geht vorüber und macht sich weiter keine Gedanken über die Motive des Dramatikers; er bleibt einen Augenblick empört stehen und fragt: ,,Was tut Shaw unter den Meuchelmördern?" Doch wenn er sich weiter umsähe, könnte er in dem kleinen Haufen eine Menge seiner Landsleute entdecken, reinblütige Engländer: Moralisten und Soziologen wie er selbst, Autoren von hohem Ansehen, und zu seinem und unserem Erstaunen: H. G. Wells.

Seine Zugehörigkeit zu den Bekehrten des italienischen Fascismus — wenn auch durch die Vorsicht seiner Worte eingeschränkt — ist die aufschlussreichste von allen. Die Macht der Ansteckung und Massensuggestion lässt sich daran ermessen, dass die trüben Abwässer des Foreign Office und anderer solcher Mühlen, in denen die Wahrheit kleingemahlen wird, selbst das Observatorium des Autors Wells, dieses ehrenhaftesten und glaubwürdigsten aller zeitgenössischen Propheten, bespritzen.

,,Die fascistische Diktatur Mussolinis in Italien" — so schrieb

er in ,The Shape of Things to Come', 1933 — „hatte etwas dauerhafteres an sich als die meisten übrigen Formen, die an die Stelle parlamentarischer Methoden traten. Sie war keine persönliche Machtanmassung, sondern der Ausdruck einer Organisation mit einem Ziel und einer Art Lehre eigenen Gepräges. Der geistige Gehalt des Fascismus war beschränkt, nationalistisch und romantisch; seine Methoden, besonders im Anfang, gewalttätig und furchtbar; doch immerhin forderte er von seinen Mitgliedern Zucht und Dienst am Ganzen. Er erschien als Gegenbewegung zu einer chaotischen Arbeiterbewegung, aber sein Bündnis mit Monarchie und Kirche wurde wettgemacht durch die beträchtliche Kühnheit, mit der er Volks-Erziehung und Privatbesitz in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Der Fascismus war in der Tat keine völlig schlechte Sache; er war eine schlechte gute Sache; und Mussolini hat seine Spur in der Geschichte hinterlassen."

Das hat er allerdings.

EINE „LEHRE EIGNER PRÄGUNG"

Nachdem er nun Monarchie und Kirche und das Wohlwollen der geistigen und politischen Machthaber der Welt errungen hatte, konnte er darangehen, diesem Ding Fascismus die Form zu geben, die H. G. Wells eine „Lehre eigner Prägung" nennt. Dies geschah, klarer als in der Sammlung seiner widerspruchsvollen Leitartikel und Reden, in einem langen Artikel mit dem Titel „Fascismo", veröffentlicht im vierzehnten Band der „Enciclopedia Italiana", im Jahre 1932.

Unmittelbar danach wurde sie als Sonderdruck nebst einem Anhang über die „Geschichte des Fascismus" veröffentlicht, wie der offizielle Geschichtsschreiber Gioacchino Volpe sie sah.

Eine „Einleitung zu Machiavelli" hatte Mussolini schon vorher geschrieben. Der Artikel in der Enzyklopädie hätte den Titel führen können: „Der Neue Fürst oder der Duce." Es ist das Neuste Testament der Menschheit, eine wichtige Urkunde, deren Kenntnis Vorbedingung ist für alle, die sich in dieser Zeit zurechtfinden wollen. Es ist ein weltlicher Syllabus, siebzig Jahre nach dem kirchlichen Syllabus Pius' IX. erschienen und im gleichen Geist entworfen. Sein Inhalt liesse sich in ein paar Worten ausdrücken als „Erklärung der Menschen-Entrechtung".

Das Dokument darf sich rühmen, viele Verdrehungen moderner Gedanken, von Machiavelli bis Nietzsche, von Hobbes zu Hegel

und Pareto in bemerkenswert konzentrierter und apodiktischer Form zum Ausdruck zu bringen. Ob Mussolini es allein verfasst oder die neu-idealistische Philosophie in der Person Giovanni Gentiles ihm die Hand geführt hat — das mögen künftige Gelehrte entscheiden. Das dialektische Gerippe ist aus dem Material, das von Deutschland Croce und Gentile und von diesen dem Fascismus übermittelt wurde; aber nichts im Tonfall und Gehalt berechtigt dazu, an der Verfasserschaft des Unterzeichners zu zweifeln.

Heilig ist der Staat und nur der Staat. Religion, in dem besonderen Fall „der besonderen positiven Religion, die italienischer Katholizismus heisst", stellt einen wertvollen Aktivposten des Staates dar und muss als solcher geschützt und gefördert werden. Der Staat seinerseits ist keineswegs die Verkörperung einer natürlichen Notwendigkeit; er fällt auch nicht mit den natürlichen Tatbeständen von Rasse und Religion zusammen; in diesem Falle wäre sein Ausdehnungsdrang durch enge Fesseln begrenzt. Der Staat ist eine Schöpfung des Geistes oder des geschichtlichen Willens. Doch wo und wie manifestiert sich dieser Geist oder Wille sichtbar? Nicht im Gott des Gläubigen, da Gott, der Gott des italienischen Katholizismus, ja nur ein Aktivposten des Staates ist, der endgültig „keine Theologie besitzt", Auch in der Natur des Anthropologen oder Geographen erscheint der Geist-Wille nicht. Geschweige im Demos des Demokraten oder in der Masse des Marx. Der Geist oder Wille, auch Staat genannt, verkörpert sich „in den Wenigen, nein, in dem Einen". Mit anderen Worten, der Heilige ist der Despot und nur er.

Als der Verfasser dieses Buches den fascistischen Eid verweigerte, den er als Universitätsprofessor leisten sollte, womit er sich zu der eben dargestellten Lehre bekannt hätte, richtete er an Mussolini einen ausführlichen Brief, der die Aufmerksamkeit des Adressaten auf die unvermeidlichen Folgerungen seiner Lehre zu lenken suchte. Wenn der Eine des Fascismus weder der Gesalbte des Herrn noch der Erwählte des Volkes ist, wenn weder Dante noch Mazzini, weder Legitimität noch Revolution hinter ihm stehen, wer denn ist er? Wenn das soziale System, auf dem seine Allmacht ruht, weder Kirche noch Volkswahl, weder dynastische Abstammung noch aristokratisches Blut ist, das der Fascismus leugnet, was denn ist dieses System anderes als die Summe der Dolche einer Prätorianergarde, also gar kein System. Zu Ende gedacht ist der Eine des Fascismus niemand anders als der Einzige Stirners mit einem Staat als seinem Eigentum. Gewiss, der Staat

ist heilig, so wie ungezügelter Individualismus unheilig ist; und nirgend anders ist der Mensch menschlich als im Dienste der Gemeinschaft; aber nur der Staat wäre heilig, der ein alle Menschheit umfassendes Ziel verkörpert: der Staat Dantes oder Mazzinis. Der fascistische Staat, dieser Moloch, der seine unterdrückten Massen zur Zwangsarbeit und Zwangsgefolgschaft zusammenschweisst, nur um jenseits seiner Grenzen die internationale Rechtsordnung rücksichtslos zu stören, woraus einzig und allein die Tyrannei einer Rasse oder eines Einzelnen erwachsen kann — solch ein Staat hat ganz gewiss kein Recht, als sakrosankt zu gelten. Weit entfernt, das Gegenteil von ungezügeltem Individualismus zu sein, ist er nur dessen letzter Ausdruck in seiner verheerendsten Form.

Diese Gedankengänge entwickelte, in etwas anderen Worten, der Verfasser in seinem Brief. Der Duce liess sich freilich nicht bekehren.

Ein andrer Hauptpunkt in Mussolinis fascistischem Manifest war die Theorie von Krieg und Frieden. Sie war eng mit den vorangegangenen Schlussfolgerungen über Individuum und Staat verbunden und gipfelte in der Anschauung, der Friede sei nur eine Entspannung, ein Zwischenspiel, der Krieg aber, und das zum Glück, das ewige Schicksal des Menschen. „Zunächst einmal: was die Zukunft im allgemeinen und die Entwicklung der Menschheit betrifft und ohne jede Bezugnahme auf die Tagespolitik, glaubt der Fascismus weder an die Möglichkeit noch an den Segen eines dauernden Friedens. Er lehnt daher den Pazifismus ab, der den Verzicht auf Kampf bedeutet, ein feiges Zurückweichen vor dem Opfer. Der Krieg allein entwickelt alle menschlichen Energien zu einem Höchstmass der Anspannung und adelt die Völker, die den Mut haben, ihm ins Auge zu blicken. Alle andern Proben sind nur Ersatzmittel, die niemals den Menschen mit sich selbst konfrontieren, ihn zu wählen zwingen zwischen Leben und Tod. Daher ist jede Lehre, die von dem vorgefassten Postulat des Friedens ausgeht, dem Fascismus wesensfremd; und gleicherweise wesensfremd sind dem Geist des Fascismus alle internationalistischen und sozietären Bindungen (was ganz deutlich auf den Völkerbund zielte. D.V.), selbst dann, wenn er sie aus praktischen Erwägungen in besonderen politischen Situationen akzeptiert. Diese Bindungen können, wie die Geschichte beweist, in alle Windrichtungen zersprengt werden, wenn gefühlsmässige, geistige und praktische Ursachen in den Herzen der Völker den Sturm entfachen."

Das Laster versteht es bekanntlich vorzüglich, sich den Anschein der Tugend und Wahrheit zu geben; denn sähe das Böse so hässlich aus, wie es ist, dann wäre seine Macht über die menschlichen Wesen gering. Diese beliebte Arglist des Teufels kommt schon in der Allegorie zum Ausdruck, die Satan als schönen Engel, ja als den schönsten der himmlischen Heerscharen einführt. Entsprechend schmuggelte der erste Abschnitt von Mussolinis Aufsatz Anarchie und Tyrannei des Einen als Heilmittel gegen den zersetzenden Individualismus der Vielen ein; während im nächsten die Lust am Morden und sadistischen Ruhm sich als Heroismus, mehr noch: als die einzig mögliche Erlösung von Feigheit und Selbstsucht verkleidet.

Die Leser wie der Autor sollten sich darüber klar geworden sein, dass es nicht der Aufwand ist, der über den Wert menschlicher Energie entscheidet. Solche Phrasen wie „das Höchstmass der Anspannung" oder der „Sturm in den Herzen der Völker" sind Destillate aus einem billigen romantischen Fass. Sie haben einmal berauscht; nun sind sie Bodensatz und sauer geworden. Wäre der Aufwand, die Heftigkeit an explosiver Energie der Masstab für menschlichen Wert, die Raserei des Brandstifters würde höher im Kurse stehen als die Geduld des Architekten, und der Sexualverbrecher über dem Heiligen. Zugegeben, dass der angeblich oder wirklich im Untergrund der soldatischen Tugend wirkende Gemeinschaftsgeist den tapferen Krieger vom amoklaufenden Verbrecher unterscheidet, so bleibt doch nicht minder wahr, dass alle Gründe, die den Massenmord in der Schlacht zu rechtfertigen scheinen, ebensogut den Massenterror einer Revolution, ja sogar Kannibalismus und Menschenopfer legitimieren. Genau so überzeugend könnte die Dialektik, die die Nützlichkeit der passiven Unterordnung und des totalen Staates beweist, auch die Sklavenarbeit und Massenprostitution der antiken orientalischen Monarchien begründen. Es mag wahr sein, dass zum wirklichen Leben die Mutprobe der Gefahr gehört; doch abgesehen davon, dass Menschsein an sich schon, nach dem Wort des Dichters, „heisst, ein Kämpfer sein", abgesehen davon, dass genug Gelegenheiten für unschädlichen Heroismus täglich an der nächsten Strassenecke auf uns warten können, so wäre nichts dagegen einzuwenden, dass eine ideale Republik verordnete, kein Knabe und kein Mädchen dürften eher die Abzeichen der Reife erhalten, ehe sie nicht einen Raubtierkäfig betreten oder ein Flugzeug gesteuert hätten. Nichts zwingt zu der Annahme, dass der Mensch seinen Mut nur durch Vernich-

tung andrer Menschenleben beweisen kann: wobei noch zu fragen wäre, ob man das Mut nennen darf, was den zwangsrekrutierten armen Wicht auf den Feind einstürmen lässt, von dem einzigen Wunsch beseelt, durch die Flucht nach vorn sein Leben in den feindlichen Graben zu retten, während ihm, wenn er dem „Feind" den Rücken wendet, hinter der eigenen Linie der Tod durch ein Exekutionskommando seiner Kameraden sicher ist.

Über die Lehre der Geschichte, dass Kriege stets ausbrechen müssen, wenn die Leidenschaften in den Herzen der Völker Sturm erregen; mit anderen Worten, dass der Krieg ewig und heilig ist — darüber hüllt sich die Geschichte in Schweigen. Sie weiss nicht einmal mit genügender Genauigkeit zu sagen, ob Kain wirklich unser gemeinsamer Urahne war, und ob Kriegführen ein Urtrieb des Menschen ist oder die Entartungserscheinung einer verkümmerten Spielart. Die Geschichte hat uns nur die eine Lehre zu geben, dass selbst dann, wenn die Natur uns schlecht und töricht geschaffen haben sollte, der Mensch seit Jahrtausenden von seiner Sendung und von seinem hartnäckigen Vorsatz Zeugnis ablegt, sich zum Herrn der Natur zu machen, nicht vor ihr zu kriechen, den Tod zu überwinden und nicht seine Ernte reif zu machen. Kant, der auf der Mitte zwischen einem nüchternen Realismus und einer unbeirrbaren Hoffnung hielt, schrieb, Utopien seien süsse Träume, aber unermüdlich ihnen zuzustreben sei die Pflicht so sehr des Bürgers wie des Staatsmanns.

Der Linksliteratur unsrer Zeit, von Barbusses Kriegsroman bis zu „Im Westen nichts Neues" und weiter, ist der Zug gemeinsam, die berechtigten und selbst die epikuräischen Ansprüche des Individuums, wie wichtig sie auch sein mögen, seinen Widerwillen gegen alles Leiden, sein Verlangen nach Leben und Freude, mit solchem Nachdruck zu betonen, dass der heroische Inhalt der Friedensidee völlig verdunkelt wird. Diese Neigung hat es den Mussolinis leicht gemacht, ihre antipazifistische Barbarei und Grausamkeit mit dem Heroismus eines Nietzsche und d'Annunzio zu bemänteln. Dennoch gewährt es dem Träumer eine unerwartete Ermutigung, zu sehen, wie letzten Endes selbst die störrischen Wasser der Kriegspropaganda zu den Mühlen utopischer Träume fliessen, die eines Tages wahr werden müssen. Krieg war selbst in den furchtbarsten Augenblicken der menschlichen Geschichte fast immer nur möglich, wenn eine tatsächliche Not, wenn Hunger die Menschen zwang, oder ein Glaube, eine Täuschung sie trieb: religiöser Fanatismus, Kastenehre, Schutz des heimischen Herds.

Macht, mit andern Worten, war stets der Ausdruck einer Notwendigkeit oder eines angeblichen Rechts, das seinerseits mit einer natürlichen oder ethischen Pflicht in Einklang gebracht wurde. Wenn nun der Herd oder Staat, wie es in der fascistischen Lehre geschieht, die Schöpfung und das Eigentum des Einzigen wird, wenn Religion eine Kriegslist des Staats ist, wenn selbst wirtschaftliche Imperative nicht mehr anerkannt werden, dann wird der Krieg nur noch um des Krieges willen geführt, und aller Wille zur Macht dazu verdammt, sich in einem Wirbel künstlich angefachten Hasses und leerer Ambitionen zu erschöpfen. Wenn der Krieg aber nichts als Sport ist, dann gibt es besseren; und im Spiel des kollektiven Mordens ist der Tod, wenn man ihn seiner ideologischen Gewänder beraubt, nicht schöner als der wohlbekannte Knochenmann mit der triefenden Sense. Vielleicht wird man eines Tages sagen, dass das fascistische Manifest für die Friedenspropaganda mehr geleistet hat als alle Bücher von Barbusse, Remarque, Hemingway und Huxley zusammengenommen.

Doch diese Einwände, die von aussen erhoben wurden oder in dem erstorbenen Gewissen des Propheten selbst rumorten, hielten den Flug seiner Beredsamkeit nicht auf. Ihren Höhepunkt erreichte sie in der Behauptung, der Staat sei es, der „den Menschen vom primitiven Stammesleben zum höchsten Ausdruck menschlicher Kraft erhebt, welche ist: das Imperium." Das ist einfach nicht wahr. Ein Imperium, das nur Ausgeburt eines abstrakten Willens und nicht aus dem dunkeln Drang der Notwendigkeit geboren ist wie alle wirklichen Reiche, muss unfruchtbar bleiben: ein künstliches Werk ohne Dauerhaftigkeit und Reinheit der Kunst; oder mit faustischen Worten, dieses Reich ist das Imperiunculum des Homunculus. Natürlich ist der höchste Ausdruck menschlicher Kraft nicht dieses oder ein anderes Reich. Sondern Vollkommenheit in Menschen-Liebe. Dieses Ziel kann kein einzelner Staat erreichen oder auch nur anstreben, und sei er noch so gross. Ihr Platz ist im Weltstaat der Katholizität derer, die an den Endsieg der Menschheit glauben.

Immerhin, was an Möglichkeiten in der Persönlichkeit Mussolinis lag, war nun zu voller Entfaltung gelangt. Er hatte seinen Individualismus dem preussischen Stechschritt angepasst und den Romkomplex auf seinen angestammten Anarchismus aufgepfropft. Wie Cola di Rienzo in der Badewanne Konstantins des Grossen gebadet und damit in sich die doppelte, theologische und weltliche, Einheit des konstantinischen Reiches wieder herge-

stellt hatte, so wusch Mussolini, bildlich gesprochen, in dem gleichen Wasser seine Erbsünde ab und machte aus dem romagnolischen Aufrührer und dem mittelalterlichen Träumer ein und dieselbe Person. „Diese Gegend (Italien) scheint geschaffen, tote Dinge wieder lebendig zu machen." So schrieb Machiavelli; obwohl dieser berühmte Geist seine Worte nicht im mindesten sarkastisch oder melancholisch gemeint hatte.

Nun galt es, den lebenden Adler des Reichs aus diesem Käfig toter Philosopheme zu befreien und Worte in Schwerter zu verwandeln. Diejenigen Italiener und Ausländer, die erklärten, all sein Gerede von Krieg und Eroberung sei nichts als ein künstlicher Nebel zur Verdeckung der Absicht, weiter wie bisher zu machen, legten damit an Mussolini ihren eignen Masstab an; da ein grosser Mann für seine Kammerdiener selten gross ist. Wie sehr man über sein Format auch streiten kann, es überragte weit das Mass eines, der mit der Macht etwa eines Giolitti oder Baldwin hätte zufrieden sein sollen, trotz des riesigen Aufwands an Furcht und Schrecken. Nicht auf Dauer als ein mittelmässiger Diktator war er aus, sondern auf Erfüllung in einem regelrechten Epos; und alle Seiten, die in sein Schicksalsbuch von 1922 bis 1931 geschrieben wurden, waren für ihn nur das Vorwort.

Ein Geständnis dieser Besessenheit findet sich im vorletzten der „Gespräche" mit Ludwig, die zu Beginn des Frühjahrs 1932 stattfanden und im Juni veröffentlicht wurden.

„Unerwartet sagte Mussolini: ‚Heute bin ich mehr Gefangener als im Gefängnis.'

‚Wie können Sie das sagen!' rief der Historiker aus. ‚Niemand in der Welt darf das mit geringerem Rechte!'

Er wurde durch meine Erregung aufmerksam und fragte: ‚Warum?'

‚Weil niemand in der Welt die Macht mit grösserer Freiheit handhabt!' rief ich wieder."

Nun sah Mussolini gewiss, wie hoffnungslos es war, die Aufmerksamkeit des H i s t o r i k e r s zu erwecken. „Er machte eine beschwichtigende Bewegung und sagte:" Was dann kommt, ist nicht wichtig: der Dialog verebbte im stillen Wasser von Gemeinplätzen und herkömmlichen Halbwahrheiten; und der Sinn dieses aufblitzenden Bekenntnisses ging unwiederbringlich verloren.

Es war nicht schwer zu erraten. Die Freiheit des Egoisten ist, wie jede andere auf sich selbst gestellte Gier, eine Luftspiegelung. Ihr letztes Ziel bleibt unerreichbar weit am Horizont entfernt·

Italien war, vom Alpenkamm bis Afrika, sein. Es hiess offiziell „Mussolinis Italien". Sein waren die Italiener, vom Papst bis zum Schornsteinfeger, „die Italiener Mussolinis", der Giovinezza. Aber jenseits dieser Gletscher und Wellen gab es immer noch Kräfte, die ihm nicht gehorchten, die ihn hemmten; und das internationale Gesetz des Völkerbundes hatte der Einzige noch nicht gebrochen. Ja, es stimmte schon: Italien war sein Gefängnis.

„Wie fass ich dich, unendliche Natur?" so hatte Faust gefragt. Nun war es so, als fragte Mussolini: „Wie fass ich dich, du Gauklerin Geschichte?" Kleiner Mann, was nun?

Das Bestreben, die Gesellschaft der Menschheit zu zerstören, seine Freiheit im Weltausmass zu gewinnen, die Erfüllung der Prophezeiung d'Annunzios, der den Übermenschen als Zertrümmerer aller Gesetze und als Römischen Kaiser in einer Person erschaut hatte, das gibt Mussolinis dritter Herrschaftsepoche das Thema.

Es gäbe ein fesselndes Kapitel Geschichte ab, wären nicht wir und die Millionen das passive Material seines Experiments.

VI. MARSCH IN DIE WELT

„. . .SUCHEND, WEN ER VERSCHLINGE"

ER hatte, nach der unglücklichen Affäre von Korfu, nicht geruht. Pläne von Krieg und Eroberung nach allen Richtungen der Windrose waren in den Jahren nachher sorgfältig erwogen und gewogen worden. Da keinerlei Notwendigkeit und kein Affekt ausser hohlem Ehrgeiz jene kriegerischen Gelüste entfachten, brauchten sie nicht ein bestimmtes Ziel zu haben. Ihr eigentlicher Sinn hatte ein für allemal in der Zeile d'Annunzios: „Rüste den Bug und hinaus in die Welt!" Ausdruck gefunden, und die Welt war offenbar überall.

Die nationalistische Elite, deren Ideologie der Fascismus sich einverleibt hatte, hasste nichts, liebte nichts, hatte Appetit auf alles. Ein während des Weltkrieges in offizieller Mission in Paris weilender junger Leutnant blieb bei einem nächtlichen Bummel durch das schreckenerfüllte Dunkel der Stunde der Luftangriffe vor der Vendôme-Säule stehen und murmelte zu seinem bestürzten Kameraden: „Wie grossartig und Ehrfurcht einflössend ist doch der Vendôme-Platz! Wie wundervoll wird er erst sein, wenn all dies uns gehören wird!" Während der inter-alliierten Besetzung des Hafens von Saloniki im Jahre 1917 setzte der italienische Admiral im geselligen Beisammensein mit seinem Stab und einem Gast diesem auseinander, wie die Lage in Mazedonien beschaffen wäre, und warum und wie die alliierten Mächte, die keineswegs eine Festsetzung Griechenlands oder Bulgariens oder Serbiens in Saloniki wünschten, den Hafen nach Kriegsende dem König von Italien überantworten müssten. Er dämpfte seine Stimme ein wenig, als er hinzufügte, dass er seine Auffassung dem britischen Admiral im Hafen vorgetragen und dass dieser sie vortrefflich gefunden habe. Ein paar Jahre später, als der Fascismus schon im Sattel sass, brachte eine römische Tageszeitung von der fascistischen Avantgarde irgendwelche Nachrichten über die Wirren in China mit dem Zusatz des Herausgebers, dass der Tag kommen würde, an dem China in der endgültigen Erkenntnis seiner eigenen Ohnmacht einerseits und des Verfalls der übrigen Völker andererseits den Fascismus und Italien herbeirufen würde, um sich von ihnen regieren zu lassen.

Demgemäss setzten die Pole und der Himmel allein dem Machtwillen des Einen Grenzen. Der Forscher Nobile, der mit dem Ungestüm des nationalen Ehrgeizes die Gleichgültigkeit des ewigen Eises belebte, bemühte sich — auf die Gefahr hin, die Expedition zum Scheitern zu bringen —, eine besitzergreifende fascistische Fahne von seinem Luftschiff herab genau auf den Nordpol fallen zu lassen, und dies an dem Tage, als Kanonenschüsse und Jubel der Massen den Jahrestag des italienischen Eintretens in den Weltkrieg feierten. Die Tragflächen de Pinedos und anderer Flieger, die das Weltmeer überflogen, wurden zu Symbolen des seine Fittiche schwingenden Adlers ausgerufen. Mittlerweile war, mit gewissenhaftester Ausführung der Einzelheiten, ein Plan entworfen worden, wie durch Aufwirblung der Leidenschaften, Streitkräfte, Grenzpfähle von den Karpathen bis zum Ägäischen Meer die bestehenden Verhältnisse in Osteuropa über den Haufen zu werfen wären. Er wurde als Ganzes oder in Stücken den Diplomaten, Militärbevollmächtigten und Agents provocateurs anvertraut. Blitzschnelle Siege, Heereszüge, so überwältigend wie der Alexanderzug, wurden auf die militärischen Landkarten geheftet, die strahlender prangten als das Firmament; hier, wenn auch nur hier allein, marschierten die Legionen unter dem Liktorenzeichen von der Provence nach Bayern, von Dalmatien nach Wien, von Tunis nach Kleinasien. Briand und Stresemann, die verbannten Habsburger, die arabischen Fürsten vernahmen gleicherweise das Getöse. Niemand, nicht einmal der Steuermann selbst, wusste, während er „hinaus in die Welt" segelte, welches der erste Anlegehafen sein würde; noch auch war der leiseste humoristische Beiklang in der bacchischen Ansprache zu verspüren, die der Bürgermeister von Mailand — der später heimlich entlassen und unter der geheimen Beschuldigung, Gelder unterschlagen zu haben, konfiniert wurde — öffentlich an den fernen Duce richtete: „Duce, sag uns, gegen wen wir marschieren sollen! Wir wollen!" Unter dem Finger des Einen blieb das Rad der Begierde in Drehung. Die militärisch organisierten Haufen, gänzlich frei von Liebe und Hass, trampelten zu seinem Palast, um dort zu erfahren, wen sie zu hassen hatten; und die Inhaltlosigkeit ihrer Erregung erhielt, gleich einem vom Schiffer manövrierten Segel, den Wind von oben. Er trat blitzend inmitten seiner Satrapen auf den Balkon. Er peitschte den Abschaum, der da unten brodelte, zu Hass auf, sagen wir, gegen Frankreich. Aber während er sich das wahnwitzige Geheul der Masse gefallen liess, zupfte er den neben ihm

stehenden Minister des Innern am Ärmel und sagte ihm ein Wörtchen ins Ohr: dass er nämlich so viel Polizeitruppen als nötig ausrücken lassen möge, um die französische Botschaft vor den spontanen Kundgebungen, die nun folgen mussten, zu schützen.

Der Ausgang des Abenteuers von Korfu war eine Warnung gewesen, und keinem wirklichen Fürsten gebührt Tadel dafür, dass er die Kriege, nach denen ihn lüstet, erfolgreich wünscht. Noch war die Konjunktur nicht günstig; wo immer er zuzuschnappen versuchte, standen Frankreich oder England oder beide mit ihrem dichtgewebten System internationaler Beziehungen auf der Wacht, für sich selbst und für ihre Schützlinge, insbesondere für Jugoslavien, welches der den fascistischen Zähnen zunächstliegende Knochen schien. Von allen Sprüngen, mit denen die Vorstellung spielte, war der am beharrlichsten erwogene und am folgerichtigsten vorbereitete der Einfall in Kleinasien. Mustafa Kemal stopfte den Hafen von Smyrna mit Minen voll, so dass Schiffe fortan nur noch unter der Führung eigens dazu beorderter türkischer Lotsen auf schmaler Route kommen und gehen konnten; auch die übrigen Eintrittspforten seines Gebietes behielt er scharf im Auge. Nichtsdestoweniger stand die Stunde des Kampfes nahe bevor, als eines Tages unerwartet die grauen Gespenster britischer Kriegsschiffe am Horizont auftauchten. Der Ausflug wurde aufgeschoben. Nicht, dass etwa die Paraden, die kriegerischen Schauspiele, die Flottenbesichtigungen, die aufwieglerischen Reden, die prächtig ausgeschmückten Aufzählungen zukünftiger Triumphe gleichfalls vertagt worden wären. Im Gegenteil, jede neue Vereitelung irgendwelcher Absicht entfachte den Kriegsgeist zu noch tolleren Äusserungen, und es wurden Manöver abgehalten, die sich, bis auf die Abwesenheit des Feindes, wie wirkliche Kriege ausnahmen. Eine Provinz an der französischen Grenze, die sich bis dahin mit dem Namen Porto Mauritio und dem Ruhm ihrer Nelken und Oliven hatte behelfen müssen, erwachte eines morgens als Imperia, und auf den Schildern der melodramatischen römischen Hauptstrasse, die den Palast des Duce mit dem Colosseum verbindet, prangte der Name Via dell' Impero. Die verhinderte Kriegsbereitschaft gab sich — neben Stierkämpfen, internationalen Wettkämpfen und den antifascistischen Satirikern versetzten Ohrfeigen — in der kleinen Münze der täglichen Symbolsprache aus. So wurde eine Kampagne für die Steigerung des Getreideanbaus zur Weizenschlacht oder Reisschlacht; die Propaganda für die Erhöhung des Weintraubenverbrauches, die ein anderes Element

der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit im Kriegsfalle erweisen sollte, war die Traubenschlacht; und die Mäuseschlacht war die Ausrottung vieler kleiner Nager in Kellern und Dachböden an dem Tag und zu der Stunde, die von der Regierung für diese Kriegsführung festgesetzt worden waren. Viele durchschauten jedoch das Manöver mit abgeschmackten Ersatzmitteln; und Unruhe machte sich bemerkbar. Selbstverständlich war es niemand gestattet, den Duce zu fragen, was er das Jahr zuvor gemeint hatte, als er am Jahrestag des Marsches nach Rom den Massen in einer Ansprache verhiess, man würde nächstes Jahr anderswo zusammenkommen, und, ohne den Ort zu nennen, unmissverständlich andeutete, es würde jenseits der Grenzen sein. Die Verheissung war in der Stille verblichen, und niemand brach die Stille. Nur Augusto Turati, Generalsekretär der Fascistischen Partei — später heimlich entlassen und unter der geheimen Beschuldigung ordnungswidrigen Verhaltens konfiniert — brachte die allgemeine Spannung zum Ausdruck, indem er öffentlich aufseufzte: „Ich wünschte, die Tage der Erwartung wären vorüber; ich wünschte, die Stunde der Tat hätte geschlagen!" Sein Nachfolger, ein Mann namens Giurati, erkannte so deutlich, wie sehr Zweifelsucht um sich gegriffen hatte, dass er versuchen musste, die Geister aufzurichten, indem er verkündete, ungeachtet aller Verzögerung sei, „solange der Duce an der Spitze seiner Legionen reite, das Imperium das Ziel". Der Duce selbst wehrte, als eine Dame ihn mit seiner von ihr verfassten Biographie beschenkte, worin sie aus ihm einen Plutarchischen Helden gemacht hatte, das Zuviel an Verherrlichung bescheiden ab und erklärte: „Ich habe keinen Krieg gewonnen."

Zu der Wachsamkeit Frankreichs und Englands, die an dem Fascismus in Italien Gefallen fanden, aber auch den Frieden in Europa zu erhalten wünschten — die den Kuchen zwar essen, aber auch behalten wollten — und zu der Maschinerie des Völkerbundes war mit dem Vertrag von Locarno noch eine starke Stütze des Friedens hinzugekommen. Der Vertrag wurde im Herbst 1925, kurz nach der Aufrichtung der Tyrannei in Italien, unterzeichnet. Da Frankreich und Deutschland, die Protagonisten der tausendjährigen europäischen Fehde, gegenseitig ihre Grenzen anerkannten, während England und Italien sich feierlich verpflichteten, mit all ihren Mitteln den Statusquo aufrechtzuerhalten, schien das Abkommen die Lage in Europa zu befestigen, indem es das Seil, worauf der Nationalismus zu tanzen pflegte, nachhaltig lockerte.

Es war der Triumph Briands, der vom „Geist von Locarno" mit einer Art mystischer Inbrunst sprach. Mussolinis Abgesandte, geführt von einem gewandten Juristen, der den Fascismus verachtete und ihm diente, begriffen während der Verhandlungen, oder man hatte ihnen begreiflich gemacht, dass ein Erfolg der Konferenz dem wahren Sinn des Fascismus ins Gesicht schlagen würde, beruht doch dieser auf der These, dass der Krieg im Wesen der Menschennatur gelegen, dass er ewig und göttlich ist. Sie taten, was sie konnten, den Pakt zu hintertreiben; es gelang ihnen nicht, und in elfter Stunde kam Mussolini, der es sich nicht leisten konnte, isoliert zu bleiben, von Rom herbeigestürzt, das Dokument zu unterzeichnen. Es sollte sein letzter Abstecher ins Ausland sein; die Haltung kleiner Volksansammlungen und der Zeitungsleute war nicht zu ermutigend gewesen, und er beschloss, Ausflüge aus seinem wohlbehüteten Wohnort bis zu dem Tage zu verschieben, an dem er, wie er einem jugendlichen fascistischen Sekretär vertraulich mitteilte, zu Pferd unter dem Triumphbogen in Paris einziehen würde.

Hier, in Locarno, redete er zu einem seiner Delegierten frei von der Leber weg. „Sie vergegenwärtigen sich nicht", sagte er mitten in einem Zornausbruch, „was all dies bedeutet. Dieser Vertrag hindert mich für zehn Jahre, Krieg zu führen." Diese Zahl schlug, von jenem Augenblick an, tiefe Wurzeln in seinem Gemüt, und oft in den folgenden Jahren — besonders wenn er vergnügt feststellte, dass der „Geist von Locarno" im Schwinden sei — wiederholte er öffentlich die Voraussage, dass die grosse Weltkrise zwischen 1935 und 1940 ausbrechen würde. Diese Weissagung wurde überall in der Welt zum Gemeinplatz. Und als das Jahr 1935 angebrochen war, als der Fünfjahrplan der Zerstörung seinen Anfang nahm, schien es überflüssig, Mussolinis Ruhmestiteln den der Sehergabe hinzuzufügen; ist es doch für einen Propheten ziemlich leicht, seinen eigenen Vorsatz und Willen zu prophezeien. Die Gründe, warum er diesen Zeitraum für die entscheidende Aktion ausersehen hatte, lagen zum Teil auf der Hand. Begreiflicherweise galten die Jahre zwischen 1935 und 1940 als die Zeit, in der Frankreich voraussichtlich am schwächsten sein würde, da es dann die von 1915 an in den Jahren des Krieges und der niedrigen Geburtsrate geborenen Kinder zum Militärdienst heranzuziehen hatte. Andere Motive blieben in das Dunkel von Mussolinis persönlichem Aberglauben gehüllt, mögen den Eingebungen des Handlesens, Kartenlegens und anderer Mysterien zuzuzählen sein.

Eine erbliche Anlage seiner Familie, in der selten, wenn überhaupt, das Alter von fünfzig Jahren erheblich überschritten wird, war ihm ein ständiges Menetekel, wie sehr er sich auch anstrengte, der Drohung durch strenge Diät und systematische Körperübungen zu begegnen und Rückfällen in überstandene Krankheiten mit tugendhafter Ausdauer vorzubeugen. Alles in allem schien es nicht widersinnig, die Lebensgrenze in die Jahre um das fünfundfünfzigste zu verlegen, wofern nicht früher eine Gelegenheit aus dem Schoss der Götter sprang; das dazwischen liegende Jahrzehnt war der Rüstungserhöhung, der Heranbildung einer kriegerischen Generation, der Zerreissung von Fesseln wie Locarno und Genf zu widmen. Hatte der Fuchs sein Werk getan, mochte der Löwe hervorspringen. Aufzeichnungen solcher Selbstgespräche sind gewiss nicht in die Kataloge öffentlicher Bibliotheken aufgenommen, und schwerlich wird diese Generation in einer Selbstbiographie oder in Zeugenberichten auf klare Beweise stossen. Aber Mussolinis Worte, Schriften, Taten von 1925 an ergeben einen einleuchtenden Indizienbeweis; und auffällig genug wurde das Datum für eine Weltausstellung in Rom, die mit der Zweitausendjahrfeier von Julius Cäsars Konsulat zusammenfallen soll, für 1941 festgesetzt, als sollte das verhängnisvolle Jahrfünft mit einer Verherrlichung des neuen Römischen Imperiums und, coram universo, mit Mussolinis Krönung zum neuen Karl dem Grossen abgeschlossen werden.

Ein Welteroberer und Weltzerstörer der Vergangenheit hat eine seltsam ähnliche Karriere durchlaufen — soweit die Karriere des Duce vor ihrem Abschluss, in der Zeit, da dies geschrieben wird, überblickt werden kann —: Attila, der Hunnenkönig. Von der Legende nur als menschenfressendes Ungeheuer, als eine Geissel Gottes geschildert, hatte er, wie die Geschichtsforschung wohl weiss, mehr vom Fuchs als vom Löwen an sich. Gehemmt durch eine fast peinliche Sorgfalt bei der Vorbereitung der diplomatischen Bedingungen, von denen er sich den grössten Nutzen für den entscheidenden Vorstoss zur Weltherrschaft versprach, wartete er bis zur Schwelle des Greisenalters, bevor er sich in die Zerstörung stürzte, die dann auch eine Selbstzerstörung wurde. Sicherlich verabscheut Mussolini, ein Sänger der Giovinezza, im Einklang mit seinen Haufen das Alter; eine frühere Gelegenheit wäre willkommen gewesen. Aber die Lehre von Korfu und andere Lehren, die ihr weniger offenkundig gefolgt waren, zügelten die Ungeduld. Er konnte sich nicht im Traum einfallen lassen, mit der fascistischen Armee und Flotte, den fascistischen Finanzen und Vor-

räten, mochte er sie selbst zu ihren höchsten Möglichkeiten gesteigert haben, die Westmächte herauszufordern, solange diese sich nicht voneinander getrennt hatten. Verständiger als sein Lehrer Machiavelli, der in seiner tragikomischen Vergötterung des Altertums die Verwendung der Artillerie im modernen Krieg geringschätzte, da es in den Kriegen Roms keine gegeben hatte, war er empfänglich für die Anregungen der futuristischen Kriegsvorstellung und spornte daher in Worten und Taten Italien an, „so viele Flugzeuge fliegen zu lassen, dass sie die Sonne verfinsterten." Aber dies brauchte Zeit, und war es auch erreicht, so konnte es dem Fascismus höchstens die Chance bieten, einen überraschenden Streich zu Beginn der Operationen oder fürchterliche Luftangriffe gegen die Bevölkerungen von Paris und London auszuführen, nicht aber ihm auf die Dauer gegen Frankreich und England durchhelfen. Das beste Auskunftsmittel für mehrere Jahre war, zu versuchen, ob nicht anderswo, unter anderen Kämpfern, ein Krieg anzuzetteln wäre, und sich dann mit Lust und Liebe in das Durcheinander zu mischen. Dies wurde gewissenhaft getan oder versucht. Waffen wurden schamlos nach Ungarn und sonstwohin geschmuggelt, wenn es sich zu lohnen schien; Verschwörungen wurden geschmiedet, Beamte bestochen, Zeitungen gekauft, wo immer sich eine Gelegenheit für Skandal, Tumult, Aufruhr bot; überall wurde schlummernde Feindschaft zwischen Rassen, Klassen, Gruppen aufgerührt, die Glut zu Flammen angefacht. Man konnte förmlich sehen, wie der Brandstifter auf der Suche nach Pulverfässern mit dem Zünder in der Hand durch die europäische Nacht streifte, um von der Feuersbrunst wenn schon nicht den lebendigen Adler, so doch das gebratene Ferkel des Imperiums heimzuholen. Aber nichts glückte, alles Pulver war nass.

Der Historiker Salvemini veröffentlichte 1932 ein Buch unter dem Titel „Mussolini als Diplomat". Mit gelehrter Gründlichkeit, gewürzt durch bitteren Witz, reihte er die auf dem internationalen Feld begangenen Fehler des Duce aneinander: ein erstaunliches Register. So weit jede der besonderen Bemühungen Mussolinis mit ihrem objektiven Ergebnis verglichen werden konnte, war Salveminis Resumé einwandfrei; nie zuvor ist ein machiavellistischer Staatsmann naiver vorgegangen. Andererseits war der Historiker, wie viele andere Antifascisten, durch vorgefasste Urteile über den Umfang von Mussolinis Persönlichkeit stark beeinflusst. Wohl sind diese Urteile in ihrer Art richtig; aber die Qualität von Mussolinis Geist und Charakter, wie entmutigend sie auch sein mag,

hat ihn nicht gehindert, einen zwar grässlichen, aber doch grossartigen Traum zu hegen: ein Missverhältnis, das gar nicht selten auch im Leben, keineswegs nur hinter den Mauern der Irrenhäuser beobachtet werden kann. Montaigne hat ausgesprochen, dass eine starke Einbildungskraft das Ereignis hervorrufe; und eine Bestätigung dieser Regel belohnte den unbeugsamen Glauben an das Böse, der Mussolini dazu verhalf, die eintönige Folge der Fehlschläge in den zehn Jahren nach Korfu zu überstehen. Es ist wahr, er hatte nicht einen einzigen Point angeschrieben; sogar Albanien, das armselige kleine Land jenseits der Adria, jetzt als Vasallenstaat praktisch unter seiner Herrschaft, bedeutete ihm nichts, solange er nicht dessen Küste als Brückenkopf für die Eroberung Jugoslaviens benützen oder wenigstens dessen Grenzpfähle in fascistischen Farben anstreichen durfte. Er hatte keinen Vogel in der Hand, aber die Friedenstaube war vom europäischen Himmel verscheucht, und dieser Erfolg glich alle Misserfolge aus.

Wieder war, nach den Tagen von Versailles, das Gleichgewicht zwischen den Mächten des Schreckens und der Vernunft, zwischen Zerstörung und Gesetz so empfindlich geworden, dass auch ein viel kleinerer Faktor als Italien entscheidend ins Gewicht gefallen wäre. Das Schwert des Fascismus, nein, die blossen Worte, der Atem des Fascismus, drückten auf die Waagschale. Vom Waffenstillstand 1918 bis Locarno und weiterhin hatte Europa das Gefühl gehabt, es schritte oder schleppte sich auf einem gefahrvollen, aber doch gangbaren Weg zum Frieden fort; keine Wolke drohte im Westen, die Angriffswelle des Bolschewismus war unter Stalins Kommando abgeebbt, und der gute Wille schimmerte durch die Ruinen zu beiden Seiten des Rheins. Jetzt, in einem unbestimmbaren Augenblick der letzten zwanziger Jahre, als der Nationalsozialismus noch nicht die Macht hatte und noch nicht einmal die Gewissheit, sie je zu erobern, wurde Europa gewahr, dass der Weg zum Frieden eine Sackgasse war. Nicht die nachweisbare Menge der Sprengstoffe, welche die von den meisten bisher niedrig eingeschätzte fascistische Diplomatie aufgehäuft hatte und trocken hielt, nicht die Wucht der Tatbestände hatten in der Hauptsache den Umschwung herbeigeführt, sondern der von Angst und Argwohn veränderte Geisteszustand der Welt. Da der Geist von Locarno sich verflüchtigte, nahm ein anderer Geist seine Stelle ein, und die Psychologie der Genesung wurde von der Psychologie des Rückfalls verdrängt. In den Gemütern zu beiden Seiten des Atlantischen Ozeans drehte sich die Spekulation über den nächsten Welt-

krieg von da an nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wann und Wie.

RÜCKSTÖSSE EINES AMERIKANISCHEN ERDBEBENS

Dieser wie gewöhnlich eher operativen als äusseren Notwendigkeiten entsprechende kriegerische Kurs ging in der Hauptsache auf das rastlose Treiben des Fascismus zurück, der die Rolle des Jago im europäischen Drama spielt. Mitlerweile reiften ausserhalb des Bereichs des Fascismus andere Geschehnisse, die, oft gar nicht von ihm erwartet, doch seinen Absichten dienten. Das bemerkenswerteste von allen war der Krach in Wall Street Ende 1929. Sicherlich waren die anschwellenden Nationalismen mit ihren Handelsschranken und zerrütteten Finanzen eine unter den vielen Ursachen dieses Krampfanfalles; einfacher mag er mit der allgemeinen Habgier und Furcht erklärt werden, oder vielleicht, wie eine neue Art Astrologie vorschlug, mit der Wirkung der Sonnenflecken, die sich den trüb flackernden Lichtern der zeitgenössischen Wirtschaft an die Seite stellten. Auf diesem Planeten jedoch, wo sich Übel zu Übel gesellt und alle Ursachen des Verderbens zusammenwirken, konnte das Unheil von Wall Street nicht verfehlen, den fascistischen Bemühungen einen unerwarteten Beitrag zu liefern. Dieser Beitrag war von mindestens zweifacher Art. Zunächst konnte die Tatsache, dass die Wirtschaftsdepression in Italien drei Jahre früher als unmittelbare Folge der offiziellen Finanz-, Militär- und Handelspolitik begonnen hatte, nicht einfach übergangen werden. Dem italienischen Volk wurde in diesem Punkt Verlust des Gedächtnisses anbefohlen; es musste seine eigene Not als Nachwirkung der amerikanischen Katastrophe und als die für die Torheit der individualistischen Wirtschaft und der materialistischen Demokratie über Schuldige und Unschuldige gleicherweise verhängte Strafe auslegen. Man ging noch weiter, indem man dem italienischen Volk beibrachte, dass es in dem allgemeinen Elend besser dran sei als jene unseligen liberalistischen Länder; und ein neuer Refrain wurde dem alten von den ,,pünktlich fahrenden Eisenbahnzügen" hinzugefügt. So wurde den Italienern, und nicht nur ihnen, ins Bewusstsein gegraben, dass es in Italien wenigstens keine ,,Brotschlangen" gebe, wie jene trübseligen Züge von Millionen Amerikanern zu entwürdigenden Almosenausteilungen genannt wurden. Hätte ihnen nicht der nationale, der heilige Egois-

mus zur Pflicht gemacht, sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten zu bekümmern, man hätte im fascistischen Italien daran gedacht, Komitees für Hilfsaktionen zugunsten Amerikas zu bilden; so innig war das Mitgefühl mit dem armen amerikanischen Volk.

Andererseits erschütterte das Erdbeben von Manhattan die Stützbalken der bestehenden Ordnung nah und fern, wozu neben seinen realen wirtschaftlichen Auswirkungen die Erkenntnis, dass in dieser chaotischen Welt nicht einmal der legendäre Felsen des amerikanischen Reichtums feststand, das ihre beitrug. Die demokratische Idee hatte sich in ihrer sichersten Heimstätte, ihrem bestausgerüsteten Laboratorium, wo jahrhundertelang mit ihr experimentiert worden war, als unfähig erwiesen, mit den Problemen fertig zu werden, die ihr aus einem Kriegs- und Maschinenzeitalter entgegentraten; sie war offenbar bankrott. So wenigstens folgerte eine hastige Phantasie. Nun wurden in vielen Ländern grosse Volksteile von Not oder Panik oder beiden gepackt; während das Proletariat mit seiner üblichen Schwerfälligkeit und eine Anzahl berufsmässiger Dozenten mit ihrer üblichen Wirkungslosigkeit an der einen oder anderen Art roten Allheilmittels festhielten, öffneten viele in den oberen und unteren Schichten der Bourgeoisie ihre Fenster dem Wind, der aus dem schwarzen Italien blies. Unbestreitbar war etwas daran, was Mussolini und seine Lautsprecher in die Welt posaunten. Arbeitslosigkeit gab es in Italien entweder nicht oder sie war unsichtbar (ebenso wie die Bettelei), und die Geldschränke schienen sicher. Sollten sich Vermögensentziehung und Tod auf die Dauer auch unter dem fascistischen Staatskapitalismus als unvermeidlich erweisen, so entsprach es doch gewiss nicht am wenigsten der menschlichen Natur, einen langsamen Tod dem plötzlichen Ende vorzuziehen, und Friede und Ordnung, wie die Italiener sie hatten, sind es, die das Leben erträglich machen. So standen vom Zusammenbruch des New Yorker Marktes an, als wäre ein Damm eingestürzt, weite und bis dahin gut gesicherte Gebiete dem Eindringen des Fascismus offen, und die fascistische Idee, nicht die fascistische Heeresmacht, überflutete die Welt.

Das unter dem Einfluss dieser Stimmungen und am Vorabend ihrer Reife zu vollentwickelten Geschehnissen verfasste, wenn auch erst 1932 gedruckte Fascistische Manifest Mussolinis enthielt mindestens zwei Wahrheiten. Die eine ist im ersten Teil, Paragraph 5, zu finden: „Der Fascismus ist eine religiöse Konzeption . . Ausser einem Regierungssystem ist der Fascismus auch, und vor

allem, ein System des Denkens." Das besagte, deutlicher ausgedrückt, dass der Fascismus in seinem Heimatland Italien nichts als eine gedankliche Konstruktion war, ein von keinerlei historischer Notwendigkeit bestimmtes willkürliches Gebilde, und dass die zufällig auf der Unordnung wuchernden wirtschaftlichen und anderen Interessen weit eher parasitäre Auswüchse als wirkende Ursachen des Verderbens waren. Der Schlussatz des zweiten Teiles brachte eine zweite glaubwürdige Aussage: „Der Fascismus hat die Universalität aller Lehren, die, wenn verwirklicht, treibende Kräfte in der Geschichte des menschlichen Geistes darstellen." Auch das war wahr; aber sobald das italienische Bild universale Ausmasse annahm, sah es anders aus. In Italien war das Streben nach Vorherrschaft und Gewalt und der vom römischen Mythos befeuerte Aufstand eines Minderwertigkeitskomplexes das Wesen der Sache, und wirtschaftliche Interessen waren nur ihre erborgte Maske. Auf der weiteren Weltbühne aber trat der Fascismus — ein Bastard des italienischen Fascismus und der Weltwirtschaftskrise — zumeist als Wirtschaftsprogramm in selbstbewusster Nacktheit mit einigem nationalistischen, rassischen, heroischen Federschmuck auf. Hier wurde die marxistische Geschichtsauffassung, wenn auch nicht so weit, dass alle anderen auszuschliessen waren, wieder benutzbar. Gewiss hatte kein marxistischer Prophet je irgendetwas dem Fascismus Ähnliches vorausgesehen; aber als der Weltfascismus aufging, entsprach die Abgrenzung der Klassen genau dem Schema des historischen Materialismus, wie sie dem einer geläufigeren Denkweise entsprach. Die Plutokratie, eine von Habgier und Furcht beherrschte Klasse, ergriff mit den Überresten der Aristokratie, einer heute von Furcht allein beherrschten Klasse, die Führung. Das Kleinbürgertum lieferte das Heer der stellenlosen Stehkragenproletarier und der am Rand der Stellenlosigkeit stehenden Angestellten: eine von Not und Furcht beherrschte Klasse, ganz und gar unfähig, von etwas anderem Sicherheit zu erhoffen als von einem Leviathan, der alle Bürger packte und im Staatsdienst, Verwaltung und Heer, unterbrachte. Mittelstand und geistige Oberschicht, zwischen die Zangen der höheren und der niedrigeren Bourgeoisie eingeklemmt, waren offensichtlich zu Einflusslosigkeit und Unterwerfung verurteilt. Restloses Aufgehen in der Namenlosigkeit marschierender Heere war das dem Proletariat vorbehaltene Schicksal. Solche Symmetrie der Klassenordnung zeichnete sich skizzenhaft in den sekundären, wirtschaftlichen Erscheinungsformen des italienischen Fascismus

ab. Eine von dem amerikanischen Soziologen Harold Lasswell angestellte Untersuchung enthüllte, dass die hohen Regierungsstellen unter dem Duce, selber einem Kleinbürger, zu einem auffallend hohen Prozentsatz mit Angehörigen des niedrigeren Bürgertums, der Plutokratie und des an dieser schmarotzenden Schwarms entwurzelter Aristokraten besetzt sind. Sie enthüllte auch, dass unter den vielerlei Fertigkeiten, die für die Kunst des Regierens vorbereiten, die „Propaganda" (ein Synonym für tiefstehende Literatur und Journalistik) einen hervorragenden Platz einnimmt, ferner eine Anzahl anderer Fertigkeiten, wie die im „Zeremoniell" oder im „Schieben", beide in verschiedenen Formen der Kriminalistik wohlbekannt.

In der schrecklichen Not der Krisenzeit versetzten Millionen ihren guten Rock und gingen in Hemdärmeln aus. Graue, braune, blaue, grüne, khaki-, gold- und silberfarbene Hemden hatten ihren Platz unter der Sonne: eine überraschende Farbenzerstreuung des italienischen Schwarz, in das Garibaldis ursprüngliches revolutionäres Rothemd umgefärbt worden war. Überall ergossen sich, zumal am Sonntagmittag, Nazis, Francisten, Phalangisten, Rexisten, oder welche Resonanz sonst die Vokale und Konsonanten des italienischen Wortes Fascismus in Geistern mit bescheidener Erfindungsgabe erzeugten, in die Strassen und gaben durch den Marschtritt ihrer Füsse kund, welchem Stammesgott sie huldigten. So erlebte Frankreich unter dem Einfluss weisshaariger Tartarins wie Maurras und Daudet, die zwar nicht in ihrem Vaterland, wohl aber in Italien als Propheten geehrt wurden, deren Freudentag, den 6. Februar 1934, als im Zusammenhang mit der Stavisky-Affäre alles, was in den hundertfünfzig Jahren seit der Revolution getan worden war, zu zerfallen und die Bastille wieder aufzustehen schien. So hatte England seine Mosleys, Amerika seine Schwarzen Legionen, seine Demagogen des totalitären Staates, seine Diktatoren in den Südstaaten, und sogar einen wenngleich parodistischen Marsch auf Washington. Selbst in Russland war, wenn Stalin recht hat, trotzkistischer Groll vermischt mit fascistischem Verrat am Werk, während, wie alle anderen behaupten, deutliche Zusätze von beinahe-fascistischem autokratischem Nationalismus sich mit dem, was vom marxistischen Sozialismus im russischen Staat noch übriggeblieben war, verschmolzen.

Kleinere Länder vom Baltikum bis zu den südlichen Meeren verfielen, soweit sie nicht von einer gefestigten Tradition des kulturellen Lebens und der Selbstregierung oder von den Wällen eines

sichergefügten Wohlstandes geschützt wurden, gelegentlich der Ansteckung. Stärkere Organismen jedoch widerstanden ihr, wie heftig sie auch geschüttelt wurden. Volle drei Jahre nach Ausbruch der Krise fühlten sich unentwegte Optimisten noch immer berechtigt, zu glauben, die Ausbreitung des Fascismus in der Welt sei eher eine Modetorheit oder Spielerei mit Geschrei, Ritualen, Abzeichen, Hemden — und, zugegeben, auch mit Faustschlägen und verirrten Kugeln — als eine wirkliche Eroberung. Die Krankheit, bis zum Frühjahr 1929 in ihrem malerischen italienischen Lazarett konfiniert, hatte die Grenzen ihres Ursprungsgebiets nur in gemilderter oder sporadischer Form überschritten. Wohl hatte, zwischen 1929 und 1931, der römische Fascismus die Römische Kirche erobert, die Schwarzhemden um die schwarzen Kutten vermehrt und diese in den Dienst jener gestellt (oder auch umgekehrt, je nachdem die Wünsche des Papstes und des Duce übereinstimmten oder auseinandergingen). Aber auch die Kirche war römisch — eine Sekte unter anderen Sekten, wenn auch die grösste von allen — und von Einfluss nur dort, wo der Zauber des alten Römischen Imperiums unter einer Art religiöser Zucht fortwirkte. Noch hatte der Katholizismus des Fascismus sich nicht zu einer Katholizität erweitert; und der entschlossene Optimist mochte denken, dass die schwarze Flut, so stark sie auch nach dem Beben in der Weltwirtschaft angeschwollen war, vielleicht die Welt bespritzen, nicht aber dass sie irgend eines ihrer führenden Länder überschwemmen würde. Schon 1930 hatte Mussolini verkündet: „Entweder wir oder sie! Entweder ihre Ideen oder unsere! Entweder unser Staat oder ihrer!" Das klang überheblich. Der zwei Jahre später folgende Satz von der Universalität des Fascismus durfte, ungeachtet dessen, was sich mittlerweile im Fernen Osten zugetragen hatte, immer noch eher im Bereich des Gedanklichen als auf dem Boden greifbarer Ergebnisse Glauben beanspruchen.

DEUTSCHLAND SCHLIESST SICH AN

Japan war das Land, das 1931 als erstes die Wendung vollzog. Aber der reaktionäre Staatsstreich — sofern dies das richtige Wort für das Ereignis ist — passte sich, was auch für Anregungen aus dem italienischen Beispiel geschöpft worden sein mochten, hier dem Vorbild des altjapanischen Militarismus an. Weder damals noch in den folgenden Jahren ging in Tokio die Tyrannei so weit, die parlamentarische Opposition und die Freiheit der Presse ganz

zu vernichten. Die Besetzung der Mandschurei und das Vordringen in China waren theoretisch Wasser auf die Mühle der fascistischen Theorie; das gleiche gilt für den Austritt Japans aus dem Völkerbund. Aber die Legalität, wo nicht die Gültigkeit der Gesetze, wurde in den späteren Phasen dieser Entwicklung bis zu einem gewissen Grade respektiert, und das Durcheinander im Fernen Osten schien, so vielversprechend es sich anliess, zu entfernt und von dem passiven Widerstand Russlands und der Westmächte zu gut eingedämmt, als dass es hätte nach Europa übergreifen können. Wiederholt versuchte Mussolini auf die eine oder andere Art, Japan als Gelegenheit für den ersehnten Weltkrieg zu benützen. Ein guter Schüler Wilhelms II. — und nicht nur, soweit dessen Vorliebe für Uniformen und Marinemützen oder dessen Ausbrüche sinaitischer Beredsamkeit in Frage kommen — schwenkte er die Parole von der „Gelben Gefahr" und trat als Anwärter auf die Führerschaft in dem Kampf der weissen Zivilisation gegen den Osten auf. Aber kaum aufgestiegen, schrumpften die Versuchsballons ein, und niemand beachtete ihn, ausgenommen vielleicht in gewissen Augenblicken vorübergehender Nervosität Japan selbst. Diese Nervosität wich übrigens leicht einem begreiflichen Gefühl der Schätzung, das die Unruhestifter, die schwarzen wie die gelben, füreinander hegten. Jedenfalls war das asiatische Chaos von geringem Nutzen, und nichts Entscheidendes ereignete sich, bevor nicht im Januar 1933 der Nazismus Deutschland eroberte. Dies nun war ein grosses Ereignis.

Vergleicht man die Entwicklung des Nationalsozialismus in den ersten vier, fünf Jahren der Macht mit der Geschichte des italienischen Fascismus in der gleichen Zeitspanne: nämlich die Taten des Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1937 mit den Taten des Fascismus zwischen 1922 und 1927, so stösst man neben einer Reihe von Übereinstimmungen auf eine Reihe von Verschiedenheiten. Ganz allgemein bekannt ist der Unterschied zwischen der systematischen Verfolgung der Juden in Deutschland und dem vielseitigen, aber im ganzen unvergleichlich milderen Verhalten des Fascismus gegen die jüdische Minderheit in Italien. Dass dieser Unterschied jedoch bloss zufällig und auf äussere Umstände, unter anderen auf den unbedeutenden Anteil der Juden an der Bevölkerung Italiens — ungefähr ein Jude auf tausend Italiener — zurückzuführen ist, wurde ausreichend dargetan. Hitler hat in seiner persönlichen Bibel „Mein Kampf" eine scharfsichtige Bemerkung über den stillschweigenden Antisemitismus der Politik Mussolinis

untergebracht und ihn darum gerühmt. Sooft der italienische Fascismus einer konkreten Rassenfrage gegenüberstand, war seine Rassenpolitik mindestens so erbarmungslos wie die Hitlers; die Ausrottung der Araber in Libyen unter General Grazianis Gouverneurschaft ergibt eine erregendere Seite der Geschichte als manche Pogrome oder Konzentrationslager; und sobald Äthiopien erobert war, unterdrückte eine abschreckende Gesetzgebung jeglichen Verkehr der weissen Eroberer mit eingeborenen Frauen, als wäre er eine verbrecherische Missetat.

Die wahren Unterschiede liegen anderswo. Vor allem unterscheidet sich Hitler von Mussolini, dem er mit seinem sozialen, kleinbürgerlichen Hintergrund und in mancher anderen Hinsicht so sehr gleicht, durch die sture Konsequentheit seiner Haltung. Mehrere Jahre jünger als sein lateinisches Vorbild, war er von den Versuchungen und Irrtümern der Mentalität des neunzehnten Jahrhunderts verschont geblieben; ganz und gar von soldatischer Umwelt und Krieg modelliert, hatte er praktisch genommen sein Leben lang einzig an Nationalismus und Imperialismus geglaubt; sichere Gestade, an denen er, unter Vermeidung von Irrfahrten wie die Mussolinis durch Sozialismus und Anarchismus, geradeswegs landen konnte. Dies besagt ebensoviel wie dass der italienische Diktator ein Abenteurer in der Rüstung einer entlehnten Ideologie, während der deutsche ein Fanatiker ist, und es zeigt an, was für Schlüsse auf künftiges Verhalten aus solcher Verschiedenheit der Charaktere gezogen werden können.

Ein weiterer Unterschied tritt zutage, wenn die Intensität der Tyrannei in den beiden Ländern ins Auge gefasst wird. Selbstaufopferung auf Seiten der Verschwörer und der freiwilligen Emigranten war in Deutschland seltener wahrzunehmen als in Italien; aber der passive Widerstand der öffentlichen Meinung erwies sich als wirksamer bei einer Nation, die zu erheblichen Teilen geistige Freiheit und ketzerischen Mystizismus vom Protestantismus oder von Lehrmeistern wie Kant und Goethe eingesogen hatte. Im fünften Jahr des Nationalsozialismus war es einer deutschen Zeitung noch möglich, wenn schon nicht ihre Meinungen, so doch wenigstens Letternart und Wortlaut ihrer Titelzeilen zu wählen; es war einer Berliner Hörerschaft möglich, einem liberalen Orchesterdirigenten wie rasend zu applaudieren und dabei die Anwesenheit der herrschenden Dreiheit Hitler Göring Göbbels in der Majestät ihrer Loge unbeachtet zu lassen; und katholische und protestantische Führer durften in ihrem Widerstand gegen die

Religionspolitik des Regimes so weit gehen, den wütenden Kampf einen Zweikampf „zwischen Christus und Satan" zu nennen. Ausschreitungen dieser und jeder anderen Art waren in Italien bereits im dritten Jahr nach dem Marsch auf Rom einfach unvorstellbar geworden. Die Abwesenheit eines König-Kaisers und eines Papstes liess die Macht Hitlers absoluter erscheinen als die seines römischen Vorläufers. Aber das war blosser Schein; höchstens im offiziellen Verzeichnis des Gothaer Almanachs rangierte Hitler als Staatsoberhaupt vor Mussolini, der dem Namen nach nur Regierungschef ist. In der Welt der Wirklichkeit hatten König und Papst in Rom nicht ein Wort dazu oder dagegen zu sagen, was Mussolini sagte oder plante; alle vollziehende Gewalt war ohne weitere Förmlichkeiten vom Duce auf die eigenen Schultern geladen worden. Hitler hingegen hatte noch im fünften Jahr nicht nur mit den zwei anderen Personen der nationalsozialistischen Dreifaltigkeit, sondern auch mit Grössen wie der Reichsbank, in der Person Schachts, und der Armee, in der Person Blombergs, zu rechnen; eine gewisse kleine Menge Freiheit sickerte ins Land, wie das schon so ist, wenn sich mehrere in die Tyrannis teilen. Die Blutsäuberung und die Konzentrationslager in Deutschland hatten das Privileg, unter den unbarmherzigen Scheinwerfern der jüdischen Propaganda und der westlichen Demokratien zu stehen, die sich darüber entsetzten, dass die zum Hochadel der Nationen gehörenden nördlichen Vettern in solch peinliche Lage geraten waren. Aber alldies war nicht schlimmer und nicht besser als die in nebliger Ferne verschwimmenden italienischen Inseln, als die Tags darauf vergessenen Morde von Florenz und Turin; eine Abweichung gab es nur darin, dass Hitler, beherzter oder vielleicht klüger, bei den Münchener Hinrichtungen persönlich zugegen zu sein gewünscht hatte. Diese Betrachtungen sind nicht als Lobrede auf den Nazismus gemeint; eine Rangordnung des Schwarzen und Schwärzeren aufzustellen und abgestufte Sittennoten auszuteilen, wäre ebenso unsinnig wie aufreizend. Gemeint ist nur, dass ausser Rassen- und Gruppeninteressen oder phantasievollen Vorurteilen nichts die landläufige Auffassung rechtfertigt, wonach der Nationalsozialismus eine weit schauerlichere Ungeheuerlichkeit sei als der Fascismus; man denke nur an das unterschiedliche Verhalten eines Staatsmannes wie des Bürgermeisters La Guardia, der Hitler Peitschenhiebe ins Gesicht versetzte und den fascistenfreundlichen Veranstaltungen in der Stadt New York mit freundlicher Miene Ehren erwies. Zumindest bis 1937 stand die Totalität der italieni-

schen Tyrannei, sowohl der Dummheit wie dem wilden Rasen nach, aus denen sie sich zusammensetzt, ohne Parallele in Vergangenheit und Gegenwart da; und immer noch lag das Steuer des menschlichen Rückschritts in der Hand des römischen Steuermanns, obwohl sich die Bewegung für beinahe fünf Jahre auf ein grösseres Rad übertragen hatte.

Das Missverhältnis zwischen Deutschland und Italien, das heisst zwischen den Kräften, über die die beiden Diktaturmaschinen verfügen, ist von der öffentlichen Meinung gewöhnlich übertrieben worden, aber es ist keineswegs wesentlich. Nicht nur sind die Deutschen zahlreicher, nicht nur besetzen sie ein Gebiet, das von Natur aus reicher an Hilfsquellen und der britischen Seeherrschaft weniger ausgesetzt ist; sie haben auch eine im Durchschnitt etwas höhere Intelligenz und technische Begabung und eine unvergleichlich stärker gefestigte militärische Tradition. Zu diesen beständigen Vorteilen erwuchs eine für Deutschland günstige moralische Situation aus dem Versailler Vertrag, gegen dessen verletzende Überreste der Nationalsozialismus mit der berechtigten Zuversicht Sturm laufen konnte, dass der Widerstand der Westmächte von verschiedenen Seiten her gelähmt werden würde: zunächst durch die Absonderung Italiens und die Gleichgültigkeit Amerikas, sodann durch das Schuldbewusstsein Frankreichs und Englands selbst, schliesslich und endlich durch den ganz allgemein längst feststehenden Entschluss, den Vertrag von Versailles auf irgendeine Art im Papierkorb verschwinden zu lassen. Die Lage Mussolinis schien, auch aus dem moralischen Winkel gesehen, schwächer. Da weder er noch viele andere in der weiten Welt im Ernst Italien für ein Opfer der Friedensverträge hielten, trugen seine diplomatischen und militärischen Züge deutlich das Gepräge von Raubzügen und wurden auch lange Zeit hindurch als solche abgewehrt. Diese Bemerkungen erklären den Unterschied der Erfolge auf dem Feld des internationalen Wettbewerbs, die beiden Zweigen des Fascismus als das Höchste galten. Während Mussolini in den ersten fünf Jahren seiner Herrschaft nicht imstande gewesen war, irgendetwas für sich zu buchen ausser der Demütigung von Korfu, hatte Hitler mit allen seinen Aktionen Erfolg. So konnte sich der deutsche Diktator in seiner Frühzeit das Vergnügen gönnen, den Schlag, den Japan ein paar Monate zuvor dem Völkerbund versetzt hatte, auch selbst zu führen; im Oktober 1933 warf er die Genfer Türe zu: ein Luxus, der für Mussolini nicht und nicht aufhören wollte, an saure Trauben zu erinnern.

Von diesen und anderen Scheidelinien abgesehen, die die Geschichte und die nie, auch nicht bei Zwillingen, müssig das Gleiche hervorbringende Natur zwischen den beiden Erscheinungen gezogen hatten, war der Nationalsozialismus eine getreue Nachbildung des Fascismus in grösserem Masstab. Er echote das Wort, er übertrug den Römischen Gruss ins vollblütig Germanische, er eignete sich die Kunstgriffe der Propagandamaschinerie an, er ahmte mit ehrfürchtiger Gewissenhaftigkeit die Einrichtungen und Gesetze des Fascismus nach. Die deutschen Untertanen, nicht faul, übersetzten ihrerseits eine entsprechende Auslese antifascistischer italienischer Witze in antinazistisches Flüsterdeutsch. Gewiss, der vom Dampfwalzenstaat vorwärtsgeschobene Totalitarismus war schon etwa zwei Jahre vor der Erfindung des Fascismus ein Wesenszug des Leninschen Russland gewesen, von dem der Fascismus seine Lektion gelernt hatte. Warum dann aber nicht auch von Robespierres Frankreich oder Cromwells England? Beide sind doch gleichfalls ziemlich totalitär gewesen. Die Originalität des Fascismus bestand darin, dass er die Methoden der Linksrevolutionen und die Technik des Maschinenzeitalters den Zwecken eines reaktionären Umsturzes dienstbar gemacht und dass er den Machtbegriff an die Stelle des Rechtsbegriffes gesetzt hatte. Das ist der Punkt, worin der italienische Fascismus Vorbild und der deutsche Nationalsozialismus Nachahmung war.

Die Frage, warum und wie es geschah, lässt sich, ganz abgesehen von den Elementen, die in jedem Fall der Analyse dauernd widerstehen, solange nicht beantworten, als die heutzutage geltenden Systeme der Geschichtsdeutung nicht durch ein umfassenderes ersetzt worden sind. Zweifellos waren politische Unruhe und wirtschaftliche Zerrüttung als wirkende Antriebe in weit höherem Masse an dem deutschen Umsturz beteiligt als an dem italienischen. Die Erbitterung grosser Teile der herrschenden deutschen Klassen gegen den Versailler Vertrag war, im Gegensatz zu der nur künstlichen italienischen Aufregung über den vorgegebenen Verlust Dalmatiens, durchaus echt. Dazu kam, dass die Rückwirkungen der Weltwirtschaftskrise schwer an der auf nicht allzu festen Füssen stehenden deutschen Wirtschaft gerüttelt hatten und dass die Kommunistische Partei überaus geräuschvoll geworden war. Höchstwahrscheinlich hätten jedoch alldiese Motive wenig zu bedeuten gehabt, wäre nicht aus einem anderen Teil der Volksseele ein Funke aufgeflogen, der die Masse entzündete.

Es ist im Laufe dieser Erzählung ausreichend betont worden,

dass kein Einwand gegen die materialistische Geschichtsauffassung erhoben werden soll, vorausgesetzt dass sie innerhalb ihres umschriebenen Geltungsbereiches angewendet wird, als Methode nämlich, in zulänglicher Weise den unzulänglichen Abschnitt einer weit umfangreicheren Wirklichkeit zu beleuchten. Das Gleiche mag über die von Freud und seiner Schule ausgearbeitete Psychoanalyse gesagt sein, das zweite wirksame Werkzeug, das die zeitgenössische Wissenschaft einer tiefer dringenden Erforschung des individuellen und kollektiven Verhaltens beigesteuert hat. An Forschung und Klatsch, wonach Hitler und Mussolini, samt einem ausgewählten Teil ihrer Gehilfen, Psychopathen wären, ist kein Mangel; nichtsdestoweniger ist die Behauptung in dieser Erzählung übersehen worden, und zwar nicht so sehr wegen ihres vagen Charakters, als weil sie nicht den Kern der Sache trifft. Nämlich, wie es denn, selbst wenn die in den Freudschen Beichtkammern abgeleiteten Schlussfolgerungen zwingend wären, zu erklären ist, dass diese beiden Psychopathen ihre Nationen fortreissen und die Welt erschüttern konnten. Auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet liegt eine Hilfe für das Verständnis, wenngleich eine beschränkte Hilfe, in dem Hinweis darauf, wie aufgebracht ganz Deutschland nach Versailles war, wie sehr der Sturm in Wall Street das deutsche Kleinbürgertum um seinen Halt gebracht, wie sehr er die deutschen Plutokraten in Schrecken versetzt hatte. Eine beschränkte Hilfe, solange nicht bewiesen werden kann, dass Vorgänge dieser Art regelmässig auch anderswo gleichartige Wirkungen erzeugen und erzeugt haben; was beweisen zu wollen, gewiss ein hoffnungsloses Unternehmen wäre. Machte wirtschaftliche Unruhe den entscheidenden Faktor des Fascismus aus, so war sein natürlicher Ort Amerika nach dem Oktober 1929. Wäre militärische Niederlage sein grundlegendes Element, so war sein natürlicher Ort Russland im Jahre 1917. Wenn man annimmt, dass militärischer und politischer Zusammenbruch mit hinzugetretenem Wirtschaftskollaps die günstigsten Umstände für den Fascismus abgeben, so war sein natürlicher Geburtsort Deutschland im Jahre 1919 oder unmittelbar nachher, als die hoch industrialisierte, sozial zerklüftete, zwischen dem äusseren Unheil und dem inneren Ruin gefangene Nation die von der marxistischen Theorie für den entscheidenden Klassenkampf festgesetzten Bedingungen mehr als erfüllte. Aber die Götter hatten anders beschlossen, und der Fascismus, der unvoraussagbare, spross unter allen Ländern gerade in Italien aus dem Boden. In Deutschland lag der Samen volle

vierzehn Jahre begraben, und als er schliesslich die Scholle durchbrach, durfte man zwar die Nachwehen der Weltwirtschaftskrise für das erstaunliche Ereignis verantwortlich machen, aber man musste sich dabei sagen, dass die Folgen der Krise keineswegs den Vergleich mit den Schrecken der Inflation kurz nach Kriegsende aushielten. Zwar gab es noch ein paar sichtbare Überreste dessen, was einst das Bollwerk des Versailler Vertrags gewesen war, aber auch sie waren in rapidem Schwinden begriffen, und kein vernünftiger Mensch in Deutschland oder sonstwo hegte den leisesten Zweifel, dass Deutschland, mit Hilfe Stresemanns oder Brünings, eines Marschalls oder eines Tribunen, auch sie in kürzester Zeit auf irgendeine Art wegräumen würde.

Was die Götter für die Zukunft vorrätig halten, weiss niemand genau; der Unterschied zwischen den Naturwissenschaften, die sich mit den Gesetzen der Materie, und den Gesellschaftswissenschaften, die sich mit den Schöpfungen der Seele befassen, begründet ausreichend, warum Revolutionen und Kriege nicht so zuverlässig vorausgesagt werden können wie Gezeiten und Sonnenfinsternisse. Die Vergangenheit jedoch, und warum die Götter lieber den einen Weg als den anderen gewählt haben, ist bis zu einem gewissen Grad erkennbar, und so mögen aus der Betrachtung der Vergangenheit, wofern sie nicht zwischen allzu enge Scheuklappen gezwängt ist, sogar gewisse spärliche Fingerzeige für das Wissen um die Zukunft gewonnen werden. Der Panökonomismus und der Pansexualismus unserer Zeit bedürfen sorgfältiger Zurechtstutzung; statt ihren Übertreibungen Glauben zu schenken, soll man tiefsinnige Fragen an einen anderen unter den vielen Wohnsitzen der Götter adressieren. Dieser Wohnsitz, zu beherrschend gelegen, als dass man ihn übersehen könnte, ist jene Kammer der Seele, wo die Menschen die Schablonen ihres Vorstellungslebens verwahrt halten, wo sich längs der Geleise einer hergebrachten Erziehung aus individuellen und kollektiven Wünschen Mythen formen, von wo, ob nun den Menschen bewusst oder nicht, ihr Wille und ihr Schicksal gesteuert werden. Auch die Vorstellungen sollten, nicht weniger als die anderen Schöpfungen der Seele, unter der Aufsicht der Vernunft und des Willens stehen. Und darum sollte die Zwangsläufigkeit oder der Determinismus der Geschichte, aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, als Ausmündung der Willensfreiheit in die Realität erscheinen.

Aber die letzten Eroberungen dieser Freiheit sind wenigen aussergewöhnlichen Menschen vorbehalten, den Heroen, denen es

schliesslich gelingt, den Ruf der Mütter zu beschwichtigen und Brücken als das zu benützen, als was Brücken benützt werden sollten; als Übergänge zu anderen Ufern. Die Gruppen und Massen sind konservativ bis zum Starrsinn, und die Toten sind mächtig. Es hat Jahrzehnte der Experimente und Revolutionen gebraucht, ehe England sich selbst ein unfertiges Gesetz des modernen Lebens geben konnte, das nicht ganz und gar an den Richtmassen einer missverstandenen Vorzeit haftete; und Frankreich, ein modernes Frankreich, ist erst im Entstehen.

Die Landkarte Europas, wie sie von der religiösen Umwälzung der Renaissance geformt worden ist, bietet ein schlagendes Beispiel für die hartnäckige Fortdauer der Vorstellungs- und Erziehungsschablonen. Es ist allgemein bekannt, dass die Länder, die nicht unter der Herrschaft Roms gestanden hatten, dem Protestantismus anheimfielen, während die Gebiete des alten, zehn Jahrhunderte zuvor untergegangenen Weströmischen Reichs der Römischen Kirche verblieben. Gewiss verliefen die Reaktionen nicht mit so strenger Genauigkeit wie im chemischen Laboratorium, aber sie näherten sich ihr doch bis zu einem verblüffend hohen Grad. England, das weder ganz römisch noch ganz barbarisch gewesen war, brachte in seiner nationalen Kirche eine überraschende Legierung hervor, worin die protestantischen und die katholischen Bestandteile ziemlich in dem gleichen Verhältnis gemischt waren wie die nördlichen und die lateinischen Zellen im Körper seiner Sprache.

Eine ähnliche Verteilung der mit spezifischen Anziehungskräften ausgestatteten magnetischen Felder zeigt die Landkarte Europas während der Umwälzung, deren Zeugen wir sind. Der Fascismus entstand und siegte in den Ländern Italien und Deutschland, wo die Tradition des Römischen Weltreiches die tiefsten und dauerhaftesten Wurzeln geschlagen hatte. Der Herzenstraum des Nationalsozialismus ist das mittelalterliche Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Als politische Macht bestand dieses Reich, vom Ansturm eines neuen Lebens mehr oder minder geschwächt, an die tausend Jahre lang; als nominelle Macht hörte es erst 1806 auf zu sein; als Mythos hat es nie aufgehört, die Seelen zu bewegen. Der Tod dieses plumpen Riesen war, gemessen an dem Tempo der Geschichte, vor so kurzer Zeit eingetreten, dass seine künstliche Wiederbelebung wohl versucht werden konnte. Der Nationalsozialismus versuchte sie; oder, mit deutschen Worten, der Nationalsozialismus weckte den im Kyffhäuser schlafenden

Kaiser Friedrich Barbarossa auf, denn er war nie gestorben.

Der Geist des Römischen Reiches — ob italienisch im Denken der italienischen Propheten und Gelehrten, ob deutsch im Handeln der deutschen Kriegsherren von Karl dem Grossen bis zu den Ottonen und von den Hohenstaufen bis zu den Habsburgern — stand immer in enger Verbindung wenn auch nicht mit dem Geist des Christentums, so wenigstens mit der halbchristlichen Lehre und Zucht der Römischen Kirche. Die Streitigkeiten zwischen Reich und Kirche blieben, so zahllos sie waren, äusserliche Episoden; das Einverständnis zwischen ihnen, wie oft auch durch unvereinbare Bestrebungen getrübt, war innerlich. Verfährt man mit der Persönlichkeit Mussolinis, wie Palimpseste und übermalte Gemälde von Sachverständigen behandelt werden, so verschwinden schliesslich die bewussten, aber zufälligen Oberschichten von moderner Kultur, Machiavelli und Nietzsche, Sozialismus und Anarchismus, und zum Vorschein kommt der Römer aus der Romagna, der letzte Spross einer ungebrochenen Geschlechterfolge päpstlicher Untertanen. Ähnlich ist es der in einer Umwelt von Kaiserhof, Jesuitismus, Inquisition und Barock aufgezogene österreichische Novize niedriger Herkunft, der es in der Person Hitlers, des Österreichers, der Deutschland aufs neue eroberte, zu etwas gebracht hat; und die arische und heidnische Aufmachung, die er sich aus irgendeinem unbewachten Ankleidezimmer der Wagner-Oper geholt hat, wird unter den Sonnenstrahlen der Geschichte von seinem verblüffenden Haupt wegschmelzen, wofern die Sonne lang genug auf dieses Haupt scheinen wird.

So war und ist es der doppelköpfige Minotaurus der alten kaiserlichen Glorie und der halbchristlichen Mythologie, dem Dante selbst unglücklicherweise einen Platz in seinem schönen Tempel des zu neuem Leben erwachten Menschen einräumte; es war und ist dieses menschenfressende Ungeheuer, das sich immer wieder der Vertreibung widersetzte, das Millionen Opfer forderte und noch fordert. Übrigens waren seit der Offenbarung Johannis der Kaiser als Antichrist und die Kirche als Babylon unmissverständlich angekündigt. Im Lichte der Vorgänge zwischen 1929 und 1933 ist der fascistisch-nationalsozialistische Staat — und er strebt auch immer mehr, es zu scheinen — die politische Verkörperung der Kirche im Geiste ihrer zweiten Gegenreformation und im Stil einer neuklassischen Nachahmung. Im Grunde ging der Kampf zwischen dem Nationalsozialismus und der katholischen Kirche in den folgenden Jahren um ebenso unwesentliche Dinge wie der

Streit zwischen Fascismus und Kurie, der 1929 begann und zwei Jahre später in einer so glücklichen Umarmung endete — so verschieden auch, entsprechend der wechselnden Richtung der Weltkräfte, die Fehden ausgehen mögen.

Der Geist des Protestantismus hatte sich mittlerweile nach den westlichen Demokratien zurückgezogen, während mächtige Überreste des östlichen Bekenntnisses und der Byzantinischen Kirche im russischen Staat unsichtbar am Werk waren. Das Bewusstsein solcher Beharrlichkeit unserer Seelen sollte uns helfen, wissend zu sein nicht nur um des Wissens willen, sondern um den Zauber tödlich eingewurzelter Neigungen überwinden zu können. In der Regel sind sich die Menschen der Einförmigkeit ihrer Phantasie nicht bewusst; der Papst und seine Verbündeten, die Diktatoren, wären wohl ziemlich erstaunt, wenn man ihnen sagte, dass all ihr Gerede über antikommunistische Front und Kreuzzüge gegen den Bolschewismus aufs Haar dem Geschrei der Kreuzfahrer von vor achthundert Jahren gleicht, dass die gleichen seelischen und wirtschaftlichen Impulse wirken wie damals, nur dass jetzt nicht von Jerusalem und Konstantinopel, sondern von Moskau die Rede ist.

Es ist nun klar, warum in Deutschland die Entwicklung des Fascismus, verglichen mit dessen plötzlichem Aufstieg in Italien, so langsam vor sich ging — ein Gegensatz, dem mancherlei Hinweise auf den weiteren Verlauf der beiden Krankheiten zu entnehmen sind. Viele Fäden des Grotesken ziehen sich durch die ernsten Gewebe der Geschichte und machen sie um so pathetischer. Einer davon bezeichnet den Lauf der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem italienischen Geist. Die Deutschen erhielten in ihrer frühen Vergangenheit zu wenig klassische Bildung, die Italiener zu viel; diese waren geistig überfüttert, jene unterernährt. Der Überschuss wie der Mangel hatten Folgen, die sich im abnormen Verhalten der einen wie der anderen auf seltsame Art ergänzten. Es geschah, mit anderen Worten, dass die Deutschen durch fast zweitausend Jahre unermüdlich nach Italien pilgerten, zu der Erbin der alten Welt, der Hüterin unsterblicher Weisheit, dass sie von dort in ihre Wälder heimtrugen, was immer, Elf oder Kobold, die unerschöpfliche Zeugungskraft der italienischen Phantasie spielend in die Welt gesetzt hatte, und es in der gnadenlosen, humorlosen Tiefe ihrer eigenen Gehirne bis zur Vollreife nährten.

Ein römischer Autor, Tacitus, hat unter dem Titel „Germania" ein Pamphlet geschrieben, worin er einige tatsächliche Information

über den beinahe unerforschten Norden mit ziemlich vielen von der poetischen Überlieferung des Goldenen Zeitalters bezogenen Vorstellungen und mit politischer Tendenz mischte, um den Gegensatz zwischen Verfall und Knechtgeist der römischen Zivilisation und der eingebildeten Schönheit des primitiven und barbarischen Lebens herauszuarbeiten. Als, eine Anzahl Jahrhunderte später, die Schriften des Tacitus aufgefunden wurden und die Deutschen lesen gelernt hatten, nahmen sie ihn wörtlich und machten nachher aus dem lateinischen Pamphlet das Dokument der germanischen Lauterkeit, Ritterlichkeit, Blondheit und der deutschen Sendung, den stetig dunkler werdenden Nationen der Erde das dringend benötigte Erlöservolk abzugeben. Im Mittelalter waren es natürlich die lateinischen Völker, die den Mythos des Römischen Imperiums vor dem Vergessen bewahrten; aber es war die deutsche Nation, die dem Heiligen Römischen Reich, diesem aufgeblasenen Riesen, zur Geburt verhalf. Dann erhob sich Luther, eine glückliche Ausnahme zumindest für ein paar Jahre seiner Laufbahn, ein Andersdenkender und der erste siegreiche Andersdenkende in der Geschichte; aber er konnte sich selbst und seine Nation nicht daran hindern, bald darauf das sektiererische Treiben und politische Auseinanderstreben nachzuahmen, womit die Italiener das Gebäude ihrer Renaissance zertrümmert hatten. Drei Jahrhunderte verstrichen, und wieder erhob sich Italien im Risorgimento. Wieder stieg Deutschland über die Alpen, um in der gewohnten Schule die neue Lektion von der Wiedergeburt der Nationen zu lernen. Es hatte allerdings in dem Wachstum Preussens und den Trophäen der antinapoleonischen Kriege seine eigenen Aktiven; nichtsdestoweniger waren es die frischen Fusstapfen Cavours, in denen nach einer Frist von wenigen Jahren Bismarck wandelte, indem er aus Cavours Verfahren etwas machte, was um so kolossaler war, als es weniger delikat war. Ein halbes Jahrhundert später blühte in dem Land der Orangenblüten und der politischen Theorien der Fascismus. Und wieder kamen die Deutschen, um zu schauen und zu lernen. In diesem Fall durften auch sie einen Anteil an der Erfindung für sich in Anspruch nehmen; sie hatten in der Tat Machiavellis heroischen Überschwang emsig zu einer Anzahl philosophischer Systeme ausgearbeitet, und im wechselseitigen Geben und Nehmen fertiger und halbfertiger Erzeugnisse gab es zwischen den zwei ideologischen Werkstätten zu beiden Seiten der Alpen keinen Rechnungsüberschuss. Gleichwohl scheint es, als hätten die Deutschen in der üblichen Schüchternheit und Unschlüssigkeit

ihrer politischer Phantasie das Unternehmen nie gewagt, wäre nicht ihr Lehrmeister Italien mit dem Beispiel vorangegangen. Italien, das kleinere, zeigte, dass sich etwas gleich dem Fascismus machen liess. Deutschland machte es, wie gewöhnlich, in grösserem Masstab.

Im grossen Ganzen waren die Erfindungen des italienischen politischen Geistes das Erbteil mehr oder minder unschädlicher Propheten geblieben: einiger Päpste, von den Investituren bis zum Syllabus; einiger Dichter, von Dante und Petrarca bis d'Annunzio und Pareto. Entweder hatte ihre Schönheit die ganze Welt begeistert und angeregt, oder ihre Verrücktheit hatte sie zu Harmlosigkeiten, ausser für die Italiener selbst, gemacht. Es gibt jedoch eine zugleich tragische und groteske Tendenz in der Geschichte, die aus den italienischen Traumbildern, sobald sie nach Deutschland verpflanzt werden, wahre Frankensteinsche Ungetüme mit echten Fäusten und Rachen werden lässt. Der Fascismus war alles nur nicht harmlos gewesen; die Welt jedoch hatte es aus Gründen, die jetzt nicht ganz unklar sind, nicht sehen wollen. Wer in aller Welt hatte sich in den Jahren zwischen der Matteotti-Affäre und Hitlers Kanzlerschaft viel um den italienischen Fascismus bekümmert? Die Spinne durfte ihr Netz in einer ziemlich verborgenen Ecke weiterspinnen. Mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus änderte sich das Bild. Die Proportionen vergrösserten sich erschreckend.

Ein Beispiel mag genügen: der Reichstagsbrand. Abgesehen davon, dass die Tradition hier auf Nero zurückgeht, der Rom angezündet und die Schuld den frühen Christen zugeschoben hat, um jene Roten ausräuchern zu können, kamen die Anregungen zu der Berliner Veranstaltung aus der unmittelbaren italienischen Nachbarschaft. Im März 1921 war eine von selbsternannten roten Terroristen gelegte Bombe im Mailänder Diana-Theater explodiert, hatte das Gebäude beschädigt und mehrere Unfälle verursacht. Es ergab sich, dass die Gefühle von Entsetzen und Mitleid, die der Vorfall auslöste, der Popularität des Fascismus zu rapidem Wachstum verhalfen. Es war nun in hohem Masse wünschenswert, dass die Kommunisten in Berlin etwas Ähnliches unternahmen, indem sie statt eines gewöhnlichen Theaters etwa das Haus der parlamentarischen Freiheit angriffen, die der Nationalsozialismus so tief verabscheute. Wenn solch ein Ereignis, dessen Wert in seiner Spontanität lag, nicht von selbst zustandekam, konnte nachgeholfen werden. Gewiss war die Kunst, Verschwörungen und Atten-

tate zu erfinden, Sprengstoffe und verbotene Druckschriften in die Wohnungen derjenigen zu schmuggeln, die entweder zu Hause unter Anklage gestellt oder ausländischen Regierungen unerwünscht gemacht werden sollten, nicht von der Polizei des fascistischen Italien ersonnen, aber sie war von ihr in emsiger Arbeit weiterentwickelt worden. Die Explosion im Diana und die Geschicklichkeit der fascistischen Polizei lieferten die Fingerzeige für die Regie des Reichstagsbrandes. Aber der Schlusseffekt war so umfassend und grossartig, dass er die fragmentarischen italienischen Anregungen überstrahlte. Der Feuerschein erfüllte das Himmelsgewölbe. Wie rücksichtsvoll sie auch den italienischen Fascismus behandeln mögen, La Guardia, Bürgermeister von New York, und Mundelein, Kardinal von Chicago, waren gezwungen, zu blinzeln.

DIE SCHRIFT AN DER WAND

Das grosse Ereignis, Deutschlands Anschluss an den Fascismus, diente Mussolinis Absichten auf zweifache Art. Einerseits gab es nun keinen Zweifel mehr, dass seine politische Idee zu einem mächtigen Faktor in der zeitgenössischen Welt geworden war. Die Bekehrung einer Hauptnation wie Deutschland hatte seine persönliche und lokale Erfindung zur Universalität erweitert, und niemand durfte fortan in leichtfertigem Ton von einer geistigen und sozialen Umwandlung sprechen, die von Nord nach Süd einen so breiten Streifen der Erde schwarz-braun gefärbt, den Osten vom Westen getrennt und ein zweischneidiges Schwert zwischen die liberalen Zivilisationen und Russland gelegt hatte. Es sah so aus, als wäre es dem Fascismus gelungen, die Stellungen der kaiserlichen Weltkriegs-Armeen zu beziehen, die von allem Anfang an Russland und den Westen voneinander getrennt hatten. Diese Betrachtung steigerte sein Hochgefühl, sein Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Stern, und spornte seinen Tatendrang an. Sachlicher gesprochen: er konnte nun endlich aus der Vereinsamung heraustreten, in der er zehn Jahre lang geschmachtet hatte, zwischen die Grenzen einer Nation gezwängt, die kleiner war als er, mit jeder noch so flüchtigen Verbindung, jeder noch so unbedeutenden Kompanieschaft liebäugelnd, die Zutritt zu dem Haufen der kleineren und kleinsten Nationen und der unwürdigen Famuli versprach. Dieser Partner jedoch, Deutschland, war gross und stark; und die Trümpfe, die er für das gemeinsame Spiel mitbrachte, waren von hervorragendem Wert.

Es muss Mussolini zugebilligt werden, dass er, obwohl zumindest bis 1930 nicht allzu fest von Hitlers Endsieg überzeugt, unablässig so getan hatte, als wäre er es. Er hatte seine deutschen Schüler zu allem dauernden Antrieb dazu, den sein Beispiel allein schon gab, mit Geld und Ratschlägen versorgt. Besuchern aus Deutschland hatte er, mehrere Jahre vor dem braunen Sieg, öffentlich erklärt, er würde sich, wäre er Deutscher, durch die Grenzen, die der Vertrag von Versailles Deutschland aufgezwungen hatte, beschämt fühlen. Aber die Schüler liessen sich Zeit. Hitlers Münchner Bierkeller-Putsch, schon 1923, nur wenige Monate nach dem Marsch auf Rom, inszeniert, war an Ort und Stelle ausgetreten worden. Sein Buch „Mein Kampf", ein den deutschen Umständen und Voraussetzungen angepasster Abriss des italienischen Fascismus, hatte es nicht zuwege gebracht, grosse Lesermassen einzufangen, wiewohl es den deutschen Lesern keineswegs an Übung in schwieriger Lektüre fehlt. Sogar Hindenburg, Präsident der Deutschen Republik, der sich, in Übereinstimmung mit seiner militaristischen Weltanschauung, stärker zum Fascismus hätte hingezogen fühlen müssen als der italienische König, hatte Hitler harten Widerstand entgegengesetzt, als dieser mit dem Freimut des trotzigen Schülers so viel Macht verlangte, „wie Herr Mussolini in Italien besitzt". Dann brach plötzlich die Hindenburg-Linie zusammen und alles mit ihr, und nicht einmal der Schwindel eines Marsches auf Berlin, die Trümmer zu demütigen, wurde noch für nötig befunden. Mussolinis Ausdauer war mit einem ungeheuren Sieg belohnt worden.

Es gibt jedoch Pyrrhussiege; und die Kehrseiten des grossen Glücksfalles waren so beschaffen, dass sie auch minder erfahrenen Beobachtern, als Mussolini einer ist, sogleich ins Auge springen mussten. Unmittelbar hatte er zur Folge, dass der durch die Grösse seiner Nation vergrösserte Hitler in sehr erheblichem Masse die Bühne der öffentlichen Aufmerksamkeit besetzte, dass er seinem älteren Kollegen sozusagen die Ehren der Titelseite wegschnappte und ihn auf den zweiten Platz drängte. So tief wurzelte in allzu vielen Gemütern die Hochschulweisheit, es wäre insgesamt nur drei oder vier grösseren Nationen gestattet, Geschichte zu machen, dass der Fascismus, kaum in Deutschland heimisch geworden, den meisten bereits als eine rein deutsche Angelegenheit erschien. Fast wurde die Tatsache, dass acht oder elf Jahre vorher etwas ihm Ähnliches bereits in Italien körperliche Gestalt angenommen hatte, als ein unerklärliches und ziemlich uninteressantes Spiel der

Chronologie beiseite geschoben, Solche Verwirrung der Geister, mochte sie nun von selbst zustande gekommen oder künstlich genährt worden sein, hatte zweifellos auch ihr Gutes für den italienischen Fascismus. Millionen, die das Vorgehen der Nazi gegen Deutsche und Juden erzürnte, fanden in ihrer Entrüstung einen Grund mehr, nachsichtig gegen den italienischen Fascismus zu sein, der, so dachten sie, nur den Italienern Übles zugefügt hatte. Nicht lange nach der nationalsozialistischen Machtergreifung veröffentlichte der französische Publizist Pertinax eine vergleichende Würdigung, worin er zeigte, wie böse der barbarische Diktator (eine Bedrohung Frankreichs und der Zivilisation) im Vergleich mit dem edlen Wiedererwecker der römischen Tradition in Italien sei; und noch vier Jahre später deckte Mrs. Wise, die Gattin des New Yorker Oberrabbiners, während sie in leidenschaftlichen Worten den Weltfascismus als Weltgefahr anklagte und Verteidigungsmassnahmen wie den Boykott Nazi-Deutschlands forderte, den Mantel wohlwollender Nichtbeachtung über den italienischen Fascismus, der, so schien es, niemand wehgetan hatte als den Italienern und den Abessiniern. Solches Unwissen oder Augezudrücken stellte dem italienischen Fascismus einen zusätzlichen Schirm bei, hinter dem er seine Geschäfte vorteilhaft verstecken konnte; aber dieser taktische Gewinn wog kaum den Verlust an persönlicher und ideologischer Glorie auf. Das Los des Vorläufers ist gewiss nicht allzu verlockend. Die Bitterkeit, die Mussolini angesichts seines so flink die Ruhmesleiter emporkletternden Schülers empfand, machte sich gelegentlich in einigen für seinen Popolo d'Italia geschriebenen Leitartikeln Luft, worin er über den Ehemann jener kurzwährenden Flitterwochen, den deutschen Führer, spottete.

Diese Stimmungen persönlicher Eifersucht konnten jedoch unterdrückt werden, und sie wurden unterdrückt. Wie aber, wenn der nunmehr dem deutschen Führer zufallende Löwenanteil des Weltinteresses irgendwie auch in den Bereichen der realen Macht und der Zukunftsmöglichkeiten dem Verhätlnis des tatsächlichen Umfangs Deutschlands zu dem Italiens entsprach? Wie, wenn ein spöttisches Schicksal ihn, Mussolini, auf die Rolle beschränken wollte, Hitler das zu sein, was in vergangenen Zeiten Crispi Bismarck gewesen war: ein beflissener Diener, ein Werkzeug? Die lateinischen Völker waren es, die den Gedanken des Römischen Reiches durch die Zeiten lebendig erhalten hatten, aber die Deutschen hatten daraus etwas, wenn auch nicht eben Gelungenes,

gemacht; und es schien ein Gesetz, dass kein Römisches Reich wieder aufgerichtet werden könne, es sei denn ein Römisches Reich Deutscher Nation. Obwohl niemand die Selbstgespräche des Duce in jener Zeit durchleuchten konnte, ist die Vermutung erlaubt, dass das populäre Gleichnis vom Kuckucksei in seinem Gedankengang Platz fand.

Abseits aller Erwägung, dass die Italiener geringer an Zahl und ärmer an Hilfsmitteln sind, waren ihm die psychologischen Unterschiede zwischen Italienern und Deutschen wohl bewusst. Seine Landsleute, in ihrer Denktätigkeit nicht beschränkt, neigten im allgemeinen zu Nüchternheit des Urteils; die Erhabenheit wie die Verrücktheit ihrer Gedankenflüge wird von einem ironischen Wissen um die Schwerfälligkeit des zivilisatorischen Fortschritts gezügelt. Es gibt ein italienisches Sprichwort, wonach „zwei Italiener zusammen regelmässig Fascisten sind, ein Italiener allein aber immer Antifascist ist". Wie könnte es auch anders sein, wenn der Gründer und Führer selbst bis fast zu seinem vierzigsten Lebensjahr nichts vom Fascismus wusste? Solches gilt jedoch nicht für die Deutschen; vor ihrem gepanzerten Ernst zerflattern jene Spitzfindigkeiten des geschmeidigeren italienischen Geistes, der sich, wie schwächlich auch in der Übung der Tugend, oft so überaus kräftig in der Betätigung des Lasters zeigt. Es mag Mussolini nicht immer ganz wohl zumute gewesen sein, wenn er daran dachte, wie tief manche seiner nördlichen Schüler an die Eingebungen seiner Augenblickslaunen glaubten, und er mag daraus gefolgert haben, dass Deutschland neben allem grösseren Reichtum an Metallen, Kohle, Holz und Kanonenfutter auch ein Mehr an Glaubensstärke einzusetzen hat. Es stand mehr von Deutschland — und von Hitler — hinter Hitler als von Italien und von Mussolinis Geist hinter Mussolini; und der Titel „Duce", von d u x, blieb ein in die italienische Sprache eingebettetes lateinisches Fossil mit leicht schulmeisterlichem Beiklang, während „Führer", seine wörtliche Übersetzung ins Deutsche, durchaus den Klang eines echtbürtigen deutschen Wortes hat. Wirklich schien die neue Religion auf dem fremden Boden, dem preussischen Boden, besser zu gedeihen als im Ursprungsland, wie ja zu anderen Zeiten andere Religionen und Teufelsglauben gleichfalls in der Fremde weit begieriger aufgenommen wurden als in der Heimat. Geschähe es jedoch einmal, dass eine Katze sich brüsten dürfte, ein Tigerjunges geboren zu haben, so würde ihr das Vergnügen durch das Wachstum ihres Sprösslings gestört werden.

Der Nationalsozialismus wuchs schnell, und in einem Anfall jungenhaften Heisshungers griff er mit einer seiner Tatzen nach Österreich. Das war Mussolini zu viel. Die militärischen und geopolitischen Gründe der frühen Entfremdung zwischen den beiden Diktatoren sind stark von einer Welt übertrieben worden, die sich in dem Wahn wiegte, Österreich bedeute eine zu breite und beständige Kluft zwischen dem Facismus und dem Nationalsozialismus, als dass sie je überbrückt werden könnte. In Italien wussten genug militärische Sachverständige, dass das schmale Band Österreichisch-Tirols zwischen den Alpen und der deutschen Grenze nicht geeignet war, in einem modernen Krieg die deutschen Armeen, sollten sie wieder vom Drang nach dem Süden ergriffen werden, einzuschüchtern. Zwar mochte die unmittelbare Nachbarschaft eines Grossdeutschlands im italienischen Tirol, wo zweihunderttausend Deutsche in der Hand des Fascismus sogar den freien Gebrauch ihrer Sprache verloren hatten, Unruhe hervorrufen; man kann sich jedoch ebenso mit der Hölle ausgleichen wie mit dem Himmel, und es sind nicht Zahlen von der Grössenordnung hunderttausend oder mehrere hunderttausend, nach denen diese Eroberer ihre zukünftigen Untertanen zählen. Unter den gegebenen Umständen war vielleicht ganz Österreich kein zu hoher Preis für die Hilfe, die ein Bündnis mit Deutschland beim Aufbau des Römischen Imperiums bedeutet hätte: ist doch diese unsere Welt, wenigstens zeitweilig, gross genug für zwei Weltreiche.

Das eigentliche Übel bestand darin, dass jene „gegebenen Umstände" bis dahin noch nicht gegeben waren. Vom Beginn des Jahres 1933 bis Ende 1935, von Hitlers Machtantritt bis zum Abessinischen Krieg, stand Mussolini, soweit greifbare Ergebnisse in Frage kommen, wo er von 1923 bis 1933 gestanden hatte. Er hatte keinen Krieg gewonnen, keinen Quadratzentimeter eroberten Landes annektiert. Hätte er nachgegeben, hätte er einer so in die Augen fallenden Änderung der europäischen Landkarte, wie es die Bemalung Wiens mit nationalsozialistischen Farben wäre, passiv zugestimmt, während er selbst mit leeren Händen in seinem alten fascistischen Winkel sitzen blieb, er hätte sich wissentlich zu einer Grösse zweiten Ranges degradiert. Das durfte nicht sein. Zudem hätte der Verlust an Prestige andere unerträgliche Verluste nach sich gezogen. Kein Schaf seiner Herde war dem Hirten in der Stadt des Vatikans teurer als Österreich; das Fortbestehen der österreichischen Unabhängigkeit war der oberste unter den

Plänen der zweiten Gegenreformation, wenigsten solange der Nationalsozialismus, der noch mit Thor und Wotan und anderen Dämonen Umgang pflog, nicht der wahren Religion zurückgewonnen war. Schwäche in diesem Punkt wäre Mussolini von der Römischen Kurie schwer verübelt worden. Er durfte nicht die einzige Freundschaft, der er vertraute, aufs Spiel setzen

Der nationalsozialistischen Gefahr in Österreich wurde auf doppelte Art begegnet. Einerseits ging die österreichische Regierung auf einen Wink von oben zu einem umfassenden Vernichtungsfeldzug gegen die Sozialisten in Wien vor, über deren Leichen allein der Weg zu einem völlig fascistisch-katholischen österreichischen Staat italienischen Typs und unter Mussolinis Oberherrschaft führte,

Als Hitler zu gierig über den österreichischen Zaun starrte, donnerte und mobilisierte Mussolini. Er war des französischen und des englischen Beistands sicher. Er durfte es ruhig wagen. Der Nationalsozialismus wich in sein Lager zurück.

Das westliche demokratische Europa, besonders Frankreich, freute sich in seinem Herzen. Generationen von Beamten hatten auf ihrem Gang oder ihrer Fahrt zum Foreign Office und zum Quai d'Orsay die wohlbekannte diplomatische Geographie Europas memoriert, in der Österreich durch Jahrhunderte einen so feststehenden Platz einnahm wie durch Äonen ein Sternbild am Firmament. Ein Europa ohne Österreich — das war wie ein aus den Fugen gegangenes Weltall, unfassbar. Jetzt atmeten sie auf. Sie hatten wirklich gedacht, dass sich Österreich, sogar der Rumpf Österreichs, ja der blosse Name Österreich für ewige Zeiten als mächtiger Wall gegen die preussische Gier bewähren würde; denn die Rolle eines solchen hatte es wiederholt in einer Vergangenheit gespielt, die getreulich in ihren Akten aufgezeichnet war. Sie beglückwünschten — ein wenig diskreter in England, ein wenig herzlicher in Frankreich — Mussolini, den weisen Diktator, den wiedergeborenen Augustus, beschwichtigten einige seiner Überschwenglichkeiten und baten ihn, den Marsch auf Wien aufzuschieben, der, wenn auch nicht unbedingt notwendig, ebenso glorreich gewesen wäre wie der Marsch auf Rom. Sie beglückwünschten auch sich selbst dazu, dass sie die nationalsozialistische Kastanie von der fascistischen Pfote hatten angreifen lassen, und zu der Einsicht, die sie abgehalten hatte, zu glauben, es könnte je eine wahre Ehe zwischen Nazismus und Fascismus, oder, wie sie es ausdrückten, zwischen Preussen und Italien, zustande kommen. Dies war 1914

nicht geschehen und es konnte nie geschehen; denn die Zukunft ist gleich der Vergangenheit, und die Vergangenheit stand in ihren Akten. Es schien, als steuerte Europa, ungeachtet mancher Sturmgebiete, einer besseren Welt zu, in der es Sicherheit gab für Demokratie plus Fascismus gegen Nationalsozialismus minus Kommunismus.

Wie masslos unsinnig auch solch eine Kombination heute vielen scheinen und zu jener Zeit wenigen besser ausgerüsteten Geistern geschienen haben mag, sie entbehrte nicht durchaus eines Gehaltes an Sinn für Mussolini, wenn er einen halbwegs sinnvollen Kurs hätte einschlagen wollen. Mit ein wenig gesundem Menschenverstand hätte er bald begriffen, in welch schreckliche Lage er ebenso wie die anderen durch die Fascisierung Deutschlands geraten war; und wie der Zauberlehrling, der die Geister rief, hätte er nichts sehnlicher wünschen müssen, als sie loszuwerden. Der Plan, ein unabhängiges Römisches Imperium unter den Augen und Kanonen von hundert Millionen Deutschen aufzurichten, die eines Tages Europa von der Ukraine bis Belgien, von Dänemark bis Tirol in Besitz halten würden, war purer Wahnsinn. Den westlichen Nationen zwecks wechselseitigen Schutzes entschlossen näherzurücken, mit ihnen auszuhandeln, was an Handels- und Kolonialverträgen für ihn zu erreichen war, und stufenweise ein Mindestmass von Recht und Gerechtigkeit in Italien wiederherzustellen: das hätten ihm nicht so sehr Vaterlandsliebe und Weisheit wie der nackte Selbsterhaltungstrieb raten müssen. Aber der Mangel an gesundem Menschenverstand zeigte sich bei jenen, die hoffnungsvoll waren, gerade in der Annahme, dass ein Ding wie gesunder Menschenverstand die Handlungen des Mannes bestimmen könnte. Er hielt fest daran, was er Idealismus nannte; das ist an dem Glauben, ein anarchischer und übermenschlicher Wille könne und solle der Natur der Dinge Gewalt antun. So viele Unglaublichkeiten waren von der Kindheit in Predappio bis zum Palazzo Venezia wahr geworden; warum sollte nicht auch eine andere wahr werden? Nach der Sage hatten Romulus und Remus gemeinsam Rom gegründet; dann erschlug Romulus den Remus und lebte allein weiter. Es gab in der Welt der Träume keinen Grund dafür, warum Deutschland nicht die Rolle des Remus spielen sollte, wenn einst Fascismus und Nationalsozialismus den gemeinsamen Sieg errungen und die Zwillingsimperien aufgerichtet haben würden.

Die Sorge um Österreich wurde — bald nach der geheimnisvollen Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuss und dem kurzen Sturm,

der ihr folgte — vertagt, möglicherweise bis zu dem Tag der grossen Beute. Als letztes Mittel, Österreichs Selbständigkeit zu erhalten, stand Mussolini die Restauration der Habsburger zur Verfügung. Dieser Plan war Balsam für das Herz des Papstes, er passte gut zu dem politischen Plan des offiziellen Frankreich, er war auch jenen Mitgliedern der Dynastie und des Hochadels von England nicht zuwider, die sich in einer plebejischen Welt vereinsamt fühlen. Er konnte mit einem Schlag zwei Fliegen treffen: nämlich Österreich vor dem Nationalsozialismus bewahren und Unruhe in den Nachfolgestaaten, in der Tschechoslowakei und in Jugoslavien, stiften, die der gehassten Kleinen Entente angehörten. Anderseits mochte eine wiedererstandene Habsburger-Monarchie mit ihrer erwünschten oder unerwünschten Kraft, die Randnationen anzuziehen, Mussolinis Einfluss im Donauraum vermindern und bestenfalls die Bildung einer neuen Tripelallianz ermöglichen, in der Italien vielleicht guter Zweiter wäre, statt darin, wie zu Bismarcks Zeiten, schlechter Dritter zu sein. Solcher Aufstieg war der Traum Sonninos gewesen; dem neuen Mann konnte er nicht genügen. Im schlimmsten Fall konnte ein dem nach Wien strebenden Hitler mit aller Entschiedenheit zugerufenes Halt den unheilbaren Bruch zwischen Nationalsozialismus und Fascismus herbeiführen, also etwas, was Mussolini nicht wollte. Er wog das Für und Wider, wog es nochmals und fasste schliesslich den Entschluss, keinen zu fassen. Eines Tages begann er, ungestüm die Restauration der Habsburger zu betreiben, Tags darauf liess er den Plan fallen, und zu alledem stürzte er sich in einem von Schmähungen strotzenden Leitartikel auf den verdutzten jungen Mann, den Prätendenten Otto. Schliesslich kam man überein, den österreichischen Zankapfel für eine Weile am Baum hängen zu lassen.

Nach und nach heilte, wie das in der Natur der Dinge lag, die Wunde der fascistisch-nationalsozialistischen Freundschaft. Durch ungefähr drei Jahre, bis fast zum Abschluss des Abessinischen Feldzugs im Frühjahr 1936, verhielten sich die beiden wie die Diebe von Pisa im italienischen Sprichwort, die sich bei Tag streiten und bei Nacht gemeinsam stehlen. Ein Beispiel dafür bieten ihre einander gut ergänzenden Haltungen gegen den Völkerbund. Hitler, der Stärkere, fügte ihm schweren Schaden zu, indem er die Genfer Türe zuschleuderte; Mussolini, nicht imstande, es Hitler gleichzutun, tat sein Bestes, das Haus von innen zu demolieren. Im Wesen betrieben die beiden Genossen, der hinausgelaufene und der dringebliebene, das gleiche Geschäft.

Mussolinis Vorsatz war auch weiterhin, die Mitte zwischen Fuchs und Löwen zu halten und dem Fuchs den Vortritt zu lassen: die Technik der Jahre 1922 und 1925, nur in grösserem Masstab und mit angemessenen Sicherungen. Er wünschte den Krieg, einen Weltkrieg; jedoch wollte er, dass irgendjemand anderer irgendwo anders die Sache in Gang bringe, um so dem Netzwerk der Vermittlungsprozeduren wie auch dem Anprall der ersten, heftigsten Reaktionen zu entgehen und im richtigen Augenblick mit einem Mindestmass an Einsatz ein Höchstmass an Gewinnaussichten zu erlangen. Das Deutschland Hitlers bot ein vortreffliches Manöverfeld. Doch hatte Machiavelli, einer seiner Evangelisten, gewarnt: „Und hier ist zu bemerken, dass ein Fürst Sorge tragen soll, nie mit einem Stärkeren gemeinsame Sache zu machen, wenn er andere angreift, ausser die Not zwingt ihn dazu, wie oben gesagt wurde; denn haben sie einmal gesiegt, ist er dem Gutdünken des Stärkeren ausgeliefert, und Abhängigkeit von dem Gutdünken anderer ist das, was Fürsten mit äusserstem Bemühen vermeiden sollten."

Daraus leitete sich eine Verhaltungsmassregel ab: man musste, während man selbst wuchs, Hitlers Wachstum beschränken. Ein Werkzeug, worüber er verfügte, war die Römische Kirche. Er gebrauchte es, während es gleichzeitig ihn gebrauchte, wann und wo immer sich ihnen eine Gelegenheit für gemeinsames Vorgehen bot: in Österreich, den Nationalsozialismus aufzuhalten, in Deutschland selbst, den Lauf des Nazismus zu zügeln, in Asien und Afrika, die Herrschaft des gottlosen Frankreich und des abtrünnigen England zu untergraben; solcher Absicht entsprang auch die Aufwieglung der Mohammedaner gegen Englands Schützlinge, die Juden. Die spanische Gelegenheit war noch nicht am Horizont aufgetaucht. Von jener Zeit an zeigte sich nicht der kleinste Zwiespalt zwischen der Aussenpolitik der Römischen Kirche und der des römischen Fascismus. Von den beiden Mächten war die eine der Wille, die andere die Hand; welche in irgendeinem Augenblick was war, das ist heute kaum mehr von Bedeutung.

Andere Mittel wurden im diplomatischen Spiel versucht. Sicherlich war Mussolini durch die lange Übung geschickter geworden; der Rückfall der westlichen Diplomatien auf das Niveau von Anfängern tat das Übrige. Er ging so weit, zu einem Abkommen aufzufordern, das er den Viermächtepakt nannte. Der Gedanke war, die Entscheidungen über alle europäischen Angelegenheiten einem obersten und geheimen Rat zu übertragen, der sich aus England, Frankreich, Deutschland und Italien zusammensetzte und alle

übrigen interessierten Parteien ausschloss. Die Hintergedanken waren, für immer mit der demokratischen Modetorheit der offenen Diplomatie aufzuräumen, den Völkerbund zu einer Zielscheibe des Spottes zu machen und ein unübersteigbares Hindernis zwischen Frankreich und Russland aufzurichten. Da er weder so schwerfällig war wie die Deutschen, noch so furchterfüllt wie die Franzosen, noch auch so unentschlossen wie die Engländer, traute er sich überdies die Fähigkeit zu, die einen gegen die anderen auszuspielen und seine Erfindung als Kriegslist gegen alle zu benützen. Diesmal erwies sich sein Selbstvertrauen als übermässig. Der Viermächtepakt wurde entworfen und unterzeichnet, aber nie ratifiziert. Sogar die Operetten-Feste der westlichen Staatsweisheit brachte schliesslich die Kraft auf, dem hartnäckigen Ansinnen zu widerstehen und das zum Geschenk angebotene Trojanische Pferd abzulehnen.

Ein wirklicher Zuwachs an Macht und Ruhm war anders nicht zu erreichen als durch wirklichen Krieg und Eroberung. Es war der Vorabend von 1935, des Zeitpunktes, in dem nach seiner frühen Voraussage der Fünfjahrplan der Zerstörung einsetzen sollte. Ende 1931 war sein Bruder Arnaldo plötzlich gestorben, eine neuerliche Mahnung an die erbliche Kurzlebigkeit in der Familie Mussolini. Jedenfalls stand sein eigener fünfundfünfzigster Geburtstag, ein Markstein in jedem ehrgeizigen Leben, nahe bevor. Unzufriedenheit und beissender Spott frassen um sich in dem verarmten Land; die Furcht, dass sie in unüberlegten Revolten Ausdruck finden könnten, rührte an die Antennen seiner Aufmerksamkeit. Er selbst gab zu, dass der Tiefpunkt der wirtschaftlichen Depression erreicht sei und dass es tiefer nicht mehr gehen könne. Krieg, das ursprüngliche Ziel seiner Laufbahn, war nun auch der einzige Ausweg geworden.

Schriften an den Mauern, von unbekannten Händen in ellenlangen Lettern mit Kreide hingezeichnet, hatten gelegentlich den Reisenden auf seinen Spaziergängen durch Italien zum Stehenbleiben bewogen. Sie sagten: „Krieg im Jahre 1935". Jetzt kam die Ankündigung unmissverständlich von Mussolinis eigenen Lippen.

Er sprach zum Land im Juni 1934. Seine Erklärungen wurden in seiner persönlichen Zeitschrift „Gerarchia" (Hierarchie) abgedruckt. Er sprach: „Das furchtbare Fragezeichen, das seit Anbeginn der Geschichte bis zum heutigen Tag auf den Gemütern der Massen lastet, ist dieses: soll Friede sein oder soll Krieg sein? — Um

es gleich zu sagen, die Geschichte lehrt uns, dass Krieg die Erscheinung ist, die die Entwicklung der Menschheit begleitet. Mag sein, dass dies des Menschen tragisches Schicksal ist. Krieg ist für den Mann, was Mutterschaft für die Frau. Proudhon pflegte zu sagen: der Krieg ist göttlichen Ursprungs. — Heraklit, der dunkle Mann von Ephesus, findet den Krieg am Ursprung aller Dinge. In der Enzyklopädie habe ich, aus einem philosophischen Gesichtswinkel, meine Theorie mit äusserster Präzision entwickelt; nicht nur glaube ich nicht an einen ewig währenden Frieden, ich würde ihn auch für einen Unterdrücker und Zerstörer der männlichen Grundtugenden halten, die nur in einer blutigen Anstrengung ans volle Licht der Sonne treten können. Dies ist unsere doktrinäre Haltung. Das politische Leben, unsere Interessen, das Werk des Wiederaufbaus, dem wir uns hingeben, machen eine lange Periode des Friedens wünschenswert. Sollte jedoch die dramatische Alternative an uns herantreten, so wird das unter der Adelsherrschaft der Fasces geschulte, in Reih und Glied stehende italienische Volk mit voller Ruhe, mit bewusster Zucht und festestem Willen den Ereignissen die Stirn bieten."

Unsicher war noch immer der Ort, wo der Krieg am besten angefangen werden könnte. Nachdem man es durch zehn Jahre vergebens mit allen in Reichweite der fascistischen Hand liegenden entzündeten Stellen versucht und — nicht weniger vergebens — eine weitere Anzahl zur Entzündung gebracht hatte, schien nichts übrig zu bleiben, als zum Ausgangspunkt zurückzukehren: zu Jugoslavien und Dalmatien.

Unter den Nationalisten Italiens bestand ganz allgemein die Auffassung, dass Jugoslavien nichts anderes wäre als ein Kartenhaus, von Wilson und Clemenceau unter der Mittäterschaft einiger englischer Journalisten und italienischer Verräter zu dem einzigen Zweck zusammengefügt, Italien zu ärgern. Es hatte keine Wurzeln in der Geschichte, in Sprache und Religion, und es war dazu verurteilt, beim ersten Windstoss zu zerfallen. Dieser Windstoss konnte angeblasen werden, und es wurde aus vollen Lungen geblasen. Die teils natürlichen, teils künstlich erzeugten Schwierigkeiten des unreifen Königreichs wurden von dem Diktator-König Alexander mehr oder minder gemeistert. Unter den Nationalisten Italiens bestand ganz allgemein die Auffassung, es müsste, wenn dem König etwas zustiesse, auch dem Königreich etwas zustossen; in welchem Falle die gefahrvolle Lage der Italiener in Dalmatien ganz selbstverständlich nach der sofortigen Intervention Italiens

verlangen würde, und dann wäre natürlich kein von Genf oder Paris kommender Einwand laut genug, um in dem Sturm der nationalen Leidenschaft gehört zu werden. Verschwörern aus Kroatien und anderen Gegenden Jugoslaviens wurde in Italien und Ungarn gastliches Obdach gewährt; sie wurden auch, in militärischen Lagern sowohl des Fascistenlandes selbst wie auch seines Anhängsels Ungarn, im richtigen Gebrauch des Verschwörerwerkzeugs unterwiesen. Ante Pavelic, ihr Oberhaupt, war Gast des Fascismus.

Anfang Oktober 1934 schaltete Mussolini in eine öffentliche Rede ein paar sibyllinische Sätze über die Beziehungen zwischen Jugoslavien und dem Fascismus ein. Gleich darauf stürmte er an den Garda-See, um d'Annunzio zu besuchen, den er seit Jahren nicht gesehen hatte. Der Eroberer von Fiume, der unter anderen Reliquien einen Klumpen dalmatinischer Erde aufbewahrte, hiess den Besucher an der Schwelle seines Mausoleums enthusiastisch willkommen. Sein Gruss lautete: „Endlich!"

Der König von Jugoslavien und der ihm unglücklicherweise zur Seite sitzende französische Minister Barthou wurden am 9. Oktober in Marseille von jugoslavischen Terroristen ermordet. Die Verhandlungen zwischen Frankreich und Jugoslavien über ein engeres Bündnis, dessen Spitze zumindest defensiv gegen Italien gerichtet war, wurden unter dem Eindruck des beklagenswerten Geschehnisses erheblich intensiver fortgeführt. Aber nichts weiter geschah. Keine Revolution, kein Krieg brach aus.

Gleich dem König Mithridates, der sich an unerhörte Giftmengen gewöhnt hatte, schien Europa allmählich gegen jede noch so grosse Menge Kriegsgiftstoff immun geworden zu sein. Die Schüsse von Marseille waren, an sich und nach ihrer Absicht beurteilt, schlimmer als jene von Sarajevo, die den Weltkrieg entzündet hatten. Aber nichts geschah, und lange gab es im Osten nichts Neues.

Die Durchforschung der Landkarte hatte ergeben, dass dem Frieden nirgends beizukommen war. Von allen Gegenden der Erde blieb allein Abessinien übrig. Es war ein fernes, schwieriges, undankbares Unternehmen, übervoll von diplomatischen und militärischen Rätseln; es setzte den Duce dem gefährlichen Vorwurf der unverhüllten, verabscheuenswerten Aggression aus, und es versprach, für den Fall des Erfolges, fragwürdigen Gewinn. Aber es gab keine Wahl.

Ohne Verzug wurde der müssig zu Hause sitzende König von Italien nach Somaliland, der alten, an Abessinien grenzenden italie-

nischen Kolonie, entsandt: er sollte einen Blick auf die Umrisse des versprochenen, seine Statur überragenden Kaiserreiches werfen.

DIE WAHL: ABESSINIEN

Es ist allgemein bekannt, dass Abessinien im Jahre 1923 unter der besonderen Patenschaft der fascistischen Regierung in den Völkerbund aufgenommen worden ist und dass der Freundschafts- und Schiedsvertrag zwischen Italien und Abessinien auf das Jahr 1928 zurückgeht. Bis 1928, als sich Mussolini, herkulisch und doch gemütlich, mit den von Haile Selassie zum Geschenk bekommenen Löwenjungen vor die Kamera stellte, hatte nicht der leiseste Gedanke an einen Krieg in jener entfernten Gegend Zutritt zu seinem Seeleninnern erlangt. Die römische Tradition sprach eher für den Ausbau eines geschlossenen Reichs um den Mittelpunkt herum als für zerstreute Besitzungen im englischen Stil. Und gar nichts sprach — wie bedeutungslos und spasshaft ein Vertrag an sich sein mag — dafür, einen Extraknoten in das diplomatische Netzwerk zu knüpfen, mit dessen Schlingen man sich zu plagen hat, bevor man eine Hand gegen das ausersehene Opfer freibekommt.

Weniger bekannt ist es, dass erst zu Anfang des Jahres 1934 ein angesehener italienischer Forscher, Franchetti, vielleicht der beste Kenner Abessiniens, Mussolini besuchte und ihm einen Plan zur Eroberung Abessiniens unterbreitete. Was er vorzuschlagen gedachte, war nicht wirkliche Kriegführung, ausser sie würde Italien vom Zufall aufgenötigt werden, sondern die systematische Bestechung der feudalen äthiopischen Häuptlinge, die auf solche Art dem Negus abspenstig gemacht werden sollten; die voraussichtlichen Auslagen waren, nach seiner Schätzung, nicht allzu hoch. Mussolini lehnte glatt ab. „Nicht, wenn mir ganz Äthiopien", sagte er, „auf einem silbernen Präsentierteller angeboten würde, möchte ich davon haben." Ehe das Jahr um war, hatte sich sein Sinn dermassen gewandelt, dass er nun diese selbe Eroberung, und zwar ganz anders, als ihm geraten worden war, entschlossen betrieb. Jetzt war es der französische Botschafter in Rom, Graf de Chambrun, der ihn aufsuchte. Dies geschah in der Zeit, als sich die französisch-britische Staatskunst so ergreifend darum bemühte, zugleich den Fascismus und den Frieden oder, wie die Italiener es ausdrücken würden, den Teufel und das Weihwasser zu retten. Ohne einen Schuss abzufeuern, plädierte der Botschafter, und nur durch die einsichtsvollen Anstrengungen der freundschaftlich ge-

sinnten westlichen Diplomatien könne Mussolini, praktisch für nichts, fast all das in Abessinien erreichen, was er sich von einem schwer errungenen Sieg erhoffe. Die Versuchung wurde heroisch abgeschlagen. Es sei die soldatische Tat, der „idealistische" Kämpfergeist, wonach seine Nation verlange — so lautete die Erwiderung des Duce. Böte man ihm ganz Äthiopien auf einem silbernen Präsentierteller ohne den Ruhm des Sieges an, er würde das Geschenk zurückweisen. Der silberne Präsentierteller war zu seiner stehenden Redensart geworden.

Gewalt um der Gewalt willen war sein Ziel, und kein Versuch, dem abessinischen Unternehmen vernünftige Motive zuzubilligen, hält der Prüfung stand. Die Komödie, in der Abessinien die Rolle des schwarzen Schafes zugewiesen war, das dem harmlosen Wolf das Wasser trübte, schien selbst einem sonst willig mitgehenden Publikum zu plump; und ihre fadenscheinigen Tricks, von dem Ende 1934 herbeigeführten Zwischenfall von Ualual angefangen bis zu der im September 1935 erhobenen Anklage, Haile Selassie mobilisiere gegen die fascistischen Streitkräfte, gingen ohne Beifall vorüber. Es gab jedoch zwei Arten der Rationalisierung, die auf geneigtere Ohren trafen.

Die eine davon war das gewohnte Gerede von den Rohstoffen und dem Platz an der Sonne samt dem anschliessenden Gerede von den zweierlei Nationen, den Habenden und den Habenichtsen. Es galt als selbstverständlich, dass Italien zu der zweiten Kategorie gehöre und dass, wenn nicht der Buchstabe des Völkerrechts, so der Geist der ausgleichenden Gerechtigkeit die Bemühungen des Fascismus rechtfertige, für sein enterbtes Volk nach dem letzten Happen zu greifen, der auf dieser sonst längst in festen Händen befindlichen Erde übriggelassen worden war.

Die Tatsache, dass es eine Klasse begüterter und eine Klasse unbemittelter Nationen gibt, fördert gewiss nicht den Gedanken des Friedens und der Völkerverbrüderung, und das Gerechtigkeitsgefühl wie auch ein vorausschauender Sinn für die eigenen dauernden Interessen hätten den Habenden rechtzeitige Massregeln zur Senkung der trennenden Schranke und zur Milderung des Gegensatzes nahelegen sollen. Anderseits zeigt kein Protokoll des Völkerbundes, dass das fascistische Regime oder sonst ein Habenichts die Habenden zu jenem schweren Schritt wohlwollend ermuntert oder mit überzeugender Beredsamkeit den Plan vertreten hätte, wenigstens die kolonialen Naturschätze einem Weltkonsortium zu überantworten. Im Gegenteil, sooft ein Plan dieser

Art unbestimmt auftauchte, schauten sie seltsam geistesabwesend drein. Tatsächlich hätte Einverständnis aller Nationen den Frieden bedeutet, dauernden Frieden; und was hatten Rohstoffe für einen Sinn, wenn man sie nicht dazu verwenden durfte, Krieg zu führen?

Auch das Gerede von den Rohstoffen war, wie so viele andere, purer Schwindel; und der Fascismus wusste es. Er wusste, dass die sogenannten natürlichen Hilfsquellen für künftige Geschlechter das sind, was wohlhabende Eltern für den heranwachsenden Sprössling. Sie haben zweifellos ihr Gutes, und man kommt mit ihnen besser fort als ohne sie; aber sie entscheiden ebensowenig über die Geschichte einer Nation wie über die Lebensbahn eines Einzelnen. Die Schweiz, von der Natur so arm ins Leben entlassen wie ein Findling, stieg zu grösserem materiellen Wohlstand und moralischen Einfluss auf, als Indien mit all seinen Golkondas je für sich erträumen durfte; und wie die natürlichen Hilfsquellen Athens und der italienischen Gemeinden beschaffen waren, als die stolzesten aller Kulturen den dürftigsten aller Böden entwuchsen, konnte aus den Lesebüchern der Elementarschulen gelernt werden. England selbst stand gross und stark unter den Nationen, lange bevor es wusste, was mit seinen verschlossenen Kohlengruben anzufangen, und eine ansehnliche Weile bevor es irgendwelche Reichsprovinzen besass ausser Irland, das in wirtschaftlicher Hinsicht eher einen Schuldposten bedeutete als ein Guthaben. Beinahe möchte man meinen, der wahre Aufstieg Englands beginne mit seinen kontinentalen Niederlagen, als Dynastie und Führerschicht des Insellandes Frankreich und alle Stützpunkte jenseits des Kanals verloren und seine kleine, auf ein ziemlich karges Gebiet verwiesene Bevölkerung keine anderen Hilfsquellen mehr zur Verfügung hatte als ihren hartnäckigen Willen und die tobende See. Es ist eine Regel, die nicht weiter mit Beispielen belegt zu werden braucht, dass Menschen und Gemeinschaften Midase oder Robinsons sind, die in der Fülle verkümmern oder im Mangel gedeihen können. Kein Atom Gold glänzte im Sand des seichten Arno-Flusses, als Cosimo de Medici, der erste moderne Plutokrat, zweitausend Kilogramm jenes attraktiven Metalls anhäufte. Öl, Kautschuk, Wasserkraft waren bis vor wenigen Jahrzehnten Wörter, die jeglichen Sinnes ermangelten; und niemand vermag die Namen der ungeahnten Rohstoffe zu nennen, die die Erfindungsgabe einer neuen oder einer wiedergeborenen Nation morgen der Erde oder dem Himmel abnötigen wird, um sie in Macht und Reichtum umzusetzen.

Dass solche Gemeinplätze der wenngleich lückenhaften Bildung Mussolinis und seiner Grossen keine verbotenen Mysterien waren, ist nicht blosse Mutmassung. In seiner revolutionären Jugend hatte er gesagt: „Mir wäre Italien so zivilisiert wie das kleine Dänemark lieber als so gross wie China." Hat eine so zwingend schlichte Wahrheit einmal Eingang in ein Gehirn gefunden, so kann sie daraus nicht verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Viel später, als er schon lange ein in der Jagd nach dem Krieg völlig aufgehender Tyrann war, hatte er der kleinmütigen Anschauung, wonach Italien ein Land ohne alle Rohstoffe wäre, widersprochen und ihr die richtigere Behauptung entgegengesetzt, dass Italien wie so viele andere Länder manche Stoffe entbehre und manche andere besitze. Die Knappheit an Kohle und der völlige Mangel an Kupfer wie auch an anderen für die Produktion weniger wesentlichen Metallen hinderten ihn nicht, vor der Generalversammlung der Korporationen des Fascistischen Staates zu erklären, dass Italien sein Wirtschaftsproblem lösen könne, „sobald es seine eigenen Hilfsquellen vernünftig ausbeute". Sogar das so dringend benötigte Öl konnte aus Kohlenschiefer durch Destillation gewonnen werden. Unsere Jahre waren und sind wirklich eine Zeit der Riesenschritte für Chemie und Elektrotechnik. Zeitungen und Zeitschriften, wennschon nicht unsterbliche Bücher, landeten auf dem Schreibtisch des Fascisten, Schnitzel und Ragouts des Wissens wurden seinem groben Appetit dargeboten; es gab keine Möglichkeit, sich der Erkenntnis zu verschliessen, dass die entscheidenden Eroberungen unserer Zeit in den Laboratorien gemacht werden. Sollten eine internationale Gerechtigkeit und ein übernationaler Bund ihre Pflicht versäumen, so ist die Wissenschaft da, Ersatz zu bieten; schon bietet sie ihn jeden neuen Tag, und wer immer Laboratorien für synthetische Chemie haben wird, der wird auch Rohstoffe haben.

Diesen allgemeinen Überlegungen soll eine besondere Bemerkung über den Anteil Afrikas an der gegenwärtigen Welt-Rohstoffausbeute hinzugefügt werden. Dieser Anteil ist nicht allzu gross; überhaupt trifft es lange nicht mehr zu, dass Leben und Gedeihen der über Kolonien gebietenden Nationen auf der unmittelbaren Ausbeutung kolonialen Bodens beruhen. Es war politisch vorteilhaft anzunehmen, dass die Regel für Abessinien nicht gelte und dass seine Abgründe und Plateaus fabelhafte Schätze verborgen hielten; aber weder ein Jahr vor noch ein Jahr nach der Eroberung stützte irgendwelche beweiskräftige Forschung diese Annahme,

und die einzigen Rohstoffe, womit die Eroberer bisher zu tun hatten, sind Menschenfleisch und Menschenblut. Nicht das Geringste spricht für den düsteren Glauben, dass Diebstahl und Mord die einzigen Mittel der Nationen seien, zu Wohlfahrt zu gelangen, oder für die Meinung, dass es in Abessinien irgendetwas gebe, was die Italiener dort billiger haben könnten als sonst in einer vernünftigen Welt.

Der andere Versuch, ein irrationelles Unternehmen zu rationalisieren, bemühte sich, Abessinien als ein Land zu schildern, das ganz abgesehen von seinen wahren oder eingebildeten unterirdischen Schätzen Farmern und Siedlern Lebensmöglichkeiten zu bieten vermöge und somit den einzigen Ausweg aus dem sonst unlösbaren Problem der Übervölkerung Italiens darstelle. Diese Fopperei begegnete in Europa und Amerika freundlichstem Glauben, blieb aber nichtsdestoweniger eine Fopperei. Ganz Afrika, das tropische wie das subtropische, hat die Hoffnung, dass sich in seinen wartend daliegenden Einöden grosse Massen von Einwanderern ansiedeln liessen, unerbittlich enttäuscht. Das Kongo-Gebiet, so unermesslich und reich es ist, zählt annähernd sechzehntausend weisse Einwohner, eine Handvoll; nicht einmal die nördlichen Gegenden, wie Tunesien und Algerien, wo die Bedingungen die günstigsten sind, haben es zu erheblichen europäischen Niederlassungen gebracht, und auch diese wenigen spärlich über den äussersten Rand des Erdteils verstreuten weissen Kolonien setzen sich zumeist aus Städtern und halben Beamten zusammen. Libyen, von dem es während der vorfascistischen Eroberung in den Jahren 1911 und 1912 geheissen hatte, dass dort Milch und Honig flössen und, natürlich, dass es die Kornkammer des alten Rom gewesen sei, ein Land dreimal so gross wie Italien und praktisch unbewohnt, konnte zwanzig Jahre später noch nicht einmal fünfzigtausend Einwanderer erhalten; und die Anstrengungen des fascistischen Gouverneur-Generals Graziani, die Eingeborenen auszurotten, vermochten nur, obwohl sie an sich so erfolgreich waren, dass ihm von seinen Soldaten der Beiname „der Schlächter" zuerkannt wurde, die bereits vorhandene Leere zu erweitern, nicht aber, den Eroberern irgendwelche neue Gelegenheit zu eröffnen.

Die Hypothese, dass sich Abessinien als Ausnahme von der Regel der afrikanischen Hoffnungslosigkeit erweisen werde, hatte die besonderen Züge der abessinischen Landschaft geformt. Man weiss nun, dass seine siebentausend bis zehntausend Fuss über dem Meeresspiegel liegenden äquatorialen Hochebenen mit einem

Klima gesegnet sind, das Optimisten, wenn sie seiner überraschenden Wetterstürze und seiner misslich dünnen Luft nicht achten, erträglich oder sogar gemässigt nennen mögen. Das gleiche Klima und die gleichen landwirtschaftlichen Bedingungen waren jedoch von den Italienern auf der Hochebene von Asmara in der an Abessinien grenzenden alten Kolonie Erythrea angetroffen worden. Sie hatten diese Kolonie an die fünfzig Jahre besessen, und am Ende des langen Zeitraumes hatten siebenundachtzig italienische Familien, nicht ganz zweitausend Kolonisten, den mit allerhand Vorrechten ausgestatteten Fleck bewohnt. Es ist der Welt nicht klargemacht worden, warum bessere Erfolge von anderen und nicht besseren Hochebenen erwartet werden sollten. Im Verhältnis zu seinen natürlichen Gegebenheiten, soweit man sie kennt und soweit man vernünftigerweise mit unbekannten rechnen kann, ist Abessinien mit seinen zehn bis vierzehn Millionen halb nackten, halb verhungerten, halb nomadischen, halb wilden Eingeborenen heute schon eher ein über- als ein untervölkertes Land. Diese Millionen ausreichend zu vermindern, würde nicht einmal Graziani gelingen, sollte er — wie es tatsächlich nach der Eroberung geschehen ist — je von seiner libyschen Lehrlingsstelle nach einer ansehnlicheren Schlächterei versetzt werden. Alles in allem war es wenig oder nichts, was man sich — zumindest für die Zeitspanne, die die politische Voraussicht ins Auge fassen kann — von Abessinien versprechen durfte, ausser etwa einer von den Eroberern und den farbigen Frauen abstammenden besonderen Mischrasse. Wirklich präludierten die Italiener, unverbesserliche Serenadensänger, den militärischen Operationen mit Liedern, die schmeichelnd warben: „Faccetta Nera", „Süsses kleines Schwarzgesicht". Solche bedenkliche Neigung wurde von der Regierung, nachdem sie sie zur Aufpeitschung einer unzulänglichen soldatischen Lust benützt hatte, schleunigst durch Gesetze unterdrückt, die grausamer waren als selbst die nationalsozialistischen Rassengesetze. Ob als Objekt räuberischer Ausbeutung, ob als Land für Massenansiedlung: Abessinien war ein Tagtraum der Italiener, und sein Ende konnte nur etwas sein, was für die Eingeborenen schlimmer war als ein Alptraum. Dem planenden fascistischen Gemüt war es nicht einmal ein Traum; es war eine vorsätzliche Lüge.

Ungeachtet der riesenhaften Gebiete, die Italien seit vielen Jahren in Nord- und Ostafrika besass, waren seine Auswanderer den vertrauten Routen nach der Schweiz, nach Frankreich, nach

Nord- und Südamerika gefolgt. Hier, besonders in den Vereinigten Staaten, hatten sie ihren teils zu Hause nicht gewollten, teils im Ausland unerwünschten Überschuss an Kindern abgeladen. Ihre zweifelhafte Erziehung, ihr vielfach unverhüllt zutage tretender wirtschaftlicher Auftrieb und der hartnäckige Widerstand, den die meisten von ihnen dem Schmelztiegel des Wirtslandes entgegensetzten, hatten die ungünstige Meinung uninformierter Fremder über das zeitgenössische Italien und damit auch deren Sympathien für den Fascismus mitverschuldet. Während sie jedoch den Nationen, in deren Mitte sie zeitweilig oder dauernd lebten, wertvolle Arbeit leisteten, bewahrten sie in der Regel ihre Sparsamkeit und die ganze Reihe ihrer häuslichen Tugenden. Ihre hart erworbenen Ersparnisse rieselten zusammen mit den Brocken und Krümeln einer fremden Zivilisation, wie auch niedrige Arbeiter sie bei einiger Milderung ihres Sklavendaseins auflesen, zurück ins Mutterland und trugen dort dazu bei, das wirtschaftliche und geistige Niveau der niederen Klassen und der rückständigen Provinzen, denen die Auswanderer gewöhnlich entstammten, zu heben. Im Ganzen erwies sich die Wanderbewegung als wohltätig für alle beteiligten Parteien. Der Weltkrieg und seine Nachwehen brachten sie zum Stillstand. Eine Untersuchung, wie weit der Fascismus unmittelbar verantwortlich war für die Güter- und Menschenaussperrungen, die die Erdteile in wasserdichte Kammern zerlegten, soll nicht angestellt werden; aber es verdient, bemerkt zu werden, dass keine Aufzeichnung des Völkerbundes, kein diplomatisches Gespräch irgendeine Bemühung der fascistischen Regierung verrät, die Ableitung des italienischen Bevölkerungsüberschusses nach Amerika zu sichern, wiewohl sich die Ansiedlung von Italienern in Asien und Afrika als Chimäre erwiesen hatte. Niemand und nichts bezeugt, dass sie sich ehrlich den Aufgaben zugewandt hätte, die siedlungsfähigen Gruppen des Bevölkerungsüberschusses zugleich zu ermuntern und auszuwählen, bessere Arbeitsbedingungen in Südamerika, Erhöhungen der Einwanderungsquoten in Nordamerika und Australien durchzusetzen. Im Gegenteil, keine Absicht des Fascismus war entschiedener als die, allen im italienischen Volk vorrätigen Wandertrieb zu erdrosseln. Wohl betrug die Quote, die das neue amerikanische Einwanderungsgesetz Italien zugestanden hatte, nur etwa fünftausend für das Jahr, aber unter den Prohibitivmassnahmen der fascistischen Regierung wurde gewöhnlich auch diese Zahl nur zur Hälfte gedeckt, und die Gelegenheit, wie dürftig sie auch war, blieb die ganze Zeit absicht-

lich ungenutzt. Eine weitere Erörterung der Frage erübrigt sich angesichts der Tatsache, dass Mussolini selbst die simple Wahrheit verraten hat, indem er verkündete, der Kessel der italienischen Rasse müsse, frei von Undichtigkeiten, dauernd auf Siedetemperatur erhalten werden, damit er schliesslich explodiere und sich in Eroberung Luft mache.

Anderseits nahm der biologische Drang, der die Wellen der Wanderbewegung antrieb, stetig ab. Belehrt von der Not wie von ihrer Intelligenz, kürzten die Italiener mit bemerkenswerter Hurtigkeit die Geburtsrate, auf die sie einst so unvernünftig stolz gewesen waren. Einfache, lange missachtete Wahrheiten begannen in den Geistern nicht nur der oberen Klassen zu dämmern: dass nämlich vielleicht die Zukunft den Menschen die ungehemmte Freude der schöpferischen Liebe wiedergeben wird, dass aber jetzt und hier eine harte Pflicht gebietet, die schmalen Aussichten auf Glück und das bisschen Brot, das sich eine verschüchterte Menschheit vom Mund abspart, nicht unter allzu zahlreichen Nachwuchs aufzuteilen. Auch der frömmste Katholik kann nicht wirklich glauben, dass die Besinnung auf solche Pflicht den Eltern mit dem Höllenfeuer vergolten wird. Man braucht auch kein höheres Wissen dazu, um sich vergegenwärtigen zu können, dass uneingeschränkte Fruchtbarkeit nur in primitiven landwirtschaftlichen Gemeinschaften ökonomischen Vorteil bedeutet; und nur sittliche Barbarei kann annehmen, dass unablässige Mutterschaft allein die sexuelle Selbstbewahrung der Frau gewährleiste. Der Fascismus dachte natürlich nicht an Sittlichkeit und Religion; was er wollte, war die Zahl und die Macht, waren Riesenheere und Elend als Antrieb zum Morden. Die Abnahme der Geburtsrate war dem Diktator ein Gegenstand schwerer Sorge. Aber hier versagte seine Diktatur; es schien, als ob, entgegen dem Sprichwort, nicht einmal zwei Italiener zusammen notwendigerweise Fascisten wären, wenigstens nicht innerhalb ihrer vier Wände. Den Eros verstimmte das rauhe Kommando, und nicht einmal das Geschenk von zehn oder zwanzig Dollar, das Mussolini verdienstvollen Müttern öffentlich und persönlich überreichte, brachte es zustande, ihn aufzumuntern. Über die Unterschiede, die in der Ausbeute an Kanonenfutter zwischen den verschiedenen Gegenden Italiens bestehen, erteilt die letzte Volkszählung lehrreiche Aufschlüsse. Die Geburtenzahlen reichen von 36 vom Tausend in den ärmsten und unwissendsten Provinzen des Südens bis zu kaum 9 vom Tausend in den fortgeschrittensten Provinzen des Nordens. Das eröffnet eine

schlimme Aussicht auf die Zukunft; sollte der Bauer des Südens in seiner trostlos animalischen Gedankenlosigkeit verharren und keine bessere Regierung ihn je aufklären, so wird in absehbarer Zeit die italienische Rasse, eine der edelsten der Erde, zu einem überwiegenden Teil aus Parias bestehen.

Das Problem der Übervölkerung hat sich bereits auf die eine oder andere Art selbst abgeholfen; dabei sind die Sümpfe, deren Entwässerung möglich oder schon vollbracht ist, und die untervölkerten Gebiete wie Lukanien oder Sardinien, die noch Millionen Italienern Nahrung und Unterkunft bieten können, gar nicht in Betracht gezogen. Diese Tatsachen und viele andere waren greifbar; dennoch sassen viele Italiener und Fremde dem Betrug auf. Nicht einmal der ungeheuerliche Widerspruch zwischen der Behauptung des Duce, das überfüllte Italien benötige dringend Gebietserweiterung, und seinem leidenschaftlichen Appell an die italienischen Frauen, das Gewimmel noch zu vermehren, öffnete alle Augen; die Leichtgläubigkeit, die nationale wie die internationale, war eine Karte in seinem Spiel.

Er wusste besser um seine Absichten. Es ist, als wäre er in dem entscheidenden Jahr 1935 zu den Büchern seiner Jugend zurückgekehrt, insbesondere zu Nietzsches „Zarathustra", dem ersten seiner Evangelien, hinter dem Machiavellis „Principe" als zweites folgt. Er verstand Nietzsche, so gut er konnte.

Also sprach Zarathustra: „Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen . . . Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen. Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege . . . Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt." Diese Verse, deren Wortsinn er schätzte, deren höhere geistige Absicht er verkannte, hallten deutlich nach in Mussolinis Artikel vom Juni 1934, der den bevorstehenden Krieg trompetete. Sie schwangen in den Worten, die er später an einen ausländischen Chefredakteur richtete. Diesem verkündete er: „Von heute in sechs Monaten werden alle sagen, ich hätte recht gehabt." Sogar der Satz von dem Kriegertum des Mannes als dem Gegenstück zu der Mutterschaft der Frau war zur Hälfte Entlehnung von Zarathustras Denksprüchen, zur Hälfte Anlehnung an sie: „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat Eine Lösung; sie heisst Schwangerschaft . . . Der Mann soll zum Kriege erzogen werden

und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andre ist Torheit."

Kein Nietzscheischer Krieg kann jedoch aus dem Brutschrank der Phantasie in die Welt der Tatsachen ausbrechen, wenn der selbsternannte Übermensch nicht über militärische Macht und einen machiavellistischen Kriegsplan verfügt. Er hatte eine Grenzlinie: jenes Jahr 1935, das er vor wenigstens zehn Jahren als Datum für den Antritt seines Marsches auf die Welt festgesetzt hatte. Immer und immer wieder kehrte er in seinen mündlichen und schriftlichen Anweisungen an General de Bono, Oberbefehlshaber der an Abessinien grenzenden italienischen Kolonie, auf diese verhängnisvolle Jahreszahl zurück, von der er offenbar nicht loskam: „Spätestens 1935 . . . Vor 1936 . . . Spätestens im September oder Oktober dieses Jahres."

Es gab kaum erhebliche Unterschiede zwischen seiner Haltung am Vorabend des kalt überlegten Angriffs und dem Geisteszustand von Gides Lafcadio, des reisenden Übermenschen, der einen unbekannten Passagier vom fahrenden Zug zu werfen beschliesst, nur um sich selbst die absolute Freiheit seines anarchischen Willens zu beweisen.

Die Vorbereitungen und Truppenverschiffungen wurden unter den Augen eines ungläubigen Europa in beispiellosem Masstab durch viele Monate methodisch fortgesetzt. Noch hielt die Welt die ganze Affäre für eine Parade oder schlimmstenfalls für ein Erpressungsmanöver.

Nach bewährten Mustern stiftete er eine Anzahl von Grenzzwischenfällen an; er hoffte, Abessinien in eine militärische Initiative hineinhetzen und dann vor einem nachsichtigen Welttribunal in der Pose des Anklägers auftreten zu können. Haile Selassie, der Negus, ein besserer Diplomat als sein Gegenspieler, rührte sich nicht. Seine Festigkeit brachte Mussolini aus dem Gleichgewicht. „Wenn der Negus nicht die Absicht hat, uns anzugreifen", schrieb Mussolini am 26. Februar dem General de Bono, „werden wir selbst die Initiative ergreifen."

Man sollte meinen, sein Rumoren auf den vielbefahrenen Strassen des Mittelmeeres und des Roten Meeres wäre eine gewagtere Sache gewesen als Lafcadios in der Einsamkeit eines Eisenbahnzugs gefasster Entschluss. Es gab da eine von Frankreich, England und dem Völkerbund gestellte internationale Polizei. Ihre Wachsamkeit war ihm gewiss nicht angenehm.

Frankreich zwinkerte zuerst. Als ein französischer Premier, Laval, im Januar 1935 nach Rom kam, war er bereits ein Bekehrter.

Der Plan dieses Mannes diente zweierlei Absichten. Als Plutokrat glaubte Laval, die Interessen seiner eigenen Klasse zu vertreten, wenn er dem Fascismus schmeichelte und ihn stärkte; das sollte den Sozialisten in Frankreich eine Warnung sein. Als Franzose warb er, im Interesse seiner Nation, um die freundschaftliche oder zumindest neutrale Haltung des fascistischen Italien gegenüber dem französisch-deutschen Zwist. Ausserdem kam es ihm nicht ungelegen, dass sich die afrikanischen Bestrebungen des Fascismus, die bis dahin nach Tunesien und der Sahara gerichtet gewesen waren und das französische Imperium von Bizerta bis zum Atlantischen Ozean bedroht hatten, nunmehr nach Osten verschoben, wo eher England als Frankreich den Schaden davon hatte.

Es scheint zuzutreffen, dass er von Mussolini all das zu hören bekam, was er hören wollte. Siegesbewusst kehrte er heim nach Paris, ein Triumphator inmitten seiner millionenschweren Mitbrüder und Mitbetrogenen. Natürlich hatte der ältere Hexenmeister den französischen Lehrling übers Ohr gehauen. Es waren Taten, nicht Worte, die er im Tausch für seine leeren Worte bekam.

Zuerst wurde der Prozess gegen die Urheber des Königsmordes von Marseille in aller Stille begraben. Auch die Verwandten in Belgrad mussten sich damit abfinden, dass man die Toten ruhen liess. Mit ihren Körpern moderte das Mysterium.

Dann gab Frankreich für seinen Teil dem Fascismus in Abessinien die Zügel frei. Dieser Gewinn erhöhte Mussolinis Chancen im diplomatischen Spiel wesentlich; von da an spielte er mit einer Trumpfkarte im Ärmel.

Der Beistand, den das Frankreichs Lavals ihm gewährte, konnte jedoch nur linker Hand und heimlich sein. Den Völkerbund offen zu sabotieren oder sich mit England zu überwerfen, lag jenseits dessen, was Laval konnte und wollte. Solange der Völkerbund und England nicht versagten, blieb das Unternehmen des Duce, trotz allem anfänglichen Vorteil, ein gefährliches Wagnis.

Von der Zwiespältigkeit Frankreichs gehemmt, hatte der Völkerbund jetzt nur einen möglichen Führer: England. Vom Januar 1935 an lag die Bürde der Verantwortung für die Zivilisation und den Frieden fast ganz auf den Schultern dieser Nation.

Warum England versagte, warum es Europa in eine Verwirrung stürzte, wie die Welt sie schlimmer seit dem Untergang des Römischen Reichs nicht erlebt hat, das ist allen ein Rätsel, denen der Einblick in die englische und angelsächsische Mentalität fehlt.

Daher ist es auch den meisten Engländern und Angelsachsen ein Rätsel.

ENGLAND VERSAGT

Kittredge, der berühmte Shakespeare-Forscher, hat in seiner gewohnt scharfsinnigen Art den Charakter und den Lebenslauf Jagos untersucht; es war ein Versuch, die Gefühle und Handlungen des Mannes zu erklären, indem er sie als Folgen durchaus verständlicher, zum Teil sogar verzeihlicher Beweggründe darstellte. Die Frage, ob es seiner angestrengten Bemühung gelang, den letzten Knoten jener verwickelten Shakespeareschen Strähne zu lösen, gehört offenbar nicht dem Bereich der Probleme an, mit denen sich diese Seiten befassen. Man darf aber wohl annehmen, dass sich unter den Motiven solch angestrengter geistiger Bemühung der Widerwille des englischen Gemüts gegen die Vorstellung des Bösen an sich, der vollkommenen Niedertracht, findet und damit auch die freundliche Bereitwilligkeit, sogar den schrecklichsten Entartungen der Menschenseele mildernde Umstände zuzubilligen.

Aus dem gleichen Grunde findet man unter dem Englisch sprechenden Publikum nur selten überzeugte Leser von Miltons „Verlorenem Paradies"; wirklicher Schätzung begegnen wohl nur die von der Hochschultradition geheiligten anthologischen Stellen des Gedichts. Satan ist ein ins Überdimensionale gesteigerter Jago; seine metaphysische Bosheit wirkt auf nüchternere Geschlechter wie ein Missbrauch der Vernunft. Nähme man die herrliche Erzählung wörtlich, so müsste man billigerweise für die Verderbtheit des Herrn aller Teufel die göttliche Allmacht verantwortlich machen, wie für die Jagos seine Vorgesetzten; es gilt denn auch ziemlich allgemein die Auffassung, dass der Dichter selbst im Herzensgrunde manches für seinen kosmischen Schurken übrig hatte.

Milton und ebenso bis zu einem gewissen Grade Shakespeare wurzelten noch in einem tragischen Zeitalter, das tiefe Gräben zwischen Schön und Hässlich, Wahrheit und Irrtum, Gut und Böse zog und dem solche Gegensatzpaare als im tiefsten Wesen einer dualistischen Weltordnung begründet erschienen. Eine hochentwickelte Zivilisation, wie sie später in England und bei den Nationen englischer Abstammung zustandekam, löste diese Gegensätze in ein Kontinuum fliessender Übergänge auf. Jetzt malten

eher Tönungen und Halbschatten als ausgesprochene Farben das Bild des Lebens, und die Zwiespalte, die seinerzeit dem Strenggläubigen das Herz zerrissen hatten, waren wohlwollenden Mächten zur Erledigung anvertraut, die der Kirchengänger noch immer Vorsehung, der Gelehrte Evolution und der Mann auf der Strasse einfach gute Manieren nennt. Diese Wandlung ist ein wertvoller Fortschritt; sie ermöglicht eine grössere Spannweite und verfeinerte Empfänglichkeit des Intellekts, sie führt auch zur Besänftigung der Leidenschaften und zur Unterdrückung des Hasses. Aber der Preis solchen Fortschritts ist der Verlust des Kontakts mit dem absoluten Bösen und die Unzulänglichkeit des Selbstschutzes, wenn die Stunde der letzten Abrechnung schlägt.

In ihrer ganzen malerischen Wunderlichkeit tritt den Menschen dieser neuen Zeit Dostojewskis Behauptung entgegen, dass eine sittliche Lebensauffassung jedem verwehrt sei, der nicht an die wirkliche Existenz des Teufels glaube. Gedämpfter Humor, in dem Sinne überlegener Nachsicht, ist die einzig richtige Haltung gegenüber der These des Russen und anderer Propheten, die uns glauben machen wollen, die Zeit werde kommen, die Zeit sei schon gekommen, da uns in der einen oder anderen Verkörperung der Antichrist vor Augen treten werde.

Nun geschah es, dass die britische Zivilisation und ihre Verzweigungen — deren Gesamtheit wir britannistisch nennen mögen, da die vom hellenischen Mutterland abstammenden Zivilisationen hellenistisch genannt worden sind — dass all diese behaglichen Gemeinschaften ausgereifter Kultur und temperierter Gehirne mit einemmale Männern wie Mussolini und Hitler begegneten. Die erste Reaktion der Engländer war einfach, die Existenz der beiden zu leugnen, sich gleich kultivierten Reisenden zu verhalten, denen eine Gespenstergeschichte erzählt wird. Dann, als sie gezwungen wurden, den Spuk mit Händen zu greifen, trachteten sie, sich, wenn schon nicht der Welt, Beruhigung zu verschaffen, indem sie die beiden ungewöhnlichen Erscheinungen irgendwie mit den anerkannten Schablonen vernunftgemässen Verhaltens in Übereinstimmung zu bringen suchten. Hitler wurde ihnen so zur Verkörperung der deutschen Auflehnung gegen das offenbare Unrecht des Vertrags von Versailles einerseits, gegen manche bedauerliche Verfehlungen der Roten und der semitischen Minorität anderseits. Mussolini aber war ihnen nichts anderes als der Ausdruck der Nöte eines bettelarmen Volkes, das von der Entbehrung und vom Mangel an Selbstbeherrschung zu einem Versuch mit der streng-

sten kollektiven Disziplin getrieben wurde. Dass dieser Ausdruck unmanierlich klang und mitunter die Form vulkanischer Ausbrüche annahm, konnte leicht auf das Konto der mangelhaften südlichen Erziehung gesetzt werden.

Die britischen und britannistischen geistigen Oberschichten hatten den grossen kontinentalen Philosophien, besonders der deutschen, des ausgehenden achtzehnten und des angehenden neunzehnten Jahrhunderts die gebührende Aufmerksamkeit gezollt. Aber sie hatten zumeist schwerfällig auf die Gedankengänge eines Hegel reagiert, dessen verstiegene Dialektik und verworrene Sprache ihrem in der Welt der Tatsachen wurzelnden Sinn allzu grosse Schwierigkeiten bereiteten. Von späteren Erscheinungen wie Schopenhauer und Nietzsche hatten sie sich ziemlich allgemein ferngehalten; so konnten sie sich ihr eigenes Urteil über die labyrinthische Ichwelt des einen wie über das berauschte Übermenschentum des anderen bewahren. Weder der eindringliche Wohllaut der Schopenhauerschen Prosa, noch der dröhnende Bibelton der Nietzscheschen Verse gewann ihre Ohren; und die Wagner-Schwärmerei war in den angelsächsischen Ländern weit eher Bekenntnis zu einer neuen musikalischen Herrlichkeit als Hingabe an eine neue sittliche Weltanschauung.

Diese Rückständigkeit im Wissen oder wenigstens in der Mode schützte sie vor ansteckenden Krankheiten, war aber auch schuld daran, dass sie einer von den erkrankten Nationen ausgehenden plötzlichen Drohung unvorbereitet gegenüberstanden. Gewiss hatte England seinen Anteil an dem Zerfall der europäischen Kultur zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts; aber selbst Kipling, mit all seinen vorfascistischen Kernsprüchen gleich dem vom „guten Stock", der ein „guter Grund" sei, mit all seinen Gesängen an die sieben Meere, die Kasernenzimmer und die Lust der Schlacht, hatte sich nie über den Bereich rhapsodischer Extratouren hinaus zu philosophischen Höhen emporgeschwungen, um von dort die vollständige Barbarisierung der Gesellschaft zu singen und zu sagen. Natürlich wussten die Engländer von d'Annunzio, und die englische literarische Dekadenz hatte einiges Reisig zu seinem düsteren Feuer beigesteuert; aber wenige sahen in ihm etwas wesentlich anderes als einen verspäteten Swinburne oder einen Oskar Wilde in der Tracht des Abruzzenvolkes.

Insgesamt waren sie zu wenig unterrichtet, um sich die philosophischen Hintergründe und ideologischen Antriebe von Persönlichkeiten wie Hitler und Mussolini vergegenwärtigen zu können.

Sie waren es umsoweniger, als sie selbst längst ein sicheres Gleichgewicht in ihren eigenen nationalen Gefühlen erreicht hatten, dessen sie sich ganz allgemein nicht anders bewusst waren als ein gesunder Mensch seiner inneren Organe und Funktionen. Welche Verheerungen die nationalistische Geschwulst in den zerrütteten Organismen des kontinentalen Europa anrichtete, konnten sie sich nicht entfernt vorstellen, und ihr natürliches Streben war, die Reden der Diktatoren in gewöhnliche Prosa zu übersetzen, statt in diesen selbst die wenngleich persönlich untergeordneten Sendboten der obersten Mächte der Zerstörung zu erkennen und sie bis zu dem Tage ihrer Bekehrung oder ihres Untergangs als solche zu behandeln.

Bald nach dem Antritt seiner Diktatorenlaufbahn hatte Mussolini, in seiner Eigenschaft als Duce und Ministerpräsident, in London Besuch gemacht. Hier trat er, wie Herr Guedalla es ausdrückt, „in der vollen Rüstung des eisernen Mundwerks und der rollenden Augen" auf, aber „seiner prächtigen Haltung gelang es nicht, skeptischeren Beobachtern Ehrfurcht einzuflössen". Asquith fragte den Ministerpräsidenten, was er von Mussolini halte. „Ein Geisteskranker", erwiderte Bonar Law. Es brauchte volle vierzehn Jahre mit allem vielfältigen Unheil von Addis Abeba und Genf bis zu Spanien und den Aufständen der Mohammedaner im Britischen Empire, ehe ein Würdenträger der Englischen Kirche, der hochwürdige Dechant von Winchester, genug Stimme gesammelt hatte, um im März 1937 Mussolini als „Wahnsinnigen" zu bezeichnen. Ein Wahnsinniger ist vermutlich ein fortgeschrittener Geisteskranker; aber selbst die Charge des Wahnsinns wird mit einem geheimen Zusatz, der halb Spott, halb Mitleid ist, und in der wenn auch schwachen Hoffnung verliehen, dass der für seine Handlungen nicht verantwortliche Feind der Gemeinschaft behandelt und geheilt wird.

So geschah es, dass die Engländer, als Mussolini mit dem lärmenden Vorspiel zu dem Angriff auf Abessinien einsetzte, ihre Kräfte aufs äusserste anspannen mussten, um in all dem Getöse zu verstehen, worauf der Mann eigentlich ausging. Natürlich hatten sie sein Fascistisches Manifest gelesen; aber auch auf jenen Seiten war Mussolini den Anregungen seines Meisters Machiavelli gefolgt, der seinen beiden Komödien, der „Mandragola" und der „Clizia", zärtlich denselben hübschen kleinen Vers von der „Lust der bis zum ersehnten Ziel fortgeführten List" eingefügt hatte. Mit der englischen Geistes- und Lebensart hinlänglich ver-

traut, wusste Machiavellis Schüler, dass der Engländer an keines Menschen Wort zweifelt, solange nicht ausreichende Beweise für seine Lügenhaftigkeit vorliegen. Darum hatte er dem vorletzten Paragraph seiner Abhandlung einen beiläufigen Satz eingefügt, wonach „man an ein Imperium denken könne, das heisst an eine Nation, die unmittelbar oder mittelbar andere führt, ohne auch nur eine einzige Quadratmeile fremden Bodens erobern zu wollen". Später, bei der Einweihung seiner öden Dörfer in den halbentwässerten Pontinischen Sümpfen hatte er verkündet: „Dieser Krieg gegen Not und Schmutz ist der einzige Krieg, den wir wünschen."

Die Engländer bissen an. Sie entschlossen sich, zu glauben, dass es nicht das Imperium sei, worauf er ausging, noch auch der Krieg um des Krieges willen, und dass ihn nicht nach Blut und Feuer, „des Blöden Spass", gelüste. Er wünschte, so glaubten sie, Zerstreuung und Prestige; oder, höchstens, Rohstoffe, um Italien auf die Beine zu helfen, und etwas Brachland für Kolonisten.

Man mag es verblüffend finden, dass die Engländer in solchem Wahn bis zum Januar 1937 verharrten, als sie, trotz allem, was sie ertragen hatten und ertrugen, ein neues Gentlemen Agreement mit Mussolini unterzeichneten, womit sie nur die Wirkung erzielten, dass der Pegel des Gentlemantums einen Tiefstand erreichte, wie sich ihn ihre Vorfahren nie hätten träumen lassen. Es ist auch beunruhigend, dass noch im September 1936, nach dem Abessinischen Krieg und während des Spanischen Krieges, ein Schriftsteller wie Walter Lippmann unter den Mächten, die für den Frieden arbeiten, den Diktator Italiens nennen und rühmen konnte, denn er sei „ein kultivierter Europäer, ein Realist und kein Narr"; derselbe Schriftsteller hatte freilich im selben Atemzug auch die Voraussage gewagt, die spanische Generalprobe dessen, was ein Krieg in Wirklichkeit bedeute, werde die Entschlossenheit derer verdoppeln, die Kriege verhüten wollen. Man wird jedoch leichter verstehen, dass englische Staatsmänner noch zu Anfang des Jahres 1935 im Unklaren über die letzten Absichten Mussolinis waren, wenn man weiss, dass so viele Italiener so viele Jahre lang nach dem wahren Wesen des Fascismus und dem wahren Ziel seines Führers gesucht hatten.

Sobald die englischen Staatsmänner beschlossen hatten, dass es Mussolini um Rohstoffe und Siedlungsland zu tun sei, griffen sie das Problem in einem positiven und geschäftsmässigen Geist an.

Sie wünschten, sich ungestört ihren Bemühungen um die Wiederherstellung der englischen Wirtschaftsblüte widmen zu können; daher kümmerten sie sich auch nicht um irgendwelche geringfügigen Verwirrungen, die sich bei der Entwicklung der deutschen Dinge ergaben, da es doch offenbar nur auf den Ausgang dieser Entwicklung ankam. Ausserdem schien ihnen ihr Übergang zu Liberalismus und Duldsamkeit in ihrer Empire-Politik zu jungen Datums, als dass sie den Mut gefühlt hätten, einen hungrigen Habenichts zu hofmeistern, und die vom Burenkrieg herrührende Wunde an ihrem Gewissen war noch nicht ganz vernarbt. Eines der ungeschriebenen Gesetze hochzivilisierter Gesellschaften verwirft die Pose des Moralpredigers als Zeichen schlechten Geschmacks oder, vielleicht, als Deckmantel der eigenen Makel. Selbstbeschränkung und eine verhaltene Sprache hatten die Engländer gewöhnt, den Schein der Selbstgefälligkeit und Aufgeblasenheit zu meiden; im zwanzigsten Jahrhundert mochten sie nicht mehr aussprechen oder denken, dass ihr Reichtum und ihre Macht der Lohn der Tapferkeit und des Fleisses seien. Beschimpfte sie einer der Habenichtse, indem er ihnen ihren Reichtum ins Gesicht schleuderte, als hätten sie nur auf die richtige Lotterienummer gesetzt oder das Vermögen eines Strassenräubers geerbt, so schimpften sie nicht zurück, sondern erröteten leicht, während sie sich den Rock zuknöpften.

Sie sandten nach dem Bau des Fuchses in Rom den Captain Anthony Eden, ihren „jugendlichen" Sekretär für Völkerbundsangelegenheiten und Botschafter für alles. Er hatte an der Westfront gekämpft; seine persönliche Kriegserfahrung, erheblich echter als die Mussolinis, und sein Glaube an den menschlichen Fortschritt gaben ihm das Recht, den Krieg zu verabscheuen und als „Anachronismus" anzusehen. Vielleicht fühlte er sich auch berechtigt, vorauszusetzen, dass jeder andere vernünftige Mensch den gleichen Standpunkt einnehmen müsse und dass nichts Geringeres als Vernunft und Wirklichkeitssinn Mussolini zu der Höhe des Führers einer zivilisierten Nation hinaufgeführt haben könne. Die Vorschläge, die Eden im Namen Englands machte, waren ungewöhnlich grossmütig; sie sollten der Zukunft ein Beispiel von Selbstlosigkeit in der internationalen Politik geben. Diesmal war es England, das sich erbot, den Preis des Friedens zu bezahlen, indem es den Kaiser von Äthiopien mit britischen Gebieten am Roten Meer zu beschenken und solcherart auf eigene Kosten für die Gebietsabtretungen schadlos zu halten gedachte,

durch die er, auf den Rat der westlichen Diplomatien, von Italien den Frieden erkaufen sollte. Ermutigt von seinem eigenen und seiner Nation guten Willen, von Englands Macht und von dem allgemeinen Glauben, dass eine unerschütterliche Freundschaft Italien mit England verbinde, näherte er sich an einem lieblichen Frühlingstag dem Duce. Das Ergebnis war verblüffend. Es ist nicht aufgezeichnet, ob der Duce wieder seine Metapher von dem silbernen Präsentierteller gebraucht hat; sicher ist, dass Nachgiebigkeit und Eingehen auf Englands Vorschläge seinen Zerstörungsplan zerstört hätten. Jede Art Olivenzweig war ihm ein Dorn im Auge; er glaubte, der Augenblick sei nun gekommen, der keine Frist für weitere Heuchelei und „Lust der List" zulasse. Er wies Edens Vorschlag glatt, nein, brutal zurück. Selten, wenn überhaupt, ist ein englischer Aristokrat und Diplomat so unhöflich behandelt worden.

Es geht das Gerücht, dass Captain Eden, auf einem römischen Spaziergang in begreiflicher Wut seinen Malacca-Stock schwingend, ungestüm den später auch Freunden anvertrauten Vorsatz fasste: „Das Fell dieses Burschen hole ich mir." Nicht, weil er weniger als ein Jahr später jeglichen Vorsatz dieser Art aufzugeben gezwungen war, sondern wegen des krassen Widerspruchs, in dem jener Text zu Captain Edens Oxford-Englisch steht, tut man gut, die Anekdote den Erdichtungen der Historie zuzuzählen. Durchaus historisch aber ist, im Gegensatz dazu, Mussolinis bündige Antwort auf die Frage nach seinem Eindruck von dem jugendlichen Boten: „Ich habe nie einen besser angezogenen Dummkopf gesehen."

Trotz Prahlerei und Schmähung war er weit davon entfernt, sich wohl in seiner Haut zu fühlen und genau zu wissen, wann und wie der Fuchs in ihm sich zum Löwen wandeln solle. England hingegen stiess, wenn auch gähnend, ein Gebrüll aus, und die Maschinerie des Völkerbundes wurde in Gang gesetzt. Lavals behandschuhte Hand tat im Sabotieren, was sie konnte, leistete auch manche hübsche Arbeit, aber doch lange nicht genug, um das Ganze zum Stillstand zu bringen. Mittlerweile förderte eine unter der britischen Wählerschaft über Probleme der Völkerbundes und der Weltfriedensorganisation veranstaltete gigantische Abstimmung ein fast ungeahntes Grossbritannien zutage: eine Nation, der bange war, für den Völkerbund zu kämpfen und ihn für sich selbst kämpfen zu sehen. Es schien, als entscheide diese Probeabstimmung auch über den Ausgang der wirklichen Wahlen für

das neue Unterhaus, die wenige Monate später stattfinden sollten.

Mussolini erschien auf seinem Balkon zu Häupten seiner ihn mit Freudengeschrei begrüssenden, aber gar nicht freudigen Massen, brachte sie zur Ruhe, machte eine Gebärde zuversichtlicher Erwartung und verkündete ihnen: wenn er nicht mit der wünschenswerten Eile vorwärtsgehe, so nur darum, weil er das Risiko, rückwärtsgehen zu müssen, vermeiden wolle. Mit Hilfe Lavals — und des schwerfällig arbeitenden Genfer Apparats selbst — hielt er den Völkerbund abseits, ohne entfernt daran zu denken, ihn beherzt und offen zu verlassen, wie Deutschland und Japan es ihm vorgemacht hatten. Er setzte seine militärische Vorbereitung das Frühjahr und den Sommer über fort, solange die Regenzeit in Abessinien und der in seinem eigenen Kopf zurechtgebraute Plan den Aufschub anbefahlen und anrieten; dabei behielt er die Drohung der wirtschaftlichen und militärischen Völkerbundssanktionen scharf im Auge.

General de Bono, Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte in Afrika, veröffentlichte ein Jahr später in seinem Memoirenbuch, für das Mussolini selbst das Vorwort geschrieben hatte, mehrere von Mussolinis Anweisungen. Sie sind ungewöhnlich aufschlussreich. Am 18. Mai schrieb der Duce dem General: „Sie müssen Lebensmittel und Munition für mindestens drei Jahre vorbereiten. Wie absurd es auch im Hinblick auf die bestehenden formalen Vereinbarungen über die Durchfahrt durch den Suez-Kanal in Frieden und Krieg scheinen mag, wir müssen mit Schwierigkeiten bei der Durchfahrt rechnen . . . Im Unterhaus", beharrte er, „wurde sogar von der Schliessung des Kanals gesprochen. Man muss immer auf die düstersten und peinlichsten Möglichkeiten gefasst sein." Diese Worte liefern den klaren Beweis dafür, dass er nicht daran dachte, England anzugreifen, wenn es den Kanal schliessen sollte; jedenfalls kann man aus ihnen folgern, dass er nicht gehofft hat, die Durchfahrt zu erzwingen. Wie er und General de Bono es angestellt hätten, den Krieg in Abessinien ohne Rücksicht auf den geschlossenen Kanal und einen Weltboykott durch „mindestens drei Jahre" fortzuführen, enthüllt das einzigartige Dokument nicht. Die entgegenkommenden Auslassungen in der Prosa des Generals, von den folgenden Berichten plastisch hervorgehoben, bestätigen die Vermutung, dass der grossprecherische Befehl nicht beachtet worden ist und dass die Vorräte in Erythrea und Somaliland nie die fabelhafte Dreijahrsmenge erreicht haben. Wahrscheinlich erwog er für den Fall, dass die düstersten und pein-

lichsten Möglichkeiten Wirklichkeiten werden sollten, den Plan, die Expeditionskräfte in Verteidigungsstellungen gegen mutmassliche Angriffe der Abessinier festzuhalten, solange sie in Afrika jenseits des abgedrosselten Kanals auszuharren hatten. Noch wahrscheinlicher erwog er zunächst überhaupt nichts, sondern tastete blind im Dunkel der Furcht und der Begier.

Er hasardierte weiter, indem er auf Frankreich und das Glück setzte. Als sich der Völkerbund im September versammelte, fand Laval die Gelegenheit, eine treulose Rede in die formale Einmütigkeit der Versammlung zu schmuggeln: darin beteuerte er Frankreichs Treue zu dem Völkerbund wie zu dem Angreifer. Der Sommer war vorbei, und die nahende Trockenzeit — in Afrika die für Menschenjagd geeignete Jahreszeit — drückte Mussolini mehr und mehr gegen die Mauer seines unverrückbar aufgestellten Termins, des Spätherbstes 1935. Es schien, als ob vom Genfer Himmel, wenigstens für eine Weile, nichts kommen würde als ein paar nasse Blitze und einiger unschädlicher Donner. Dieses Geräusch war leicht zu übertönen. Anfang Oktober, im letzten verfügbaren Augenblick vor dem unmittelbar bevorstehenden Jahrestag des Marsches auf Rom — eines Festtages, den er diesmal nicht mit leeren Händen erwarten konnte — berief er seine Vierzigmillionenherde in die öffentlichen Anlagen und auf die Marktplätze aller Städte und Dörfer, Hin zogen sie, tausende von einer unsichtbaren Rute gleichzeitig angetriebene Rudel, unter dem Brüllen der Megaphone, dem Dröhnen der Blechinstrumente, dem Läuten der Kirchenglocken, deren Stränge frevlerische Diener Christi zogen: sicherlich die grösste Rummelveranstaltung aller Zeiten. Und hier unterwarfen sie sich der Stimme des Unsichtbaren, die ihnen, den ohnmächtigen Heloten, gebot, Zivilisation nach Abessinien zu tragen. Am 3. Oktober waren die Würfel gefallen. Für ihn war es ein Datum von höchster Bedeutung. Zehn Jahre lang war er, nachdem er alles Recht in seinem eigenen Land niedergetrampelt hatte, um die Wälle des Völkerrechts herumgekrochen, vergebens die Lücke suchend, durch die er hindurchschlüpfen könnte. Jetzt stand er, in offenem Trotz gegen die Wächter, auf und zerfetzte vor ihren Augen einen Haufen Bürgschaften und Verträge. Einen Tag lang oder länger mochte er sich für den einzigen halten, der Nietzsches Idealgestalt verkörperte, jene verehrungswürdige Zusammensetzung aus Egoismus, Grausamkeit, Treulosigkeit, Verschlagenheit und Zerstörungssucht, und endlich konnte sich die Libido des Anarchisten frei ausleben.

Mareb war der Name des zwischen der alten italienischen Kolonie und dem Äthiopischen Reich fliessenden afrikanischen Rubikons. Er wurde an demselben Tag überschritten. General de Bono hatte Mussolini um Anweisungen gebeten, ob und in welcher Form dem Negus der Krieg erklärt werden solle. Die lakonische Antwort Roms lautete: „Keine Kriegserklärung." Dies war Mussolini eine Herzenssache, und zwar nicht so sehr darum, weil er sich für den Fall eines etwa notwendig werdenden Rückzugs eine diplomatische Spalte offen halten wollte, als vielmehr weil die Unterlassung der Formalität trotziges Festhalten an seinem anarchistischen Glaubensbekenntnis ausdrückte. Wie die Gesetze der Eheschliessung, das Zeremoniell der gemeinsamen Mahlzeiten, das Ritual der Totenbestattung vom Anbruch der Zivilisation an die nackten Tatsachen des Geschlechtslebens, der Nahrungsaufnahme, des Todes in eine spirituelle Sphäre hoben, oder wie die Feierlichkeit der Gerichte einen verklärenden Schein sogar über die Ungerechtigkeit der Vorrechte, sogar über das Ungestüm der Rachsucht breitete, so sucht seit undenklichen Zeiten eine Reihe ähnlicher Regeln den Mantel der Loyalität und Ritterlichkeit um die Schrekken brudermörderischer Gemetzel zu hängen. Unter diesen Regeln stand die Kriegserklärung an erster Stelle. Die Halbgötter, Halbbestien der Homerischen Welt hatten sich der Regel gefügt; Übertretungen wie die Versenkung russischer Kriegsschiffe durch Japan im Jahre 1904 vor dem formalen Ausbruch der Feindseligkeiten sind durchweg als barbarische Roheit verdammt worden. Aber genau dies war der Grund, warum der Duce des Fascismus — vielleicht von Japans Vorgehen in der Mandschurei angeregt — einen neuen Weg einschlug, der für die Zukunft beispielgebend sein sollte. Eine Kriegserklärung drückt die Auffassung aus, dass Krieg die Ausnahme, Friede die Regel, Krieg das Böse, Friede das Gute sei. Ist aber der Krieg Samen und Blüte aller Dinge, dann soll, wenn überhaupt etwas, der Friede erklärt werden, nicht der Krieg, der sich ein für allemal selbst erklärt.

Die ideologische Verhöhnung der demokratischen Ideologie besorgte unmittelbar nachher auf eine leichtere und witzige Art General de Bono selbst. Als er, hinter seiner Armee hertrabend, in die nördlichste Provinz des Landes eindrang, liess er an ihre aus Lehm und Baumzweigen gefügten Mauern Plakate kleben, die den Eingeborenen zu wissen gaben, dass „dort, wo die Flagge Italiens gehisst sei, Freiheit herrsche".

Krieg aber gab es noch immer nicht. Wie so oft, fand die von

ihrem eigenen Übermass schwindlig gewordene Begierde keine Sättigung. Entweder ergaben sich die Abessinier gelassen, oder sie zogen sich rätselhaft zurück. Adua, Adigrat, schliesslich Makalle, öde Orte, deren Namen vierzig Jahre zuvor von einigen Handvoll gegen zehnfache Übermacht kämpfender und in ehrenvollen Niederlagen gefallener, für den grausamen Schwachsinn ihrer Regierung büssender Italiener geheiligt worden waren, wurden nun im Handumdrehen, sozusagen ohne einen Flintenschuss, genommen. Die Erinnerungen des Obereroberers Emilio de Bono schliessen mit den albernen Worten: „Bedeutsame Gefechte hatten wir nicht; noch viel weniger das, was man eine Schlacht nennt. Leider, muss ich sagen. Nicht wir waren es jedoch, die dem Feind auswichen . . . Hätte er sich entschlossen, uns anzugreifen oder standzuhalten, wir hätten gesiegt . . ."

Ob die Italiener unter solcher Führung gesiegt hätten, weiss niemand. Die Abschlachtung einer Nation, und sei sie die schwächste der Erde, schien für solch einen Krieger eine weniger glatte Sache, als die Überwältigung eines sozialistischen Abgeordneten vor elf Jahren gewesen war. Schon waren die Linien der Invasionsarmee so lose und weit gespannt, dass sie aus dem unheimlich feindleeren Raum rundum Flankenangriffe geradezu hervorlocken mussten; schon waren des Kommandanten Telegramme und Schlummerstunden unruhig, Bald war es so weit, dass er abberufen und zum Marschall in der Heimat befördert werden konnte. „Der Ritt nach Makalle", schrieb er unnachahmlich in seinen Erinnerungen, „war mein Schwanengesang."

Während jedoch die imperiale Herrlichkeit auf sich warten liess und militärische Gefahren in der Ferne lauerten, hatten sich am nahen Horizont mit atemraubender Schnelligkeit Wolken gesammelt, die auf wirklichen Sturm deuteten und die halb vertrauliche Stimmung der jüngstvergangenen Septembertage verscheuchten. Der Völkerbund lebte, der Völkerbund handelte. Mehr als fünfzig Nationen, ein niedagewesenes Konzil der Menschheit, hatten sich um den englischen Führer versammelt. Die lähmende Tätigkeit der Faiseure vom Schlage des Franzosen Laval und des Schweizers Motta wurde ihrerseits lahmgelegt; Drohung folgte auf Drohung, und Taten sprossen aus den Worten. Mit überwältigender Einmütigkeit wurden Sanktionen beschlossen. Gewiss waren sie zunächst eher geeignet, dem ziemlich schuldlosen und ziemlich geldlosen italienischen Volk weitere Entbehrungen aufzuerlegen, als den Kriegsnerv in der Hand des herrschenden Schuldigen zu

durchschneiden. Daher konnte ihre unmittelbare Wirkung zum Vorteil des Schuldigen gewendet werden. Und gewendet wurde sie — mittels einer rasenden Propaganda, die den Pöbel gegen das perfide Albion aufhetzte und im italienischen Kerker, dank der Gunst des Augenblicks, eine Solidarität zwischen Gefangenen und Kerkermeister zusammenschweisste. Freilich gab er sich über die Beständigkeit solcher Aufwallung keiner Illusion hin, und noch viel weniger über den Ausgang des Abenteuers, wenn den ersten kurzen Schritten des Völkerbundes längere folgen sollten. Als Krönung aller anderen Anzeichen ergab die englische Wahlkampagne, nun im vollen Schwung, dass die Männer der Rechten und der Linken miteinander in der unbedingten Zustimmung zum Weltbündnis wetteiferten und unter den Parolen der Genfer Beschlüsse um die Wähler warben. Es schien, als hätten die von Fascismus und Machiavellismus als Phantome verachteten sittlichen Mächte Fleisch und Rüstung angelegt; und Entsetzen erfasste den Mann.

Diese Wochen im Frühherbst des Jahres 1935 — der Kalvarienweg eines Antichrists — waren nach den unmittelbar auf den Mord an Matteotti folgenden Wochen des Sommers 1924 die schlimmsten seiner bisherigen Laufbahn. Die hohen Mauern, die seine Abgeschiedenheit behüteten, hinderten nicht alle und jeden, einen Blick auf seine Not zu werfen; scharfsichtige Besucher, wie Frau O'Hare McCormick, fanden ihn gealtert. Nur wenigen Intimen war gestattet zu versuchen, seinen Mut aufzurichten; am häufigsten kam sein Schwiegersohn Galeazzo Ciano, ein pausbäckiger, blühender junger Mann. Er hatte als Generalkonsul in China gedient. „Mach dir nichts draus", sagte er seinem Schwiegervater heiter, „ich kenne die Engländer. Ich bin in Schanghai gewesen. Sie werden schon nichts machen." Aber die vom Familienkreis zur Schau getragene Zuversicht reichte als Gegengewicht gegen die offenkundige Gefahr nicht aus.

Er beherrschte seine Worte, wenn schon nicht seine Miene, recht gut und erwog im geheimen die möglichen Auswege. Wie jedoch sein geheimster Plan in jenen nervenzerrüttenden Wochen beschaffen war, konnte jedermann ein Jahr später aus den dokumentarischen und kursiv gedruckten Seiten des mit dem Duce-Vorwort ausgestatteten de Bono-Buches erkennen. Dass solche heiligen Schriften von Mussolini für den öffentlichen Gebrauch freigegeben werden konnten, mag jenen als Rätsel erscheinen, die noch nie einen erfolgreichen Spieler seine schlechten Karten aufdecken und

sich, während er die Einsätze zusammenraffte, an seinem Bluff und Glück weiden gesehen haben. Die Prahlerei war jedoch in diesem Falle so dick aufgetragen — und zudem mit dem Risiko zweifelhafter Wirkungen belastet —, dass er später, wie bei Emil Ludwigs Gesprächen, die nach der ersten Auflage zweckdienlich gesäubert worden waren, anderen Sinnes wurde. Auch diesmal stutzte er, nachdem er sich eine kleine Weile hatte gehen lassen, die dritte Auflage des Buches zurecht; und verschiedene Dokumente wurden ihrer wenngleich beschädigten Jungfräulichkeit und den Aktenschränken wiedergegeben.

Schon im August — ein genaueres Datum ist nicht angegeben — hatte er, von der Nähe der Völkerbundstagung beeindruckt, dem General de Bono geschrieben: „Dies ist mein letzter Brief, den Sie vor der Aktion erhalten. Ich glaube, nach dem 10. September müssen Sie jeden Augenblick meines Befehls gewärtig sein . . . Die Kräfte, die Ihnen zur Verfügung stehen, genügen für den ersten Stoss und die Erreichung der festgesetzten Ziele. An der besetzten Linie machen Sie halt, organisieren den Nachschub und warten ab, was sich an der internationalen Front zuträgt." Offenbar waren Rücksichten auf die internationale Front für den Aufschub des ersten Stosses um ungefähr zwanzig Tage massgebend. Dann verbot die fortschreitende Zeit jede weitere Verzögerung. Gleichwohl telegraphierte er de Bono am 17. Oktober: „Sie müssen den Verteidigungsapparat längs der Linie Adigrat-Aksum-Adua verstärken und nach rechts ausdehnen. Meine Anweisungen erhalten Sie, wenn die europäische Lage im Hinblick auf die Sanktionen und vor allem auf die englisch-italienischen Beziehungen geklärt ist . ." Eine Reihe von Punkten unterbricht an dieser hochinteressanten Stelle das Zitat des Generals.

Mittlerweile war Badoglio, Chef des Generalstabs, nach Afrika gesandt worden, noch nicht, um de Bono zu ersetzen, sondern um die Stellungen zu besichtigen. Er war von Lessona, dem Staatssekretär für Kolonialangelegenheiten, begleitet. Die Drei berieten die Lage. „Bei unseren Zusammenkünften", schreibt de Bono, „besprachen wir auch die möglichen Wirkungen der Sanktionen, obwohl noch nicht bekannt war, in welchem Ausmass sie verhängt werden würden. Infolgedessen beschlossen wir am achtzehnten (Oktober), dem Duce zu depeschieren: „Hier beisammen mit Exzellenz Badoglio und Exzellenz Lessona haben wir übereinstimmend beschlossen: Angesichts der Verteidigungsstellung, die wir nun einnehmen müssen, ist es zweckmässig und notwendig, die

Verschiffung der zwei Divisionen Schwarzhemden aufzuschieben. Zweitens: Der beschleunigte Zustrom von Truppen in diesen letzten zwei Monaten hat notwendigerweise die Lebensmittel- und Materialzufuhr verlangsamt. Sobald die Landung der Sila-Division beendet ist . . ., werden die erforderlichen Massnahmen zur Leerung des Hafens von Massaua sogleich ergriffen und hernach die in Massaua liegenden Lebensmittel, Munitionsmengen und Materialien auf das Hochplateau hinaufgeschafft werden. Drittens: Bei Rationierung sowohl der Bevölkerung wie auch der Truppen glauben wir in Anbetracht des vorhandenen Überflusses an Fleisch und Salz, dass die Lebensmittel für ungefähr sechs Monate reichen. Weitere Schiffsladungen Öl sind wünschenswert. Wir sind knapp daran trotz kürzlich eingetroffenen Ladungen. Die Fliegerei nicht gerechnet, die die ganze Zeit über unmittelbar von ihrem Ministerium versorgt worden ist, haben wir einen für zwei Monate reichenden Ölvorrat." Abgesehen von dem erstaunlichen Einbekenntnis einer unzulänglichen und widerspruchsvollen Organisation offenbart diese Seite die denkwürdige Tatsache, dass der von Mussolinis Einbildungskraft im Mai aufgehäufte Dreijahrsvorrat im Oktober auf ein Sechsmonatsquantum rationierter Nahrung und ein Zweimonatsquantum Brennstoff zusammengeschrumpft war.

Am 20. Oktober depeschierte Mussolini zurück. Eine Punktreihe, weit länger als die bisherigen, verstümmelt diesmal die Botschaft gleich am Anfang. Dann folgt das Zitat. „Es wird in Europa keine Verwicklung geben vor den englischen Wahlen, die für Mitte November festgesetzt sind. Nun, zu diesem Zeitpunkt muss ganz Tigre (die nördlichste Provinz Abessiniens) bis Makalle und weiter in unserem Besitz sein . . . Ich bin auch verpflichtet, Sie daran zu erinnern, dass mit dem Ende des Embargos grosse Mengen moderner Waffen und Munition in Abessinien eintreffen werden und dass somit die Zeit gegen uns arbeitet. Andererseits kann ein allzu langer Aufschub der Besetzung Makalles unsere Feinde ermutigen und unsere Freunde zögernd machen." Fast weinerlich beschwor der Oberbefehlshaber in seiner Antwort den Duce, sich vor Augen zu halten, dass „jeder Schritt vorwärts einen Mehrverbrauch von Tonnen Öls zur Folge habe." Kurz darauf hatte er sich jedoch so weit gestärkt, dass er den Marsch auf Makalle für den 10. November versprach. „Sehen Sie zu", drängte der Duce am 25. Oktober, „ob es Ihnen nicht möglich wäre, auf den 5. vorzuverlegen, was Sie für den 10. geplant haben." Die folgenden Depeschen des gequälten Oberbefehlshabers sind ein einziges Stöhnen über die be-

kannten Nöte, zu denen nun, nach seiner Aussage, auch der Mangel an Trinkwasser hinzugetreten war. Er hatte Maultiere, litt aber schreckliche Not an Sätteln und Maultiertreibern. Hätte er sich nicht der Wohltat einer Glatze erfreut, seine Haare wären ihm bei dem Gedanken zu Berge gestanden, eine vorrückende Armee mit den Hilfsmitteln eines Landes ernähren zu müssen, „in dem es nichts gibt, absolut nichts ausser Vieh", oder „Lebendfleisch", wie er sich unnachahmlich ausdrückte, ohne diesmal das Salz zu erwähnen. Nichtsdestoweniger legte er sich auf den Termin des 5. November fest; „oder des 6.", wagte der arme Mann um eine Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden zu feilschen. Mussolini wurde steif. Er beschnitt den Zeitraum noch weiter und stellte die militärische Uhr um zwei Tage vor, indem er dem gepeinigten Freund in allgemeinen Worten den Grund der Hast auseinandersetzte. „Um die militärischen mit den politischen Erfordernissen in Gleichschritt zu bringen, befehle ich Ihnen, die Operationen mit dem Ziel Makalle-Takkaze am Morgen des 3. November wieder aufzunehmen ... Antwort erwünscht." Der strikte Befehl wurde am 29. Oktober depeschiert. Der General seufzte zurück: 3. November — in Ordnung. Aber noch am selben Tag deutete er dem Duce seine Meinung an, dass es die schnelle Besetzung Makalles sei, was die politischen Notwendigkeiten gebieterisch erfordern mochten, nicht mehr. Demgemäss habe er sich vorgenommen, mit den anderen Teilen der Armee und der Front nach Makalle zu gehen; und er bäte um des Duce Zustimmung. Sie kam.

Das armselige, um eine verfallene Festung zusammengedrängte Dorf wurde eiligst am 8. November unter dem echten Jubel der Einwohner und in hartnäckiger Abwesenheit des Feindes eingenommen. Wettläufe zwischen den italienischen Ankömmlingen und den geübten Askaris des Kolonialkorps hatten den Marsch belebt. „Makalle", schreibt de Bono, „ist ein elendes Nest wie alle Ortschaften in Tigre . . . Ich bin nicht imstande zu beurteilen, ob die ohne einen Schuss vollzogene Eroberung als stark positiver Koeffizient bei der Bewertung unseres Unternehmens durch die anderen europäischen Mächte gewirkt haben kann . . . Sicher ist das eine, dass sich unsere Lage strategisch und verpflegungstechnisch verschlechtert hatte." Am 11. ordnete der Duce an: „Marschieren Sie mit den Eingeborenen-Divisionen geradeswegs auf Amba Alagi und lassen Sie die nationalen Divisionen an der Linie Makalle-Selikot halten. Antwort erwünscht." Amba Alagi war der Abhang am Südrand von Tigre; dort war vor einundvierzig Jahren die

äusserste, dünnste Vorhut der Italiener von der Sturzwelle der vorrückenden Horden Kaiser Meneliks verschlungen worden. De Bono antwortete: „Es ist meine ausdrückliche Meinung, dass es ein Fehler wäre, jetzt, wenn auch nur mit Eingeborenen, auf Amba Alagi zu marschieren . . . Bedenken Sie, dass Amba Alagi, abgesehen von der schmerzlichen historischen Erinnerung, die meiner Ansicht nach eine nachträgliche Genugtuung nicht erfordert, keinerlei strategische Bedeutung und dass es beträchtliche taktische Mängel hat, da es Flankenangriffen von allen Seiten zugänglich ist . . . Ich glaube, in diesem Augenblick müssen die militärischen Gesichtspunkte den Vorrang vor allen anderen haben." Dies war in Wirklichkeit sein Schwanengesang. Der Duce bestätigte de Bonos Depesche, erkannte die Triftigkeit der vorgebrachten Argumente an, und dann, am folgenden 17., depeschierte er ihm die Entscheidung, dass er ihm in Badoglio einen Nachfolger gegeben habe. Dieser landete in Afrika am 26. November, eroberte aber Amba Alagi erst am 28. Februar 1936, bis wann wahrscheinlich auch der arme de Bono die Sache fertiggebracht hätte.

In seinem Buch gibt de Bono bloss eine spärliche Auswahl selbst jener Dokumente, die er persönlich kannte; und auch die veröffentlichten zitiert er nicht in ihrer Gänze. So wie sie sind — und aller jener zusätzlichen Informationen entkleidet, die auf des Autors in dem Buch nirgends wiedergegebene Gespräche mit dem Duce zurückgehen mögen —, offenbaren diese Dokumente schlüssig, was Mussolini für den günstigsten Fall plante. Augenscheinlich glaubte er, dass der entscheidende Augenblick nach den englischen Wahlen im November kommen würde. Die Besetzung der Provinz Tigre von Adua bis Amba Alagi, wenn durchführbar und haltbar, konnte zwei Zwecken dienen: sie konnte als fascistische Ruhmestat in den Augen jener Italiener glänzen, deren in der „liberalistischen Schmach" von 1896 wurzelnden Minderwertigkeitskomplex der Fascismus sorgfältig genährt hatte, und sie konnte die Rolle des Faustpfandes bei den erhofften, auf Wahrung des Gesichts abzielenden Verhandlungen mit England und dem Völkerbund spielen.

Für den ungünstigsten Fall konnte er keinen Plan haben. Hätte der Völkerbund jede, auch die geringste Belohnung des Angreifers abgelehnt, so wäre dieser gezwungen gewesen, auch Tigre zu räumen, von Makalle bis Adua. Der dokumentarische Augenschein zeigt klar, wie die Vorräte, besonders an Brennstoff, beschaffen waren. Ein Öl-Embargo hätte, ohne die Nachhilfe irgendeiner weiteren feindseligen Massnahme, den Zusammenbruch des abessi-

nischen Abenteuers in wenigen Wochen oder Tagen und im Anschluss daran des Fascismus selbst bewirkt.

Schon schlug in Erwartung der Erlösung, die von England und dem Völkerbund kommen musste, nicht weniger Italienern als Abessiniern das Herz schneller. Sie drängten sich um die Zeitungsstände oder beugten sich in Strassenbahnwagen und Eisenbahnkupees über die Schultern ausländischer Passagiere, um einen Blick auf die kostbare ausländische Zeitung zu werfen. Schon wich die Angst von den kleineren Nationen Europas, schon wagten sie im Vorgefühl der Sicherheit freier zu atmen; und durch die Nazi-Presse lief mehr als eine Schwingung des Grübelns, ob es für Deutschland nicht ratsam werden könnte, in die Hürde des mächtigen Völkerbundes zurückzukehren.

Warum versagte England? Warum zwang es den Völkerbund, nicht den Fascismus auf die Knie? Warum wurde die einzige, unwiederbringliche Gelegenheit, eine Welt des Rechts und der Ordnung aufzurichten, vertan?

MARSCH AUF GENF

Das Geheimnis jenes Augenblicks — des entscheidendsten in der neuen Geschichte seit den tragischen Friedensverträgen von 1919 — liegt zum Teil in den Archiven verborgen, die möglicherweise einmal preisgeben werden, was sie heute verheimlichen. Aber das meiste davon liegt tief in den Busen der englischen Staatsmänner begraben, die es umsoweniger je ans Tageslicht heraufholen werden, als sie ehrlicherweise selbst nicht genau angeben könnten, was in ihrem Innern vorgegangen ist und gewirkt hat. Eine differenzierte und hochverfeinerte Erziehung warnt den Engländer vor den Gefahren der Selbstbetrachtung; und es ist die Art reifer Aristokratien, die Beweggründe ihrer Handlungen in sicherem Abstand hinter dem Schirm der konventionellen Moral zu halten.

Die offizielle Darstellung, in den folgenden Monaten unermüdlich wiederholt, macht geltend, dass der Krieg Mussolinis gegen England unmissverständlich gedroht habe, dass England sich weder vollkommen vorbereitet gefühlt habe, ihn siegreich zu führen, noch auch der aufrichtigen Unterstützung Frankreichs ganz sicher gewesen sei; und dass schliesslich England nicht darauf erpicht gewesen sei, eine neue Generation in Blut und Schrecken zu stürzen, wenn sich dies irgend vermeiden liess. Solche Erwägungen

bewogen den britischen Stolz, auf ein Kompromiss einzugehen. Zu Ende der Krise im Juni 1936 hielt Stanley Baldwin eine Rede, worin er mit bescheidener Genugtuung seines Verdienstes gedachte, den Krieg abgewendet zu haben.

Stimmte dies alles, es gäbe einen Überfluss an Rechtfertigungen der englischen Haltung, und nicht nur, wenn sie aus dem Gesichtswinkel derer betrachtet wird, die, Kämpfer oder Zivilisten, dazu bestimmt waren, Brandopfer der fascistischen Wut zu sein. Niemand kann Gott und Moloch zugleich dienen; und wenn eine Gemeinschaft wie die englische ein geistiges Niveau erreicht hat, von dessen Höhe aus sie den Krieg ganz und gar verwirft, so kann man nicht erwarten, dass sie, vom Gifthauch des nahen Kriegs angeweht, in Jubel ausbricht. Was der Geist verdammt, muss das Herz hassen; und Mussolinis und Hitlers Kriegsverherrlichung konnte nicht viele Anhänger in einem zivilisierten Land gewinnen.

Pazifismus ist in britischen und britannistischen Gemeinschaften bis zu jedem möglichen Grad entwickelt worden, zumal von einigen seiner geistigen Vorkämpfer. Es war während derAbessinien- und Völkerbundskrise, dass ein bekannter englischer Archäolog und Historiker, Stanley Casson, Britannien empfahl, sich in sein meerumspültes Gehäuse zurückzuziehen; es möge nicht mehr an den Kontinent denken, sondern dem Beispiel des antiken Byzanz folgen, das sich — so behauptete er — gegen die umliegende Barbarenwelt abschloss und auf diese Art die Keime eines künftigen menschlichen Zeitalters am Leben erhielt. Gleichfalls während der Abessinien-Krise geschah es, dass Aldous Huxley, jetzt in der Missionspropaganda tätig, ein von heiligem Eifer erfülltes Lehrbuch des „konstruktiven Friedens" herausgab. Der Traktat, in Rot und Gold, kostete drei Pence und war dazu bestimmt, der Idee in weitestem Umfang Anhänger zu werben. „Das Gelübde zu unterschreiben, dass man sich weigere, in welcher Form immer an einem neuen Krieg teilzunehmen", sagte Huxley, „ist empfehlenswert. Aber es ist nicht genug." Es ist noch nicht konstruktiver Friede. „Auf eine vage Art ist heute praktisch jedermann Pazifist." Wenn Fascisten und Nationalsozialisten anders sprechen, so ist das nur den Schwierigkeiten zuzuschreiben, die sich aus der Armut ihrer Nationen ergeben. Wenn man ihnen aus ihren wirtschaftlichen Verlegenheiten heraushülfe, so würden sich Fascisten und Nationalsozialisten als ebenso gute konstruktive Pazifisten erweisen, wie Aldous Huxley selbst einer ist. Hier jedoch liegt die Gefahr. Man nehme zum Beispiel die abessinische Angelegenheit. „Entweder

müssen die Sanktionen verschärft werden, in welchem Falle das zur Verzweiflung getriebene Italien wahrscheinlich einen europäischen Krieg entfesseln würde; oder aber Abessinien muss geopfert werden." Offensichtlich ist der einzige Ausweg die sofortige Einberufung einer Weltkonferenz „zur dauernden Schlichtung rechtmässiger Beschwerden nicht nur Italiens, sondern auch aller anderen unbefriedigten Mächte." Die Konferenz sollte zu Vereinbarungen gelangen: erstens über die tropischen Rohstoffvorräte; zweitens über die Währungspolitik; drittens über die industrielle Produktion und die Absatzgebiete; viertens über die Zölle; fünftens und letztens über die Auswanderungsbewegung. Das ist alles, was „in der Sache des konstruktiven Friedens" getan werden müsste, und Englands Haltung ist offenbar entscheidend. „Die grossmütige Geste einer grossen Nation mag genügen, die ganze Welt zu befreien."[1])

Wenn Huxley die fascistische Beschwerde gegen den Völkerbund als gegen eine Vereinigung alles für sich in Anspruch nehmender Nationen zum vollen Nennwert honorierte, wenn er daraufhin Englands Vermögen verteilte und über das Britische Empire verfügte, so ging Bertrand Russell noch um einen Schritt weiter, indem er England selbst herschenkte. Sollte es zum Schlimmsten kommen, sagte er ein Jahr später, so müssten Hitler und seine in Grossbritannien einfallenden Truppen wie Touristen willkommen geheissen und freundlich begrüsst werden. „Welchen Schaden uns die Deutschen auch zufügen könnten, er wäre nicht schlimmer als der, den ein Krieg gegen sie verursachen würde, selbst wenn wir siegten. Die Nazi würden unserer Art zu leben einiges Interesse abgewinnen, denke ich, und sie würden ihre Steifheit verlieren."

Es ist hocherfreulich, dass sich diese bedeutenden Persönlichkeiten grösseren Kredits in der Welt der Altertumsforschung, der schöpferischen Phantasie und der Mathematik erfreuen als in der eigentlichen Politik. Wäre es umgekehrt, nichts könnte für Mussolini und Hitler erfreulicher sein.

Es lässt sich jedoch nicht bestreiten, dass viel für die Auffassung spricht, eine bloss vorgestellte, eine zukünftige Gefahr — die von den Menschen oder den Göttern schliesslich abgewehrt werden mag — sei einem realen, unmittelbar drohenden Unheil vorzuziehen und eine zivilisierte Gemeinschaft habe die Pflicht, dem Krieg auszuweichen, nicht ihn herbeizuführen. Der Gedanke, dass es

[1]) Aldous Huxley: *What Are You Going to Do about It?* London, Chatto & Windus 1935.

richtig wäre, Mussolinis Herausforderung um jeden Preis anzunehmen und den Dämon der Zerstörung zu entfesseln, um die Welt für den ewigen Frieden reif zu machen, trug die wohlbekannten Merkmale mörderischen Wahns. Hatte Mussolini wirklich die Absicht, England und den Völkerbund anzugreifen, und hatte er auch die Mittel dazu, so war es ein Erfolg harter Selbstzucht, dass England sich hinsetzte und das bittere Brot der Nachgiebigkeit schluckte, während es die Möglichkeit zu einem würdigeren Mahl vor Augen sah und sicherstellte. Selbst die Vorstellung, diesen besonderen Krieg zu gewinnen — wäre der Sieg sicher gewesen — war alles eher als reizvoll. Hinter dem Fascismus stand Italien: ein Land, das vielen Engländern fast heilig war, zu dem sie als Sucher geistiger Schönheit und als Liebende gepilgert waren. Mochten sie noch so viel Übung darin haben, die Gefühlssaiten in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, die Verfolgung Italiens als eines öffentlichen Feindes, die erbarmungslose Züchtigung des Störenfrieds mit Hilfe fast der ganzen Welt, die Beschiessung und Inbrandsetzung von Rom und Florenz, und geschähe sie am Tage nach einem fascistischen Überfall auf London, konnte nicht ohne einen Schauder vorgeahnt werden, der dem Grauen des Muttermordes verwandt war.

Leider fehlte der offiziellen und sentimentalen Version jegliche Berechtigung, auf andere Anhänger zu rechnen als auf die einfachen Leute und die reinen Toren. Jene, die in den hohen Ämtern sassen, ihre Urheber, wussten, wie verschieden sie von der Wahrheit war. Mussolini hatte weder den Willen, noch die Macht, Krieg zu führen.

Wirklich, wenn jemand an den vielbesprochenen Niedergang der englischen Nation glauben wollte, so könnte er auch glauben, dass ihr Scharfsinn, sonst so treffsicher und vom Humor zur vollen Wirkung gebracht, bis zu der Bereitwilligkeit nachgelassen habe, Mussolinis Drohreden in ihrer wörtlichen statt in ihrer rednerischen Bedeutung und also ernst zu nehmen. Seine Laufbahn — von den Ausschreitungen in der Romagna bis zum Marsch auf Rom, vom Marsch auf Korfu bis zur Matteotti-Affäre und weiterhin — enthüllte einen Wesenszug seiner Natur, der fast so unveränderlich ist wie Fingerabdrücke: er greift nur an, wenn er selbst in Sicherheit bleibt und sein Vorteil gegenüber dem Feind überwältigend ist. Es kommt selten, wenn überhaupt, vor, dass ein Mensch an der Schwelle des Greisenalters seinen Charakter ändert. Dass solche Erkenntnis, die Mussolinis Persönlichkeit und Lebenslauf

leicht abzugewinnen war, den englischen Machthabern versagt geblieben wäre, ist theoretisch möglich: vielleicht infolge allzu pedantischen Festhaltens an der Regel, dass ein Gentleman an dem Wort eines anderen Gentlemans nicht zweifelt, solange sich dieser nicht als Lügner entpuppt hat.

Weniger glaubhaft jedoch, als dass der Scharfsinn der englischen Machthaber versagt hat, wäre der Bankrott der Nachrichtenabteilung, über die das englische Aussenamt verfügt. Die Leistungen dieser Herren waren auch in den letzten Jahren so ausserordentlich, dass es schwer fiele, zu glauben, sie hätten keinen Einblick in die Befürchtungen des Duce und in den dramatischen Austausch von Klagen und Befehlen zwischen de Bono und ihm gewonnen. Ähnliches gilt für die Admiralität. Kaum anzunehmen, dass sie die Marconi zugeschriebene Erfindung einer elektrischen Vorrichtung ernst genommen hätte, die alle auf dem Land, auf dem Wasser und in der Luft arbeitenden Motoren aus der Ferne lahmzulegen imstande ist. Für ebenso unsicher mag sie die ungeheure Zahl Mussolinischer Bombenflieger halten, die, eine Schar zorniger und zur Selbstaufopferung entschlossener Erzengel, nur des Winkes harren, um sich auf die englischen Kriegsschiffe herabzustürzen, dem Feind und sich ein Wagnerisches Finale in Flamme und Flut zu bereiten.

Ein weiterer, letzter Schritt abwärts auf der Stufenleiter der abnehmenden Glaubwürdigkeit: es ist äusserst unglaubwürdig, dass England nicht um die Brennstoffknappheit der fascistischen Streitkräfte gewusst hätte. Aber gerade das Öl-Embargo war die Waffe, die aus der Scheide zu ziehen England sich beharrlich weigerte, indem es immer wieder, sooft die Rede auf ihren Gebrauch kam, den Zeitpunkt ihres Gebrauchs aufschob. Die Regierenden, die vor nichts zurückschraken, wenn es sich darum handelte, einem entscheidenden Entschluss auszuweichen, gingen so weit, die amerikanische Neutralität für die Undurchführbarkeit des Embargos verantwortlich zu machen: eine flagrante Unwahrheit angesichts des guten Willens Amerikas, der, je näher die Stunde der Entscheidung rückte, um so deutlicher in Erscheinung trat. Klarerweise entsprang die englische Weigerung dem Wissen, dass diese eine Waffe entscheidend gewesen wäre.

Ihre Wirkung konnte man sich leicht vorstellen. Mussolini hatte gesagt: „Sanktionen bedeuten Krieg." Die Sanktionen, schwer für die italienischen Schafe und leicht für die fascistischen Wölfe, wurden beschlossen und angewandt. Kein Krieg brach aus. Dann

lief eine erregende Nachricht durch die Welt; die britische Heimatflotte war im Begriff, sich im Mittelmeer zu versammeln; ihre aus Panzerriesen bestehende Vorhut nahm Kurs auf Gibraltar. Eine römische Zeitung, die schrillste Klarinette in dem vom Duce dirigierten Orchester der fascistischen Presse und dem Dirigentenpult seit jeher nahe attachiert, schmetterte ein durchdringendes Solo: Wenn sich die Heimatflotte im Mittelmeer versammelt, so wird sie unsere Antwort erhalten; nein, sie wird unserer Antwort begegnen, bevor sie sich versammelt hat. Die Heimatflotte dampfte nach ihrem Fahrplan weiter. Ihr Rauch, gespenstisch in der Höhe des Golfs von Neapel erscheinend, verdüsterte den fascistischen Horizont; eine Wolke des Schreckens, oder der Erwartung, lag über dem Land. Und kein bombenwerfender Erzengel stürzte sich vom Himmel herab. Nun wurde der Kriegsruf geändert: „Öl-Embargo bedeutet Krieg." Wäre das Embargo beschlossen und durchgesetzt worden — bei klaffenden Vorratskammern —, sogar ein Verzweiflungsschritt wäre ausserhalb des Charakters und der Macht des Duce gelegen. Hätte er seiner Natur Gewalt angetan und Simsons Ende gewählt, er hätte kaum eine Hand frei gehabt, an den Säulen zu rütteln. Die Monarchie, die Kirche, der Generalstab, die Admiralität, das Grosskapital: alles lose um die Schultern des Tyrannen hängende Gewänder, solange Fortuna ihm lächelte, hätten sich zu Zwangsjacken verengt. Alle verborgenen Kräfte Italiens wären angesichts des Verhängnisses und der drohenden Revolution herbeigestürmt, den Wahnsinnigen zu bändigen. Aber das offizielle England entschied sich dafür, zu glauben, dass Öl-Embargo Krieg bedeute. Es hielt seine Kanonen und die des Völkerbundes gegen Mussolini gerichtet, während es ihm geziemend zur Kenntnis brachte, dass sie nicht geladen seien.

Im Gegensatz zur offiziellen und pazifistischen Version besagt die der Linken, dass sich die englische Regierung Mussolini von der Geburt seines Planes an, also seit Ende 1934, zur Verfügung gestellt habe. Unter den verschiedenen Zielen, die sie dabei verfolgt habe, finde sich als wichtigstes der Plan, den Duce samt seinen vierzig Millionen italienischen Sklaven für ein Locarno oder eine Stresa-Front zu kaufen, wo sie helfen mochten, die Anmassung der Deutschen im Zaum zu halten, und auch sonst England bei seinem hergebrachten kontinentalen Spiel an die Hand gehen sollten. Ferner behauptet diese Version, die englischen Machthaber seien von dem Friedensvotum der englischen Wählerschaft überrascht worden. Es hätte nun aussergewöhnlicher Geschicklich-

keit bedurft, die unerwartete Störung zu überwinden. Man inszenierte die Komödie mit dem Völkerbund und den Sanktionen. Als die Novemberwahlen vorüber waren und die Herren sich sicher im Sattel fühlten, seien sie zum alten Kurs zurückgekehrt. Zu alldem hätten sie Mussolinis Kriegsdrohung vergrössert und Englands militärische Bereitschaft, ihr zu widerstehen, verkleinert; so sei der erschreckte Steuerzahler für den ungeheuren Rüstungsaufwand gewonnen worden, der angeblich der nationalen und imperialen Sicherheit, in Wirklichkeit dem Geschäft der Grossindustrie und der City diene.

Abgesehen davon, dass in dieser Darstellung manches zeitlich nicht mit dem tatsächlichen Verlauf der Dinge klappt, erscheint sie nicht weniger einseitig und unzulänglich als die Erzählung der Regierung. Ihre einzige Überlegenheit besteht in der arglosen Ehrlichkeit oder gar Naivität ihrer Urheber. Hätten die Regierenden solch einen teuflischen Anschlag im Sinne gehabt, es wäre ihnen nicht schwer gefallen, ihn schlauer auszuführen; in ihrer ererbten politischen Geschicklichkeit hatten sie gelernt, weit feinere Mittel zu gebrauchen. Die Korrespondenz zwischen Mussolini und de Bono liefert überreichlich Beweise dafür, dass der Duce im Herbst 1935 diametral entfernt davon war, sich des Einverständnisses und der Mithelferschaft Englands sicher zu fühlen. Und die entstellenden blauen Flecken und Beulen, womit das englische Prestige aus dem diplomatischen Kampf hervorging, bezeugen aufs deutlichste, dass der Kampf nicht durchaus als Farce gedacht war.

Es geht nicht an, ein einzelnes, scharfumrissenes Motiv hinter dem verworrenen Vorgang zu vermuten; und die Quellen des englischen Tuns oder Nichttuns waren so gewunden und trübe, wie die Ergebnisse verwirrend waren. Zweifellos hätte Unnachgiebigkeit gegen Mussolini, ganz ohne Krieg, den frühen Zusammenbruch des Fascismus und einen überwältigenden Sieg des Völkerbundes bewirkt. Mindestens dieses zweite Ergebnis entsprach offenbar den Wünschen des Durchschnittsengländers. Weiter denkende Geister mochten sich, wenn auch vielleicht nicht voll bewusst, vorstellen, dass ein Sieg des Völkerbundes die Geburt einer mehr als Wilsonschen Organisation der Welt bedeutet hätte, mit Gesetzen und der Macht, ihnen Geltung zu verschaffen: eines Völkerbundes mit Zähnen. Es wäre ein Überstaat gewesen, und die Gründung eines Überstaates hat eine Einbusse an Souveränität oder, wenn man will, an Freiheit für die einzelnen Staaten

zur Folge. War diese Nebenausbeute des Sieges dem ganzen englischen Volk und seiner herrschenden Klasse gleich erwünscht? Ausser allen anderen Folgeerscheinungen musste eine tiefgreifende Umwandlung der bestehenden Ordnung, oder Unordnung, vorausgesehen werden, mit einer vielleicht unerträglichen Probe für den Konservativismus, der eine milde Paralyse des Geistes ist wie die grundsätzlich revolutionäre Gesinnung eine Zwangsneurose.

Wird ein wirklicher Völkerbund ins Leben gerufen, so muss er notwendigerweise mit Satzungen ausgestattet sein, die jedermann verständlich und wann immer und wo immer anwendbar sind. Dies bedeutet, dass ein übernationales Gesetzbuch unvermeidlich in einem umfassenden und organischen Geist gehalten sein muss, ähnlich dem Geist des Römischen Rechts. Dies ist jedoch ein Geist, für den die angelsächsische Mentalität noch nicht viel übrig hat; sie hält lieber an der Geschmeidigkeit und erfinderischen Anpassungsfähigkeit des gemeinen und sogar ungeschriebenen Rechts fest. Es wird allgemein zugegeben, dass der Weltkrieg möglicherweise vermieden worden wäre, wenn sich England vor dem August 1914 förmlich verpflichtet hätte, in bestimmten gegebenen Fällen für Frankreich zu kämpfen; und die Mehrheit der denkenden Menschen zu beiden Seiten des Atlantik stimmt heute darin überein, dass eine gemeinsame englisch-amerikanische Erklärung, die genau die Umstände anführte, unter denen gemeinsam zu den Waffen zu greifen die beiden Nationen beschlossen hätten, alle stürmischen Wasser unseres Planeten magisch beschwichtigen würde. Dennoch haben sie eine solche Erklärung unterlassen und denken nicht daran, sie abzugeben: so gross ist die Kluft zwischen den Geboten der Vernunft und den Verboten der überkommenen Geistesschablonen. Kein Preis in Gold oder Blut ist ihnen zu hoch dafür, die Freiheit des Handelns für die Zukunft bewahren zu können, obwohl es doch zumeist nur die Freiheit ist, Verpflichtungen einzugehen und sich in Verwicklungen zu verstricken. Verpflichtungen und Verwicklungen hätten sich aus einem wirklichen Völkerbund offenbar in erheblich grösserer Menge für sie ergeben, als sich aus Einzelbündnissen zu ergeben pflegen, selbst wenn man in Rechnung stellt, dass sie Verträgen weit ernstere Bedeutung beimessen als die machiavellistische Brut.

Überdies hätte eine Konferenz, wie Aldous Huxley und so viele andere sie vorschlagen, einberufen werden müssen. Der Völkerbund wäre die Konferenz gewesen. Das Argument von der Dürftigkeit oder Nichtigkeit der wirtschaftlichen Möglichkeiten in den

überseeischen Territorien wirkt nach zwei Seiten: tun die Habenichtse unrecht daran, nach jenen Schimären zu schmachten, so tun die Habenden ebenso oder noch mehr unrecht daran, die Schimären festzuhalten. Der Ausweg wäre hier, das Kriegsbeil zu begraben, indem man alles, was sich an Rohstoffen und Möglichkeiten in den Kolonialgebieten dem einwandernden Arbeitswillen darbieten mag, einem Weltkonsortium überlässt. Aber auch dies hätte einen Verlust nach sich gezogen, wenn nicht an realen Gütern, so an Prestige und Rang, und einen Bruch des Herkommens. Indem so der erhoffte Sieg des Völkerbundes durch seine voraussichtlichen Nachwirkungen ausserordentlich an Bedeutung gewann, verwässerten diese und andere Quellen halbeingestandener Sorge vielfach den in England moussierenden Enthusiasmus.

Noch andere Kräfte waren in abgeschiedenen Nischen hinter der Szene am Werk. Da gab es dynastische Interessen, in deren Dienst der König der Belgier, Schwager des unglücklichen italienischen Kronprinzen, den Vermittler zwischen Rom und London spielte. Im englischen Aussenamt besetzte eine Anzahl römischer Katholiken leitende oder einflussreiche Posten; ihr religiöser Eifer trieb sie zwangsläufig, das zu wollen und zu tun, was dem Heiligen Vater und folglich seinem Schützling, dem fascistischen Mann der Vorsehung, am wenigsten missfallen mochte. In der Englischen Kirche selbst, oder in jenen ihrer Teile, die seit langem das Gefühl Verlorener Söhne gegenüber dem römischen Vater genährt hatten, schwankten viele Herzen zwischen Genf und Rom.

Ob, in der Welt der Wirtschaft, die fascistenfreundliche Gesinnung der Besitzenden eine ursprüngliche Quelle der Entschliessungen oder ein letzter Tropfen im Becher war, ist nicht erheblich. Sie tat ihre Wirkung und zwar erheblich. Den erpresserischen Ruf der fascistischen Propaganda: „Entweder schwarz oder rot, entweder Fascismus oder Kommunismus!" hatten nicht viele überhören können; so durchdringend war das Geschrei gewesen. Ist aber einmal das Dilemma angenommen, so folgen die Individuen und die Klassen den vom marxistischen Fatalismus vorgezeichneten Richtlinien: die Besitzenden scharen sich um das schwarze Banner, die anderen drängen zur roten Hürde. Die englischen führenden Schichten bemühten sich, die Mitte zu halten; sie hofften, dass sich ihr Land diesen Luxus leisten könne, solange nicht die ganze Welt rot würde. Aber sie hatten kein Vertrauen zu Italien. Ihre Regierung stellte dort umsichtige Nachforschungen an, welche Gruppe oder Partei nach Mussolinis Sturz voraussicht-

lich an die Macht kommen würde. Das Ergebnis der Recherche war offenbar unbefriedigend. Wenn die Sache so stand, so zogen sie die Möglichkeit einer künftigen Sintflut, die Gott verhüten mochte, der Gewissheit einigen sofortigen Bebens unter ihren Klubfauteuils vor, die zufällig im seismischen Bereich einer italienischen Umwälzung standen. Sie konnten die Revolution in Italien nicht bewilligen. Dieses Land war zu nahe.

So führt die ganze Wanderung durch den Irrgarten der Motive zurück zum Ausgangspunkt. England versagte, weil es nicht imstande war, an die Existenz des vollkommen Bösen zu glauben. Eine beharrliche Unterweisung in den Feinheiten des Verstandes und der ironischen Betrachtung hatte ihre besten Männer des Sinnes für das Tragische beraubt. Als sie an diesem Kreuzweg der Geschichte angelangt waren und einem endgültigen Ausgang gegenüberstanden, entschieden sie sich für die Auffassung, er sei keineswegs endgültig; sie horchten wohl wieder auf die Lehre eines ihrer Repräsentanten, des Mannes bei Samuel Butler, dessen einzige Furcht es war, „dass er noch einmal heftig über irgendeine Sache denken könnte". Sie wünschten nicht, heftig über den Fascismus zu denken, und sie behandelten ihn, wie immer sein Geruch war, als eine unter den vielen in der politischen Küche gebrauchten Zutaten.

Natürlich ist es das Unvermögen, an das Böse zu glauben, das den Diener des Guten entweder lau macht oder dazu verurteilt, einen Scheinkrieg zu führen. Ob es der edle Wilde Othello ist, dem — in weit höherem Masse als dem Professor Kittredge — das Verständnis für die uninteressierte Bosheit eines Jago abgeht, oder der über intellektuelle Spitzfindigkeiten strauchelnde überkultivierte Hamlet, der Ausgang ist der gleiche: die Katastrophe für sie selbst und für alle, die in den Bereich ihrer Handlungen geraten sind. Shakespeare war zu Ende des Jahres 1935 mehr als je ein nationaler Dichter Englands; und Baldwin, Hoare, Eden und all die übrigen erscheinen als eine Ansammlung körpergewordener Hamlets.

Der fünfte Akt der Tragödie begann im frühen Dezember. Plötzlich wurde der Hoare-Lavalsche Plan angekündigt. Sir Samuel Hoare war in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Sir John Simon, einem verständnisvollen Freund Mussolinis, gefolgt. Er hatte die Richtung seines Vorgängers und ebenso die seines Premiers und Chefs übernommen. Laval hatte an den Strängen, die er in der Hand hielt, gezogen und vielleicht den grösseren

Anteil des Planes beigesteuert. Die französische Regierungspresse ging so weit, anzudeuten, dass der Plan nicht endgültig sei, sondern noch verbessert werden könne: natürlich zugunsten Mussolinis.

Der Plan war nicht die Gewährung des Entrinnens unter Wahrung des Gesichts, die sich Mussolini erhofft hatte; er war kein Kompromissversuch, der das Gebiet um Adua und Makalle zum Angelpunkt hatte. Zum Erstaunen der Welt überantwortete der Plan, wie um der Ungelegenheit ein für allemal ein Ende zu bereiten und alle fascistische Begier durch die verschwenderische Grösse des Geschenks zu übertrumpfen, Mussolini einen ungeheuren Teil abessinischen Gebietes, das Beste davon, mitsamt einer umfassenden politischen und wirtschaftlichen Aufsicht über das, was dem Negus von seinem Land wie zum Hohn übriggelassen war. Es war Abessinien auf dem silbernen Präsentierteller, eine blendende Belohnung des Angreifers. Nur Blut und Feuer, der Aufputz militärischen Ruhms, fehlten dem Angebot.

Die allgemeine und die parlamentarische Entrüstung zwang die britische Regierung, das Angebot zu widerrufen. Mussolini hatte wirklich den richtigen Zeitpunkt abgewartet. In elfter Stunde, als er sicher war, nichts zu riskieren, wenn er ein Geschenk geringschätzte, das die Mächte zurückgenommen hatten, lehnte er es barsch ab. Hoare trat zurück.

Jetzt aber war, was immer noch geschehen mochte, Englands Autorität und mit ihr das Ansehen des Völkerbundes dahin. Der Weg lag offen für den Marsch auf Addis Abeba.

MARSCH AUF ADDIS ABEBA

Es war ein erregendes Schauspiel.

In weniger als fünf Monaten war das älteste Reich der Erde ausgewischt, der Kaiser jämmerlich auf der Flucht, die Hauptstadt in Flammen. Vergleicht man die Grösse des Landes mit dem Tempo seiner Überwältigung, so mag man die Eroberung Abessiniens mit der Unterwerfung Persiens durch Alexander den Grossen oder mit dem Siegeszug des Fernando Cortez nach Tenochtitlan in eine Reihe stellen.

Ruhm aber gab es nicht. Wie Mussolinis staatsmännischer Palmenzweig viel eher dem Gewährenlassen und der Helferschaft seiner Gegner entwachsen als ihrem Widerstand abgerungen war, so blieben Badoglios Kriegstaten — militärische Gegenstücke der

diplomatischen Schelmenstücke — zu neunzig Prozent Folgen der Ohnmacht oder gänzlichen Abwesenheit der Abessinier.

Mussolini muss die Standhaftigkeit seines machiavellistischen Glaubens an die Verächtlichkeit der Menschennatur gutgeschrieben werden. Diese Treue, die ihn nie im Stich liess, setzte ihn instand, auch in den Wochen der schlimmsten Not auszuharren und auf die Hilfe seiner Widersacher zu rechnen. Auf einer anderen Ebene gebührt Anerkennung dem Feldmarschall des Duce für sein organisatorisches Sachverständnis. Ein sorgfältiger Leser der Landkarten, erfahren auf allen Gebieten der Militärwissenschaften, in wichtigen Rollen an zahlreichen Ereignissen des Weltkriegs — von Caporetto bis zum Waffenstillstand — beteiligt, Chef des Generalstabs durch viele Jahre, wurde er allen Anforderungen gerecht, die die Aufgaben des Zurechtstutzens vorspringender Frontteile, der Flankendeckung gegen Umgehungsmanöver, der Versorgung aller Armeeteile mit Proviant und Munition stellen mochten.

Zuerst ging er überlegt und langsam vor, wie sein abgesetzter Vorgänger vorzugehen gewünscht hatte. Die nebelhafte Drohung eines abessinischen Angriffs auf die nur locker zusammenhängenden Linien der Invasionsarmee schien hin und wieder greifbare Gestalt annehmen zu wollen. Wenn unoffiziellen Berichten Glauben geschenkt werden darf, gelang es sogar der Vorhut des Negus, die Stellung von Makalle für einen Augenblick oder zwei zurückzuerobern. Badoglio war auf der Hut; seiner nüchternen handwerklichen Geschicklichkeit kam die Lektion zuhilfe, die er einige zwanzig Jahre zuvor von einer Falle in den nordöstlichen Alpen erhalten hatte.

Ein Zwischenfall im Januar, gierig willkommen geheissen, riss die Tore des Imperiums auf. Tito Minniti, ein italienischer Flieger, den ein Maschinendefekt gezwungen hatte, hinter den feindlichen Linien niederzugehen, erweckte bei den Abessiniern den Eindruck, dass er sich ergeben wolle. Als sich eine beträchtliche Zahl Abessinier um das bewegungsunfähige Flugzeug drängte, begann er — tapfer, das ist nicht zu bestreiten — mit seinem Maschinengewehr in den dichten Haufen zu feuern. Sie schlugen ihm den Kopf ab. Der Säbel war, viel eher als das Gewehr, die gewöhnliche Waffe des primitiven abessinischen Kriegers.

Dies war die ersehnte „abessinische Atrozität". Nun wurde durch Lautsprecher verkündet, dass der Krieg mit a l l e n Mitteln fortgesetzt und dass der abessinischen Grausamkeit mit Repressalien begegnet werden würde. Die Repressalien waren Giftgase.

Nach seiner Landung in Mexiko „hielt Cortez Heerschau und fand, dass sich seine Streitkräfte zusammensetzten; aus hundertzehn Seeleuten, fünfhundertdreiundfünfzig Soldaten, einschliesslich zweiunddreissig Armbrustschützen und dreizehn Arkebusieren, ferner zweihundert Indianern von den Inseln und einigen Indianerinnen für Magdarbeit. Er besass zehn schwere Kanonen, vier leichtere Geschütze, Falkonette genannt, und einen ansehnlichen Vorrat Munition. Überdies besass er sechzehn Pferde. Diese waren nicht leicht beschafft, denn die Schwierigkeit, sie in den unvollkommenen Fahrzeugen jener Zeit über den Ozean zu befördern, machte sie rar und unglaublich teuer auf den Inseln." Aber die Tiere, Ungeheuer, wie sie den Eingeborenen im Traum nie erschienen waren, und das Getöse einer artilleristischen Schauprobe spielten die allgemein bekannte Rolle bei dem Untergang des Reiches Montezumas und Guatemozins.

Das fascistische Regime hatte nach Afrika die ungeheuerste Expeditionsarmee gesandt, von der die Geschichte berichtet, ausgenommen vielleicht die gegen Griechenland in Bewegung gesetzten persischen Heere, wenn man den Zahlen der alten Geschichtsschreiber trauen darf. Die Grösse der gegen Abessinien mobilisierten Heeresmacht ist nicht strittig. Aber die zahlenmässige Überlegenheit der Angreifer — insgesamt mehr als eine halbe Million Menschen — war der am wenigsten wirksame unter ihren Vorteilen. Nach Abschluss der Materialvorbereitung und der Sanitätsvorkehrungen verfügten sie über alle Behelfe einer Luxus-Kriegsführung — von Lebensmittelkonserven bis zu Mineralwasser, von starken Schwesternschaften eingeführter Venuspriesterinnen bis zu stromlinigen und mit Lüftungsvorrichtungen ausgestatteten Spitalschiffen. Hunderte und tausende Maschinengewehre, leichte und schwere Geschütze, Panzerwagen, Flugzeuge machten ihnen die Bahn frei, auf der Erde und am Himmel. Dieser ungeheuerliche Vernichtungsapparat übernahm die Rolle, die Cortez bei seiner Eroberung Mexikos einem Miniaturzirkus von Streitrossen und Feuerwerkskörpern anvertraut hatte. Die Abessinier besassen nichts. „Während der ganzen Zeit, die ich in Ostafrika verbrachte", schreibt de Bono, „habe ich nie ein fliegendes abessinisches Flugzeug gesehen." Diese Feststellung, deren Offenheit sympathisch berührt, hätte von Badoglio mitunterschrieben werden können.

Nichtsdestoweniger ist es zweifelhaft, ob es ihm gelungen wäre, Amba Alagi zu erreichen, von Addis Abeba gar nicht zu sprechen, wenn nicht die Chemie — legitimiert durch Minnitis Opfer und

durch eine „Lust der List", die sich einfallen liess, England die Belieferung Abessiniens mit Dumdum-Geschossen zur Last zu legen — das entscheidende Hilfsmittel zu seinem Arsenal beigesteuert hätte. Beide Fronten, die südliche und die nördliche, in Somaliland und in Tigre, wurden ausgiebig mit Senfgas bedacht, dem Wogen anderer hautverbrennender, lungenzerreissender Dämpfe nachgesandt wurden. Die Abessinier besassen weder Gasmasken noch Gasschutzräume, überdies waren sie halbnackt; und ihre erbarmungswürdige Wehrlosigkeit wurde von ihrem Unwissen noch verschlimmert. Ahnungslos gaben sie sich der Gefahr preis, ahnungslos bis zu den Qualen der Agonie. Nach einem einzigen Gefecht, genannt die Schlacht von Amba Aradam, zählte ein einziger Hauptmann, ein Mailänder, mehr als sechzehntausend „Feinde", die alle auf dem Weg der unsichtbaren Gaswolke beisammen lagen. Sie zu begraben, wäre zu umständlich gewesen; man beseitigte sie haufenweise durch Flammenwerfer. Die Schätzung des Hauptmannes war, überflüssig zu sagen, ein roher Überschlag; es ist durchaus möglich, dass das Entsetzen oder sonst ein Affekt seine Phantasie verleitet hat, die Zahl zu vergrössern. Sicher ist jedenfalls, dass Zeit und Umstände ihm nicht erlaubten, auch nur annähernd die Zahl derer zu ermitteln, die halbtot verbrannt wurden.

Panik hätte als Folge von alldem in den Reihen der Abessinier ausbrechen müssen. Nichts dergleichen geschah. Es wird berichtet, wie die armen Wilden gegen die sicher über ihren Häupten schwebenden Flugzeuge die Fäuste schüttelten und die krummen Säbel schwangen. Sie forderten die Flieger auf, herabzukommen und „wie Männer zu kämpfen". In todesmutigen Schwärmen stürmten sie bergan, gegen das scheinbar uneinnehmbare Nest eines feindlichen Maschinengewehrs, und die letzten Überlebenden kletterten über die Haufen der Toten, um das ratternde Ding zu ergreifen und endlich zum Schweigen zu bringen. Hin und wieder wurde, für einen Augenblick, dem Unaufhaltbaren Halt geboten. Der Negus war schon ein Flüchtling in Sassabane, als Ras Nassibu ihm die Freude eines siegreichen Gefechts bereiten und noch einmal, für einen Augenblick, das Verhängnis aufhalten konnte.

Sorglosigkeit, Verrat, Uneinigkeit und Habgier hatten es besiegelt. In diesem wie in jedem anderen Fall entlastet die Schuld des Angreifers nicht das Opfer. Die schlechtesten Elemente unter den Häuptlingen und kirchlichen Würdenträgern Abessiniens waren, in beträchtlicher Zahl, mit fascistischem Gold gekauft;

wozu die italienischen Frauen, in von einer königlichen Puppe angeführter Prozession, mehr oder weniger freiwillig ihre Eheringe geopfert hatten. Gold war — im Verein mit Stahl und Feuer, Giftgas und heimlichem Einverständnis — eines der Kriegsmittel, ja, das wirksamste; und der Rat Franchettis war nicht ganz unbeachtet geblieben. De Bono schätzt, mit gewohnter Offenheit, die Zahl der abessinischen Kämpfer, die Geschenke und andere Vorteile vom Krieg fernhielten, auf viele hunderttausend, wodurch die ziffernmässige Überlegenheit des Angreifers noch mehr wuchs. Trotz aller ablehnenden Gesten gegen den silbernen Präsentierteller wurde Abessinien dem Eroberer in Rom auf einem schwer vergoldeten Präsentierteller überreicht.

Die anderen Häuptlinge, die besten, wappneten sich, unter Führung des Negus, für den Krieg, den sie in keiner Weise provoziert hatten, mit der Rüstung ungetrübten Glaubens. Sie handelten und sprachen, als hätten sie, ungebildet oder fast ungebildet, wie sie waren, Homer und die anderen antiken Dichter auswendig gelernt, die das unbekannte Äthiopien ihrer Vorfahren als Land der Frömmigkeit und Unschuld preisen, geliebt von den Göttern. Auf Gott vertrauten sie; oder genauer gesagt, auf Völkerrecht und Völkerbund, auf England und auf Jesus Christus. So anfechtbar seine Haltung im Licht der Motive, die dahinter standen, auch erscheinen mag, schritt Haile Selassie, der dünngliedrige Barbar, doch als einziger Herrscher der Erde während all dieser Monate unerschütterlich den Pfad der Zivilisation und Ehre. Seine Worte freilich schufen weder Bündnisse noch stählten sie die Front. Er unterlag, ein ungewappneter Prophet.

Die meisten militärischen Sachverständigen der Welt hatten mit einem jahrelangen Krieg gerechnet. Es war ein Zug dieser Tragödie der Irrungen, dass die Abessinier auf den Völkerbund vertrauten, der Völkerbund und England aber auf den berühmten abessinischen Kampfgeist und auf die fascistische Erschöpfung in einem Guerillakrieg ohne Ende, der ihnen ermöglicht hätte, durch irgend eine Vermittlungsaktion einen Fetzen ihres Ansehens zu retten. Badoglio und Mussolini selbst hatten — wenn das Gerücht stimmt — mindestens mit zwei Feldzügen gerechnet. Alle Voraussagen wurden zunichte gemacht. Niemand hatte bedacht, mit welch rasendem Tempo sich das Schicksal oft vollzieht, wenn die Stunde geschlagen hat.

Von Ende Februar an hielten die eindringenden Heere mit dem vorrückenden Frühling Schritt. Über Schluchten und Grate, durch

die verzauberte Wüstenei mit ihren stets zurückweichenden Horizonten stiegen sie immer höher die erstaunliche Wildnis hinan. Der strahlende Mai sah sie auf der Hochebene von Addis Abeba.

Wenige nur blieben liegen. Die italienischen Verluste beliefen sich auf 3497 Mann, die Krankheitsfälle eingeschlossen: ein Prozentsatz, der überraschend tief unter der Norm lag; wie wenn der äthiopische Stahl, der kalte wie der heisse, im Verein mit den berüchtigten Ausdünstungen der Sümpfe und den schneidenden Stosswinden der dünnen Höhenluft sich zu einem Elixier kondensiert hätte, das die Reihen der Eroberer gegen Verwundung und Krankheit feite. Wenn es auch keine amtlichen Schätzungen über die Verluste auf der Gegenseite gibt — die ohne Zweifel sehr viel grausamer waren — bleibt es doch ein Trost, dass nur eine kleine Schar der unglücklichen italienischen Jugend das heroische Spektakel ihres römischen Herrn bis zum bitteren Ende spielen musste. Aber die Frage nach den Kosten des Ruhms hat auch noch ihren historischen Sinn. Ariost, der in einem seiner lustigen Achtzeiler die Heerführer gefeiert hatte, die den Feind zu schlagen verstanden, ohne selber einen einzigen Mann zu verlieren, hätte aus ganzem Herzen Beifall gezollt. Machiavelli hätte seinen nackten Schädel geschüttelt und über den billigen Sieg die Nase gerümpft. Wenn die Eroberung Abessiniens den Zweck gehabt haben sollte, den Italienern ihr soldatisches Minderwertigkeitsgefühl zu nehmen, dann erfüllte das Ergebnis diese Hoffnung nicht.

Jahrhundertelang hatte die italienische Oberschicht, besonders die intellektuelle, sich gedemütigt und die ihrer Führung anvertrauten Massen mit einem krankhaften Schuldbewusstsein gepeinigt, das die angebliche Feigheit des Italieners mit der Tapferkeit der alten Römer oder der modernen Franzosen und Preussen kontrastierte. Die Fremden hatten anfangs dieses durch nichts herausgeforderte Bekenntnis kaum beachtet; dann, als die Italiener nicht locker liessen, erklärten sie sich aus Gefälligkeit für einverstanden. In Wahrheit sind — wenn man von der potenzierten Kriegstüchtigkeit absieht, wie generationenlange Übung sie in einem Einheitsstaat heranzüchtet — die Italiener weder schlechtere noch bessere Soldaten als alle anderen Völker. Sie schlagen sich ausgezeichnet für Dinge, an die sie wirklich glauben: zum Beispiel für ihre persönliche oder Familienehre, oder für die Verteidigung einer Heimat, die sie kennen und lieben. Sie schlagen sich weniger gut oder sehr schlecht für Dinge, an die sie nicht glauben. Wahr ist ferner, dass nach wenigen Jahrzehnten oder Generationen

die allgemeine und erzwungene militärische Tapferkeit vom Rezept der Tugenden, aus denen des Menschen Adel besteht, gestrichen werden wird und muss.

Aber die Italiener, die ihren Hals verdrehten, um unentwegt rückwärts zu blicken, oder ihren Kopf hängen liessen in selbstanklägerischer Nabelbeschauung, hypnotisierten sich und diejenigen Ausländer, die daran Gefallen fanden, mit dem Bilde Karls VIII. von Frankreich, wie er mit dem Schwert in der Scheide im Jahre 1494 seinen militärischen Spaziergang von den Alpen bis Neapel machte; durch ein Land von Feiglingen; während es in Wirklichkeit sich so verhielt, dass die Italiener der Renaissance, die ganz andere Dinge im Kopf hatten und nicht wussten, wofür und gegen wen sie kämpfen sollten, der vorbeibrausenden Kavalkade nur geringe Aufmerksamkeit schenkten. Die Schlacht von Fornoro, in der sie, aufgewacht, die Franzosen aus dem Lande jagten, und die von Ravenna, in der sie, nun paradoxerweise mit Frankreich verbündet, die Spanier schlugen, erhielten im Gedächtnis der Nation nur abgelegene Winkel zugewiesen, und nur ein kleiner Seitenaltar, wenn auch gebührend mit Kränzen behangen, wurde der Belagerung der freien Stadt Florenz von 1530 geweiht, als die Florentiner, die endlich begriffen hatten, für und gegen was es ging, sich weder besser noch schlechter schlugen als die Vierhundert des Leonidas in den Thermopylen. Das Geschäft der Ehrabschneidung und Nestbeschmutzung wurde mit gleichbleibendem Eifer durch das Risorgimento bis zum Weltkrieg fortgesetzt, nach dessen Ende, 1919, die Italiener ihren Sieg an der Piave, der sich neben denen an den anderen Fronten durchaus sehen lassen konnte, bescheiden verkleinerten und dafür ein betäubendes Geschrei über die Niederlage von Caporetto anstimmten. Der Höhepunkt der Steigerung wurde in den vielen hundert Seiten eines parlamentarischen Berichtes erreicht, der freilich die Hauptschuldigen ungeschoren liess. Auch diese Niederlage war kaum schlimmer gewesen als manche Katastrophen an der Westfront; bestimmt nicht so arg wie die Auflösung und die Rückzüge österreichischer und russischer Heere, und mehr als wettgemacht durch die Revanche, die folgte. Dennoch wurde, dank der erfolgreichen Bemühungen der Italiener selbst, der Name Caporetto in allen Wörterbüchern der Erde zum Synonym für eine überwältigende, nicht wieder gutzumachende nationale Schande.

Dann kamen die Fascisten und setzten, mit gewohnter totalitärer Energie, die Enquete der Schmach und Schande fort. Alles,

was die „liberalistischen" Zeiten auf Schlachtfeldern geleistet oder erlitten hatten, überhäuften sie mit militärischem Schimpf und luden schliesslich die Ausländer, diese gefürchteten Schiedsrichter, ein, in Abessinien die Wiedergeburt der altrömischen Kriegstugenden aus fascistischem Geist zu bestätigen. Nun stand, was die liberalistischen Sünder geleistet und gelitten hatten, die blutigen Niederlagen von 1896 in Tigré eingeschlossen, vom Gesichtspunkt der militärischen Ehre aus bestimmt höher; und selbst bei der Eroberung von Tripolis in den Jahren 1911—1912 war das Missverhältnis zwischen italienischen und türkischen Kräften nicht so schreiend, war der Preis des Ruhms nicht so gering gewesen. Die Schiedsrichter von 1936 unterschrieben das fascistische Urteil über Italiens militärische Vergangenheit und beglückwünschten die neuen Männer zur technischen und organisatorischen Leistung. Was jedoch die militärische betraf, gemessen an den Massstäben eines wirklichen Krieges, so flüsterten die besten Freunde Italiens und Mussolinis ziemlich vernehmbar, der abessinische Feldzug sei eine Operette gewesen.

Andrerseits hatte noch kein Schiedsrichter der Vergangenheit und Gegenwart je den Ruhm Italiens als der ältesten und verehrungswürdigsten Zivilisationsträgerin auf Erden angetastet. Abgesehen von ein paar schwarzen Schafen — noch keinen Schwarzhemden — der Renaissance, hatte kein repräsentativer Italiener die Symbole der Ehre, Frömmigkeit, der Milde und der Grossmut mit Blut und Schmutz besudelt. Eine impotente Leidenschaft für nationale Vorherrschaft und eine beharrliche Verquickung von Aberglaube mit Religion war alles, was der italienischen Geistesüberlieferung an Sünden vorzuwerfen war. Noch vor der christlichen Zeit war Scipio Africanus ein Philosoph gewesen, war Marius in lyrischer Ergriffenheit auf den Ruinen von Carthago gesessen, Cäsar hatte seine Augen entsetzt vom bluttriefenden Haupt seines Gegenspielers abgewandt. Besinnlichkeit, Vergebung, Mitleid oder zumindest Mässigung und Zurückhaltung sind die Musen des Virgil und des Horaz, und während die Liebe bei den lateinischen Autoren oft in unverhohlener Nacktheit erscheint, tragen sie selten oder nie einen aufgedonnerten Hass zur Schau, vor dem eine humanere Nachwelt erröten müsste. Grausamkeit, wenn auch im Kriege oder Kampfspiel üblich, hatte in ihrer Moralordnung niemals einen Platz; nie wurde jemals dieser Göttin ein Altar errichtet, darin unterschied sich die Stammesreligion der ersten Römer nicht von

dem aufgeklärten Synkretismus der Kaiserzeit, der den Propheten und Christus die Bahn freimachte.

Nun aber dünkte den Fascismus, was von diesem wirklich unvergleichlichen zweitausendjährigen Ruhm Italiens das erste fascistische Jahrzehnt noch überleben mochte, eine unerträgliche Belastung. Er beeilte sich, sie abzuwerfen. Lieder von gemeinster Zotigkeit und Wildheit, die mit dem hilflosen Negus und seinen zerlumpten Paladinen ihren Spott trieben, wurden auf Seidenpapier gedruckt, gelegentlich in den grün-weiss-roten Nationalfarben, und durch Leierkästenmänner verbreitet; ihr Geblök stieg zu den Küchenfenstern auf, hinter denen die Dienstmädchen bisher die freundlichen neapolitanischen Weisen von Mondschein und verliebter Werbung geträllert hatten. Die Leitartikel und Kommentare der Zelotenpresse stellten, mit geringen Ausnahmen, Thersites in den Schatten: durch eine unflätige Sprache, die der Höhlenmensch, selbst wenn man sie ihm in Geheul übersetzen könnte, nicht begriffe, da er, älter als die Moral mit ihren Unterscheidungen, gewissermassen unschuldig war, jenseits von gut und böse.

Zwei Einzelbeispiele werden ein besseres Bild dieser Entseelung geben, als jede allgemein gehaltene Schilderung der Volksvergiftung es vermöchte, deren dokumentarischer Nachweis den Rahmen sprengen würde.

Ein junger Mann, fast noch im Jünglingsalter, ging als Fliegerleutnant nach Abessinien. Er machte seine Ausflüge im Bomber. Er kreiste im klaren Himmel, warf Explosivstoffe und Gasbomben ab, er heftete eine Tapferkeitsmedaille an seine unversehrte Uniform. In die Heimat zurückgekehrt, schrieb er ein Buch. Denn wer schreibt kein Buch in diesem Lande, in dem so gut wie niemand je eins liest?

„Der Krieg", erklärte er, „wirkt ohne Zweifel erzieherisch und stählend, und ich empfehle ihn auch deshalb, weil ich glaube, dass es Mannespflicht ist, mindestens an einem teilgenommen zu haben." Wie dieser besondere Krieg ihn erzog und stählte, davon legt er eingehend Rechenschaft ab. Er spielte Bridge, tanzte, kochte leckere Gerichte und liess sich einen Bart wachsen, der „wohlbekannt im ganzen Impero" wurde; doch am besten gefielen ihm die Brandstiftungs-Expeditionen, zu denen er sich gern abkommandieren liess. Bisher war ihm der Wunsch, einmal ein grosses Feuer zu sehen, daheim von einem neidischen Schicksal stets versagt worden. Nun konnte er sein unterdrücktes Verlangen sättigen. Seine Fliegerstaffel hiess „die Desperata", ihr gross-

mütiges Motto „Ich bin ein Löwe." Oft freilich entsprachen die Ergebnisse nicht ganz dem löwenhaften Wahlspruch, „vielleicht auch deshalb, weil ich mir in meiner Phantasie fabelhafte Explosionen im Stil des amerikanischen Films vorgestellt hatte, während die niedrigen abessinischen Hütten aus Lehm und Binsen dem Bomber keinerlei Befriedigung gewährten." Ab und zu machten allerdings Wurfgeschosse mit stärkerer Füllung die Enttäuschungen wieder wett. Diese Art Bombe, gibt er zu, „befriedigte. Wenigstens konnte man Feuer und Rauch sehen. Wir äscherten die Gegend um Makalle gründlich ein, aber die Bewohner waren geflüchtet. Natürlich war es am schönsten, wenn die Bevölkerung nicht geflohen war; denn es bestand faktisch keine Möglichkeit, zwischen Militär und Zivilbevölkerung zu unterscheiden." Einmal hatte er den Vorzug, aus der Höhe eine beträchtliche — und überflüssig, es zu sagen, wehrlose — Ansammlung von Eingeborenen zu vernichten; und es gab ein schönes Bild in einem schönen Rahmen. „In einem Feuerkreis eingeschlossen, fanden über fünftausend Abessinier ein kümmerliches Ende. Es sah aus wie ein Höllenpfuhl, der Rauch erhob sich zu stattlicher Höhe, und die Flammen überloderten den Sonnenuntergang."

Dieser junge Mann war Vittorio Mussolini, des Duces Sohn. Er war sozusagen schuldlos wie eine geätzte Platte. Kalt, stupide, seelenlos reproduzierte er nur, was ihn Elternhaus und Umgebung gelehrt hatten, gab er einen Begriff davon, was die fascistische Erziehung aus den künftigen Generationen machte.

Aber Badoglio, der Zeuge vom andern Ende der hierarchischen Leiter, dessen Aussage den zweiten und abschliessenden Beitrag zur Charakteristik des Eroberers liefert, war nicht Papas Leutnant, kein Knabe im Schwarzhemd, sondern ein alter, in der liberalen Ära aufgewachsener und gereifter Mann; weit davon entfernt, offizieller Fascist zu sein, hatte er vielmehr noch unmittelbar vor dem Antritt seines abessinischen Prokonsulats als suspekt gegolten; und dass Mussolini ihn zum Nachfolger seines eigenen Mit-Quadrumvirn ausersah, war allgemein als eine Ehrenerklärung für das militärische Prestige der verflossenen liberalen Monarchie und als entsprechendes Prestige-Opfer des Fascismus zugunsten seiner Sicherheit empfunden worden.

Beim Einzug in Addis Abeba war er „unverkennbar äusserst glücklich", wie ein glaubwürdiger amerikanischer Berichterstatter, Herbert L. Matthews, es ausdrückte. Das gibt nur ein schwaches Bild seines Gemütszustandes. Er hatte innerhalb von zehn Wochen

alle Hindernisse überrannt, welche die militärischen Mitarbeiter der gesamten Weltpresse zwischen ihm und seinem Ziel aufgetürmt hatten. Er hatte die alte, geheime Rechnung mit dem Schicksal, die bis Caporetto zurückdatierte, bereinigt, den Fehlschlag durch den Triumph wettgemacht und seine Laufbahn zu einem glorreichen Abschluss gebracht. Dass er bei diesen und ähnlichen Gedanken frohlockte, ist verständlich und nur menschlich.

Doch er tat noch mehr als zwischen den Ruinen seine Freude zur Schau zu tragen. An dem strahlenden Morgen des 11. Mai, zwei Tage, nachdem das neue Imperium auf den Sieben Hügeln Roms und auf der Hochebene von Addis Abeba verkündet worden war, versammelte er, nun ein Vizekönig, die Vertreter der ausländischen Presse um sich und verabschiedete sich von ihnen in zündender Ansprache.

„Wenn Sie in künftigen Jahren", sagte er, „im Kreise Ihrer Familie am heimischen Herd sitzend, an den Tag der Einnahme von Addis Abeba zurückdenken, dann werden Sie, so hoffe ich, sich seiner, wenn nicht mit Sehnsucht, so doch mit angenehmen Gefühlen erinnern."

Krieg, der wunderschöne Krieg, das Stahlbad, Sport der Sporte: dessen angenehme Erinnerung wie eine Flasche edlen Weins, mit Andacht im Kreis der Familie, am heimischen Herd getrunken wird! Und gar noch der abessinische Krieg: die Vergasung, Brandschatzung und Verjagung hilfloser Menschenherden, die nur gegen sich selbst gesündigt hatten. Dass ein Mann in seinem Alter und Rang dieser geistigen Seuche erliegen konnte, ist gradezu ein Entlastungsmoment für den Fascismus, von dem sich wieder einmal erweist, dass er mehr Wirkung als Ursache ist, das sichtbare Geschwür und nicht die innere Erkrankung; da die Keime der allgemeinen Ansteckung, die mit dem Goldenen Vlies der Poesie d'Annunzios und ähnlicher Brutstätten nach Italien kam, sich lange vor dem Fascismus in das Mark so vieler Angehörigen der alten Generation eingenistet hatten.

Badoglio legte seine Vizekönigswürde nieder und fuhr heim, wo er jenen Ausbruch eines überwältigenden Augenblicks durch bedachtsamere Aussprüche über Krieg und Frieden abschwächte. Sein Nachfolger in Addis Abeba war für den Posten besser ausgestattet, Graziani, der Held von Libyen. Die amharischen Garibaldis, die sich nicht ergeben wollten und in den abgelegenen Bergen einen vergeblichen Guerillakrieg führten, wurden gefangen genommen, zu Räubern erklärt und erschossen. Schliesslich wurden

am 19. Februar, als Vergeltung eines missglückten Attentats auf das Leben des Vizekönigs, in der Hauptstadt Tausende von Unschuldigen, darunter Frauen und Kinder, massakriert: eine gigantische Bartholomäusnacht, nach der alle Ruhmestitel, die das frühere Italien aus seinem Dienste an der Menschheit besass, jenen Italienern nicht mehr zu gross erschienen, welche in der Vergangenheit die einzige Zuflucht gegen die Schmach der Gegenwart erblickten.

So war denn die militärische Ehre des Landes bei der mechanisierten Hinrichtung eines als Sündenbock auserwählten Volkes verspielt, der Name, die geliebten Züge Italiens vor der Welt besudelt worden, seine finanziellen und wirtschaftlichem Reserven waren erschöpft, die Lebenshaltung aller Klassen ausser einer Schar von Kriegsgewinnlern hatte sich noch tiefer gesenkt, falsche Eldorados mussten mit tatsächlicher Armut bezahlt werden, und der Marsch auf Addis Abeba offenbarte sich ganz unverblümt als das, was er war: ein Narrengang.

An einem sicheren Gestade wandelnd, wo er keine indiskreten Ohren zu befürchten hatte, fasste ein Fascist, der dem Regime so ergeben war wie die Mehrzahl seiner Kollegen, das Ereignis in einer Filmformel zusammen. „Die Einnahme von Addis Abeba", sagte er, „ist schon recht. Sie erinnert mich an den abschliessenden Kuss im landläufigen Film. Der Katzenjammer kommt am nächsten Morgen."

„Man kann auch", fuhr er fort, „an Peary denken, wie er den Nordpol erreicht hatte, und nun plötzlich auf allen Seiten Süden war. Addis Abeba ist die letzte Station des fascistischen Marsches. Wohin sie sich nun wenden, der Weg geht nach Süden."

DIE WELT IN VERWIRRUNG

Dieser Kritiker setzte, wie üblich, nicht genügend die geistigen und gefühlsmässigen Auswirkungen des Ereignisses in Rechnung, das in gewisser Art auch praktische Folgen hatte und neue Gelegenheiten für eine Fortsetzung des fascistischen Marsches schuf.

Wie Madame Bovary mit ihrem Jubelschrei: „J'ai un amant! J'ai un amant!" konnte nun der Duce des Fascismus sein freudevolles Herz erleichtern und ausrufen: „Ich hab ein Reich!" Und während Victor Emanuel, der unbekannte König, zum König und Kaiser befördert und so mit doppelter Ironie in den Rang seines grösseren Kollegen im Buckingham Palast erhoben wurde, nahm

er selbst den Titel „Gründer des Imperiums" an, den zwei Völker ihm einhellig und spontan zuerkannten, und der ihn allen Ernstes einem Augustus und Cäsar gleichstellte. Dies geschah, Zufall oder nicht, bei der für 1937 vorgesehenen Zweitausendjahrfeier der Geburt des Augustus, die mit der Kalenderpünktlichkeit, die eine so grosse Rolle in der Religion des Fascismus spielte, sichtlich dazu ausersehen war, einen weiteren, womöglich entscheidenden Markstein im Fünfjahresplan der Räuberei zu bilden.

Auch Hedda Gabler, Emma Bovarys düstere, nördliche Kousine, die Generalstochter, die unbeschäftigte Revolverschützin, hatte endlich einen Lebenssinn gefunden, als sie erfuhr, dass ihre Hoffnungen auf Vernichtung und Tod weit übertroffen wurden, und war in den Ruf ausgebrochen: „Endlich eine Tat!" Zweifellos war eine Hysterie, der Ibsen und Flaubert in ihren krampfgeschüttelten Frauengestalten so unerbittlich nachgespürt hatten, im Blute des zeitgenössischen Tamerlan noch wirksamer gewesen als Nietzsches und Sorels Liebestränke. Das soll nicht heissen, dass Emmas amant kein wirklicher Liebhaber und Heddas Tat gar keine Tat war. Ebenso ist ein beträchtliches Mass an Wirklichkeit bei aller Leere in den Feuerbränden und Blutströmen des Fascismus und in seinem Reich lebendig.

Aber mehr noch. Befreit endlich von den letzten Fesseln, die ihn im Gespräch mit Ludwig über lebenslängliche „Gefangenschaft" hatten klagen lassen, konnte der einstige Dorfkrakeeler und nunmehrige Reichsgründer staunen über seine grenzenlose Freiheit. Gewiss, der dumpfen Widerstände, die die Natur dem Willen eines einzelnen Individuums entgegensetzt, blieben genug übrig, und vollkommene Handlungsfreiheit verführte immer noch zu einer trügerischen Jagd nach unerreichbaren Horizonten. Aber theoretisch war er frei, ein Mann jenseits aller Gesetze. Was er von sich viele Jahre vorher prophezeit hatte: „Die Welt wird bei meinem Namen zittern", war in des Wortes vollster Bedeutung noch nicht wahr geworden; aber die Revolte des Anarchisten hatte endlich alle Schranken durchbrochen, und ein Ziel des Fascismus, das ein Nazischüler formuliert und H. F. Armstrong angeführt hat, gehörte bereits der Welt der vollendeten Tatsachen an. Dieses Ziel bestand darin, „mit kaltem Blut die Anarchie der Moral zu wollen." Alle Autorität war dahin. Nichts und niemand stand mehr über ihm. In diesem Licht betrachtet erscheint der Marsch auf Addis Abeba als eine verhältnismässig blasse Projektion oder Allegorie grösserer Dinge, die

inzwischen an bedeutsameren Orten geschahen, in Genf und London.

Um mit England zu beginnen: dieses Volk hatte irgendwie dem Fortschritt der Menschheit ein Ziel gewiesen. Es befand sich, geistig und moralisch, politisch und wirtschaftlich, auf einem höheren Niveau als die kultiviertesten Länder Europas. Diese Errungenschaften wurden von einer Flotte gesichert, deren Bravour und Seetüchtigkeit unerreicht waren; und kein anderer Staat schien, wenigstens solange Amerika sich den unvermeidlichen aber gefürchteten Verpflichtungen gegenüber der Welt entzog, in der Lage, England seine Verantwortung abzunehmen oder sie mit ihm unter gleichem Einsatz an Konsequenz und Kraft zu teilen. Diese Führerrolle war England tatsächlich ungewollt zugefallen und hatte ihm den Platz des Ersten unter Gleichen verschafft. Es war in gewissem Sinn eine moralische Autorität, wenn sie auch nicht kodifiziert war: oft beneidet, gelegentlich gehasst, selten angefochten — zum schweren Schaden für den Herausforderer — niemals seit Jahrhunderten verachtet und geschmäht.

Ein Gerede von englischer Dekadenz ist in den letzten Jahrzehnten, seit Ende des Viktorianischen Zeitalters, vernehmlich geworden. Die Königin war noch am Leben, die englischen Truppen entschieden den Burenkrieg zu ihren Gunsten, Pretoria war am 5. Juni 1900 eingenommen worden, als ein scharfsichtiger amerikanischer Botschafter, John Hay, an Henry Adams schreiben konnte, am 15. Juni: „Das ernsthafte an der Sache ist die — über allen Zweifel erhabene — Entdeckung, dass die Engländer keine guten Soldaten mehr sind, und die ganze Welt weiss es und richtet sich danach. Das ist ein verhängnisvoller Tatbestand, äusserst bedauerlich meiner Ansicht nach; denn ihr Einfluss kam im grossen ganzen dem Frieden und der Zivilisation zugute."

Die Entdeckung war nicht so ganz über jeden Zweifel erhaben und die Grabrede verfrüht. Die bösen Omina wurden durch den Weltkrieg und die nachfolgenden Jahre widerlegt. Die Haltung Englands auf den Friedenskonferenzen war weit davon entfernt, klug und weitsichtig zu sein; aber seine Lebenskraft und Gewandtheit, mit der es Prüfungen wie die Loslösung Irlands und die Lockerung der Bande zwischen Mutterland und Dominions überstand; seine bewegliche Beharrlichkeit bei der Verfolgung eines fortschrittlichen Kurses in Indien; seine Sicherheit in der Bewältigung sozialer Probleme: Wirtschaftskrise, Währungsabwertung, Arbeitslosigkeit im Verein mit der raschen und erfolgreichen Wiederbelebung von Wirtschaft und Stimmung; seine Immunität

sowohl gegen revolutionären Wahnsinn und die involutionäre Pestilenz, die sehr bald auf die geistigen „Slums" der Mosley und Rothermere beschränkt wurden: all das und mehr war bewundernswert, gewissermassen ein Vorbild für den kommenden Weltbund, es sei denn, die Welt war gewillt, kopfüber ins Verderben zu stürzen.

Und das schien 1936 der Fall zu sein. Ein Ereignis, noch unheilvoller als das von dem amerikanischen Gesandten der Jahrhundertwende vorweggenommene, war eingetreten. Der Fascismus, eine untergeordnete neue Grösse im Kraftfeld der historischen Erscheinungen, hatte England, im Vertrauen auf seine Dekadenz, herausgefordert. England hatte die Herausforderung angenommen, den Kampf aber dann vermieden, ihn damit verloren und dem Gegenspieler das Quod erat demonstrandum seines angeblichen Verfalls geliefert, der, bis dahin ein erwünschtes Axiom, nun endgültig die Beweiskraft eines Lehrsatzes erhielt. Nicht in einem Privatbrief, wie Hay ihn an Adams geschrieben hatte, sondern in einer Tageszeitung mit riesiger Auflage konnte ein nüchterner Berichterstatter, F. T. Birchall, es sich nicht versagen, das Ereignis zu dramatisieren. „Seit dem letzten Jubiläum", kabelte er den New York Times am 25. Mai, „hat der englische Stolz einen Schlag erlitten wie nicht mehr seit den Tagen Karls des Zweiten, als die Holländer die Themse herauffuhren und ihre Schiffe im Kanal mit Besen an der Mastspitze patrouillierten."

Der alte Ausweg, auf Gentleman-Art das blaue Auge zu ignorieren, das man bei einem missglückten Ausflug in einen berüchtigten Stadtteil sich geholt hatte, schien im gegenwärtigen Fall kaum noch möglich, so öffentlich, laut schallend und systematisch wiederholt hagelten die Schläge. Was einst die moralische Autorität Englands gewesen war, wurde von Deutschland am Rhein ebenso verhöhnt wie von weit schwächeren Staaten andernorts. Aufstände flammten im Empire von Ägypten und Palästina bis Indien auf, offensichtlich finanziert und organisiert durch den Fascismus, dessen Duce so weit ging, sich im März 1937 zum Schutzherrn des Islam zu proklamieren: eine nicht ganz ungefährliche Farce, gemessen an dem tatsächlichen Unheil, das er braute. Doch England setzte all dem einen stoischen Gleichmut gegenüber. Es schien gewillt, alle denkbaren Beleidigungen, die der kühngemachte Gegner noch im Schilde führen mochte, zu schlucken, und schloss weiterhin Gentlemen-Agreements mit ihm ab. Inzwischen beschloss England, nachdem es jeden Glauben an Vernunft und Fairness verloren und dafür das fascistische Macht-

dogma übernommen hatte, einen erstaunlichen Betrag seines Nationalvermögens für ein gigantisches Aufrüstungsprogramm auszugeben.

Die Auswirkungen in der inneren Politik waren fast noch eindrucksvoller als auf internationalem und militärischem Gebiet. Die Behauptung, dass England sich während und nach dem abessinischen Krieg sozusagen auf Zehenspitzen von der schon dahinschwindenden Gesellschaft der demokratischen Völker entfernt habe, enthält schon ein Körnchen Wahrheit. Die Freiheit ist eine Pflanze, die nur im Frieden gedeiht, sie welkt im Kriege, aber auch schon der Nachtfrost der Kriegserwartung kann sie töten. Dementsprechend musste der Geist der demokratischen oder zumindest liberalen englischen Institutionen für eine Weile sein Haupt verhüllen. Der Prozess hatte bereits im Dezember 1935 eingesetzt, als Baldwins Kabinett, nach dem erzwungenen Rücktritt Hoares, im Amt blieb und genau die Politik Hoares fortführte, die Parlament, Land und Kabinett vereint missbilligt hatten. Eden, der Apostel des Völkerbunds, auf Hoares Posten berufen und genötigt, zwischen Treue gegen sich selbst und Parteidisziplin zu wählen, entschied sich für die Partei. Kurz darauf wurde Hoare wieder an Bord des Regierungsschiffs genommen und bekam einen Platz, nicht weit von der Kommandobrücke. Die regierende Partei, eine Oligarchie des Adels und Reichtums, konzentrierte alle Macht in ihrer Hand: zweifellos in der ehrlichen Überzeugung, durch ein verkapptes Notstandsregime, das sich eben noch im Rahmen einer formell beibehaltenen Verfassung hielt, nicht nur sich, sondern auch Land und Reich, und wenn möglich die Welt zu retten. Eine höchst raffinierte und geschmeidige Zensur, vergleichbar dem Schwert des Henkers im orientalischen Märchen, der das Opfer köpfte, ohne den Nacken zu verletzen — eine Zensur, in keinem Gesetz verankert, aber darum nicht minder wirkungsvoll, wurde über Presse, Volksversammlungen, Gerichtshöfe verhängt. Mit Stillschweigen wurde der Prozess gegen einen angeblich Irrsinnigen begraben, der einen Attentatsversuch auf den vorbeireitenden König unternommen und dann den Richtern gestanden hatte, eine ungenannte, ausländische Gesandtschaft habe ihn zu seiner Tat ermutigt, und mehr als das. Dieser König, ein Volksliebling, dessen Lebensauffassung sich nicht in das Muster der Aristokratie oder vielleicht überhaupt in kein Muster fügte und dessen unberechenbare Eingebungen möglicherweise einmal Anlass zu Besorgnis geben konnten, wenn die Stunde des Krieges kam, wurde

über Nacht entthront. Endlich veranstaltete man, um zweifelnde Gemüter zu erfreuen und für einen Augenblick den Lärm der Hämmer und Kolben in tausenden von Rüstungsfabriken zu übertönen, ein prunkhaftes Krönungsfest, dessen altmodischer Zauber sonst im Jahr des Schicksal 1937 kaum am Platz gewesen wäre.

Der Völkerbund, dessen moralisches Ansehen unzertrennlich mit Englands Autorität und Macht verknüpft, war, musste zum Schaden den Spott einstecken. Er übersiedelte in einen majestätischen neuen Palast, der prächtig ausgestattet war und in allem Glanz erstrahlte, wenn auch nicht in dem der „schönen Flamme", die d'Annunzio und sein Schüler Vittorio Mussolini für den Anlass und den Ort gewünscht hätten. Dort, in dem majestätischen neuen Palast, sass eine Bank von Richtern, denen die Angeklagten lange Nasen machten.

Alle bisherigen Misserfolge und Versager waren nur ein schwaches Vorspiel zum vollständigen Bankerott gewesen. Amerika hatte den Bund verleugnet, Russland sich viel zu spät angeschlossen, Japan und Deutschland waren ausgetreten und ungestört ihre eignen Wege gegangen. Doch bis zum Jahre 1936 hatte der Misserfolg des Völkerbundes, der zum Teil durch Erfolge wieder kompensiert wurde, eher den Eindruck von Unfähigkeit als selbstmörderischer Kapitulation gemacht. Eine Weltpolizei, die nicht von allen Staaten unterstützt wurde, über keine bewaffnete Macht gegen Vertragsbrecher verfügte, hatte sich als ausserstande erwiesen, für Gerechtigkeit zu sorgen. Aber selbst Deutschland und Japan hatten, indem sie den Gerichtssaal verliessen und seinen Urteilspruch vorwegnahmen, damit irgendwie das Prinzip der Gerechtigkeit anerkannt, wie Geächtete, die in die Wälder gehen.

Der Fascismus hingegen verblieb sehr viel länger auf seinem Platz in Völkerbundsversammlung und Völkerbundsrat. Das hatte er hauptsächlich getan, um das immerhin denkbare Risiko eines offenen Bruchs zu vermeiden. Nebenbei ergab sich die Möglichkeit, den Völkerbund von innen her zu zerstören. Diese Möglichkeit erfüllte sich.

Wenn der Bund nach dem Marsch auf Addis Abeba den Angreifer noch einmal gebrandmarkt und aus Genf hinausgeworfen hätte, wäre davon das Opfer zwar kaum wieder lebendig, aber immerhin doch Ehre und Zukunft des Bundes einigermassen gerettet worden. Aber in Genf dachte niemand ernstlich an die Ausschliessung des Angreifers. Viele bekannten offen den Wunsch, ihn

aufs zärtlichste als den verlorenen, aber erfolgreichen Sohn zu empfangen, in der Hoffnung, er würde sich, einmal mit Rohstoffen gesättigt, nicht nur gesittet benehmen, sondern sich auch als Bundesgenosse gegen andere denkbare Angreifer, besonders gegen Hitler, brauchen lassen.

Fest überzeugt, dass nun alles glatt ginge, versicherte der Duce Ward Price, Sonderberichterstatter der Rothermere'schen ,,Daily Mail", er verzichte auf alle weitergehenden kolonialen Ansprüche; der Sieg in Ostafrika versetze Italien in die Gruppe der ,,saturierten Mächte"; ferner, dass der Völkerbund ,,weiter bestehen kann und muss". Im Verlauf des Interviews streckte er Grossbritannien die Freundeshand hin. In London glaubte man ihm gierig oder tat wenigstens so.

Sobald Laval, endlich, ausgeschifft war und der ehrliche Blum in Paris an seine Stelle trat, beeilte sich Grossbritannien, was es an bedrohlichem Aufgebot im Mittelmeer unter Dampf hielt, in die Heimat zurückzuberufen, für den Fall, dass etwa die Sozialisten und die völkerbundstreue Kammermehrheit Frankreichs den unwiderstehlichen Drang verspüren sollten, sich London in zwölfter Stunde anzuschliessen und eine aktive Völkerbundspolitik zu fordern. Die Besorgnis war grundlos. Weder fühlte sich Blum damals schon so fest im Sattel, noch war die öffentliche Meinung Frankreichs, selbst in ihren besten Vertretern, so wild erpicht darauf, sich zum Anwalt einer Sache zu machen, die ihnen eine spezifische Angelegenheit Englands schien; Englands, dem sie nicht ganz ohne Grund vorwarfen, allzu oft seine Sonderinteressen ohne den französischen Bundesgenossen verfolgt zu haben, zum Beispiel, als es vor dem abessinischen Streitfall, über die Köpfe des Völkerbunds und Frankreichs hinweg, ein separates Flottenabkommen mit Hitler abgeschlossen hatte.

Die letzten Szenen wurden in Genf während der ersten Juliwoche gespielt. England und Frankreich stellten dem Völkerbund vereint den Antrag, die Sanktionen gegen den Angreifer baldigst aufzuheben. Der Antrag wurde angenommen, ein Termin bestimmt. Ein erstaunlicher Erfolg für den Gewinner. England und der Bund hatten unter sorgfältiger Vermeidung aller Massnahmen, die den Spieler ernstlich gefährdet hätten, den Einsatz beständig und grosszügig vermehrt. Er konnte nun, den Gewinn einstreichend, mit Recht behaupten, nicht nur Abessinien, sondern zweiundfünfzig Staaten, den Völkerbund, kurzum die Welt besiegt zu haben, ,,die grösste Koalition, die es in der Geschichte je gegeben hatte."

Das Opfer durfte, in Gestalt Haile Selassies, dem Freispruch des Angreifers beiwohnen. Seine Anwesenheit erklärten die Fascisten für eine untragbare Beleidigung an ihrer Ehre. Geleitet von einem unsichtbaren Dirigentenstab in Rom, verbrachen die fascistischen Pressevertreter auf der Tribüne eine symphonische Katzenmusik: sie brüllten, höhnten, pfiffen, als der Bittsteller erschien: ganz im ritterlichen Stile ihres Krieges. Manche von ihnen hatten in besseren Zeiten zarte Verse geschrieben und von Liebe gesungen. Nun sahen sie sich vor die Wahl gestellt, entweder ihre Seele oder ihre Stellung zu verlieren; und sie wählten die Stellung.

Als der Hurrikan verebbte, konnte die dünne müde Stimme des Flüchtlings sich durchsetzen. Er sprach im Kassandra-Ton; die Kassandren kommen nun einmal aus eingeäscherten Zitadellen. Es bedurfte keiner besonderen Phantasie, zu prophezeien, dass die Haltung der Genfer Gentlemen tödliche Gefahren für alle barg, und dass die Belohnung des Angreifers gleichbedeutend sei mit dem Tod von Anstand, Sicherheit und Recht in dieser Welt.

Die Prophezeiung des schwarzen Mannes musste sieben Monate später Sir Samuel Hoare, erster Lord der Admiralität, bestätigen. „Die Welt", erklärte er in einer Ansprache an die Handelskammer zu Bradford am 5. Februar 1937, „befindet sich in einer grösseren Verwirrung als in jeder anderen Zeit seit dem Zusammenbruch des Römischen Reichs." Sein Stillschweigen über die Rolle, die er persönlich im entscheidenden Augenblick gespielt hatte, war menschlich ebenso verständlich wie seine historische Feststellung korrekt.

Bis zum Ende des antiken Rom und in den vielen Jahrhunderten danach, mit Ausnahme eines verhältnismaässig kurzen Zeitraums der Barbarei, hatte immer eine Reichsgewalt, eine Kirche, eine Heilige oder halbheilige Allianz, ein Konzert der Mächte, eine Legitimität, ein Recht, eine Autorität, irgend etwas, irgend jemand irgendwie der menschlichen Bestialität Einhalt geboten. Nun hatte sich die Kirche ehebrecherisch mit Moloch und Goliath eingelassen, und alles andre war bankerott. Die Erde war entfesselt.

Durch Völkerbundsbeschluss wurden die Sanktionen mit dem 15. Juli 1936 aufgehoben.

MARSCH AUF MADRID

Nun bestand für den Fascismus die Gefahr, dass der mit so vieler Mühe in Abessinien entfachte, aber bis dahin in jenem fernen

Land lokalisierte Brand erlosch. Der Führer des Fascismus sorgte dafür, dass ein gefälliger Wind die Funken zu ergiebigeren Heuschobern trug.

Dies war fünfundzwanzig Jahre früher schon einmal geschehen. Italien hatte als erstes Land den Brand einer anderen Provinz Afrikas entfacht, in Tripolis. Die Balkanvölker hatten die Fackel, noch glimmend, aus der Hand Italiens übernommen, ehe es sie in Ouchy bei Genf sinken liess, wo der italienisch-türkische Friede unterzeichnet wurde. Durch ihre vereinten Bemühungen wieder entfacht und genügend lang genährt, flog sie zuletzt, schon zum Stumpf abgebrannt, gegen den Wagen eines Thronfolgers und entzündete die Welt.

Die Ähnlichkeit war schlagend. Aber damals, vor dem Weltkrieg, vollzogen die Ereignisse sich ungewollt und schicksalhaft, mit Ausnahme des ersten Akts, der dem Geist Giolittis ein Geschäft mit sehr beschränkter Haftung erschienen war. Dieses Mal war es ein wissenschaftlich ausgearbeiteter Plan, wenn auch gegründet auf die zweifelhafte Annahme, dass die Geschichte sich so wiederholt wie physikalische Phänomene im Laboratorium.

Der oben zitierte ungenannte Kritiker irrte sich, wenn er meinte, der Fascismus habe den Nordpol seines Glücks in Addis Abeba erreicht und müsse nun unweigerlich nach Süden. Im Irrtum waren die italienischen Antifascisten aus den glänzenden Gruppen um die Pariser Emigranten-Zeitschriften, „Giustizia e Libertà" und „Nuovo Avanti", wenn sie den abessinischen Krieg als ein von der Not diktiertes Ablenkungsmanöver Mussolinis erklärten, der aus seinen inneren Schwierigkeiten keinen anderen Ausweg sah. Dieses Moment, gültig für Napoleon III., der, als Friedenskaiser zur Macht gekommen, zwangsläufig ein Kriegskaiser werden und in Niederlage enden musste, gültig auch für andere Usurpatoren ähnlich mittelmässigen Kalibers, ist im Falle des Fascismus fehl am Ort. Hier war die Sucht nach Krieg, weit davon entfernt, ein Auswuchs der Tyrannei zu sein, Samen und Wurzel gewesen.

Wäre Mussolini der Mann gewesen, wie so viele Freunde und Feinde ihn zu sehen beliebten — beide vielleicht beeinflusst durch den Wunsch, ihn zu verkleinern — ein ebenso zwingender wie leichter Kurs hätte, nach dem 15. Juli 1936, seine Schritte gelenkt. Hunderttausende von Qudadratkilometern Land waren annektiert, genug Ruhm, oder was er so nannte, eingeheimst worden; sein Prestige hatte einen ungeheuren Zuwachs erfahren, viele widerstrebende Italienerherzen waren neu gewonnen worden,

seine Macht stand stärker da als je. Andrerseits sah es wirtschaftlich und finanziell katastrophal aus, und England war verstimmt. So zufrieden zu sein, wie er sich Ward Price gegenüber gegeben hatte, eine ausländische Anleihe aufzunehmen und das arme Italien mit ein paar Tropfen von der neuen Konjunkturwelle zu besprengen, die glücklichere Gestade netzte, und inzwischen nach bestem Vermögen „die Hilfsquellen des neugewonnenen Imperiums" zu entwickeln, den Groll zu beschwichtigen und die entfremdeten Freunde zurückzugewinnen: so etwa hätten die Ratschläge der Vernunft und des Genesungswillens gelautet. Dies hatten auch die Friedensmacher in Genf im Sinn gehabt, als sie Frieden allen Menschen, die da guten und bösen Willens waren, an der Leiche des geopferten Abessinien verkündeten.

Aber Ideen sind unersättlich, wie Dantes Wölfin, nach der Mahlzeit hungriger als zuvor; und eine Idee — wenn auch grösser als er — war letzten Endes die Triebfeder von Mussolinis Handlungen. Kaum war der Vorhang in Genf gefallen, als er vor Gibraltar wieder aufging. Genau drei Tage nur lagen zwischen dem Pardon des Völkerbundes und dem fascistischen Aufstand in Marokko und Spanien.

Kein schlüssiger Beweis lässt sich dafür erbringen, dass General Franco nur der Handlanger der Machthaber in Rom und Berlin war, und ebensowenig für das Gegenteil: dass die Revolte spontan spanischer Unruhe entsprang. Die enge Aufeinanderfolge des Auftakts in Cadiz auf den Ausklang in Genf liefert nur einen schwachen Indizienbeweis für die erste These. Bereits 1923 — lange bevor der Börsenkrach in Wallstreet und die Weltkrise dem Fascismus die Gelegenheit zur Weltexpansion lieferte — hatte Spanien als isoliertes Experimentierfeld für die Akklimatisation des italienischen Gewächses in fremdem Boden gedient. Dieser saloppe, spanische Fascismus des Diktators Primo de Rivera, der das Amt auf Zeit übernahm und unbewacht wie ein liberaler Ministerpräsident durch die Strassen flanierte, gelegentlich gar in ein Café einkehrte, diese Diktatur war, seltsam genug, im Januar 1933 verblichen, als der Stern des Fascismus an so vielen anderen und grösseren Horizonten aufging. Die Monarchie war ihr bald gefolgt. Die neue Republik, gestützt auf den grössten Teil der Arbeiterschaft und viele Intellektuelle, deren Haltung, bemerkenswert verschieden von der Kapitulation ihrer italienischen Kollegen, Rivera das Leben verbittert hatte, musste nichtsdestoweniger einen harten Kampf gegen den Druck der traditionellen Mächte führen, die eine

Restauration erstrebten, andrerseits mit den zerstörenden und zentrifugalen Kräften fertig werden, die in Spanien chronisch sind. Der Regierungskurs schwankte zwischen Radikalismus und Kompromiss, eine Zeitlang kam sogar die Reaktion wieder ans Ruder; bis 1936, zum Teil beeinflusst durch das Vorbild der französischen Volksfront, das Steuer endgültig nach links herumgeworfen wurde. Dies geschah freilich nicht ohne Fehler und Gesetzwidrigkeiten; und es war auch nicht anzunehmen, dass der geschlagene spanische Fascismus angesichts der drohenden Macht des ausserspanischen ungeschoren blieb. Die Hypothese, Francos Revolte sei spanischen Köpfen entsprungen, gehört in den Bereich der Wahrscheinlichkeit.

Tatsache ist jedoch, dass der italienische Fascismus von dem Aufstand im voraus wusste, und dass ein italienisches Flugzeuggeschwader am Tag vor dem offnen Ausbruch nach Marokko startete. Da der Aufruhr auf spanischem Mutterboden sofort unterdrückt wurde, wäre er wohl als ein erfolgloser Putsch in die Geschichte eingegangen, hätte Franco nicht ein Heer von maurischen Söldnern in sein verirrtes Vaterland übersetzen können, mit der Mission, es zu Moral und Christentum zurückzuführen. Dieser Transport wurde durch Hilfestellung der italienischen Flotte ermöglicht und vollzog sich unter der direkten Aufsicht fascistischer Militärs und Konsularvertreter in Marokko. Es mag wahr sein, dass Franco mit dem Aufstand begann, aber es ist ebenso wahr, dass Mussolini den sogenannten Bürgerkrieg anfachte. Deutschland spielte, wie jedermann ein paar Monate später erkennen musste, immer nur die zweite Geige.

Diesmal war es unmöglich, das Abenteuer mit der bekannten Notwendigkeit eines Ventils für die italienische Übervölkerung zu begründen; es gab auch keine vierzig Jahre alten Niederlagen zu rächen. Es war nackter Wille zur Macht. Das Ziel war zwiefach. Vom vatikanischen Observatorium aus gesehen, war es die Rückeroberung Spaniens, das einst zu den getreusten Kindern gehört hatte und nun in die Irre gegangen war; seine Wiedereingliederung in die Grenzen des Römisch-Katholischen Reiches. Aussenpolitisch und militärisch gesehen war es ebenfalls die Befreiung (wenn auch vorerst in Vertretung) einer einstigen Provinz des Römischen Reiches; konkret und unmittelbar gab Spanien ein ungeheures Manöverfeld für den nächsten Weltkrieg ab. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet versprach die iberische Halbinsel bedeutend mehr zu leisten als vor dem ersten Weltkrieg die Balkanhalbinsel, die sich übrigens neuerdings als seltsam unergiebig für alle berufs-

mässigen Brandstifter erwiesen hatte. Zunächst einmal waren Spaniens Erz- und Quecksilbergruben wertvolle Aktivposten für die Geschütz- und Munitionsherstellung. Doch war dies nicht der Hauptpunkt. Ein fascistisches Spanien schloss den nationalsozialistisch-fascistischen Ring um Frankreich; ein fascistisches Mallorca bedeutete ein Damokles-Schwert über der Lebenslinie, die Frankreich mit seinem afrikanischen Kolonialreich verband; ein fascistisches Marokko gegenüber einem fascistischen Cadiz und einem fascistischen Malaga ergab eine Schlinge, in der das englische Gibraltar erdrosselt werden konnte. Zwei oder drei Mittelmeersäulen Englands — Suez und Malta — standen theoretisch bereits unter Feuer; die dritte und wichtigste wurde jetzt in Angriff genommen. Die fascistische Admiralität in Rom und der todkranke Marconi wurden leidenschaftlich, unermüdlich beschworen, irgend eine wirksame Erfindung zu machen, die, von Zeuta aus in Tätigkeit gesetzt, eine englische Flotte auf dem Weg durch die Meerenge mit Mann und Maus versenken konnte. Die Antworten der Techniker klangen nicht so sanguinisch, wie man gehofft hatte. Aber vielleicht kam noch der Tag.

All dies war so klar, dass es unbegreiflich schien, wie England untätig bleiben konnte. Aber es blieb untätig. Selbst Mussolinis ständig sich steigerndes Alarmgeschrei, ein neuer Weltkrieg sei in Sicht, die Mobilisationen und Truppenverschiebungen, durch die er sein Land in beständiger Unruhe erhielt, die Paraden, die er mit rollenden Augen über kriegsstarke Armeen abhielt, seine schallenden Worte von der gewaltigen fascistischen Streitmacht, die an Grösse tatsächlich nur noch von der russischen übertroffen wird, von dem „Wald von acht Millionen Bajonetten", aus dem er, um das Bild zu krönen, einen Olivenzweig wachsen liess, nicht weniger spitz als die Bajonette: all dies Getöse liess England scheinbar kalt. Es nahm die offizielle Rede nicht zur Kenntnis, die einige Jahre früher von einem ungenannten italienischen Gelehrten geschrieben und von Mussolini in der Universität Perugia gehalten wurde; eine Lobpreisung des römischen Heldenkampfes gegen Karthago, wobei Karthago, kaum verhüllt, für Frankreich und England stand. Ebensowenig schien London die neuere und ebenso offenherzige Rede tragisch zu nehmen, in der er für Italien, ohne alle römisch-karthagische Einkleidung, „eine ozeanische Kriegsflotte" forderte. Ja, sogar die Räumung des Mittelmeers mit dem damit verbundenen Umweg über das Kap der Guten Hoffnung wurde in England kaltblütig erwogen, trotz der vagen Gerüchte,

dass Deutschland an eine Flottenbasis auf den Kanarischen Inseln dachte, die in die Monotie der britischen Umschiffung Afrikas unerwartete Abwechslung gebracht hätte.

Vielleicht näherte sich der englische Fortinbras schon mit ehernem Schritt der letzten Szene des englischen Hamlet. Jener hatte bei vielen anderen Gelegenheiten ruhige, sogar phlegmatische Entschlossenheit bewiesen. Vielleicht ging der Plan Englands dahin, wie so viele Beobachter es glaubten, sich „zu gürten und kein Wort zu sprechen" wie Dantes Baccalaureus unmittelbar vor seinem Schlussexamen: allen Kriegsgefahren für den Augenblick aus dem Wege zu gehen und inzwischen sich so stark zu rüsten, um in einem zukünftigen Krieg alle Sieges-Chancen zu haben und ihn dadurch wahrscheinlich zu vermeiden. Und andrerseits war es bekannt, dass eine Zahl von Magnaten und Klubmitgliedern in England die abgedroschene Alternative: Fascismus oder Kommunismus! auch in Spanien für gegeben hielten, die buntscheckigen Regierungsanhänger von Madrid in Torero-Rot malten und ehrlich zu Franco neigten, dessen Sache ihrer Ansicht nach die Sache der sozialen Ordnung war — wozu noch ein paar Kleinigkeiten kamen, wie die Apfelsinen- und Südweinimporte nebst den Grubendividenden. Dass ein Sieg der Madrider Regierung die kommunistische Infektion nach Westeuropa getragen hätte, schien ihnen ausser allem Zweifel; während sie die nicht minder ernste Überzeugung hegten, Franco, einmal im Sattel, würde die Freundschaft mit dem mächtigen England suchen und die schwarzbraunen Verbündeten im Stich lassen. Diese Motive des nationalen Interesses und des Klassenbewusstseins waren, ineinander verfilzt, selbst in der Seele einiger englischer Staatsmänner wirksam. Das Ergebnis war der Nichteinmischungsausschuss, eine beispiellose Institution, dazu bestimmt, den Krieg zu lokalisieren, was Franco zugute kam, wenn auch nicht ganz so, wie er gewünscht hätte. In Frankreich wiederum tobte der Kampf zwischen der Volksfront, die in der Regierung sass, und den Herren und Damen, die einander in den Pariser Salons versicherten, sie würden — von den lateinischen Diktatoren Mussolini und Franco zu schweigen — sich selbst von Hitler noch lieber regieren lassen als von dem marxistischen Juden Blum. Sobald der Front Populaire in Paris sich irgendwie für den Frente Popolar in Madrid ereiferte, fand er sich an der einen Hand von der inneren Opposition, auf der andern von England und seinem Nichteinmischungsausschuss gefesselt.

Durch die Papierwand der Nichteinmischungs-Diplomatie

strömte fascistische und, in geringerem Mass, nationalsozialistische Hilfe an Menschen, Material und Geld unaufhörlich in das Lager der Partei Franco. Die Unterstützung Sowjetrusslands, wenn auch fragmentarischer, kam der Regierungsseite zugute. Tapfere antifascistische Freiwillige, die sich aus italienischen und deutschen Emigranten und aus den Linksparteien Frankreichs und anderer Länder rekrutierten, eilten, zusammen mit einer Handvoll Söldnern und Abenteurern, nach Madrid; Abenteurer und Tunichtguts und eine erstaunliche Legion echter irisch-katholischer Freiwilliger stiessen zu Francos babylonischem Völkergewirr. Im Verlauf einiger Wochen und Monate wurde Spanien Schauplatz eines Miniatur-Weltkriegs: mit Feuer und Tod, Ruinen und Jammer von gar nicht liliputanischem Ausmass allerdings. Hinter dem Wandschirm der Nichteinmischung blickte die neutrale Zivilisation mit Interesse und Bestürzung zu, als sei das Ganze ein Hahnenkampf.

Der Beweis dafür, dass der Duce, wenn England und Frankreich zu den Waffen gegriffen hätten und der Völkerbund in seinem Grab erwacht wäre, sich — von Deutschland nicht energisch genug sekundiert — aus Spanien zurückgezogen und die grosse Parade des Weltkriegs auf bessere Zeiten verschoben hätte, dieser Beweis sieht etwas anders aus als der, den man für seine mutmassliche Haltung bei Ausbruch des abessinischen Krieges geltend machen konnte. Auf jeden Fall ist er einwandfrei zu führen. Wäre nämlich Mussolini zum äussersten entschlossen gewesen, hätte er die Möglichkeit eines englisch-französischen Eingreifens fest ins Auge gefasst, dann wäre er zweifellos drauf ausgegangen, in Spanien so vollständig und so schnell wie möglich zu siegen. Das heisst, er hätte mit einem Fusstritt alle diplomatischen Ausschüsse weggefegt und nach Spanien eine reguläre Armee geschickt, wenn auch nicht ganz von abessinischem Ausmass, mit allem Zubehör kulturverbreitender Kriegsführung, gewisse kostbare Chemikalien inbegriffen. Doch trotz all der beruhigenden Zeichen, die er während und nach der abessinischen Affäre von England empfangen hatte, traute er den Briten doch nicht ganz; und selbst ihr schweigsames Phlegma konnte, im Verein mit anderen, noch ausdrucksvolleren Warnungszeichen, gelegentlich gradezu unheimlich sein. Infolgedessen sandte er seine Kräfte nach Spanien, halbgeheim und nicht in ausreichender Stärke; gleichzeitig sammelte er ein erdrückendes Urkundenmaterial, mit dem er den neutralen Mächten, sollte es zum schlimmsten kommen, beweisen wollte, dass er nicht weniger korrekt neutral gewesen sei als alle anderen, und dass seine Divisi-

onen in Spanien nur zufällige Ansammlungen freiwilliger Kämpfer darstellten. Wieder wählte er die Fuchstaktik, wieder auf den Tag des Löwen wartend.

Mit den ideologischen Früchten dieser Taktik konnte er zufrieden sein. Dass kein Krieg erklärt wurde, war durchaus nichts neues; das entsprach nur einer bereits ehrwürdigen Tradition. Unbestreitbar jedoch zum erstenmal in der Geschichte geschah es, dass ein Herrscher sein Volk in einen geheimen Krieg verwickeln konnte, nicht nur, ohne es nach seinem Willen zu befragen, sondern er liess es nicht einmal wissen, was für Freiheiten er sich mit seiner Bürger Blut und Gold herausnahm. Nie zuvor war ein Despot oder Anarchist so schrankenlos frei gewesen. Die militärischen Ergebnisse waren freilich weniger zufriedenstellend. Viele der fascistischen Soldaten waren ungeübte Rekruten oder erschöpfte Veteranen; ein beträchtlicher Prozentsatz bestand aus hungernden Arbeitslosen, die sich freiwillig für Erdarbeiten in Abessinien oder anderswo gemeldet hatten und auf hoher See gewahr werden mussten, dass der Kurs nach Westen ging, nach Cadiz, wo sie auf Lastwagen kletterten, um einem Schlachtfeld zuzurollen, das sie nicht gewollt hatten.

Die Regierung Franco wurde schon im November, viel zu früh, vom Fascismus und vom Nationalsozialismus anerkannt. Den Marsch auf Madrid hatte man sich als einen mehr auf der langen Liste fascistischer Märsche vorgestellt, mit dem gewohnten Rhythmus und unwiderstehlichem Schwung: ähnlich wie den Marsch auf Rom, auf die Vatikanstadt, auf Berlin, Addis Abeba oder Genf. Doch das Unerwartete trat ein. Es war ein langer Weg nach Madrid; und er wurde immer länger, als Francos Armee in einer Vorstadt von Madrid Fuss fasste, wo sie Monate und Jahre festhing wie in einer Falle.

Doch mitten im Winter kam ein Umschwung. Unmittelbar nach Unterzeichnung des letzten Gentleman-Agreements mit England brachte Mussolini eiligst seine Besatzungsarmee in Andalusien auf angemessne Stärke. Die italienischen Bataillone zogen am 8. Februar 1937, Musikkapellen und Fahnen an der Spitze, in Malaga ein. Die Welt hatte bisher vielfach dem Fascismus die gewohnte Nachsicht zugebilligt und sich suggeriert, Hitler, nicht Mussolini sei der wahre Friedensbrecher in Spanien; ja, man wollte sogar wissen, wie sehr unbehaglich sich der Duce bei dem Gedanken fühlte, Deutschland könnte im Mittelmeer Fuss fassen. Nun wurde die blendende Wahrheit, die selbst den Sand des Vogel Strauss durchdrang, mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Nichts-

destoweniger hörte ein breiter Sektor der öffentlichen Meinung Englands gern das Gerücht, die spanische Regierungsarmee krache in den Fugen, und die antifascistischen Freiwilligen verspürten Heimweh; erleichtert sah man einem raschen Ende des „Bürgerkriegs" entgegen.

Mussolini hielt den Augenblick nun für gekommen, einen Zipfel des geheimnisvollen Schleiers vor seinem Volk zu lüften und ihm endlich Kenntnis von der Tatsache zu geben, dass es erstens einen Krieg führte und zweitens ihn schon so gut wie gewonnen hätte. Die Presse wurde angewiesen, die Rolle zu unterstreichen, die fascistische „Freiwillige" bei der Einnahme von Malaga gespielt hatten und überhaupt bei der Befreiung der Schwesternation Spanien von der roten Gefahr spielten, ein Film wurde in verschiedenen Kinos vorgeführt: italienische Lastautos, italienische Geschütze und italienische Soldaten in Malaga, die von der Leinwand herab ihren erstaunten Bräuten im Parkett zulächelten. Dann wurde, nach kurzer Zeit, der Film wieder abgesetzt, wie eine Vorspeise abserviert wird, die den Appetit für die herzhafteren Gänge nicht rauben soll.

Die Schlussetappe des Marschs auf Madrid wurde für den März angesetzt. Die Zwischenzeit wurde mit den Massakern in Addis Abeba und mit einer Strafexpedition fascistischer Matrosen in Schanghai ausgefüllt, die den Projektionsapparat eines Kinos zerschlugen und den Besitzern eine Lektion erteilten, weil sie einen Film gezeigt hatten, der die Eroberung Abessiniens in einem dem Fascismus weniger günstigen Licht erscheinen liess. Im Vorfrühling schiffte sich der Duce für eine Triumphfahrt durch Libyen ein, in deren Verlauf er sich zum Schutzherrn des Islam auf der ganzen Erde proklamierte. Vom Kriegsschiff, das ein Mare Nostrum durchpflügte, in dem gar bald alle fremden Eindringlinge ertrinken sollten, sandte er seinen Madrid belagernden Soldaten ermunternde Radiogrüsse. Alles war vorbereitet, dass er nach der Rückkehr auf seinem Schreibtisch die Nachricht von der Einnahme Madrids vorfinden sollte, grade rechtzeitig für den höchsten Feiertag des an Festen so reichen fascistischen Kalenders: den 23. März, den achtzehnten Jahrestag der Fascio-Gründung.

Gehorsam dem Befehl marschierten die Soldaten des Duce auf Madrid. Sie wurden bei Brihuega zum Stehen gebracht und in unbeschreiblicher Verwirrung zurückgetrieben. Die Toten, viele von ihren eignen Kameraden in der Panik erschossen, gingen in die Hunderte: ein Blutzoll, der wahrscheinlich höher ist als der Preis, den Italien für Abessinien bezahlt hat. Andre Hunderte

wurden gefangen genommen oder gingen freiwillig zu den Feinden über, in denen sie ihre Landsleute erkannten; eine gewaltige Beute von Lastwagen, Munition und Gewehren fiel in die Hände der republikanischen Sieger. Dies geschah am 18. März und wurde die Niederlage von Guadalajara genannt.

Zwölf Tage vorher hatte Edgar Ansel Mowrer aus Paris nach Amerika gekabelt: „Es wird gemeldet, dass die Italiener nach Norden marschieren, um Toledo zu retten und Madrid zu stürmen. Viele Europäer sehen mit Spannung der ersten Begegnung zwischen den Eroberern Abessiniens und den Antifascisten der Internationalen Brigade entgegen . . . Hier, mehr noch als in Afrika, wird sich eine glänzende Gelegenheit bieten, nachzuprüfen, bis zu welchem Grade es Ministerpräsident Mussolini gelungen ist, die Kampfkraft des italienischen Soldaten zu heben." Tage und Monate nach der Schlacht von Guadalajara war es, wie wenn ein unübersehbarer Chor von Journalisten und Karikaturisten, Katzenmusikanten und Auspfeifern, auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans das von Mowrer leicht angetönte Leitmotiv übernommen und in allen Variationen durchgeführt hätte. Die Nachprüfung der italienischen Kampfkraft war erfolgt. Das Ergebnis war vernichtend.

Wahr ist, dass, abseits vom Chor, Karl H. von Wiegand, der geachtetste amerikanische Kriegsberichterstatter, am 26. April: schrieb „Mehrere italienische Einheiten schlugen sich mit grosser Tapferkeit unter den ungünstigsten Wetterbedingungen." Er berichtete das aus Berlin an die Hearst-Presse und wurde nicht beachtet. Wahr ist auch, dass Hemingway am 28. März geschrieben hatte: „Berichte, dass Brihuega einfach ein Luftsieg gegen panikartig, kampflos davonlaufende Marschkolonnen war, stellen sich bei Besichtigung des Schlachtfeldes als unrichtig heraus. Es war eine siebentägige erbitterte Schlacht, wobei Regen und Schnee Autotransporte grösstenteils unmöglich machten. Am Tage des entscheidenden Sturmangriffs, der den italienischen Widerstand zerbrach und in Flucht verwandelte, herrschte grade günstiges Flugwetter, und 120 Apparate, 60 Tanks und 10.000 Mann Regierungstruppen schlugen drei italienische Divisionen zu je 5.000 Mann . . . Das Gestrüpp des Eichenwaldes nordwestlich von Schloss Ibarra, dicht an einer Biegung der Brihuega- und Utande-Strasse, ist noch voll mit italienischen Toten, die von den Bestattungskommandos noch nicht aufgefunden worden sind. Tankspuren führen zu den Stellen, wo sie fielen, nicht als Feiglinge, sondern bei

der Verteidigung geschickt ausgebauter Maschinengewehrnester, wo die Tanks sie aufspürten, und wo sie immer noch liegen." Auch Hemingway, ein unverdächtiger Augenzeuge und ein Autor von hohem Rang, wurde nicht beachtet.

Das Schema, die alte, von den Italienern selbst geschaffene Überlieferung von ihrer Kampfuntüchtigkeit, forderte den gewohnten Tribut. Selbst die Tatsache, dass auf jeden Fall die antifascistischen Italiener auf der Regierungsseite ihren Anteil am Sieg über die italienischen Fascisten hatten, wurde kaum gewürdigt.

Inzwischen erhielt das Imperium, nach Mussolini der höchste Ausdruck nationaler und menschlicher Macht und Grösse, erhielt das neue Römische Reich in Abessinien nach dem Massakker in Addis Abeba seine Ehrenkränze von Senator Borah, der die modernen Italiener mit Hunnen und Höhlenmenschen verglich, und von Bruce Bliven, der an Marschall Graziani die folgenden Worte richtete: „Ich entdeckte in mir den dringenden Wunsch, Ihr Mörder wäre erfolgreich gewesen, und Sie und alle anderen Italiener in Abessinien wären tot." „In einer Welt mit auch nur etwas geistiger Gesundheit", schrieb eine keineswegs radikale amerikanische Zeitung anlässlich der englisch-italienischen Spannung wegen Abessiniens Einladung zur Londoner Krönungsfeier, „möchte man eher erwarten, dass Haile Selassie es ablehnt, an einer durch die Gegenwart des italienischen Vertreters entweihten Krönung teilzunehmen, als umgekehrt." Seit Jahrhunderten war Italien nicht so krass beschimpft worden.

Und was den Kriegsruhm betraf, das Idol, für das Hunderttausende von jungen Italienern in den letzten vierzig Jahren ihr Blut vergossen hatten, auf diese Frage erscholl aus allen vier Windrichtungen die Antwort — Caporetto, der Name der Schmach. Und hätten sie selbst zehn Schlachten von Austerlitz gewonnen, bei ihrem ersten unglücklichen Gefecht hätten sie unweigerlich wieder den Namen Caporetto vernommen. Der Regierungsgeneral Miaja erklärte, Mussolinis Heer bestünde aus Zinnsoldaten. Ein Lied ging um: „Los de Mussolini — fueron los primeros — de entrar en Madrid — pero, prisioneros." — Sie zogen als erste in Madrid ein: als Gefangene freilich.

Spanien war nicht erobert worden, und die Ehre war erschüttert. Der immer noch recht grosse Teil der Welt, wo die öffentliche Meinung noch nicht von Mussolini und Hitler diktiert wurde, fand

eine Art Trost darin, auf die italienische Nation zu speien, um ihren Tyrannen zu treffen.

Das war nur billig, wenn es billig ist, dass Sklaven dafür, dass sie sich der Sklaverei ergeben haben, keine besondere Achtung verdienen. Billig war es, wenn auch im besonderen Fall ungerecht, dass so stupide, neurotische Begierden wie militärische Grossmannssucht und Mordlust durch das Schicksal und die Menschen ihre Züchtigung empfingen.

VII. EPILOG

Im Frühsommer 1937 sah es aus, als sei dem Marsch des Fascismus endgültig Einhalt geboten — an den Toren von Madrid. Historische Belagerungen historischer Städte — Wien, das den türkischen Ansturm in elfter Stunde brach; Paris, das, schon in der Agonie, wieder zum Leben erwachte und aus dem mässig grossen Marnefluss einen abschreckenden Abgrund machte; Warschau, das von der bolschewistischen Lawine unversehrt blieb und ihr den Weg für immer versperrte — diese und ähnliche wunderbaren Schicksalswenden kamen wieder ins Gedächtnis angesichts einer militärisch ungeübten Volksmasse, die, mit ein paar geflügelten oder nichtgeflügelten fahrenden Rittern an der Spitze, die schwarze Weltgefahr überwältigte, vor der der Bund von fünfzig Völkern und das Britische Reich den Rückzug angetreten hatten. Was Arbeiter, Halbwüchsige, selbst Frauen in den Schützengräben der einst so lässigen Stadt, in der Sierra von Cordoba, im Gürtel von Bilbao leisteten, warf alle bestehenden Grundsätze über den Haufen; darunter die wissenschaftliche Überzeugung, dass die Zeiten für den Heroismus von Völkern und Individuen vorüber seien, Krieg und Revolution von Stahlrobotern gemacht würden, die ein Stahlhirn lenkt; desgleichen die Anschauung, dass die lateinischen Völker, zur Reife gelangt und dann in senile Abhängigkeit von autoritären Regimen geraten und in Knechtschaft versunken, zum Fortschritt der Menschheit keinen Beitrag mehr zu leisten hatten. Sicher war der Fascismus, im letzten Sinne nichts anderes als der bedingte Reflex eines neuerstandenen Pseudoklassizismus und die politische Form einer zweiten pseudokatholischen Gegenreformation, in der alten Hauptstadt der Autorität und Knechtschaft, Rom, oder zufällig in einer römischen Vorstadt in der Romagna ausgebrütet worden. Aber nicht weit von dem

Aranjuez und Escorial Philipps II. in der unmittelbaren Nachbarschaft der dem Amt der Heiligen Inquisition und den Autodafés geweihten Plätze, hat der Marquis Posa seinen glanzvollsten Kampf geliefert. Wie ein David war er aufgestanden, unprophezeit. In seiner Rüstung klirrend, hatte Goliath mit dröhnender Stimme gerufen: „Bin ich nicht ein Philister?" In der Tat, er war es. Dann war er mitten in die Stirn getroffen worden, in den Sitz seines Seins, d.h. seines Nichtseins.

So mochten Hoffnung und Poesie die Ereignisse sehen, ungetrübt durch die vielen Möglichkeiten, dass nicht nur Bilbao, sondern auch Madrid, Valencia und Barcelona doch noch fallen mochten und der Fascismus, zu einer letzten Anstrengung sich aufraffend, vielleicht noch eine andere tote Nation unterjochen könnte. Selbst in diesem schlimmsten und abscheulichsten Fall würde es, so argumentierten die Optimisten, für den Sieger zu spät sein, Spanien so auszunutzen, wie er es im Juli 1936 geplant hatte. Auf den Pyrenäen und in Gibraltar war man jetzt auf seiner Hut, Hitler zauderte, und Franco selbst hasste seinen römischen Herrn. Die Frucht war auf dem Zweig verfault, bevor die Hand des Plünderers sie erreichte; und die Zeit arbeitete ausserhalb Spaniens gegen den Fascismus.

Vor den Toren einer anderen westlichen und vorwiegend lateinischen Hauptstadt war der Marsch des Fascismus im April zum Halten gekommen. Weder Trompetenstösse noch Blutvergiessen zeichneten den Festtag aus, an dem Degrelle, ein aufsteigender belgischer Mussolini, dem liberal-konservativen Ministerpräsidenten van Zeeland bei einer entscheidenden Nachwahl gegenüberstand; und die Schlacht von Brüssel, der Stadt, die so Egmonts gewesen war wie Madrid die Posas, war nur eine Schlacht der Stimmzettel und Worte. Zu gallo-romanischer Intelligenz und flämischer Beharrlichkeit fügte ein katholischer Prälat — endlich einer, einer wenigstens! — die Kraft seiner Empörung gegen den Anspruch des Fascismus oder Rexismus, wie die belgische Spielart sich nannte, auf kirchliche Förderung; doch hier brauchte David, dessen Name für Erleuchtung und Vernunft steht, weder Schleuder noch Stein, um die hohle Stirn des vordringenden Dummkopfs zu zerschmettern. Der Sieg wurde durch zwei Esel entschieden, die durch Brüssel spazierengeführt wurden; der eine trug ein Plakat: „Ich stimme für Rex", der zweite vervollständigte den Satz mit den Worten: „Weil ich ein Esel bin". Auch anderswo hätte die Strategie des Humors vielleicht gewinnen können, wäre

sie rechtzeitig zur Anwendung gelangt; da der Schrecken mit einem gewissen unheimlichen Zauber wirkt, während das Stupide ganz und gar abstösst — und das Stupide überwiegt im Fascismus bei weitem.

Über diese räumlich begrenzten Ereignisse hinaus, deren eines die eindrucksvolle Grösse eines Volksepos hatte, während das andre mit jenem Humor gewürzt war, der oft den Abstieg einer verbrauchten Idee begleitet, boten sich noch andere Aspekte von weitreichender Bedeutung. Der Fascismus, das ist wahr, war in Italien aus der Verirrung einiger Weniger und dem Stumpfsinn Vieler geboren worden, ohne jede gebieterische Notwendigkeit wirtschaftlicher oder sozialer Natur. Auf das italienische Vakuum war er jahrelang beschränkt geblieben und hatte sich von den Krumen wirtschaftlicher und sozialer Realität nähren müssen, auf die er zufällig daheim gestossen war, bis die Weltkrise ihm das Material lieferte, das ihm bis dahin gefehlt hatte, und damit die Möglichkeit zu Expansion und Sieg. So mag auch eine geistige Unordnung, die in den Tiefen einer menschlichen Persönlichkeit verborgen lauerte, zuletzt von einem organischen Prozess profitieren, um sein Zerstörungsbedürfnis zu befriedigen und im engen Bündnis mit dem körperlichen Leiden Leib und Seele endgültig zu vernichten. Nun hatten sich freilich die sozialen Verhältnisse in der Welt im grossen Ganzen gebessert, zumindest was die Löhne, den Beschäftigungsgrad und das Handelsvolumen betraf: ein neuer geschäftlicher Aufschwung hatte in Amerika eingesetzt; die liberalen Institutionen, zerschrammt, vielleicht sogar beschädigt, aber keineswegs besiegt, hatten in allen englisch sprechenden Ländern, in Frankreich und in einigen kleinen aber vorbildlichen Gemeinwesen, wie in den skandinavischen Königreichen, überlebt; diese Nationen machten, bezeichnend genug, die Summe der seit langem mit der höchsten Zivilisation versehenen Quotienten aus; ihr standhaftes Festhalten an den „überholten" demokratischen Ideologien war nicht mit gänzlichem Ruin belohnt worden, wie der Fascismus es prophezeit hatte; im Gegenteil, der Unterschied in der Lebenshaltung und dem Lebensgefühl zwischen diesen verderbten Demokratien und den „sich selbst genügenden" europäischen Autokratien hatte schon beinah etwas Erschreckendes: ein deutlicher Beweis des Misserfolges, der zusammen mit den Greueln in Deutschland und Italien, in Abessinien und in Spanien, die meisten Spuren von Wohlwollen in der westlichen Welt gegen jede Sorte von Fascismus rasch getilgt hatte. Es schien optimisti-

schen Betrachtern undenkbar, dass solche Wahrheiten nicht auch, mit steigender Eindringlichkeit, durch die stummen Mauern sickern sollten, die Deutschland und Italien umschlossen, und hundert Millionen Sklaven verkündeten, dass Schlechtigkeit und Narrheit sich nicht rentieren und der Verlust der Seele nicht einmal mit leiblichem Wohlergehen belohnt wird.

Voraussagen eines nahe bevorstehenden Umschwungs schienen zur gleichen Zeit auch am entferntesten Punkt der Szene eine ermutigende Bestätigung zu finden. Der chinesische Widerstand gegen den in früheren Jahren so flotten japanischen Vormarsch versteifte sich zusehends. In Japan selbst hatten die Wahlen von 1937, so schwach auch die Beteiligung der Massen gewesen war, und wie wenig sie auch eine unmittelbare Gefahr für die Herrschaft der hinter den wechselnden Regierungen stehenden Militärclique bedeuteten, doch klar gezeigt, wie durchaus liberal und antifascistisch die grosse Volksmehrheit im Grunde dachte. Auf jeden Fall hatten sie erwiesen, dass es in jenem Lande immer noch eine Volksmeinung gab, die das Recht und auch die Kraft zur Äusserung besass, und ferner, dass der japanische Fascismus hinter seinen derberen italienischen und deutschen Brüdern empfindlich zurückgeblieben war. Die Japan in dem Fünfjahresplan der Räuberei zugedachte Rolle war in Rom wie in Berlin sorgfältig ausgearbeitet worden. Offenbar sollte die japanische Armee und Flotte so viele russische Kräfte wie möglich binden, um Fascismus und Nazismus an ihren Ostgrenzen zu entlasten; so war denn, unbeschadet späterer, aus der Lage sich noch ergebender Ergänzungen des Kriegsplans, der gelbe Kamerad als eine Art von Habebald zum loyalen Gehilfen der Raufebold und Haltefest erkoren. Nun freilich schien es, nach dem eigenmächtigen Griff Japans nach Nordchina, nicht mehr zweifelhaft, dass Ost und West mit Donner und Blitz zusammenprallen mussten.

Hinkend und zögernd wie die Rachegöttin Ate, doch gleich unentrinnbar, schritt mittlerweile die englische Aufrüstung hinter der Szene fort. Optimistische Beobachter verbürgten sich dafür, dass England damit hinlänglich all seine und der anderen Fehler und Versäumnisse in den vorangegangenen Jahren wettmachte, und der Wachtraum erschien ihnen nicht zu rosig, dass die Gegner, durch Bestürzung und Uneinigkeit in Verzug geraten, zuletzt handeln würden wie jener Feldherr, der in der Schlacht von Fontenoy seinen Federhut schwenkte und den unglaublichen Ruf ausstiess: „Messieurs les Anglais, tirez les premiers!" Wenn dieser

Augenblick käme, wenn die englischen Gentlemen das Vorrecht erhielten, den Augenblick zu wählen und zuerst zu schiessen, dann würden höchstwahrscheinlich weder sie noch sonst jemand einen einzigen Schuss abzufeuern haben. Dann würden die schwarzen und braunen Wolken sich an einem aufhellenden Himmel zerstreuen. Dieser glückliche Augenblick, da England voll gerüstet durch die Bereitschaft zum Kriege den Krieg verhindern konnte, musste irgendwann im Jahre 1938 erreicht sein. Eden, oft vom Pfade irrend, aber fest im Glauben, hatte eine deutliche — und anscheinend vernünftige — Vorstellung, als er zu Beginn des Jahres 1937 sagte, jene irrten, die für 1938 oder später einen Krieg befürchteten. Der Weltkrieg bricht — so gab er klar zu verstehen — 1937 aus oder überhaupt nicht.

So sah das hoffnungsvolle Bild im Frühjahr 1937 aus. Es gehörte durchaus zum Bereich der Möglichkeit, dass dieses Buch, das nun dem Ende zueilte, auch schon das Ende der Geschichte des Fascismus enthielt; und dass alles, was noch übrig blieb, selbst wenn es sich noch Jahre hinzog, höchstens einen trübseligen Epilog ergab.

Gewiss wäre es ausgezeichnet gewesen, wenn der Fascismus sich damit einverstanden erklärt hätte, einen langsamen Schwächetod der Auflösung zu sterben. Krieg, ein Weltkrieg, wäre ein fürchterlicher Preis für die Erreichung dieses Ziels gewesen; denn Krieg, ein antifascistischer Krieg inbegriffen, ist auch eine Art Fascismus, ist der körperliche und geistige Tod Europas; und auf viele Arten vermag er die Seelen zu töten, selbst wenn die Leiber verschont bleiben. Auch eine Revolution, obwohl im Vergleich zu einem Weltbrand das kleinere Übel, hat ihr Teil Wahnsinn und Tyrannei im Gefolge. Es wäre sicher herrlich gewesen, wenn der Fascismus den englischen Vorschlag angenommen hätte, im eignen Morast zu versinken und möglichst unaufdringlich und zahm in seinen eigenen Miasmen zu ersticken: und damit anzuerkennen, dass er eine Verirrung ist, die den Verwesungstod verdient und nicht den Untergang in Kampf und Flammen.

Aber der Stifter und Führer des Fascismus in Rom kannte die fascistische Lage. Er dachte keineswegs so wie der ritterliche Krieger des 18. Jahrhunderts in Spitzen und Federn, und die Vorstel lung, den Engländern den ersten Schuss zu überlassen, gefiel ihm nicht. Delcroix, dem Vorsitzenden der italienischen Veteranenverbände, der ihn fragte, was an all diesen wilden Gerüchten über einen bevorstehenden Krieg sei, gab er die grobe Antwort: „Natürlich kann ich nicht warten, bis England seine Aufrüstung beendet hat."

Seine und seiner Freunde diplomatische Aktivität, darauf gerichtet, eine vorteilhafte Gruppierung für einen sofortigen und allgemeinen Krieg herzustellen, gewann zwischen Winter und Frühling eine unheimliche Triebkraft. Die Rückschläge in Spanien verstärkten und beschleunigten noch die Intensität der Manipulationen. Während er ungeheure Vorräte an Getreide und Öl mit grosser Hast in allen Weltteilen aufkaufte und aufspeicherte, schreckte er vor keinem Opfer zurück, um den Eifer eines zaudernden Verbündeten anzufachen oder den Groll eines neidischen Nachbarn zu beschwichtigen. Österreich, sein Augapfel, wurde untertänigst mit fascistischen Komplimenten Deutschland in den Schoss gelegt, und Österreichs Kanzler Schuschnigg nach Venedig vorgeladen, wo er bestürzt von seiner neuen „Zuständigkeit" erfuhr. Italiens sakrosankte Irredenta an der Ostküste der Adria, deren Preisgabe Sforza und die anderen Verräter viel zu mild mit Verbannung und Ungnade gebüsst hatten; das gelobte Land, dessen mitleiderregende Knechtung durch den barbarischen Slaven den Ausgangspunkt für Mussolinis Laufbahn gebildet hatte, ja, den Eckstein des Fascismus, und dessen Erlösung die einzig sichtbare Konstante in der schwindelnden Umdrehung diktatorischer Begehrlichkeit; Dalmatien mit einem Wort wurde über Nacht Jugoslavien auf ewig zuerkannt, in einem Gentleman-Agreement, das die fascistische Flotte gegen eine Bedrohung ihrer linken Flanke sichern sollte, wenn der Tag der grossen Auseinandersetzung mit England im Mittelmeer kam. Aus plebejischer Enge in einem Provinzwinkel, der nach Kohl und Wein roch, war er zum — ebenbürtigen! — Gegenspieler der schönsten und grössten Macht auf Erden, Englands und des britischen Weltreichs, aufgestiegen: ein Erz-Catilina, ein Erz-Herostrat, der Weltbrandstifter. Er gedachte auf die harterrungene Würde nicht ohne erbittertsten Widerstand zu verzichten. Seine Widerstandslinie war die Achse Rom — Berlin. Zunächst wurden die italienischen Juden nachdrücklichst ersucht, sich als vollblütige Fascisten in Rom zu verhalten und ihren Nazifreunden in Berlin gebührende Ehre zu erweisen. Ein Schwarm von kleineren Staaten wurde mit allen Mitteln an die Achse herangezogen, von der kleinen Entente blieb kaum mehr übrig als der Name, und alle östlichen Staatengebilde vom Baltikum bis zum ägäischen Meer schienen, trotz aller unversöhnlicher Widersprüche im einzelnen, bereits eine schwarz-braune Notgemeinschaft, in deren Mitte nur noch die Tschechoslovakei sich hielt, bestürzt, vereinsamt, halb schon auf ein abessinisches Schicksal gefasst. Magnaten

und Jagdherren auf beiden Hängen der Karpathen dachten an eine neue fröhliche Hatz auf Peone, Juden, Bolschewiken in der Freijagd eines allgemeinen Krieges; der König von Griechenland hörte nicht mehr auf seine Mentoren im Buckingham Palast und Whitehall; Zogu, der mohammedanische Pächter Albaniens, suchte sich wohlüberlegt in Italien eine fascistisch-katholische Braut mit Apanage; Atatürk stritt sich mit Frankreich herum; der Pole Beck, in der fruchtbaren Verwirrung der eifrigste von allen, eilte aus einer dieser pittoresken Hauptstädte in die andere und konzentrierte seine Bemühungen im Augenblick auf das ziemlich ungewöhnliche Ziel, Bukarest zu verführen. Gewiss, der Marsch des Fascismus war vor den Toren Brüssels und Madrids zum Halten gekommen. Aber selbst wenn man unparteiisch Trotzkis Behauptung, der Stalinismus sei nur eine andere Form von Fascismus, ebenso ablehnte wie Stalins These, grade der Trotskismus sei Fascismus, selbst wenn man Russland ganz aus dem Spiel liesse als eine Welt in sich und die Prophezeiung einer Nazi-Sowjetverständigung unberücksichtigt liesse, die eine über nichts mehr erstaunte Welt registriert hatte, um sie bald wieder zu vergessen, — der Kirchenvater, der einst von dem Albdruck erwachte, alle Christenheit sei der arianischen Ketzerei verfallen, hätte jetzt ebenso auf ein Europa starren können, das von einem Ende zum andern, von Meer zu Meer fascistisch wurde.

So nahm sich, anders als das hoffnungsvolle Bild, das oben entworfen wurde, die Lage nach dem ersten Halbjahr 1937 aus, an der Schwelle des mordträchtigen Sommers. Nichts freilich war für den Triumph der Finsternis gewonnen, ehe nicht alles gewonnen war. Nichts, mit andern Worten, ehe der Duce nicht Deutschland dazu gewinnen konnte, seinen, Mussolinis Krieg zu beginnen. Quälende Befürchtungen nötigten zur Eile. Der Nationalsozialismus hatte sich neuerdings seltsamerweise zu einer Art von begrenztem Despotismus entwickelt, in dem der Wille des Despoten die Mitte hielt zwischen den widerstrebenden Tendenzen eines radikalen und eines gemässigten Flügels. Jener wäre gern dem Ruf des römischen Meisters gefolgt, den er tief verehrte, und „ohne dessen Schwarzhemden", wie Göring in einem Ausbruch rührender Dankbarkeit gestand, „kein Braunhemd je das Licht der Geschichte erblickt hätte". Aber die Gemässigten, vielleicht die Banken, vielleicht die Reichswehr, bremsten immer noch. Die westliche Welt, gelähmt in der Erwartung eines kriegstollen Nationalsozialismus, der einen grossmäuligen aber unentschlossenen Fascismus

mit sich zerrte, musste — fassungslos ungläubig — das Gegenteil erleben. Ein andrer Unterschied, der wichtigste, hatte sich zwischen Nationalsozialismus und Fascismus herausgebildet oder war jetzt erst sichtbar geworden: die deutsche Spielart entwickelte sich mehr und mehr zu einer kollektiven und nationalen Bewegung, während der Fascismus, soweit Mussolini in Frage kam, das blieb, was er vom ersten Tage an gewesen war: rein individueller Anarchismus. Der Nationalsozialismus hatte aus Deutschland ein abstossendes Zerrbild gemacht, aber an diesem Deutschland lag ihm wenigstens, er hatte keine Lust, das Vaterland in den feurigen Hochofen eines zweiten Weltkriegs zu stossen, ohne die Chancen abgewogen zu haben; grade dieses Moment aber war, was Italien betraf, Mussolini vollkommen gleichgültig, wenn der Krieg allein ihm die Erfüllung seiner Ruhmesträume oder tragische Grösse oder auch nur Sicherheit versprach. Dagegen lag dem Nationalsozialismus mehr an einem deutschen Weltreich als an kriegerischen Lorbeeren um der Lorbeeren willen, denn selbst die verrücktesten deutschen Nationalisten litten wenig oder gar nicht unter jenem Minderwertigkeitskomplex, die Nation sei feige, den Machiavelli seinem unglücklichen Volke eingehämmert hatte. Gewiss, Prestige-Erfolge und Eroberungen brauchte auch der Nationalsozialismus dringend, wenn er an der Macht bleiben wollte; und das Jahr 1937 mit seiner bedrohlichen Wirtschaftslage und den beharrlich unter der Asche der deutschen Freiheit weiterglimmenden Funken innerpolitischen und religiösen Unfriedens, die noch nicht so gründlich ausgetreten waren wie in Italien schon lange, schien ein Jahr der Entscheidung, eine Art Gefahrzone sowohl für Nationalsozialismus wie Fascismus zu sein. Aber durchaus nicht ebenso sicher war es, dass diese unentbehrlichen Lorbeeren um jeden Preis in einem Krieg mit England gewonnen werden mussten, gegen das der Nationalsozialismus nicht halb soviel auf dem Herzen hatte wie der Duce. Natürlich wusste man auch in Berlin, wie korrupt, bastardisiert und verkommen England heute war; und doch legte die Stimme des Bluts ein gutes Wort für die nördlichen Vettern ein, in deren Adern das „arische" Blut noch nicht ganz verderbt sein konnte. Dieses kritische Wohlwollen wurde von vielen sehr feinen Herrschaften in London sehr viel herzlicher erwidert. Ein Kompromiss war denkbar. In Afrika, wenn nirgendsonst gab es Portugals sehr grosses Kolonialreich: ein Niemandsland; und eine Anleihe, um diese Kolonien legal zu erwerben, war zu einem annehmbaren Zinssatz vielleicht in der City selbst zu haben. Sollte Deutschland einen unwiderstehlichen

Drang nach der Tschechoslowakei und Österreich verspürt haben, dann war es keineswegs so sicher ausgemacht, dass England sein neugeschärftes Schwert geschwungen hätte. Mehr sprach dafür, dass auf Wink von Baldwin oder vielmehr Neville Chamberlains der Nichteinmischungsausschuss, in Spanien wohlerprobt, wieder einberufen worden wäre; und die Hoffnung war durchaus nicht zu phantastisch, dass diese oder eine ähnliche Institution, gestützt auf den Völkerbund, Erkleckliches geleistet hätte, um das Feuer zu „lokalisieren", selbst wenn der Nationalsozialismus die Ukraine oder einen anderen Teil Russlands als gelobtes Land für Deutschlands Bauernüberschuss erküren sollte.

Doch dergleichen Pläne gehörten noch einer verhältnismässig unbestimmten Zukunft an. Für die Gegenwart sah es so aus, wie wenn der römische Lehrer und der deutsche Schüler Arm in Arm, und scheinbar auch in gleichem Schritt und Tritt marschierten, während der eine in Wirklichkeit nach Westen zog und starrte, und der andere sein Bestes tat, sich östlich und südöstlich zu orientieren. Die alte Donaustrasse, die wohlbekannte Linie Berlin — Bagdad, lenkte den Blick des Führers auf sich, so wie sie den Kaiser hypnotisiert hatte. Nicht dass der Süden deshalb von der Landkarte ganz und gar verschwunden, die Forderung des Deutschlandliedes nach der Etsch vom deutschen Herzen verleugnet worden wäre. Strahlend wie je ragten die Dolomiten himmelwärts; die weinbewachsenen Hänge betteten Meran und Bozen ein wie das ganze Alto Adige, so hatten die Eroberer den Namen Südtirols verfälscht, das Deutschlands unveräusserlicher Balkon in die Sonne war; blaue Brecher säumten wie je die Klippen um Triest, den unersetzlichen Ausgang Mitteleuropas zum Mittelmeer. Wohlerzogene Geduld und Schweigen verschleierten diese unbeirrbar festgehaltenen Ziele vor der deutschen Öffentlichkeit, so lange wenigstens, wie der verehrte Meister in Rom lebte: mit dem stillen Vorbehalt natürlich, dass er nicht ewig lebte.

In einem einzigen Punkt stimmten Führer und Duce vorbehaltlos überein, und das war die Zukunft Frankreichs, für den Fall, dass der zögernde Führer für den vereinten Marsch auf Paris endgültig nicht zu haben war. England schien noch nicht geneigt, sich gegen Kanonendonner jenseits des Kanals taub zu stellen; und soweit ging die „Autorität" des Nichteinmischungsausschusses noch nicht. Wenn der Marsch von aussen her einstweilen vertagt werden musste, konnte man irgend einen Marsch von innen her inzwischen fördern. Ein Laval, ein Doriot, die Croix de Feu, Came-

lots du Roi und Cagoulards, ein Prätendent oder Restaurator — irgend jemand musste den roten Juden Blum oder seine Nachfolger verjagen, Frankreich erlösen, dann, nachdem das letzte Bollwerk der Freiheit und Vernunft in Europa zertrümmert war, konnte sich die Sonne des Nazi-Fascismus majestätisch, wenn auch langsam erheben: eine Kontinentalsperre gegen England und das britische Weltreich ersparte die Mühe, London in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Und diese Sonne musste sich, wie es die Art der Sonne ist, dann auch nach Westen wenden, nach Amerika, das sich in dem Glauben wiegte, der tiefe Graben des Atlantik, der einst von der Zivilisation auf gebrechlichen, im Schneckentempo segelnden Karavellen vierhundert Jahre früher bezwungen worden war, würde sie gegen die mechanisierte, blitzschnelle, Äther und Himmel durchtobende Barbarei unsrer Zeit beschützen.

Vielleicht bereitete dieser Ausblick, wenn auch eine Vison des (gemässigten) Nationalsozialismus, wohl dem Gründer und Führer des Fascismus in Rom eine gewisse Genugtuung. Schliesslich war er es gewesen, der bereits im Jahre 1932 die Fascisierung ganz Europas innerhalb von zehn Jahren vorausgesagt und gewollt hatte. Nun schien die Prophezeiung sich mit mehr als fahrplanmässiger Geschwindigkeit zu verwirklichen; es war eine Art Sieg. Noch ein ideologischer Sieg mehr, gut für Leitartikel und Plakate; die Weltherrschaft, wenn überhaupt, dann für Deutschlands Stubenmaler; kein nennenswerter Triumph für den Duce selbst, keine Kavalkade durch römische Siegesbögen, keine schöne Flamme eines Weltbrandes, keine Doppelkrönung als Cäsar Augustus unter der Kuppel des Petersdoms und auf dem Kapitolinischen Hügel. Alles umsonst.

So hing das Schicksal in der Schwebe.

Die intellektuelle Logik sprach für Krieg. Zu breit war der Abgrund zwischen den feindlichen Systemen geworden, breiter als je einer in früheren religiösen Gemetzeln mit Leichen ausgefüllt worden war. Die Ideen waren auf allen Seiten verraten worden: Freiheit und Gerechtigkeit von den westlichen Demokratien, Sozialismus und Marxismus vom östlichen Kommunismus, Gott von seinen Hohepriestern. Alle Widerstände waren untergraben. Nur das Böse verharrte ehern im Dienste des Bösen, und keine Brücke führte über den Abgrund.

Die moralische Logik sprach für Krieg. Das Verbrechen schrie nach Sühne, die Schuldige und Unschuldige zugleich traf. „Es wird Blut fliessen; sie sagen, Blut schreit nach Blut."

Die wirtschaftliche Logik sprach für Krieg und Revolution. Zu scharf standen sich Interessen und Klassen gegenüber. Allzu folgerichtig und beharrlich hatten Fascismus und Nationalsozialismus jede westliche Bemühung um eine Wiederbelebung des Welthandels und die Beseitigung der Zollmauern sabotiert: mit der doppelten Absicht, die Unabhängigkeit ihrer Staaten an Rohmaterial und Erzeugung von Kriegsmaterial zu steigern, und andrerseits ihre Sklaven gegen die Mauer der Entscheidung zu drängen: kämpfen oder verhungern.

Psychologie und gesunder Menschenverstand sahen die Lage ruhiger an; sie gingen mehr ins Detail, wiesen besonders auf das brüchige Material hin, aus dem diese Goliaths gemacht waren, und prophezeiten daher Kompromiss, Aufschub, Auflösung. Der Fascismus, so glaubten sie, würde als erster fallen, der Nationalsozialismus folgen, denn, wie es im Sprichwort heisst, wenn der Hut davonfliegt, fliegt der Mantel nach.

Die Prophetie, ein riskantes Abenteuer, selbst wenn übersehbare soziale und rationale Kräfte die Stunde beherrschen, war 1937 nur ein Blindekuhspiel, als das Schicksal der Menschheit den unverantwortlichen Trieben einer kleinen Gruppe halbmenschlicher Individuen überantwortet war. Keines Schiffes Kurs lässt sich voraussagen, wenn der Lotse blind ist. Angenommen, Deutschland entschiede sich endgültig für die anglophile Politik des gemässigten Naziflügels und durchkreuzte damit Mussolinis Wunsch nach einem sofortigen Krieg, dann wäre das Schicksal der Menschheit für eine Weile in die Hände eines Mannes gegeben, und Untergang oder Rettung Europas hingen von dem Ausgang des Kampfes ab, den Lust und Furcht in dieses einen Mannes Herzen führten.

Doch sei dem, wie es wolle. Selbst im schlimmsten Falle, selbst wenn der Fascismus Krieg führen, ja sogar, wenn er ihn gewinnen sollte, dann wäre es ein Sieg, zu den Besiegten zu gehören. Boethius lebt, und die Eroberer, die ihn hinrichten liessen, sind lange tot. Gras, frisches grünes Gras, wuchs aus den Hufspuren des Hunnenzugs.

Wahrlich, dies ist die grosse Verirrung; das erschreckend kleine Format ihrer Repräsentanten steht nur in scheinbarem Widerspruch zur Grösse ihrer Rolle. Der Geist, heilig oder unheilig, spottet aller Schranken; und wenn der Heilige Geist für seine Zwecke ein unauffälliges Mädchen aus dem jüdischen Volk erwählte, warum sollte dann nicht der Geist des radikal Bösen seine Wunder durch ein Dutzend zu kurz geratener Kalibans wirken?

Oder sollte er eher in grossen Geistern und grossmütigen Herzen Wohnung nehmen?

Dies ist die grösste, tödlichste und willkürlichste von allen Verirrungen der menschlichen Geschichte. ,,Und dann kam", wie wir in Poe's, ‚Schwarzer Katze' gelesen haben, ,,der Geist der Verstocktheit. Diesen Geist setzt die Philosophie nicht in Rechnung. Und doch. . . ist Verstocktheit einer der Urtriebe des menschlichen Herzens . . . die den Charakter des Menschen formen . . . Es war dieses unergründliche Verlangen der Seele, sich selbst zu quälen — der eigenen Natur Gewalt anzutun, Böses zu tun allein um des Bösen willen."

Sollte der Fascismus einen Weltkrieg gewinnen, dann würde im Vergleich zur Finsternis des künftigen Zeitalters das sogenannte Mittelalter strahlend wie die Sonne scheinen. Seine Menschen haben selbst in der tiefsten Verfinsterung nie willentlich die ungebrochene Tradition der Menschlichkeit verleugnet. Sie waren Platoniker und Christen oder versuchten es wenigstens zu sein.

Die Gleichsetzung der beiden Gefahren, Fascismus und Kommunismus — von den Vorzügen, die jenem zugestanden wurden, zu schweigen — ist eine halbbewusste Lüge der panisch erschrockenen besitzenden Klasse. Der russische Kommunismus — der jetzt auf die eine oder andre Art in Verfall geraten ist, zumindest, wenn man die marxistisch-leninistische Theorie zugrunde legt — verletzt Interessen, die vielleicht berechtigt sind. Er verletzt auch Gefühle, die bestimmt heilig sind. Aber selbst sein beschränkter und unfruchtbarer ,,Atheismus" liess noch einen weiten Raum für den Kult von Ideen und Hoffnungen übrig, die dem alten Plato und dem jungen Christus gleichermassen teuer waren und die Gottes Wesen selbst ausmachen.

Kein Interesse ist durch den Fascismus gerettet, kein Gefühl von ihm verschont worden, alle schönen Dinge des Himmels und der Erde hat er in den Staub gezogen. Möge die Weltverwirrung ebenso kurz wie verheerend sein, die Morgenröte ebenso nah, wie die Nacht tief ist.

Aber ob in Tagen oder erst nach Generationen, die Morgenröte wird kommen. Und das Schwarze Zeitalter wird der Menschheit eine grosse Lehre hinterlassen. Die Willkür des Fascismus, die schwindelnde Höhe, zu der der Geist der Zerstörung sich erheben durfte, auf der Grundlage purer Perversion und Idiotie, ohne jede Notwendigkeit — sie werden dem Menschen einen höheren Begriff von der Macht geben, die Einbildungskraft und Wille besitzen.

Wille und Einbildungskraft werden eine neue Erde und Gesellschaft schaffen. Diese Gesellschaft wird alle früheren Religionen zu einem gemeinsamen Bekenntnis verschmelzen, erleuchtet von der Freiheit der Philosophie und Wissenschaft. Diese Gesellschaft wird endlich erkennen, dass die Erde — fruchtbar gemacht durch eine Technik, die der Mensch, ihr Schöpfer, lange nicht zu meistern wusste — reif für ein goldenes Zeitalter ist, das für Milliarden Brot hat. Die Mühe eines jeden wird ihren Lohn finden; Kasten und Privilegien wird es nicht mehr geben. Ums Brot wird keiner mehr sich bangen. Liebe sich nicht länger schämen. Die Politik, meist die Herrschaft der Schlechtesten über die Besten, wird in Verfall geraten. Statt all der Vaterländer wird es nur noch ein Bruderland geben, bewohnt von Menschen, die vereint, wie Leopardi in seinem hymnischen Vermächtnis sang, gegen ihre gemeinsamen Feinde kämpfen werden, die ungebändigte Natur und den Tod.

Das ist Utopia. Doch was ist des Menschen Erde, wenn nicht der vorherbestimmte Boden für Utopia? Allerdings, die Zeit lässt sich vom Menschen nicht regieren. Die Zeit ist die innerste Substanz der Kraft, die der Mensch Gott nennt. Doch was der Mensch geträumt und gewollt hat, im Guten oder Bösen, das haben Gott und die Zeit erfüllt.

So war es, als er den Brudermord erfand. So war es lange vorher, als sein äffischer Ahn sich aufzurichten wagte, und dastand, die Hände frei zu schöpferischer Arbeit und die Augen, um zum Himmel aufzublicken.

FÜR UNSRE BRÜDER IN ITALIEN

FÜR unsre Brüder in Italien darf man hoffen, dass sie nicht warten werden, bis Utopia ihnen die Augen öffnet. Man darf sogar annehmen, dass sie erwachen werden, noch bevor dieser Weltkrieg, den sie ahnungslos 1911 mit der Eroberung von Tripolis begannen, und der noch immer andauert, seinen Abschluss in ihrer eignen und der Andern Katastrophe und in Schlachten findet, die vielleicht, wie in früheren Zeiten, wieder in der Po-Ebene ausgefochten werden.

Vielleicht werden sie ihre gegenwärtige Lage betrachten. Sie werden ihr neu gewonnenes Imperium sehen: ähnlich jenen guten Stuben ihrer Kleinbürger, mit viel Plüsch und Goldrahmen, Stühlen, auf denen man nicht sitzen kann, aber die Speisekammer ist so gut wie leer. Sie werden den Preis ihrer frischen Kriegslorbeeren ermessen, die alle Fremden ignorieren und an die sie selber nicht recht glauben können. Sie werden die Beraubung, die Verelendung der Massen erkennen, die mit ihren Ersparnissen und durch Verzicht auf eine bessre Lebenshaltung eine anspruchsvolle Kriegsmaschine füttern müssen; und selbst die paar Glücklichen, die Aufrüstungsgewinnler, die sich an dem Unglück der Nation sättigen, werden ganz und gar nicht sehr beglückt erscheinen: abwechselnd von der Furcht vor dem unersättlichen Regime und einer künftigen Revolution geschüttelt. Sie werden ihren Korporationsstaat betrachten, der die gütliche Regelung der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, wie sie unter Freien zwanzig oder vierzig Jahre früher in Neuseeland, Australien, Norwegen, ja selbst Mexiko zur Durchführung gelangt war, in die Geste des liebevollen fascistischen Unternehmers übersetzt hat, der von seinem Angestellten denkt: „Ich will ihn mit soldatischem Griff umarmen". Und endlich, wenn sie sich selbst ansehen, werden sie schleichende, flüchtige Mäuse in katzendurchjagten Hinterhöfen erblicken. Sprechen, lachen, denken, atmen — alles Hochverrat. Die Post ist überwacht, das Telephon belauscht, die Schatten der Spaziergänger verlängert um diejenigen der Horcher, der Portier ist ein Polizist, der Dienstbote ein Spitzel, der Freund vielleicht ein Verräter, die Frau bestochen. Die Jugend, aus der verseuchten Schule heimkehrend, verpestet Eltern und Haus mit Lügenpropaganda.

Theater und Kino, Zeitschriften und Bücher strömen Tag um Tag, Jahr um Jahr, unerschöpflich den gleichen, erschöpfenden Stoff aus. Wenn sie sich, krank vor Ekel und Lüge, in einem abgelegenen Café um einen Lautsprecher versammeln, um Lebensklänge aus glücklicheren Ländern zu erhaschen, Krümel nicht zensierter Kurzwellenwahrheit — solange nicht Schwarzhemden einbrechen und Apparat samt Hörern übel zurichten — dann verschlingen sie die geistige Nahrung geheim und schuldbewusst wie hungrige Diebe.

Vielleicht werden sie im gewohnten Trott ihres Jammers innehalten und erröten. Sie werden sich fragen, was sie davon haben, dass sie in Schande leben und auf Glücksgüter verzichten müssen, dass ihre nationale Geltung bei denen, die das Welturteil bestimmen, in Misskredit geraten ist. Sie werden sich fragen, ob der Weg zum nationalen Ruhm tatsächlich mit nationaler Schande gepflastert ist. Und wenn sie auf die warnenden Stimmen lauschen, die aus dem Untergrund des von ihren Vätern mit viel Schweiss und Blut erbauten Einheitsstaates dringen, mag sie vielleicht die Beklemmung überschleichen, was aus den untergrabenen Fundamenten werden wird, wenn ihre Kinder grossgeworden sind. Eine Vorstellung von Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, der demokratische Glaube an die Gleichberechtigung der Nationen war die Grundlage Italiens im Risorgimento. Nun konnte man daran zweifeln, ob es sehr klug war, diese Grundlagen zu unterminieren und danach zu trachten, aus ganz Europa eine tabula rasa zu machen, wo es nur noch ein Recht gab: das der Macht. Oh, sicher durften sie stolz darauf sein, das erstaunliche Beispiel gegeben zu haben und auf dem Weg zur völligen und gnadenlosen Barbarei vorangegangen zu sein. Sie haben beinah ganz Europa fascistisch verfinstert, von manch anderen Punkten unseres grüngold-blauen Planeten zu schweigen: a u c h eine Leistung. Wer aber wird sich um sie kümmern, wenn die Deutschen sich irgendwann entschliessen sollten, den gewohnten Römerzug zur Adria und ins Etschtal hinunter abermals zu unternehmen; wer wird auf ihrer Seite kämpfen, wenn je ein möglicherweise fascistisch gewordenes und zur italienischen Lehre, Macht vor Recht, bekehrtes England es für nötig befände, ein paar englische Garnisonen in Süditalien und auf Sizilien zu stationieren, um für seine „Schlagader" von Gibraltar nach Suez nicht mehr zittern zu müssen.

Es wird ihnen aufgehen, wieviel solider der schlanke Bau des Risorgimento, errichtet aus Hoffnungen und Ideen, war als die

dicken Mauern ihres fascistischen Staates, die wie Timurs Mauern aus Lehm und lebendig begrabenen Menschen bestehen. Wenn sie dann ihre Augen von den Wirkungen zur Ursache erheben, wenn sie zu ihrem Timur aufblicken, werden sie staunen über den Mann, den sie zu einem unersättlichen Moloch, zu einem allmächtigen Gott gemacht haben. Sie werden sich daran erinnern, dass er einst ein Philosoph war, dessen „Gastmahl" oder „Novum Organum" in dem Pamphlet besteht: „Es gibt keinen Gott"; ein Romanschriftsteller, dessen „Verlobte" oder „Karamasows" den Titel hatten: „Die Geliebte des Kardinals"; ein Dramatiker, dessen „Hamlet" oder „Oedipus", ein Theaterstück über Napoleons Hundert Tage, einem wehrlosen Publikum an die hundert Abende vorgesetzt wurde. Er war ein Lehrer; aber das neidische Schicksal liess ihn nie über die Elementarschule hinausgelangen. Der Kriegsherr und Condottiere sah als Unteroffizier recht kurze Zeit die Front, und seine militärische Laufbahn beendete eine (wenn auch sehr schmerzhafte) Zufallsverwundung. Der Journalismus war das Gewerbe, dem seine beharrlichsten Bemühungen galten; aber kein Blatt ersten Ranges wäre je darauf verfallen, sich um die Erzeugnisse seiner Feder zu bewerben. Selbst seine berühmteste Begabung, sein begeisterndes, massenbezwingendes Rednergenie, das die Welt kennt, hatte bisher unglücklicherweise noch keine Gelegenheit, sich in einer öffentlichen Diskussion zu erweisen, bei der gleiches Recht für den Gegner wie für ihn gewaltet und die Unwiderstehlichkeit seiner Dialektik auf die Unterstützung von Gewehren, Knüppeln und Fäusten verzichtet hätte. Wahrlich, in der wechselvollen und langen italienischen Geschichte, der längsten und wechselvollsten von allen, überreich an Helden und Schwindlern, hat das Rampenlicht kaum je einen Helden mit so dürftigen Voraussetzungen für seine grosse Rolle beschienen. Selbst Cola di Rienzo, das wahre Vorbild des Duce, wirkt, gemessen an ihm, geistig und moralisch wie ein Riese.

Aber diese richtige Einschätzung darf nicht zu Hass und Verachtung führen. Der Widerspruch zwischen Format und Bedeutung sollte die Italiener zu gründlicherem Nachdenken veranlassen, warum und wie ein Mann wie dieser zu solchen Höhen der Macht und der Zerstörung aufsteigen konnte. Die Grösse seiner Absichten und der die ganze Menschheit in Mitleidenschaft ziehenden Resultate, die Intensität seiner Kraft lässt sich nicht leugnen. Doch wenn die Italiener das bestürzende Paradox nüchternen Geistes

betrachten, werden sie unschwer herausfinden, dass alle Grösse Mussolinis von ihnen stammt und nichts anderes ist als ihre eigene, gemeinschaftliche Grösse, das Ergebnis jahrhundertelanger Prüfungen und Irrtümer. Sie haben den leeren Automaten mit ihrer Einbildungskraft gefüllt; sie haben ihm ihre Worte in den Mund gelegt; sie haben aus all ihren siebenhundert Jahre alten Träumen einen Albdruck geschaffen: ihn. Er vernichtet sie, doch sie haben ihn erst toll gemacht. Strahlen von Wahrheit und Vernunft, von Sozialismus und Zukunft hatten, wenn auch von Gier und Irrtum verschattet, dieses Haupt in einer fernen Jugend berührt. Er aber sah, dass allzuviele Italiener um ihn immer noch nach Befehl und Herrschaft verlangten, ihren römischen Göttern. Er war schwach an Geist und Charakter, arm an Bildung und unendlich reich an Begierde. Er unterwarf sich ihnen, um sie unterwerfen zu können. Und die italienische Tragödie hat in Wirklichkeit keinen Helden, keinen Protagonisten aufzuweisen; sie ist ein Chor mit einem Sprecher, einem Lautsprecher. Im Lichte einer höheren Gerechtigkeit, die ihn für unwichtig erklärt und damit in gewissem Sinne freispricht, scheint auch Mussolini, der verderbte Verderber, ein Anrecht auf Mitleid zu haben. Ja, er mag sogar Gegenstand von frommen Wünschen der Bekehrung und Entsühnung sein, wäre nicht solch ein Gedanke, würdig eines Missionars, unangebracht in der Geschichte.

Viele Italiener, viel mehr Italiener als jemals in der Vergangenheit, wissen nun über diese Dinge Bescheid, und die Stimme der Emigration ist ihre eigne Stimme. Viele haben, endlich, in der tiefsten Finsternis der Knechtschaft den Entschluss gefasst, sich ein klares Bild über die Faktoren in der Geistes- und Gemütsverfassung ihres Volks zu machen, die für vergangene Misserfolge und für die gegenwärtigen Misslichkeiten verantwortlich sind; da der Fascismus, eine über die ganze Welt verbreitete Epidemie, mit hässlichen und übelriechenden Geschwüren, noch immer, wenn man sie bis zum Infektionsherd zurück verfolgt — Anspruch auf den Namen Italienische Krankheit hat. Wenn die Italiener sich selbst sähen, wenn sie sich dazu entschliessen könnten, würden sie gesunden. Das ist ein alter, unvergänglicher Weisheitssatz. Dass mangelhafte Selbsterkenntnis, im Verein mit hartnäckig beibehaltenen Phantasie- und Gefühlsvorstellungen, die mit dem tatsächlichen Zustand der Gesellschaft unvereinbar sind, in der Regel den Hintergrund individueller Verbrechen und Selbstmorde ausmachen, ist eine Strafrechtlern und Psychiatern geläufige Fest-

stellung. Sie gilt gleichermassen für den kollektiven Mord und Selbstmord, für amoklaufende Nationen.

Zu halsstarrig, denn zu lang, haben die Italiener die sonderbarsten und verschrobensten Vorstellungen über sich und andere gehegt. Sie haben sich für ein Volk von Genies in einer Welt von Tröpfen, und für eine Masse von Feiglingen, umringt von Mutigen, gehalten. Jahrhundertelang waren sie überzeugt davon, die Urheber und Besitzer einer meisterlichen und unvergleichlichen Zivilisation zu sein, die alles in den Schatten stellt, was die andern geleistet haben oder je leisten werden, obwohl, leider, diese ihre Zivilisation grade durch ihre Reife mild geworden war. Als daher die Araber während des Tripolitanischen Krieges die Hände hoben und um Gnade baten: „Bono Taliano", guter Italiener! hörten es die Italiener im allgemeinen nicht gern; abgesehen von dem Misstrauen gegen die möglicherweise verräterischen Absichten des Gegners, ärgerten sie sich darüber, dass man sie für gut hielt. Sie waren nämlich fest der Überzeugung, wenn es ihnen nur gelänge, ebensolche unerschrockenen Schlagetots zu werden wie die Gallier, die Teutonen und die Briten — oder wie sich diese ungeschlachten Barbaren sonst nennen mochten — dann würde, da ihre geistige Überlegenheit ja feststand, die Welt den Italienern gehören. Diese Folgerung wäre sicher richtig, wenn nur die Voraussetzungen stimmten, und das tun sie nicht. Weder sind alle vierundvierzig Millionen Italiener solche Genies, noch solche Memmen, wie sie glauben. Im Gegenteil, kein anderes Volk hat so Viele aufzuweisen, die Entbehrung und Qualen erlitten, die für so törichte Dinge geblutet und ihr Leben geopfert haben.

Und immer noch besteht ein altes Missverständnis fort, das ausländische und einheimische Betrachter zu einer grundverschiedenen Ansicht über den italienischen Volkscharakter bestimmt. Die Italiener bilden sich ein, sie seien antike Römer oder müssten es sein; der Ausländer hält sie für Italiener, Angehörige der modernen, europäischen Völkerfamilie. Darüber hinaus halten sich die Italiener für das erste und erstgeborene der Völker — was von verschiedenen Gesichtspunkten und nicht nur chronologisch richtig sein mag — und leiten daher — schon weniger überzeugend — die Schlussfolgerung ab, dass sie die Nachgeborenen zu lehren und zu erziehen haben. Diese hingegen neigen im allgemeinen dazu, in den Italienern Kinder zu erblicken: entzückende Kinder; viele darunter waren Genies, und noch viel mehr vom Hauch des Genies berührt — wenn auch nicht alle vierundvierzig Millionen —

und ihr Wesen, eine Mischung aus Unmittelbarkeit und einer durch naive Weisheit gewürzten Anmut von unsagbarem Reiz, so duftig wie ihre Erde; auch Künstler waren sie und nette Leute, die mit Engelszungen sprachen und sangen und mit ihren Händen gestikulierten, als seien es Flügel: aber letzten Endes doch Kinder und nicht gewillt, erwachsen zu werden. Das war von allen Gründen, welche die Welt gegen den italienischen Fascismus nachsichtig stimmten, bei weitem der sympathischste. Sie konnte sich diese reizenden italienischen Kinder nicht als Schurken oder Narren, oder beides, vorstellen; Untaten bagatellisierten sie als Unfug; das ganze Theater schrieben sie, solange wie sie konnten, auf Konto der italienischen Lust am Effekt und kombinierten das ehrwürdige Sprichwort von einer neuen Klassik mit einer Klischeevorstellung vom Kondottiere. Wenn diese Vorstellung von Italien: halb Kinderstube halb Opernhaus, auch beträchtlich übertrieben ist, so enthält sie doch mehr als ein Körnchen Wahrheit. Die Art des Italieners, die meisten Dinge mit bloss körperlichen Augen anzusehen, die sinnliche Gebundenheit ihrer Wahrnehmung i s t kindlich: kindlich ihre Art, sich an die Röcke der Mutter Autorität zu hängen, die Knie des Vaters Buchstabenglaube zu umklammern; kindlich ihre Drückebergerei, wenn es gilt, zwischen Traum und Leben zu unterscheiden.

Viele Italiener sind sich jetzt darüber einig, dass es höchste Zeit für Italien ist, mündig zu werden; eine schmerzliche Übergangszeit, ohne Zweifel. Das heisst, dass sie bereit sind, sich verehrungsvoll vor der Vergangenheit zu neigen und im übrigen den neuen Weg zu gehen. Es steht geschrieben: ,,Das, was du säest, wird nicht lebendig, es stürbe denn." Man kann sagen: wie tief und stark auch Italien in der Vergangenheit verwurzelt ist, es wäre kaum sehr vorteilhaft für einen Baum, seine Zweige und Blätter im Wurzelwerk zu begraben, um dort zu blühen und Früchte zu tragen. Lasst sie die Morgenluft atmen. Lasst sie wachsen. Hört auf mit dem Gerede von Wiedergeburt und Renaissance, das von Jahrhundert zu Jahrhundert widerhallt; sorgt dafür, dass endlich Ihr geboren werdet. Die Italiener vor siebzig Jahren, die Rothemden Garibaldis, hatten im Kampf um die langverwehrte Hauptstadt einen Schlachtruf: Rom oder Tod. Aber die Italiener von heute sollten denken: Rom u n d Tod. Rom, in dem Sinne, den die Schwarzhemden ihm gaben, ist tot. Gewiss, ein Element der römischen Geschichte wird ewig weiterleben: das Ziel der Einheit aller Menschen, das in Griechenland geboren wurde, doch hier sich

entfaltet hat. Aber dieses Ziel gehört nun dem ganzen Erdenrund an; es wird sich eher durch einen Marsch von Rom weg als in irgend einem Marsch auf Rom erfüllen.

Es sollte heute allgemein bekannt sein, dass der deutlichste Beweis für Unterlegenheit das Verlangen nach Überlegenheit ist. Wenn die Italiener diesen Dorn aus ihrem Fuss ziehen, werden sie aufstehen und wandeln. Der Platz an der Sonne, auf den sie einen berechtigten Anspruch haben, ist ihnen sicher, sobald sie ihren Platz im Monde unvernünftiger Wünsche aufgeben. Der Wunsch nach Vorherrschaft, wie sie ihn lange hegten, gleicht, in dieser vielfältigen Welt, dem Wunsche eines Astronomen, der, bestürzt über das aus den Fugen geratene Universum, seinen Planeten wieder die zentrale Stelle anweisen möchte, die er in der Liliput-Astronomie von früher innehatte.

Allzuviele sind schon gefallen und zugrunde gegangen; allzuviele leiden noch immer Unrecht und Erniedrigung. Plato hat gesagt, „die Interessen der Herrscher erforderten, dass ihre Untertanen arm im Geiste seien"; aber selbst der Stumpfsinn sollte seine Grenzen haben. Wenn die Italiener sich entschlössen, zu erwachen, würde es tagen. Wenn sie, auf ihren Plätzen versammelt, anstatt „Duce! Duce!" ihre wohlbekannten, ihre wahrhaft gebieterischen Silben „Basta! Basta!" rufen würden, der Nachtmahr verschwände; da der Fascismus, bei all seinem Schrecken, leer und nichtig ist, aus dem Stoff, aus dem die Nachtmahre gemacht sind. Dann erhielte unschwer der König und Kaiser den einzigen Titel, der ihm noch fehlt, nämlich den eines Prätendenten im Exil; und vielleicht hörte die unchristliche, unkatholische, nicht apostolische Römische Kirche ebenfalls auf, römisch zu sein. Oder aber die Italiener könnten es lernen, sie mit dem heiteren Verständnis und der angemessenen Toleranz der jungen Amerikanerin zu betrachten, die nach einer Papstzeremonie in Sankt Peter heimschrieb: „Herrlich. Zugleich lächerlich."

Katholizität ist die einzige, wahrhaft unvergängliche Substanz des römisch-katholischen Strebens, genau wie beim antiken Rom. Dieser Einsicht können die Italiener sich nun nicht länger verschliessen; sie werden zum Kern ihrer zweitausendjährigen Existenz gelangen und die Schlacken beiseite lassen. Der Fesseln und Gespenster ledig, werden sie endlich, stolz auf ihre volle Menschenwürde, das Genie und die Vitalität ihrer Rasse ganz entfalten können, von denen selbst der Fascismus in seiner hoffnungslosen Anstrengung eine Art Beweis ad absurdum gab: unerschöpfte

Reserven, die ans Wunderbare grenzen, wenn es denn durchaus Wunder sein müssen; Aktivposten, grösser als Berge von Rohmaterial, tiefer als Ölquellen. Wenn die Italiener Anregung aus der Vergangenheit brauchen — ihre Vergangenheit, von Unkraut befreit, bietet sie in Fülle. In ihr finden sie Bestärkung für ihre seltsame Naivität, die nicht einmal durch Schuld ihre Unschuld einbüsst; in ihr die Deutung für die wahrhaft unvergleichliche Herrlichkeit, zugleich allegro und pensieroso, ihres schicksalgeprüften Landes. Wenn sie bis ins Mittelalter zurückgehen, stossen sie dort auf das glückliche Beispiel der schöpferischen Vielfalt ihrer Städte: die individuelle Initiative, die vereint mit einem universellen Ziel zu den Zügen einer künftigen Weltgesellschaft gehören wird. Aus allen Zeiten aber können sie für ihren unermüdlichen Dienst an der Schönheit die Ermutigung herleiten. Bei ihrem Dante freilich, dem Vater all ihrer Pracht und all ihres Misserfolgs, werden sie sich mehr an seine Persönlichkeit und an die Ewigkeitswerte seines Werkes halten als an die vergänglichen Phantome seiner Zeit. Ebenso sollten sie bei Manzoni seine Weisheit und sein Mitleid höher schätzen als den Geist der Unterwürfigkeit, bei Leopardi der Hoffnung vor der Verzweiflung den Vorzug geben, und von ihrem Propheten Mazzini die Brüderlichkeit lernen und den Wunsch nach Vorherrschaft unbeachtet lassen.

Selbst ihr verhängnisvoller Machiavelli — dessen Irrtum übrigens durch die Selbstlosigkeit seiner Leidenschaft und das Leid seiner Enttäuschung entsühnt wird, so wie Nietzsches Raserei durch sein reines Leben und seinen erhabenen Flug und Fall — selbst Machiavelli hat uns einiges Vortreffliche zu sagen.

„Ich meine auch", schrieb er im vorletzten Kapitel des ‚Fürsten', „dass der Herrscher glücklich ist, der sein Verhalten seiner Zeit anpasst, und unglücklich der Herrscher, mit dessen Handlungen die Zeiten nicht in Einklang stehen." Das ist ausgezeichnet.

Er schrieb kurz vor dem Tode: „Liberate diuturna cura Italiam, extirpate has immanes belluas quae hominis, praeter faciem et vocem, nihil habent." Übersetzt aus seinem etwas schwerfälligen Latein in eine kürzere moderne Sprache heisst das einfach: „Schafft euch die Bestien vom Halse."

Die Stelle stammt aus einer Epistel an die Italiener, datiert vom 17. Mai 1526. Er hatte die spanischen Eroberer im Sinne. Er wusste noch nicht, dass die Unterdrücker Italiens aus ihrer eignen Mitte auferstehen würden; noch hatte er nicht ganz die Wahrheit

erkannt, die kurz danach dem jugendlichen Anti-Machiavell von Frankreich, La Boétie klar aufgehen sollte: dass alle Knechtschaft freiwillig ist und der Sklave verächtlicher als der Tyrann hassenswert.

In der gleichen Epistel hatte Machiavelli die Italiener beschworen: „Ihr wisst, wie viele Gelegenheiten versäumt worden sind. Versäumt nicht diese eine; vertraut nicht länger auf Glück und die Zeit; denn nicht immer wiederholen sich die gleichen Dinge, noch bleibt das Glück sich immer gleich."

Auf wieviele Völker und Dinge haben die Italiener in diesen Jahren vertraut. Sie haben ihre Freiheit von den Engländern erhofft, von den Abessiniern, vom Völkerbund, vielleicht erwarten sie sie jetzt vom Spanier oder Russen. Sie haben trügerische Hoffnungen auf die Kugel des Attentäters gesetzt, auf die Verschwörung der Bazillen, auf natürlichen Tod, auf Unglücksfälle; sie haben insgeheim sogar den libyschen Stier verehrt, der den Duce während seines letzten Triumphzugs durch die Kolonie um ein Haar attackiert hätte.

Aber nicht durch zufällige Werkzeuge tut der Geist sein Werk. Selbst Brutus' Dolch hat nicht getroffen. Dieser Römer war besser als die meisten Italiener unsrer Zeit, und Cäsar ein viel grösserer Mann als ihr Tyrann. Doch Cäsar starb, aber die Tyrannei blieb. Denn sie wohnte nicht in Cäsars Herz, vielmehr im Herzen der Römer.

Nicht durch Andere werden die Italiener die Freiheit erlangen, sondern durch eigne Kraft, nicht vom Tod wird ihnen Leben kommen, sondern vom

LEBEN.

erkannt, die kurz danach dem jugendlichen Anti-Machiavelli von Frankreich, La Boëtie klar aufgehen sollte, dass alle Knechtschaft freiwillig ist und der Sklave verächtlicher als der Tyrann hassenswert.

In der gleichen Epistel hatte Machiavelli die Italiener beschworen: „Ihr wisst, wie viele Gelegenheiten versäumt worden sind. Versäumt nicht diese eine; vertraut nicht länger auf Glück und die Zeit, denn nicht immer wiederholen sich die gleichen Dinge, noch bleibt das Glück sich immer gleich."

Auf wieviele Völker und Dinge haben die Italiener in diesen Jahren vertraut. Sie haben das Freiheit von den Engländern erhofft, von den Abessiniern, vom Völkerbund, vielleicht erwarten sie sie jetzt vom Spanier oder Russen. Sie haben trügerische Hoffnungen auf die Kugel des Attentäters gesetzt, auf die Verschwörung der Bazillen, auf natürlichen Tod, auf Unglücksfälle; sie haben insgeheim sogar den Bysachen stier verehrt, der den Duce während seines letzten Triumphzuges durch die Kolonie um ein Haar attackiert hätte.

Aber nicht durch zufällige Werkzeuge tut der Geist sein Werk. Selbst Brutus' Dolch hat nicht getroffen. Dieser Römer war besser als die meisten Italiener unserer Zeit, und Cäsar ein viel grösserer Mann als ihr Tyrann. Doch Cäsar starb, aber die Tyrannei blieb. Denn sie wohnte nicht in Cäsars Herz, vielmehr im Herzen der Römer.

Nicht durch Andere werden die Italiener die Freiheit erlangen, sondern durch eigene Kraft, nicht vom Tod wird ihnen Leben kommen, sondern vom

LEBEN.

ANHANG

IM KIELWASSER DER EREIGNISSE

IN der ersten Juniwoche 1937 kam Blomberg, der — inzwischen aus dem Amt geschiedene — deutsche Kriegsminister, auf Einladung der fascistischen Regierung über die Alpen, um sich ein Bild vom Grade der italienischen Kriegsbereitschaft zu machen. Nach einer umfassenden Prüfung gab er ein Kommuniqué heraus, in dem er die technische Ausrüstung des mutmasslichen deutschen Verbündeten zu Land, zu Wasser und in der Luft lobte, über den entscheidenden Punkt aber, die Kampfkraft des italienischen Soldaten sich nur sehr unverbindlich äusserte. Die italienische Presse wurde angewiesen, die Verlautbarung in grossem Druck zu bringen, als wäre sie ein der ganzen italienischen Nation verliehenes Ehrendiplom.

Die fascistische Kriegsdrommete blies den ganzen Monat hindurch. Die Beschiessung Almerias durch deutsche Kriegsschiffe, die angebliche Torpedierung der „Leipzig" in spanischen Gewässern — ein neuer Reichstagsbrand — die Einnahme Bilbaos durch Franco, der Sturz des französischen Ministerpräsidenten Blum, der Schiffbruch des spanischen Nichteinmischungsausschusses, Stalins russische Säuberungsaktionen — all das schien Gelegenheiten und Ermutigungen in Fülle zu bedeuten. Ein amerikanischer Berichterstatter erklärte, ganz Europa lebe in einem Zustand, als müsse ein europäischer Krieg noch im August ausbrechen. Ende Juni rief „Regime Fascista", ein Vorreiter der fascistischen Presse, nach sofortigem Krieg, solange Frankreich sich im Chaos befände und die englische Aufrüstung noch nicht vollendet sei. Mussolini selbst lehnte zwar die direkte Verantwortung für den Alarmruf des „Regime Fascista" ab, veröffentlichte aber einen Leitartikel, in dem er die Niederlage von Guadalajara zwar bagatellisierte, aber zugab, den Schein der italienischen Neutralität im spanischen Krieg preisgab und Rache für die Schlappe gelobte.

Dann wurde es über Nacht deutlich, dass die gemässigte oder anglophile Partei im Nationalsozialismus, die sich um Reichsheer und Reichsbank scharte, die Oberhand gewonnen hatte, zumindest für die nächste Zeit. Schon war das Gros der deutschen Flotte aus dem tückischen Mittelmeer abgedampft. Hitlers Deutschland, dessen totalitäres Regime bis jetzt mit den finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten ebensowenig fertig geworden war wie mit dem Kirchenstreit, lehnte es ab, den Marsch des Duce auf Paris, den Flug des Duce auf London mitzumachen.

Das Ergebnis schien klar: der „Kampf zwischen Furcht und Begierde in dieses Mannes Herz" war zugunsten der Furcht entschieden, und der mordträchtige Sommer hatte dem Führer des Fascismus, ausser dem Spott, der von den Alpen bis Sizilien ertönte, nichts mehr zu bieten. Der Ausgang schien sowohl der Logik der Handlung wie dem Charakter des Hauptdarstellers zu entsprechen.

So konnte der gespenstische Flirt zwischen England und dem Fascismus neu beginnen. Zuerst verstand Mussolini sich (am 9. Juli) dazu, seine englandfeindliche Rundfunkpropaganda in der Moslemwelt abzubrechen, und setzte von diesem Entschluss Aussenminister Eden direkt in Kenntnis. Ende Juli richtete Neville Chamberlain, der neue englische Premierminister, einen freundlichen Privatbrief an den Duce und — gewiss ermutigt durch die vorangegangenen Erfolge der John Simon und Stanley Baldwin, Samuel Hoare und Anthony Eden, vor allem aber des Hauptdrahtziehers Sir Robert Vansittart — hielt er Englands Backe wieder dem fascistischen Kuss hin.

Die Absicht der englischen Regierungspartei ging ganz offensichtlich dahin, Frieden, Aufrüstung und Liberalismus für ihr Land zu retten; Fascismus und Ordnung in Italien, die lebenswichtigen Verbindungslinien für das britische Weltreich; Tradition, Fortschritt, Sicherheit für die besitzenden Klassen; und den gesunden Menschenverstand für alle anderen, in einem Westeuropa, das für Gentlemanabkommen empfänglich gemacht worden war und sich dem wohlwollenden Diktat einer halb-Heiligen Allianz, genannt Viermächtepakt, unterwarf. Kürzer ausgedrückt, das Ziel bestand darin, alles zu retten, nur nicht die Ehre. Der Preis, den man zu zahlen gewillt war, schien nicht zu hoch. Abgesehen davon, was möglicherweise den Tschechen, Österreichern, Ukrainern oder ähnlich unwichtigen Völkern zustossen mochte, nahm man an, dass nur die Chinesen und Spanier die Zeche zu bezahlen hätten.

Andrerseits verhielt sich der Duce des Fascismus diesen Werbungen gegenüber recht vorsichtig und dilatorisch. Er stiess die Engländer nicht zurück, aber er beeilte sich auch nicht, in ihre Arme zu sinken. Noch war nicht alles unwiederbringlich für ihn verloren.

Im spanischen Regierungslager brach, während die Vorhuten der fascistischen Armeen gegen alle lebenswichtigen Punkte stiessen, eine fascistisch inspirierte anarchistische Verschwörung aus, die das Epos des Abwehrkampfes mit mörderischem Hader und Verbrechen durchsetzte: ein Bürgerkrieg im Bürgerkrieg. Im fernen Osten marschierte Japan, dessen Regierung sich um die Volksmeinung und parlamentarische Misserfolge nicht im mindesten scherte, auf Peking, nachdem es sich zur Genüge vergewissert hatte, dass Stalins Russland sich am Amur vorläufig nicht rühren würde; auf Peking sollten Schanghai, Nanking, Kanton folgen. Diese Flammen loderten zwar noch in weiter Ferne, doch ihr Schein zuckte vielversprechend herüber.

Gewiss, die britische Aufrüstung stieg drohend am Horizont empor. Doch es war nicht undenkbar, dass eine Weltfriedenskonferenz der Grossmächte dem „verhängnisvollen Wettlauf" ein Ende machte und durch Stabilisierung der Rüstungsrelationen etwa auf dem gegenwärtigen Stande dem fascistischen Kriegsgott eine Chance für die Zukunft liess. Schon war Amerika, das gutgläubige Amerika, dazu ausersehen worden, des Duce Kriegslist der Welt mundgerecht zu machen, und Präsident Roosevelt wurde dringlich gebeten, die Konferenz einzuberufen.

Noch am 24. Juli, als die englische Werbung schon weit fortgeschritten war, veröffentlichte der Duce einen Artikel, in dem er verhiess,

die „Realität", d.h. der Krieg würde bald allen „Nachkriegsfiktionen" ein Ende machen.

Noch im August schien er zu dem Eingeständnis nicht bereit, dass der Marsch des Fascismus an einen toten Punkt gelangt war und der Traum von Weltbrand und Weltreich mit dem Schicksalssommer 1937 ausgeträumt war; noch immer sah er wohl, auf d'Annunzios und Nietzsches Spuren, „ungeborene Morgenröten" emporsteigen.

Sie wurden auch im Herbst und ersten Teil des Winters nicht ge boren. Der Fortschritt der englischen Aufrüstung und das Erstarken des englischen Selbstbewusstseins — die in dem entschiedenen Auftreten gegen den unbekannten Piraten des Mittelmeers, in der Versetzung Robert Vansittarts und in grösserer Zurückhaltung der Regierung gegenüber Berlin und Rom Ausdruck fanden — die wiederholten Niederlagen der fascistischen Verschwörer und Terroristen in Frankreich von Doriot bis zu den Cagoulards und eine vorläufige Festigung Russlands nach den Zuckungen: das waren wirkliche Tatsachen, die kaum aufgewogen wurden durch Theatercoups wie die offizielle Unterzeichnung des vorgeblichen Antikomintern-Pakts durch die drei fascistischen Mächte oder den demonstrativen Austritt des Duce aus dem Völkerbund zum Jahresschluss. Selbst der Einbruch in China schien eher geeignet, die Kraft Japans zu schwächen, als es gegen Ost und West stark zu machen; und bis Ende Januar blieb Spanien in dieser Phase des neuen Dreissigjährigen Krieges der Schauplatz der Entscheidung. Im Grossen begannen die künftigen Fronten sich deutlicher abzuzeichnen, indem die Klärung der öffentlichen Meinung Amerikas unaufhaltsame Fortschritte machte und unter dem Druck der Ereignisse in allen drei Erdteilen der alten Welt fast zur Einheit zusammen geschweisst wurde; und nicht zuletzt durch die Gefahren für die eigene Sicherheit: der Sieg des Fascismus in Brasilien und ähnliche Wetterzeichen jenseits der mexikanischen und kanadischen Grenzen wirkten alarmierend.

Unbeirrt durch alle Fehlschläge steigerte sich der fascistische Kriegsgott immer tiefer in seinen Kriegswillen hinein, je höher die Unruhe seines halbverhungerten und verzweifelten Volkes stieg. Ein Enkel, der dem Diktator zu Weihnachten geboren wurde, erhielt in christlicher Taufe den Namen Marzio, der Kriegerische. Der Diktator selbst beglückwünschte seine schwarze Miliz zu „den blutigen und ruhmreichen Seiten", die sie „in Libyen, in Abessinien und auf spanischem Boden" geschrieben hätten, und bescheinigte ihre Bereitschaft für „noch härtere Proben". „Ich weiss", sprach er zu ihnen bei der Parade auf der römischen Triumphstrasse, „dass ihr nur auf einen Ruf wartet". Inzwischen wurde im italienischen Heer der preussische Stechschritt eingeführt und vom Duce „römischer Schritt" getauft, so wie der römische Gruss vom Führer zum deutschen Gruss umgetauft worden war: ein Wink mit dem Zaunpfahl an den zögernden Freund jenseits der Alpen.

Der Wunsch nach dem grossen „Ruf" wurde am 1. Februar ausgesprochen. Schon in den darauf folgenden Tagen fand ein langersehnter Umschwung statt: die zweite deutsche Revolution, vergleichbar der fascistischen zweiten Welle 1925—27. Schacht war bereits zurück-

getreten; nun folgten ihm Blomberg, Fritsch, Neurath und viele andere ins politische Nichts; und während gegen Niemöller, den rebellischen Pastor, hinter verschlossenen Gerichtstüren verhandelt wurde, wurde der gemässigte Flügel der nationalsozialistischen Partei und der Reichswehr, der die deutsche Intervention in Spanien gebremst und mit friedensfreundlichen und anglophilen Gedanken geliebäugelt hatte, so gut wie zerschmettert. Die Bedeutung des Coups kam offenherzig in dem Telegramm Mussolinis an den Lehrling Hitler zum Ausdruck, in seinem Frohlocken über die gesteigerte „Kameradschaft zwischen unseren Streitkräften". Aber auch ohne diese Bestätigung von berufener Seite schien der ausländische Betrachter jetzt nicht mehr ganz so geneigt, sich der gewohnten Täuschung hinzugeben, als sei der römische Fascismus — der sanfte, kluge, wortreiche aber friedliebende, der christlich-katholische und philosemitische, produktionssteigernde, lohnerhöhende und geburtenfördernde, sümpfetrocknende, Strassen asphaltierende, die Bettler zur Ordnung und die Züge zur Pünktlichkeit anhaltende Fascismus — nur der Schwanz, und zwar ein ziemlich harmloser, des Nazidrachens. Dass in Wirklichkeit der römische Fascismus der Kopf des Weltdrachens war, diese Erkenntnis dämmerte nun in vielen Köpfen. Hitlers Säuberungsaktion, schrieb ein amerikanischer Beobachter, „ist eine Konzentration der Macht in einer Hand von einem Ausmass, wie sie bis dahin in der Neuzeit nur noch der italienische Ministerpräsident Mussolini erreicht hat". Ein französisches Zeugnis vom gleichen Tage bestätigte in einer zusammenfassenden Darstellung der internationalen Lage mit dem Gewicht amtlicher Information die Schlussfolgerungen im Epilog dieses Buches. „Im heutigen Deutschland", schrieb Pertinax, „hat sich die Reichswehrleitung das ganze letzte Jahr hindurch als eine rationale Kraft erwiesen und durch ihren Einfluss vermutlich den europäischen Frieden gerettet . . . Sie hat Hitler daran gehindert, sich Mussolini gegenüber zu einer aktiveren militärischen Unterstützung seiner spanischen und Mittelmeerabenteuer zu verpflichten . . . Neuerdings hatten fremde Beobachter, die mit Baron von Neurath gesprochen haben, den deutlichen Eindruck, dass in der italienisch-deutschen Ehe Italien allmählich die Oberhand gewonnen hat."

Die Verwirrung, die nun folgte — als Hitler von Berchtesgaden aus am 12. Februar seine Hand nach Österreich ausstreckte und in seiner Reichstagsrede am 20. Februar auf die Tschechoslowakei und Afrika abzielte, als England vor des Duce „jetzt oder nie" kapitulierte und den gespenstischen Flirt überstürzt mit einer Art Verlobung abschloss, unter den Auspizien einer Dame, die dem Leser dieses Buchs schon auf Seite 301 begegnet ist; worauf Eden in einem verspäteten Zornausbruch zurücktrat, um sich prompt wieder einer Parteimaschine zu unterwerfen, die er soeben noch als unsauber gebrandmarkt hatte; während andrerseits der spanische Widerstand selbst nach Teruels zweitem Fall immer noch ungebrochen blieb, Frankreich und die Tschechoslowakei kaltblütig Widerstand leisteten; und Österreich plötzlich, mit fast komischer Wirkung, in trotziger Unabhängigkeit aus dem Nazi-Leviathan wieder auftauchte, von dem es fast eine Woche lang bereits verschlungen schien — diese ganze traurige Ko-

mödie der Täuschungen und Irrungen muss, da dies Buch in Druck geht, unanalysiert bleiben. Ein Funken Wahrheit war in Winston Churchills Rede vor dem Unterhaus vom 22. Februar enthalten. „Der italienische Diktator befindet sich in einer schwierigen Lage", sagte er. „Schade, dass man einer Entwicklung, die seine aussenpolitischen Herausforderungen und Ansprüche auf ein gesundes Mass zurückgeführt hätte, nicht freien Lauf gelassen hat." Die Zwangslage, in die der italienische Fascismus geraten war, schien Churchill kein triftiger Grund, zur Rettung herbeizueilen. Aber es hatte damit schon seine Richtigkeit. Denn zehn Jahre lang waren, wie in den vorangegangenen Seiten zum Ausdruck kam, die Italiener zwar die Opfer ihrer eigenen, unbestreitbaren Schuld, in weit höherem Masse aber Opfer eines internationalen Konsortiums gewesen, das der reaktionären Ordnung und der katholischen Gegenreformation Hilfestellung leistete, auf Kosten eines unterdrückten und verelendeten Italien, dessen Erlösung nur von Italien selber kommen kann und schwerlich von aussen.

Zu Beginn des Frühlings 1938 vermöchte nur ein Hellseher von übernatürlicher Fähigkeit vorauszusagen, was für Überraschungen die Zukunft noch birgt. Nur die Götter wissen, ob Edens Prophezeiung immer noch zu Recht besteht — nämlich, dass der Weltkrieg entweder 1937 oder überhaupt nicht ausbricht und dass eine friedliche Entwicklung zwangsläufig die Auflösung des Fascismus und Nationalsozialismus von innen her bringen wird — mit anderen Worten, ob die Unvereinbarkeit von Zivilisation und Fascismus und die Einsatzbereitschaft des westlichen Kulturkreises im Verein mit der immer unerträglicher werdenden Lage in den barbarisierten Ländern in der Lage sein wird, den grossen „Ruf" und Kriegsbrand zu verhüten, oder ob Millionen Schuldiger und Unschuldiger dazu verurteilt sind, in einer Welt zugrunde zu gehen, in der nur noch die Philosophie des Bösen Bestand hat.

Der Verfasser hat das Buch am 13. 8. 1937 abgeschlossen. Nur der Schluss (von Seite 453, Zeile 8 ab) ist am 1. 3. 1938 geschrieben worden.

sowie der Täuschung und Irrtümer trägt, da man diese in Europa jetzt gewissermaßen kennt. Ein anderes Wahrwort war in Winston Churchills Rede vor dem Unterhaus vom 22. Februar enthalten. „Der tschechische Pufferstaat befindet sich in einer schwierigen Lage", sagte er, „bedenkt, dass man einer Entwicklung, die seine wirtschaftlichen Gegebenheiten und Ansprüche auf ein gesundes Maß zurückgeführt hatte, einen freien Lauf gelassen hat." Die Zustimmung [illegible] zu der [illegible] Parlamente [illegible] war, [illegible] Churchill vom richtigen Grund, zur Rettung herbeizukommen. Aber er hatte damit schon seine Richtigkeit. Denn viele Jahre lang würde, wie in den vorangegangenen Seiten zum Ausdruck kam, die Tschechei zwar die Opfer ihrer eigenen [illegible] Schuld, in weit höherem Maße aber Opfer einer internationalen Kombination gewesen, die der [illegible] Ordnung und der [illegible] Gegen[illegible] Unterstellung lebte, auf Kosten einer unterdrückten und [illegible] Idee, deren Erlösung nur von Innen selber kommen kann und schwerlich von außen.

Zu Beginn des Frühlings 1939 [illegible] nur ein Dreieck von [illegible] Tatkraft [illegible], was ihr Überraschungen die Zukunft noch birgt. Nur die Götter wissen, ob jede [illegible] stellung immer noch zu Recht besteht — nämlich, dass der [illegible] [illegible] oder überhaupt nicht [illegible] und dass eine friedliche Entwicklung zwangsläufig die Auflösung des Faschismus und Nationalsozialismus von innen her bringen würde —, mit anderen Worten, ob die Unterscheidung von Zivilisation und Diktatur und die Einheitsinteressen des westlichen Kulturkreises im Verein mit der immer [illegible] werdenden Lage in den faschistischen Ländern in der Lage sein wird, den großen „Fall" ohne Kriegszustand zu verhüten, oder ob [illegible] und [illegible] dass [illegible] sind, in einer Welt zugrunde zu gehen, in der nur noch die Philosophie der Bösen Bestand hat.

Der Verfasser hat das Buch am 15. 8. 1939 abgeschlossen. Nur der Schluss (von Seite 433, Zeile 8 ab) ist am 1. 9. 1939 geschrieben worden.